





Geschichte
des fränkischen Rheinufers
was es war
und
was es itzt ist

von
Heinrich Simon van Alpen
Pastor in Stolberg bei Aachen

I Theil

Köln am Rhein
bei
Haas, Steven...

Köln am Rhein
bei
Hedenkoven und Thiriart
1802.
Jahr X. der franz. Rep.

Dem Bürger

Jeanbon Saint-André,

Präfekten

des Donnersberger Departements

und

General-Regierungskommissär

in den vier neuen Departementen des linken Rheinufers

gewidmet.

Bürger General-Regierungs-kommissär!

Ihnen, verehrungswürdiger Greis, widme ich voll Zutrauen und unter den Auspicien froher Aussichten diese Geschichte. Schon Ihr Silberhaar und Ihre gereifte Staatskenntniß verbürgen den Bewohnern unsers Rheinufers die glänzendsten Hofnungen; aber noch mehr läßt uns die Weisheit und Energie, womit Sie unter den heftigsten Stürmen Ihre bisherige Laufbahn wandelten, erwarten. Die donnernde Stimme, mit der Sie als Redner in der vormaligen Provinz Languedoc für Frei-

 heit

heit, Patriotismus und Völkerwohl sprachen, tönte hinüber bis an die Ufer des Rheins. Der Patriot jauchzte Ihnen Beifall entgegen und freute sich der unverdächtigen Beweise, womit Ihnen das Vaterland den Tribut der Liebe und Achtung, die Krone des Verdienstes reichte. Wir hörten sie im Nationalkonvent, wie ein Demosthenes und Cicero, mit Energie und Freimüthigkeit für Weisheit und Tugend, für Vaterland und Toleranz reden. Wir bewunderten Sie in der Belagerung Toulons, wo Ihr republikanischer Geist die Feinde schreckte, indem Sie sich nicht ergeben wollten und in dem Augenblick, wo der Ozean Sie zu verschlingen drohte, schrieen: Es lebe die Republik! Mit Recht nannte Sie damals der Spanier den Retter der Welt, als Sie durch dieses Land zu Ihrer Bestimmung als Consul nach Algier reißten. Aber Sie sind auch in der Schule der Leiden gebildet, Sie

haben die Noth der Erde erfahren und werden es sich zur schönsten Pflicht machen, das Elend der Völker zu lindern. In Smyrna, wo Sie die Stelle eines fränkischen Consuls vertraten, zogen sich namenlose Drangsale über Ihrem Haupte zusammen. Im Moment der ägyptischen Expedition empfanden Sie die ganze Despotie unmenschlicher Barbaren. Die Ottomanen, dieses entnervte und abgestumpfte Volk, führten Sie längst den Küsten des schwarzen Meeres, ohne Geld, ohne Nahrung, ohne Kleidung und hielten Sie über drei Jahre gefangen. Ihr Muth, Ihre Philosophie erhielten Sie in diesen kummervollen Tagen. Der Friede brachte Sie in Ihr Vaterland, und wohl uns! an die Ufer des Rheins. Von solchem geprüften Manne können wir alles erwarten. Beglücken Sie unser Vaterland; heilen Sie die noch nicht vernarbten Wunden, die uns der Krieg schlug! — Sanfte

Ru=

Ruhe werde Ihnen an unserm köstlichen Ufer! Heiter sey in unserer Mitte der Abend Ihres denkwürdigen Lebens! Die kühlen Schatten unserer gepflanzten Freiheitsbäume, die stärkende Luft, die Wohlgerüche unserer Fluren und Berge bringen Jugendkraft in Ihre Thaten athmende Seele und begeisteren Sie zu edlen Entwürfen; zu Entwürfen, welche Ackerbau, Fabriken, Handlung, Künste und Wissenschaften beleben!

Ihr

ergebenster H. S. Van Alpen.

Vorrede.

Die sanfte Ruhe, welche uns endlich nach namenlosen Drangsalen zu Theil wurde; die Aufhellung des Dunkeln, welches so lange über uns schwebte; der Lüneviller Friede, welcher unser Schicksal definitiv entschied, begeisterte mich zu dem Entschluß, unsere jetzige Lage mit der vorigen zu vergleichen und diese Geschichte zu schreiben. Kenner mögen urtheilen, mit welchem Glück sie meinen Händen entschlüpft. Nie werde ich gegen Jemand sprechen, der meine Arbeit tadelt; ich werde dem Manne danken, der mir meine Fehler aufdeckt und durch Gründe mich eines Bessern belehrt. Die Unvollkommenheiten dieses Werkes will ich nicht entschuldigen: sie sind von Werken dieser Art unzertrennlich und können nur nach und nach gehoben werden. Indessen kann ich mit Zuversicht meine Angaben für die richtigsten und einzigen halten, die man von unserm Rheinufer aufgezeichnet findet. Keine einzige blos muthmaßliche Angabe habe ich mir erlaubt; aber bei den vielen widersprechenden habe ich die

wahr-

wahrscheinlichsten gewählt. Die Quellen, aus welchen ich schöpfte, sind offiziell, nämlich: das Bülletin, welches für das 6te und 7te Jahr bei den Gebrüdern Levrault in Strasburg und für das 8te, 9te und 10te Jahr bei Craß in Mainz erschien; Almanach national pour l'an X de la République française, à Paris; Annuaire politique et œconomique du département du Bas-Rhin pour l'an X par Bottin, à Strasbourg; Almanach du département de l'Ourthe pour l'an X, à Liège; historisch-statistisches Jahrbuch des Departements vom Donnersberge für das Jahr 10 der fränkischen Republik, von Friedrich Lehne zu Mainz; Vanrecums Kalender für das Rhein- und Moseldepartement; Kalender für das Ruhrdepartement auf das Jahr 7, mit historisch-statistischen Anmerkungen von Wasserfall, Köln und Aachen; der Bericht an den Nationalkonvent im 3ten Jahr. von Roberjeot. Besonders muß ich die Willfährigkeit nennen, womit man mir auf meine Bitte die Angaben aus den Präfekturen verschiedener Departemente reichte. Dieser Garten der Hesperiden war sonst gewöhnlich verschlossen; itzt ist es erlaubt, in demselben zu wandeln. Die Berichte der öffentlichen Beamten, der verschiedenen Verwaltungszweige kann ich mit Recht als offizielle Quellen rühmen. Ausser diesen benutzte ich das noch immer klassische Werk, die Geographie von Büsching.

sching. A. Klebe's Reise auf dem Rhein wird man ebenfalls benutzt finden. Viel verdanke ich den Fabrikanten meiner Gemeinde, sie unterstützten mich mit ihrer Korrespondenz, mit ihren Bibliotheken, mit ihrer Länderkunde und mit ihrer Fürsprache, die ich oft erbeten mußte: Zwei derselben sind als Schriftsteller bekannt, auf deren genaue und bestimmte Abhandlungen über die Fabriken in Stolberg ich hier aufmerksam machen muß. Die eine ist von Herrn Adolph Schleicher unter dem Titel: Mémoire sur les fabriques de laiton ou de cuivre jaune établies à Stolberg etc. à Cologne de l'imprimerie de Oedenkoven et Thiriart. Die andere ist von Herrn Johann Adolph Pelzer, Sohn, über die Geschichte der Fabriken von Stolberg; sie ist eingerückt in das bekannte Journal des Luxus und der Moden. Den Herrn Prym, Lynen, Von Asten und M. L. Schleicher bin ich den verbindlichsten Dank für manche Bemühungen und Berichtigungen schuldig. Die Quellen, aus welchen ich im zweiten und dritten Abschnitt die Geschichte schöpfte, sind nicht etwa Sagen, Legenden und fabelhafte Chroniken, welche oft unter aller Kritik sind; es sind vielmehr Denkmäler, Urkunden und Schriftsteller, welche man überall wird angezeigt finden.

Bei der topographischen Ansicht erwarte man nicht malerische Beschreibungen oder Gemälde schö-

ner

ner Szenen; es sollen nicht einmal Miniaturgemälde, sondern genaue, lebhafte Bestimmungen der Gestalt, Gränze, Lage, Produkte und Industrie seyn. Ausser der Beförderung der Länderkunde möchten sie gern zu Begleitern und Wegweisern den Reisenden dienen, die gerne wissen, wie jeder Ort heißt, der auf den Landstraßen oder bei der Fahrt auf dem Fluß, wie ein Bild dem Auge vorüber schwindet. Mahlerische Ansichten am Rheine hat uns Forster geschildert, und ob es gleich noch Tausende giebt, die wir bei Forster nicht finden: so lagen sie außer dem Kreise dieses Werks. Schwerlich giebt es irgendwo eine imposantere Ansicht, als die Ansicht von Stolberg. Ein Fremder, der in einer dunkeln Nacht zum erstenmal die Ansicht von dem Stolberger Thale vor sich hat, wird glauben, daß er ohngefähr vierzig feuerspeiende Berge vor sich habe, die ihn zu verschlingen drohen. So glühen, wie ein Feuermeer, die Schmelzöfen und werfen Dampf und Stralen über die Berge hin. Es war oft der Fall, daß Fremde dieses Schauspiel für Brand hielten, und zum Löschen riefen. Bei Tage ist die Ansicht nicht minder frappant; die sogenannten Krüge, unter welchen die Schmelzöfen brennen, haben ein sonderbares, auffallendes Ansehen, und verbreiten einen ewigen Dampf von Steinkohlen und Schwefel, wie Wolken durch das Thal; die Ofenmeister, Ofenknechte, Ofenjungen und Müh-

len-

lenschläger könnten auf dem besten Theater die Figur der Teufel vorstellen. Die Felsenmassen, welche in Menge hervorblicken, bilden alle mögliche Figuren, Säulen, Obelisken, Pyramiden; einige scheinen sogar Hünnendenkmäler zu seyn, wie sie uns Zöllner und Kosegarten in Rügen und Pommern beschrieben haben. Sie haben wahrlich etwas Imposantes und Staunenswürdiges; nirgend findet das Zauberspiel der Einbildungskraft so viel Nahrung, als eben hier. Ein gelehrter Franzose besuchte neulich diese Gegenden, und seine Einbildungskraft mahlte ihm tausend Dinge, woran noch nie ein Deutscher gedacht hatte. Auf der Höhe des Monjoyer Venns fand er alle möglichen Denkmäler physischer Revolutionen. Die sumpfigten Gegenden, die er da sah, schienen ihm Seen, welche durch Erdbeben oder andere Revolutionen entstanden waren; die Gruben hielt er für Spuren eines Kraters von einem feuerspeienden Berge; Schichten der verschiedenen Erdarten, Steine und Gewächse waren ihm Beweise davon; und, o Wunder! zu Vossen, im Kanton Gemünd, fand er einen Felsen, der einen Kapuziner leibhaftig vorstellte; in dem sogenannten Perlenbach bei Monjoye fand er wirklich Muscheln mit Perlen u. s. w. Dergleichen mahlerische Beschreibungen erwarte man ja nicht von meiner Topographie; denn sie lagen überhaupt außer meinem Kreise.

In

In Ansehung des Statistischen herrscht bis jetzt noch eine grosse Verwirrung, die sich nur nach und nach heben läßt. Selbst den Verwaltern ist es vor der Hand unmöglich, sich aus diesem Chaos herauszufinden. Fast jede Gemeinde gab bei der Organisation der Departemente die Zahl ihrer Einwohner, Gebäude und Grundstücke zu gering an, um dadurch einen Theil der Steueren von sich abzuwälzen, und ihren Nachbaren aufzubürden. Es fehlt das erste wesentliche Erforderniß einer richtigen Steuerrolle, nämlich an Catastern jeder Gemeinde, und an einer allgemeinen Tabelle, in welcher alle Gemeinden genau verzeichnet, und in ein richtiges Verhältniß gebracht seyn müßten. Bis jetzt kann man kühn behaupten, daß die Angabe der Menschen- Häuser- und Aeckerzahl, auf welche die Kontributionen vertheilt werden, durchaus unrichtig sey. Kaum wird man sich eine Vorstellung von den großen Schwierigkeiten machen, mit welchen der Statistiker zu kämpfen hat. Ueberall stößt man auf Schwierigkeiten, Unrichtigkeiten, Widersprüche und ungereimte Gerüchte. In der Schrift des S. Gothaischen Legationssekretärs von Hoff, unter dem Titel: Das deutsche Reich vor der französischen Revolution und nach dem Frieden von Lüneville, wird der Flächeninhalt des deutschen Reichs ohne Schlesien zu 11,500 Quadratmeilen gerechnet, die Zahl der Städte zu

2300

2300; die der Marktflecken zu 3000; die der Dörfer über 95 000; die der Rittergüter und Schlösser zu 30,000, und nach der Mittelzahl von 28 Millionen Menschen bewohnt. Die zehn Kreise trugen über 93 Millionen Thaler ein; das fünffache Kontingent betrug 232,800 Mann, und der Beitrag zu hundert Römermonaten über vier Millionen Gulden. Der Verlust durch den Lüneviller Frieden wird zu 1200 bis 1260 Quadratmeilen, und 3,900,000 Menschen angegeben. Sicher zu gering; Deutschland verliert wenigstens 1/9 seiner Oberfläche, und fast 1/7 seiner Einwohner. Nach der Angabe des Bürgers Roberjeot in dem Bericht an den Nationalkonvent im dritten Jahr der Frankenrepublik machten die Länder zwischen Maaß, Rhein und Mosel 1330 Quadratmeilen aus.

	Quad. Meil.	Population.
Das Clev. und Moersische	36 .	60,000 Seelen.
Das Geldrische . . .	36 .	70,000 —
Das Jülichsche . . .	130 .	280,000 —
Das Kölnische . . .	57 .	160,000 —
Das Triersche . . .	160 .	130,000 —

Pfalz, Worms, Speier, Zweibrücken, Bingen, Mainz haben nach jenem Bericht einen Umfang von 400 Quadratmeilen und eine Population von 560,000 Individuen.

Das

Das Ruhrdepartement hat nach dem Cataster eine Population von . . . . . . 587,348 Seelen.
Nach dem Cataster des Bgr. Shee 670,000 —
Das Rhein- und Moseldepart. . 260,000 —
Das Saardepartement . . . 280,000 —
Das Donnersberger Departement 400,000 —
oder nach der Angabe des B. Shee 390,000 —

Also haben die vier vereinigten Departemente nach dem Berichte des Regierungskommissärs Shee eine Population von . . 1,600,000 Einwohner.

Nach Roberjeot ist ihr Flächeninhalt . . . . 1,304 1/3 Q. M.

Wenn man die Population von 1,600,000 durch 1,150 dividirt, so kommt heraus 1,304 1/3, also die mittelmäßige gevierte Meile der vereinigten Departemente giebt 1,304 Individuen 1/3 auf eine Quadratmeile. Man lese darüber das merkwürdige Mémoire sur les quatre départemens réunis, par J. J. Eichhoff, maire de la ville de Bonn. — Der Almanach des Ourtedepartements giebt die Totalsumme der 103 Departemente zu 33,502,000 und mit den Kolonien zu 34,802,000 Einwohner an;

Das Ruhrdepartement hat darnach 604,000 Seelen.
Das Rhein- und Moseldepart. . 260,000 —
Das Saardepartement . . . 300,000 —

Das

Das Donnersberger Depart. .	400,000	—
Das Niederrhein-Depart. . .	428,239	—

Von der Auflösung des Departements Mont-terrible wußte der Almanach vom 10ten Jahr noch nichts; also

Das Oberrheindepartement . .	294,454	Seelen.
Mont-terrible	35,954	—

Mit dem Departement Mont-terrible ist aber die Veränderung vorgegangen, daß es ganz aufgelößt und größtentheils zum Oberrhein-Departement ist geschlagen worden.

Nach dem neuesten Bülletin und dem Nationalalmanach, der schon die Auflösung des Departements Mont-terrible offiziel berichtet; nach den Berichten der Bürger Lehne und Bottin ist die Population der Rheindepartemente folgende:

Ruhrdepartement	531,486	Seelen.
Rhein- und Moseldepartement .	203,290	—
Saardepartement	219,049	—
Donnersberg.	343,316	—
Niederrhein	448,483	—
Oberrhein.	330,408	—

Alle diese Angaben sind nichts weniger, als ganz richtig und genau bestimmt; allein man wird

sich

sich daran begnügen müssen, bis man den Flächeninhalt gemessen, und die Zahl der Gestorbenen, Gebornen und Kopulirten nach einigen Jahren verglichen hat. Es wäre indessen zu wünschen, daß von Regierungswegen genauere Untersuchungen angestellt, und den ungegründeten Gerüchten, mit welchen man sich herumträgt, einmal ein Ende gemacht würde. Man staunte schon, wenn man vor dem Kriege von dreißig Millionen hörte, welche das Jülichsche und Bergische jährlich miteinander wechselten; aber welche Summen hört man itzt nennen? Das Bergische soll während des Krieges eine Summe von 600 Millionen kontribuirt haben. Nach den Berichten, welche die Administration zu Aachen ehemals nach Paris schickte, stieg die Summe, welche die einzelnen Länder am linken Rheinufer kontribuirten, noch höher. Ich wage es nicht, die Summen zu nennen, welche außer den gewöhnlichen Steuern, die Douanen, Barriere u. s. w. jährlich kontribuiren. Der Friede, der uns jetzt von allen Seiten blüht, wird aus diesem Chaos eine neue schöne Schöpfung hervorrufen.

Besonders bitte ich die Urgeschichte des fränkischen Rheinufers, und die Geschichte unter den Römern, welche der zweite und dritte Abschnitt dieses Bandes enthält, aus dem rechten Gesichtspunkt zu betrachten. Es war unmöglich, hier ins Detail

zu

zu gehen, und alle einzelne Denkmäler des fränkischen Rheinufers zu beschreiben. Hätte ich bloß die Denkmäler physischer Revolutionen in meiner Gegend beschreiben wollen: so wäre dazu ein eigener Band erforderlich gewesen. Vor einigen Jahren, als man die Feuer- und Wassermaschinen auf den Bergwerken zwischen Eschweiler und Stolberg anlegte, entdeckte man eine Menge Früchten unter der Erde, ganze versteinerte Eichbäume, Thiere, Pflanzen, Petrefakten aller Art; ganze Kabinette sind damit angefüllt; ganze Säle damit tapezirt. Nicht minder zahlreich sind die Denkmäler aus den Zeiten der Römer, die man blos im Ruhrdepartement antrift. Ueber tausend Münzen von den Zeiten Cäsars bis zum Honorius sind mir zu Gesichte gekommen. Man hat ganze Bücher von den gefundenen römischen Antiquitäten zu Aachen, Köln, Mörs, Santen, Cleve. Der Probst zu Köln, Graf Hermann von Nuenaar, gab 1521 zu Köln eine weitläuftige Abhandlung über die zu Asberg bei Mörs gefundenen Antiquitäten heraus. Teschenmacher, Dithmar, Rau, Wachter und andere haben eine Menge von römischen Inschriften aufgezeichnet. Blos die Inschriften aus der Römer Zeiten würden einen mässigen Quartanten füllen. Man nehme dazu die Ruinen von den zu der Römer Zeiten angelegten Gebäuden, Wasserleitungen, Kanälen u. s. w., die man von Köln durch die Ei-

fel bis nach Trier wahrnimmt, die Bäder in den Ardennen, zu Mainz und Santen, die Straßen, welche die Römer am Rheine durch das Kölnische, Jülichsche, Clevische, auf dem Hundsrücken, in dem Elsaß anlegten — wären nicht ganze Bände nöthig, um sie zu beschreiben? Vielleicht erlaubt es der Raum des zweiten Bandes, welcher die besondere Geschichte jedes einzelnen Landes am linken Rheinufer enthalten wird, diese Denkmäler zu berühren. Itzt hielte ich mich an dem Allgemeinen, um den Leser auf einen Standpunkt zu führen, von welchem er die ganze Geschichte übersehen und auf seine Gegenden anwenden kann.

Bei der Bearbeitung dieser Geschichte habe ich oft einen Wunsch gefühlt, dessen Realisirung leicht ist, und vielleicht von den Bewohnern des fränkischen Rheinufers beherzigt zu werden verdient. Er besteht darin, daß man in jeder Hauptstadt eines Departements ein Kabinet von den Naturprodukten und den Früchten der Berge anlege, und daß man an jedem Orte in einem Departemente, wo sich Denkmäler finden, oder wo etwas Merkwürdiges vorgefallen ist, Säulen errichte, auf welchen eine Inschrift über das Vorgefallene belehrt. Jede Nation ehrte die Thaten der Vorzeit durch aufgepflanzte Zeichen. So nährten die Nationen den Patriotismus; so weckten sie die Empfindungen

des

des Staunens und der Freude; so gaben sie dem Ehrtriebe und dem Nachahmungstriebe die heilsamste Richtung. Griechenlands Sohne hätten gewiß nicht Hunderte von Olympiaden verstreichen lassen, ehe sie an ein Denkmal der Vorzeit dachten. Nein, sie wanden den Lieblingen der Götter Kränze ums Haupt, und errichteten Statuen dem Bürger vom Verdienst. Möchte der Geist der allgemeinen Achtung für das Große und Gute erwachen; möchte dadurch Humanität und wahrer Patriotismus gedeihen!

Während des Abdrucks der ersten Bogen haben sich einige Veränderungen zugetragen, welche ich, um allen Misverständnissen vorzubeugen, bemerken muß. Der Präfekt des Ruhrdepartements Simon ist gestorben, uud an seine Stelle der Bürger Rülhieres ernannt. Man lese also S. 232 Zeile 27 statt Simon: Rülhieres. Der verstorbene Bürger Simon, ein ungemein guter und allgemein geliebter Mann, hat sich viele Verdienste um das Ruhrdepartement erworben. Unter diesen zeichnet sich die Errichtung einer gelehrten Gesellschaft aus, wovon man sich eine gehörige Kenntniß aus folgender Piece verschaffen kann: Société d'émulation pour l'agriculture, le commerce, les sciences et les arts, établie à Aix-la-Chapelle et à Cologne par le Préfet du Département

de la Roër et approuvée par le ministre de l'intérieur, en l'an 10. Aix-la-Chapelle, de l'imprimerie de J. G. Beaufort, imprimeur de la préfecture, grand place N°. 775 an 10. Möchte diese Gesellschaft ihre ganze Bestimmung erreichen, und ein stehendes Denkmal des so früh vollendeten Simons bleiben! Der an seine Stelle ernannte Bürger Rülhieres ist ein Anverwandter von dem Rülhieres, unter dessen Kompagnie der erste Konsul seine militärische Laufbahn begann. Er ist noch nicht zu Aachen angekommen; kränkliche Umstände halten ihn ab. Während dieser Zwischenzeit verwaltet der Bürger Jacobi das Amt des Präfekts. Durch die vorgegangene Veränderung mit dem Departement Mont-terrible entsteht ein Fehler im ersten Bogen der Topographie, den ich hiemit verbessere. Man lese nicht sieben, sondern sechs Departemente am Rhein. In Ansehung der Personal- Möbel- Luxussteuer ist die Tabelle verändert. Die Vertheilung der Grundsteuer war unter die vier Departemente also vertheilt:

Donnersberg	2,300,000	Francs.
Rhein und Mosel. . .	1,300,000	"
Ruhr.	2,600,000	"
Saar	1,300,000	"
	7,500,000	Francs.

Das

Die Personal- Möbel- und Luxussteuer:

Donnersberg	298,300 Francs.
Rhein und Mosel . . .	175,400 „
Ruhr	471,900 „
Saar	179,400 „
	1,125,000 Francs.

Der Douanenertrag belief sich auf 13,800,000 Francs. Die Fenstertaxe, hieß es unlängst, sollte im 11ten Jahr abgeschaft werden; seitdem hört man, daß sie bleiben soll. Noch stehen uns große Veränderungen bevor: die Eintheilung der Departemente in Friedensgerichtsordnungen; die Bestätigung des ersten Konsuls auf Zeitlebens; die Errichtung der Ehrenlegion; Aufhelfung des Rheinhandels u. s. w. Hoffentlich wird das Gebäude der fränkischen Republik bald vollendet da stehen, und in dem zweiten Theile dieses Werkes mit fester Genauigkeit beschrieben werden können.

Es haben sich einige Druckfehler eingeschlichen, welche man nicht auf meine Rechnung schreiben und leicht verändern kann. Ich schreibe nicht: ohnedem, sondern ohne dies; nicht: demungeachtet, sondern dessen ungeachtet; nicht: während dem, sondern während dessen u. s. w. Einige muß ich hier besonders anführen, weil sie den Sinn entstellen:

S.

S. 17	Zeile 15	von oben lese man	des statt das.
S. 21	= 1	. . . . .	wichtigen statt mächtigen.
S. 29	= 7	. . . . .	Jagdschloß statt Jagdschlacht.
S. 100	= 18	. . . . .	längs statt längst.
S. 208	= 3	von unten.	mittelöstlichen statt nordöstlichen.
S. 239	= 2	. . . . .	Moore statt Meere.
S. 255	= 17	. . . . .	Kindheit statt Keuschheit.
S. 320	= 13	. . . . .	Autorität der Druiden statt Autorität Druiden.
S. 337	= 5	. . . . .	Vangioner statt Kangioner.

Die übrigen Druckfehler werden aufmerksame Leser leicht verbessern.

Stolberg bei Aachen
im Juny 1802.

H. S. Van Alpen.

In=

Inhalt.

Erster Abschnitt.

Topographische und statistische Ansicht der fränkischen Rheinufers.

Kap.

Mau-

Zweiter Abschnitt.

Urgeschichte des fränkischen Rheinufers.

Dritter Abschnitt.

Geschichte des linken Rheinufers unter den Römern.

schen.

schen Senate. Allianz mit den Rheinbewohnern. Kastelle. Lagerplätze. Kolonien. Einführung der lateinischen Sprache. Abgaben. Errichtung der Legion Alauda aus Gaulen und Germaniern. Faktionen. Municipia. Praefecturae. Kunstgriffe des Augustus, die römische Republik zu stürzen. Widerherstellung der Würde des Senats. Augustus am Rheine. Vipsanius Agrippa. Versetzung der Ubier auf das linke Rheinufer. Grundlegung der Stadt Köln unter dem Namen: der Ubier Stadt. Altar der Ubier bei Godesberg. Niederlage der Römer unter M. Lollius. Schreckliche Erpressungen des römischen Licinius. Leibwache des Kaisers aus Rheinbewohnern. Drusus. Aufruhr der Sigamber, Usipeter und Tenchterer. Drusischer Kanal. Römische Flotte auf dem Rheine, in der Südersee, im Ozean und auf der Ems. Feldzüge gegen die Germanier. Fünfzig Kastelle am Rheine. Kanäle, Wasserleitungen, Eisenhütten, Bergwerke, römische Straßen. Tod des Drusus. Sein Grabmal zu Mainz. Seine Todtenfeier zu Rom. Tiberius. Quintilius Varus. Fürst Hermann. Ausgegrabenes Denkmal zu Xanten. Germania prima, Hauptstadt Mainz. Germania secunda, Hauptstadt Köln. Trier, die Hauptstadt Belgiens. Germanicus. Aufruhr der römischen Legionen zu Xanten, Asciburgium, Neuß, Köln, Trier und Mainz. Feldzüge gegen Fürst Hermann. Rührende Todtenfeier der in der varischen Schlacht gebliebenen Römer. Zerstörung der römischen Flotte. Sieg der Römer über Hermann. Aufruhr der Trevirer und Friesen. Tod des großen Hermanns. Lächerliches Betragen des C. Caligula am Rheine. Getulicus in Mainz verschwört sich gegen den Kaiser, wird hingerichtet. Chärea, ein Rheinländer, mordet den närrischen Kaiser. Lächerliche Farcen des Claudius am Rheine. Die Kaiserin Agrippina schickt eine Kolonie in die Stadt der Ubier, daher der Name: Colonia Agrippina, itzt Köln. Sanfte Ruhe am Rheine unter Nero. Beschäftigung der Legionen zur Anlegung der Städte, Palläste, Wasserleitungen, Chausseen. Kanal zur Vereinigung der Saone mit der Mosel. Kanal zur Vereinigung der Maas mit dem Rheine. Das rechte Rheinufer wird von den Römern verlassen. Friesen und Ansibarier wollten sich daselbst niederlassen und werden verjagt. Galba wird

im

im Celtischen, Otho zu Rom, Vitellius zu Köln als Kaiser ausgerufen. Siegreicher Zug des Vitellius nach Rom. Vespasian wird von den orientalischen Truppen Kaiser erklärt, und behält den Sieg über Vitellius. Claudius Civilis befreit das linke Rheinufer von den Römern. Bataille bei Xanten, Asciburgium, Neuß, Köln, Marcodurum und Trier. Schreckliche Forderung der Usipeter und Tenchterer an die Stadt Köln. Petilius Cerialis schlägt den trierischen Classicus und Tutor. Galanterie einer ubischen Dame. Bataille bei Xanten. Aufgeführter Damm durch den Rhein bei Xanten. Bataille zwischen den Flotten des Civilis und Cerialis. Friede. Sanfte Ruhe unter Vespasian, Titus und Domitian. Römische Münzen. Cornelius Tacitus, Präfekt am Unterrhein, vielleicht unser Landsmann. Römische Stadt und elyseische Felder bei Stolberg. Römische Straße zwischen Stolberg und Aachen. Glückseligkeit der Völker unter Nerva, Trajan, Adrian, Antoninus Pius und Marcus Aurelius. Versorgungsanstalten für arme Kinder. Freiheit und Blüthe des Handels. Tempel der Wohlthätigkeit. Selbstbetrachtung des Marcus Aurelius. Niederlage der Brukterer. Residenz Trajans zu Köln. Ulpische und trajanische Kolonie. Erweiterung und Verschönerung Clev's. Münze mit der Aufschrift: Exercitus germanicus. Anlegung des Weges von Koblenz nach Köln unter Antonin und Verus. Antonins Mauer zwischen England und Schottland. Münze mit der Aufschrift: Rex Quadis datus. Legio fulminatrix. Stoische Philosophie. Reiseroute Antonins. Gestalt des linken Rheinufers unter den Antoninen. Ackerbau. Obstbäume. Weinstöcke. Mühlen. Rheinhandel. Künste und Wissenschaften. Fünfzig große Handelsstädte am Rhein. Römische Chausseen, Monumente, Palläste, Tempeln, Wasserleitungen zwischen Xanten, Asciburgium, Neuß, Köln, Eifel, Trier, Mainz, Strasburg, Worms, Speier. Schwanenthurm zu Cleve. Granusthurm zu Aachen. Römische Sitten, Gesetze, Schulen, Gymnasien, Advokaten. Sklaverei. Auflagen. Werbungen. Miliz. Einführung des Christenthums am Rheinstrom. Traurige Vermischung desselben mit Judenthum und Heidenthum.

Com-

Commodus. Pertinax. Julianus. Caracalla. Heliogabel. Macrin. Alexander Severus. Maximin. Albius schlägt die Friesen. Commodus der Porphyrogenitus. Grausamkeit. Tragisches Ende des Ministers Cleander. Aufruhr. Pertinax — seine Verdienste — ein Lütticher ersticht ihn. Licenz, der Prätorianer. Mainz setzt den Kaiser Septimius Severus. Er kassirt die Prätorianer, durchreist mit seinem Sohne die Rheinländer, und stirbt in Britannien. Caracalla. Tragischer Tod des Geta. Einfall der Allemannen. Bataille am Mayn. Mainz, der Schauplatz der Kaisermörder. Zerstörung der blühendsten Rheinstädte. Alexander Severus in Mainz ermordet. Maximins Siege über die Allemannen. Römische Münze mit der Aufschrift: Victoria germanica. Verschönerung der Stadt Cleve. Geschichte der 11,000 Jungfrauen. *) Ursprung der Franken. Die drei Gordiane und Philipp. Ursprung der Gothen. Tragisches Ende des Decius und seines Sohnes. Hostilianus am Rheine. Eine Münze mit der Aufschrif: Victoria germanica. Gallus, Valerian und Gallien erkaufen den Frieden am Rhein. Köln, der Schauplatz des Aufruhrs und der Mordszenen. Posthumus zu Köln, Salonin, beglückt das Rheinufer, und wird daselbst ermordet. Victorianus wird zu Köln das Opfer eifersüchtiger Ehemänner. Tetricus zu Trier. Bataille bei Chalons. Gallien zu Köln erstochen, und Claudius zum Kaiser ausgerufen. Aurelian zu Mainz. Tacitus, Florian. Probus schlägt am Rhein 400,000 Feinde, erobert siebenzig Städte, erbauet eine Mauer vom Rheine bis an die Donau. Wagestück der Franken. Das Rheinufer in vollem Aufruhr. Carinus und Numerianus zu Köln, Trier und Mainz. Maximians Siege über die Franken. Zerstörung der Stadt Cleve. Aufruhr des Carausius. Thebäische

*) Die kölnische Chronick setzt diese Legende in das Jahr 236 unter Maximin und wird deswegen hier schon angeführt. Wir werden sie im zweiten Bande wiederfinden, wo sie sich unter dem britannischen Usurpator Maximus 382 ereignete. Da soll die heilige Ursula, begleitet von 11,000 adelichen Jungfrauen und 60,000 Plebejerinnen, auf ihrer Fahrt von Britannien des Wegs verfehlt haben, und zu Köln angekommen seyn, wo die Hunnen sie unbarmherzig mordeten.

bäische Legion zu Bonn, Köln und Xanten. Siege des Chlorus. Constantin. Grausame Ermordung der Franken, besonders ihrer Anführer Askarich und Ragays zu Trier. Fränkische Spiele. Monumente Constantins am Rhein. Massacres. Karakter. Konstitution des Reichs. Einfall der Franken. Julian wird Held. Bataille bei Strasburg. Einnahme Kessels. Julians Sorge für das Wohl des Rheinufers.

Erster

Erster Abschnitt.

Topographische und statistische Ansicht des fränkischen Rheinufers.

Erster Abschnitt.

Topographische und statistische Ansicht des fränkischen Rheinufers.

Kapitel I.

Lage und Gestalt des fränkischen Rheinufers.

Das fränkische Rheinufer gehört unter die besten, fruchtbarsten und angenehmsten Gegenden Europas; es war des Kampfes und der Anstrengung werth, welche die große Republik dafür wagte; es war die glänzendste Krone, die dem muthvollen Krieger im Dampfe der Schlachten entgegenschimmerte. Mit Recht strahlt es itzt als der ehrenvolleste Lohn in der Hand der siegenden Republik, als immerwährendes Denkmal ihrer Grösse und als unüberwindliche Burg gegen jeden Anfall des Eroberers. Hier, an diesem prächtigsten Ufer, muß am schönsten gedeihen der Baum der Frei-

heit, gepflanzt im wasserreichen Boden, genährt im milden Klima mit der fruchtbarsten Erde. Blühe, blühe gesegnete Eiche! die Saamenkörner der Freiheit, die du hier ausstreuest, finden gutes Land, wurzeln, wachsen zu herrlichen Bäumen empor, die sanften Schatten geben und liebliche Früchte tragen! So prangte ehemals der römische Adler an diesem herrlichen Ufer, als die vornehmsten Eroberungen vollendet waren, als die siegenden Legionen die schönsten Gegenden der Erde sich unterworfen hatten, als Tapferkeit und Zucht ihre Waffen zierten und sie sich erhohlten unter den Schatten der Eichen von ihren Mühen und Kämpfen. So prangte der Adler an dem Ufer des Rheins, als die römische Republik in ihrer vollen Stärke und in ihrem größten Ansehen blühete; als sie diesen majestätischen Fluß zur Grenze Galliens und des römischen Reichs erklärte; als sie sich freute im Schooße des Friedens, des Reichthums und des Luxus.

Von Basel bis Nimegen erstreckt sich das fränkische Rheinufer in ununterbrochener Länge hin; Von Süden gegen Norden beträgt die ausgedehnte Linie über anderthalb hundert Stunden, unter dem sieben und vierzigsten bis zum zwei und fünfzigsten Grad nördlicher Breite und zwischen dem drei und zwanzigsten und vier und zwanzigsten Grade östlicher Länge. Hier sind die Paradiese der Erde mit wohlthätiger Hand hingestreuet, getränkt von dem prächtigen Strome, mit welchem sich die Flüsse, Ströme und Bäche aus dem Inneren freundlich vermischen. Dort in den wohlthätigen Gebürgen der Schweiz, wo die Natur ihre befruchtenden Kräfte in Schnee und Eis und Regen herabgießt, dort in den schönen Thäleren des Bündten,

in

in welche Seegen und Fruchtbarkeit von den Alpen, dem Gotthardt, Grispalten, Splügen u. s. w. herabströmet, sammelt der Rhein die feinsten, fruchtbarsten Bestandtheile der Luft und der Erde, vermehret sie in seinem schnellen Lauf durch die fruchtbaren Thäler der Schweiz, durch den romantischen Bodensee, steigt eilends von Schafhausens Felsen herab und führet sie nach der abgemessensten Proportion an die Ufer, die er bildet. Bewohner des Rheinufers, ihr bewundert die wohlthätigen Ergiessungen des Nils, der in Egypten zur gesetzten Zeit austritt, und Felder und Wiesen mit seinem fetten Schlamme befruchtet, ihr bewundert die Ufer des Tigris und Euphrats, die das Land Hevila, mit Gold und Perlen gefüllt, bilden. Ihr bewundert sie mit Recht; aber nicht weniger, vielleicht noch mehr Ursache habt ihr, die wohlthätigen Kräfte eures Rheins zu bewundern. Wenn jene Flüsse Seegen und Fruchtbarkeit über Felder, Fluren und Wiesen bringen, so bringen sie auch viele Unbequemlichkeiten, die der Rhein nicht verursacht oder gegen welche man sich besser schüzzen kann, als gegen jene. *)

---

*) Der Nil macht Egypten zum fruchtbarsten Thale der Erde, wo am ersten Künste und Wissenschaft blüheten, wo die Haupstadt Theben und hernach Memphis und zulezt Alexandrien am prächtigsten emporstieg. Aber der Nil führt auch die größte Unbequemlichkeiten mit sich, verbreitet mit dem Schlamme Heere von Fröschen und andern Thieren über die Felder, die in Fäulniß gerathen und eine verpestende Luft verursachen. Die in den Büchern Moses genannte Plagen Egyptens, sind gewöhnliche Plagen in Egypten. Nur durch die ausserordentlichsten Anstrengungen der Einwohner, durch aufgegrabene Kanäle, Schleusen und Austrocknen der Sümpfe können die Unbequemlichkeiten gehoben werden. Der Rhein hingegen hat bei seinem wohlthätigen Schlamme keine jener Unbequemlichkeiten und kann mit geringer Mühe benuzt werden.

Es ist wahr, der Rhein richtet bei seinem Austritte, bei Eisgängen und Ueberschwemmungen schreckliche Verwüstungen an, übersandet beim Durchbrechen der Dämme Kornfelder und Wiesen, verwandelt sie in öde traurige Sandwüsten, reißt Häuser, Dörfer und Städte mit ihren Bewohnern fort. Aber habt ihr nicht Verstand und Kraft genug, diesen Uebeln theils vorzubeugen, theils sie zu mildern, heilsam und fruchtbar zu machen? Warum braucht ihr nicht euren Verstand, warum laßt ihr eure Kräfte unbenutzt? Warum lernet ihr die vor euch liegende Natur nicht genauer kennen? Warum macht ihr euch nicht nach und nach immer mehr zu Herren der Natur? Warum setzt ihr den euch empfindlichen Wirkungen, jenen an sich nothwendigen und wohlthätigen Naturbegebenheiten nicht in Zeiten diejenigen Schranken, die ihr ihnen nach den euch verliehenen Kräften setzen könnt? Was würdet ihr von dem Gartenfreunde sagen, der sich über Gott und Natur beschweret, daß der Sturm ihm seine jungen Bäume zerbrach, wenn seine Nachlässigkeit und Trägheit sie zu rechter Zeit anzubinden vergaß? Durch Jahrhunderte belehrt kennt ihr den Lauf des Rheins, kennt seine alles mit sich hinreissende Gewalt, kennt die Verwüstungen, die er anrichtet, wenn das Eis sich in den Grund setzt, und Dämme durchbrechen; warum ergreift ihr nicht solche Maaßregeln, warum macht ihr nicht solche Vorkehrungen, daß die schlimmen Folgen sich in Wohlthaten verwandeln müssen? Habt ihr nicht einen erfindungsreichen Geist, lehrt er euch nicht den reissenden Strom eindämmen oder durch Kanäle ableiten; lehrt er euch nicht, die Wuth der Meereswogen besänftigen, den Strahl des Blitzes leiten, die Gifte in Arzeneien, das Unkraut in kraftvolle Nahrung verwandeln? Oder wollt ihr dergleichen Verheerungen für Strafgerichte

Got-

Gottes halten, denen ihr nicht widerstehen, denen ihr euch geduldig unterwerfen müßt? O es giebt keinen gefährlicheren Grundsatz, als diesen, der die Kräfte des Menschen lähmt, und ihn ohne Grund, ohne allen Nutzen unglücklich macht! Erkennet vielmehr in den natürlichen Begebenheiten, die ihr, von unwissenden Lehrern eurer Jugend falsch unterrichtet, Strafgerichte nennt, die höchsten Wohlthaten. Laßt den Naturkenner es euch zeigen, was die Ueberschwemmungen, die Erdbeben, die die prachtvolle Donnerwetter, die das Lob des Allvaters posaunende Ereignisse sind, laßt den Priester der Natur es euch beweisen, daß die Natur, diese Mutter des Seegens, überall kein Uebel, sondern lauter Gutes gebieret. *)

Die

*) Es ist wirklich zu bedauren, daß man in unsern Tagen nicht die Kunst der Wasserleitungen so studiret, wie ehemals in Asien und in Rom. Unsere größten Flüsse, die so viel Schaden anrichten, sind nichts gegen die von Bergen herabsteigende Flüsse in Persien und ganz Asien. Der Euphrat z. B. hatte einen doppelten Damm, der von der Stadt oder dem Dorfe Samaonet hinablief, und sich bis zu seiner Vereinigung mit dem Tigris, von da bis zum Meere erstreckte. Diese Dämme hatten hundert französische Meilen in der Länge, und eine erstaunliche Höhe. Ohne diese Dämme würde der Fluß das flache Land bis auf fünf und zwanzig Meilen überschwemmt haben. In der letztern Zeit ist der Damm durchgebrochen, und hatte das ganze Dreieck bedeckt, welches seine Vereinigung mit dem Tigris bildete. Dieses stinkende Wasser verbreitet itzt eine tödtliche Epidemie. Palmyra hatte die schönste Wasserleitung, welche das Wasser von den syrischen Gebürgen ableitete. Man behält die Spuren davon lange Zeit in der Wüste, wo sie zuletzt unter der Erde fortzugehen scheinen. Das neuere Aberbidjan, die Berge von Kourdestan und Diarbekir sind voll unterirrdischer Kanäle, wodurch die alten Bewohner das Wasser in Sandwüsten führten, um sie fruchtbar zu machen.

Die Lage und Gestalt des fränkischen Rheinufers von Süden nach Norden ist abwechselnd. Je nachdem dieser Fluß sich in seinem Laufe krümmt, erhält das Ufer bald die Gestalt eines Amphitheaters, eines Busens, einer Bucht, einer Brustwehr; bald erstreckt es sich in gerader Linie hin; bald verwandelt es sich in einen halben Mond; bald zieht es sich kegelförmig in den Fluß hin; bald ist es darmmässig hingelegt. Hier ist das Ufer eine weite schöne Ebene, aus welcher Palläste, Dörfer und Städte malerisch hervorblicken; dort schwimmen Fluren, Wiesen und Felder, wie Inseln, im Rhein. Hier erhebt es sich zu einer sanft emporstrebenden Anhöhe, deren weisser Sand, wie Silber glänzt, und die auf ihrem Rücken, Wälder, Dörfer oder Städte oder lachende Gefilde trägt; dort glänzt auf goldenem Hügel, umkränzt mit Weinstöcken, der Thron des Bachus. Hier thürmt sich mit wilder Pracht ein hohes Gebürge zum Himmel hinauf, dessen Wölbungen und Scheitel ein schauerlich dunkler Wald umgiebt; dort ragen nackte Felsen in allerlei Formen, spitzig, glatt, rund, eckigt, als Pyramiden, Obelisken, Säulen hervor. Hier zieht sich die Seitenwand eines Gebürges schnurgerad in die Höhe hinauf; dort bildet sie sich unmerklich zu einer Gebirgskette, die in das Innere läuft. Hier hängt ein schauerlicher Felsen drohend über dem Fluß; dort ragt ein anderer, wie ein Koloß, gigantisch hervor. Hier ist ein enger finsterer Schlund, durch welchen sich ein schäumender Waldstrom hindurch in den Rhein drängt; dort ist ein weites freundliches Thal, durch welches ein sanfter Fluß still und ernsthaft dem Rhein entgegen fließt. Hier thürmen sich Gebürge und Felsen, Schluften und Hügel, einer über den andern hin; dort ist selbst der Rhein zwischen den Gebürgen zusammengedrängt,

krümmt

krümmt sich mühsam hindurch, öfnet hier einen Weg und verschließt dort einen andern. Ueberall ist Abwechselung, bald Ebene, bald Anhöhe, bald Gebürge, bald Thal. Und auch diese wechseln wieder in Gestalt, Lage und Farbe tausendfach ab. Nicht zehn Minuten, so ist alles verändert. Hier ist das Ufer flach hingeschüttet; aber wie abwechselnd! Hier eine traurige Sandwüste, kahl und öde, wo nichts wächst, wo alles zum Trauren stimmt, um die Empfindung gleichsam der Freude empfänglich zu machen; dort wie ein Garten sorgfältig angebaut, Obstwälder, Kastanienwälder, Nußwälder, Mandelwälder, Wiesen, Gärten, Anlagen von Alleen und Bosquets, aus welchen Häuser, Palläste, Dörfer und Städte hervorschimmern. Dort erhebt sich das Ufer; aber wie abwechselnd! Bald sanft, bald wild, bald rauh, bald schauerlich. Hier tragen die Anhöhen und Gebürge auf ihrem Rücken, ihren Wölbungen und Scheitel lachende Gefilde, oder Weinstöcke, oder Eichenwälder, oder Tannenwälder, oder Felsen; dort die Ruinen eines alten Schlosses, oder einen Pallast, oder ein Landgut, oder ein Dorf, oder eine Stadt. Und die Thäler und Schlünde, wie abwechseld! Hier ein enger Schlund, durch den nur ein Waldstrom dringen kann, der von einer Nymphe verfolgt, in der Angst keinen andern Weg zu seinem Beschützer, dem Rheine, finden konnte; dort ein weiter offener Rachen, dessen Anblick Furcht und Entsetzen erregt. Hier liegt ein Thal, wie in einem Kessel, dessen sanft emporsteigende Anhöhen mit Weinstöcken umkränzt sind; dort streckt sich ein anderes in gerader Linie fort; hier fängt ein Thal mit weiten Mündungen an, und schließt sich allmälig enge zusammen; dort ist die Mündung eines andern schmal, und erweitert sich allmälig zu einer fruchtbaren Fläche.

Und die Abwechselung in Farben, wer könnte sie schildern? Wo ist eine Farbe, von der die Natur nicht das Urbild enthielte? Welche Schattirungen von Farben kann unser Geist entwerfen, wozu er die Züge nicht aus ihr entlehnte? Die Dekorationen des prächtigsten Theaters, und die Tapezierungen des kostbarsten Pallastes sind nicht zu vergleichen mit den Dekorationen und Tapezierungen des Ufers.

Unbeschreiblich magisch sind die Ufer des Rheins. Prosaisten, Dichter und Zeichner haben sich um die Wette bemüht, die Pracht des Anbliks zu mahlen, dessen man an den Ufern des Rheins genießt; aber jede Beschreibung ist weit unter der Wirklichkeit. Die Gallerie der Natur öffnet hier Aussichten und Gemählde, die kein Pinsel erreicht und keine Kunst erfindet. Vergebens vergleicht man diese Gegend mit den Gärten Edens, mit dem Garten der Ceres oder der Pomona, mit dem goldenen Throne des Traubengottes oder mit Elysium selbst; das Bild ist zu matt, um nur etwas von dem zu empfinden, was man da geniesset. Man kennt hier nichts als Schauen. Ein Gegenstand verwirrt sich in dem andern; kein Bild wird deutlich; man geniesset in einem fort. Schön sind die Schilderungen, welche griechische und römische Dichter von den elyseischen Gefilden, von dem Thal Tempe, welches der Peneus durchströmte, von den Gebürgen Olympus, Ossa und Nephele, von den Lustgefilden Italiens, von den Nymphen, die ihren geliebten Fluß verfolgen, von ihren prächtigen Städten, Tempeln und Palästen mit den üppigsten Bildern der Phantasie mahlen; aber ihre Beschreibungen sind weit zurück hinter der Realität, welche man am Rheine findet. Man fin-

findet mehr am Rheine, wenn nichts die Aussicht verschließt, wenn die romantischen Gegenstände der Nähe und Ferne dem Auge entgegen treten, wenn das helle Blau des Wassers mit blizzendem Silber bestreut daher wogt; wenn tausende von Dörfern, hunderte von Städten, mit Klöstern, Tempeln, Pallästen und verfallenen Burgen in den mannigfaltigsten Zeichnungen unbeschreiblich schön hervorblicken; wenn die rastloseste Thätigkeit, die Menge der Schiffe mit ihren Wimpeln, wenn die Blüthengärten, die Obstwälder, die lachenden Gefilde, die Wiesen, die Thäler, die Berge dem entzückten Blicke sich zeigen. Der prächtige Strom wogt durch paradiesische Gefilde von wohlhabenden und glücklichen Menschen bewohnt. Das Klima ist das reinste und gesündeste, nicht zu warm und nicht zu kalt. Der Rhein, die Ströme, die Bäche, die Brunnen, die lachenden Gefilde, die blühenden Wiesen, die herrlichen Obst- Gemüse- und Blumengärten duften Wohlgerüche, Stärkung und Gesundheit entgegen. Der Boden ist der fruchtbarste, bringt alles im Ueberfluß, was der Mensch zur Erhaltung seines Lebens, zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen nöthig hat und sich nur wünschen kann. Jede Jahreszeit giebt dem Ufer eigene erneuerte Schönheiten und jede Tageszeit neue Aussichten. Schön ist das Rheinufer, wenn der Frühling mit seinem allesbelebenden Hauche die Natur durchdringt und alles in der Blüthe zeigt; schön, wenn der Sommer und ein heiterer lachender Himmel alles in seiner vollen Pracht und Majestät darstellt; schön, wenn der Herbst sein goldnes Füllhorn ausschüttet und Obst und Trauben uns schenkt; schön, wenn der Winter die Natur in Ruhe und feierliche Sterbekleider hüllet. Schön ist die Aussicht beim alles belebenden Glanz der Son-

Sonne; schön der Anblick einer Gegend, die das mildere Licht des Abends bestrahlt; schön der Schimmer des Mondes und der Sterne; schön, wenn die aufgehende Sonne diese Gegend begrüßt und sich in jedem Thautropfen als im Diamante spiegelt.

Das fränkische Rheinufer ist in sieben Departemente getheilt, wovon sechs ganz am Rheine liegen und das siebente diesen Fluß berührt. Ehe wir in das Innere der Geschichte des fränkischen Rheinufers eineingehen, müssen wir einige Augenblicke verweilen und uns eine genaue topographische und statistische Ansicht desselben verschaffen. Dies ist um so nöthiger, da noch keine Geographie die Abtretung des linken Rheinufers, die Eintheilung desselben, die Größe und Volksmenge beschreibt. Selbst die Geographie des Vaters aller Geographien, die Geographie Büschings muß verändert werden. Die französische Regierung hat die Gelehrte aufgefordert, Beiträge zu einer vollständigen Geographie der Rhein-Departemente zu liefern. Wir wollen es versuchen, und vom Ruhr-Departement den Rhein hinaufsteigen.

Kapitel II.

Lage des Ruhr-Departements.

Das Ruhr-Departement ist das größte und bevölkertste unter allen Departementen des fränkischen Rheinufers. Es hat die gesegnetesten Fluren, fruchtbare lachende Gefilde, fette Wiesen, schöne Waldungen, blühende Fabricken und Manufakturen, ausgebreiteten Handel, sehenswürdige Kunstwerke, wichtige Denkmäler

ler des Alterthums, eine Menge großer und kleiner Städte, Flecken, Dörfer, Schlösser. Das Rheinufer von Köln bis Cleve ist unbeschreiblich magisch, voll Leben und Thätigkeit, voll der prächtigsten Gemälde. Der fröhliche Blick schwebt munter dahin über die vorgelegten Landstrecken, deren Spitzen vom Rheine gebadet werden. Aus des Flusses spiegelnder Tiefe blickt Reichthum und Seegen hervor. Große und kleine Schiffe fliegen mit ausgespannten Seegeln dahin, oder werden von Pferden gezogen. Die Ufer des Rheins sind oft flach hingeschüttet, und wie ein Garten sorgfältig angebaut; die Gallerie der Natur öffnet die mahlerischsten Parthien. Freundlich blickt eine Stadt oder ein Dorf oder ein einzelnes Haus in den Fluß; prächtig steigen ganze Wälder von Eichbäumen empor, die mit hohem Scheitel prangen. Auf blauen glänzenden Wogen gleitet der Blick in die Ferne, wo in hellblauer Farbe die Gebirge des bergischen Landes ihm begegnen. Gleichsam leicht auseinander fliessend streckt sich die luftige Gebirgskette vor dem Auge hin und scheint mit ätherischem Pinsel in die Lüfte gezeichnet. In der Mitte des Departements sieht man die weitesten Ebenen, die fruchtbarsten Aecker. Die Dekorationen in der Blüthezeit beschämen alle Herrlichkeit der Palläste und die wallenden Halmen der reifenden Saat stellen dem Auge das Schauspiel eines Meeres dar, das von tausend Inseln wimmelt. Die kleinere Flüsse, die Ruhr, die Inde, die Worm, die Niers und Erft durchwässern und befruchten den Boden; Eisenhämmer, Papiermühlen, Oelmühlen und Kornmühlen werden von diesen wohlthätigen Gewässern getrieben; an den beiden Ufern wechseln Wiesen, Brücher, Kornfelder, Landgüter, Dörfer und Städte miteinander ab. Da

liegt

liegt die schöne Gegend, wie ein fruchtbarer Garten Gottes, paradiesische Blicke wirft man hin in die unabsehliche Ebene. Hoch über die lachenden Gefilde erhebt sich an der westlichen Seite des Departements ein Gebürge, welches gleichsam den Anfang der Ardennen macht. In blauer Ferne schimmert es einige Stunden weit hervor und verliert sich in den Wolken. Von diesen Bergen übersieht man den größten Theil des südlichen Departements. Man glaubt in ein Elysium zu treten, wenn nichts die Aussicht verschließt und die romantischen Gegenden der Nähe und der Ferne dem Auge entgegen treten. In der Tiefe und auf den Höhen dieser Berge lebt und bewegt sich alles; Eisen, Blei, Galmei und Steinkohlen werden vorzüglich aus der Tiefe heraufgeholt; Feuer- und Wassermaschinen sind zur Erleichterung der unterirdischen Arbeiten in Bewegung; Eisenhütten, Messingfabricken und Tuchmanufakturen beleben die Thäler.

Das Ruhr-Departement umfaßt den größten Theil des ehemaligen Bisthums Köln, das ganze Jülichsche, das Gebiet der ehemaligen freien Reichsstadt Aachen, die Abtei Burscheid und Corneli-Münster, die ehemaligen österreichischen und preußischen Antheile von Geldern, die Benediktinerabtei Kamp, die Herrschaften Alpen und Issum, und alle herumliegende Herrschaften und Grafschaften, das Fürstenthum Meurs, fast die Hälfte vom Herzogthum Cleve. Es ist in vier Arrondissements und zwei und vierzig Kantone eingetheilt. Die vier Arrondissements oder Bezirke sind: Aachen, Köln, Krevelt und Cleve. Zu dem Arrondissement von Aachen gehören die eilf Kantone: Aachen, Burscheid, Eschweiler, Linnich, Geilenkirchen, Sittard, Heinsberg, Düren, Froitzheim, Gemünd, Monjoy. Das Ar-

Arrondissement von Köln enthält folgende zehn Kantone: Köln, Weiden, Dormagen, Bergheim, Kerpen, Jülich, Elsen, Zülpich, Brühl, Lechenich. Das Arrondissement oder der Bezirk von Krevelt hat eilf Kantone: Krevelt, Kempen, Viersſen, Bracht, Rheinberg, Uerdingen, Meurs, Neuß, Neersſen, Odenkirchen, Erkelenz. Endlich das Arrondissement von Cleve umfaßt zehn Kantone: Cleve, Ravenstein, Gemert, Horst, Kranenburg, Kalkar, Goch, Xanten, Geldern, Wankum. Nach den bisherigen Tabellen über die Anzahl der Gemeinden, welche das Ruhr-Departement ausmachen, über die Bevölkerung und Grundsteuer, enthält dasselbe über tausend Gemeinden, eine Bevölkerung von sechsmal hundert tausend siebenhundert und einigen Seelen, und bezahlt an Steuren die Summe von sechs Millionen Franken. Seinen Namen hat es von der jülichschen Ruhr, die aus den Gebürgen Monjoy's schnell und stark hervorströmt, sich zwanzig Stunden weit durch ein freundliches Thal, umkränzt mit blühenden Wiesen, lachenden Gefilden, prächtigen Pallästen, wohlhabenden Dörfern und Städten, hindurchschlängelt, die kleinere Flüsse Inde, Worm und Schwalm aufnimmt, und sich bei Roermonde in die Maaß ergießt. Von Süden nach Norden beträgt die Länge mehr als vierzig Stunden. Die Breite des Departements erstreckt sich von Westen nach Osten über fünfzehn Stunden. Von Süden nach Norden zieht sich das Ruhr-Departement immer enger zusammen, und verliert sich in einer Spitze, welche zwischen der Maas und der Waal liegt. Die Gränzen sind nach Westen das Limburgische, Valkenburgische und Geldrische, das jetzige Ourte- und Niedermaas-Departement; nach Osten der Rhein; nach Süden das Trierische und ein

Theil

Theil vom ehemaligen Erzstift Köln, itzt das Rhein- und Mosel-Departement; nach Norden die Republik Holland.

Kapitel III.

Das erste Arrondissement von Aachen.

Dieser erste große Bezirk des Ruhr-Departements liegt in einer schönen, mit Bergen, Thälern und fruchtbaren Flächen abwechselnden Gegend, hat malerische Aussichten; Fabriken und Manufakturen, die einzig in ihrer Art sind; sehenswürdige Kunstwerke; warme und kalte Gesundheitsbrunnen, welche die berühmtesten in Europa sind; lachende Gefilde, einträgliche Wiesen, frische, gesunde Luft, und ist eine unerschöpfliche Quelle der Wohlfahrt und des Ueberflusses. Nach Süden und Westen ist es mit hohen Gebürgen umgeben, aus deren Schooß Quellen, Bäche und Flüsse strömen; in deren Thälern Thätigkeit, Fleiß, Kunst und Pracht blühen. Die ersten Wölbungen dieser Gebürge sind fleißig angebaut, Gärten, Felder und Wiesen wechseln mit einander ab; auf dem Rücken und auf dem Scheitel der Gebürge prangen unermeßliche Eichen- und Buchenwälder. Steinkohlengruben, Galmeigruben, Eisengruben und Bleigruben mit ihren Kunstwerken, die zur Ableitung des Wassers dienen, sieht man in einer ununterbrochenen Reihe nacheinander. Aber je weiter und höher das Gebürge sich erhebt, desto geringer wird Fruchtbarkeit, Vegetation und Thätigkeit. Das so genannte Monjoyer Venn ist nicht mehr, wie seine kleinere Nachbaren, mit schönen Eichen und Buchen, sondern nur mit kleinen Heidelbeerstauden

und

und Heidekraut bedeckt. Still und schwermuthsvoll ist die unübersehbare Fläche, und wenn auf den kleineren Gebürgen der Frühling lacht oder der Herbst sein goldenes Füllhorn ausschüttet oder ein heiterer Himmel die Fluren deckt: so ist hier schon ein trauriger Winter; Schnee und Eis und tobendes Schneegestöber haben hier den Thron der Natur bestiegen. Der Abhang des Gebürges ist, besonders östlich, überall vortreflich bebaut und mit freundlichen Dörfern und Städchen besetzt. Am Fuße des Geburges ziehen sich lachende Ebenen hin, in welchem Schlösser, Palläste, Bauernhöfe und Dörfer, wie Inseln schwimmen. Nach Osten und Norden verwandeln sich die Gebürge allmählig in Flächen, welche die Inde, die Worm, die Erft und die Ruhr durchwässern. Hier nach Osten sind die Gränzen des Kölner und Krevelder Arrondissements; dort nach Norden das Clever Arrondissement; hier nach Süden das Rhein- und Mosel-Departement. Dort nach Westen das Ourte-und Niedermaaß-Departement. Der Aachner Bezirk enthält folgende eilf Kantone:

Der erste Kanton Aachen in einer überaus malerischen Gegend umfaßt das ehemalige so genannte Reich von Aachen, welches mit einem Graben und einer Hecke, wie das Reich China mit einer Mauer, ringsumher umgeben ist, fünf und zwanzig tausend sieben hundert Seelen, ein und zwanzig hundert vier Häuser, acht und siebenzig hundert sechs und siebenzig Morgen Land. Die Stadt liegt in einem Thale rund von Bergen eingeschlossen, wie in einem Kessel; aber ihre Umgebungen sind heiter. Wiesen, Saatfelder, Gärten, Anlagen von Alleen und Bosquets, Teiche, Landgüter wechseln angenehm und sanft mit einander ab. Steht

man auf den sanft emporstrebenden Höhen, so eröfnet sich die zauberischste Aussicht auf die Stadt und umliegende Gegend. Man dünkt sich auf einmal in die Gärten Edens versetzt und steht gern stille, um hier Genuß durch die Augen zu schöpfen. Der freundliche Ort, der durch sich selbst und die schöne Natur, die ihn umgiebt, den Blick zuerst auf sich zieht, zeichnet sich durch seine Schieferdächer, Palläste, Kirchen und Thürme aus, und stellt, je nachdem man ihn von dieser oder jener Seite ins Auge faßt, ein länglichtes Oval, oder die Form eines Quadrats oder Dreiecks dar. Man sieht von diesen Höhen nach der dampfenden Stadt hin, über deren Häusermasse der kolossalische Domthurm gigantisch hervorragt. Die Sonne röthet den leichten Nebel, der um seine Kuppel wallet. In blauer Ferne thürmen sich rings um die Stadt hohe Gebürge, die das liebliche Thal umkränzen. Der ganze Raum zwischen dem Berg und der Stadt ist mit Wiesen, Gärten, Feldern und Pallästen angefüllt. Am Abhange der Anhöhen und um die Stadt herum giebt es Anlagen von Alleen aller Art, schlanke Pappeln, Silberweiden, Linden- Kastanien- und Eichen-Alleen. Am Ende einer Allee öffnet sich oft ein freundliches Wiesenthal, das sich in malerischen Krümmungen hinabzieht, oder ein heller Teich, auf welchem Schwanen rudern, oder ein prächtiges Landgut mit Gärten und Obstbäumen. Wälder von Obstbäumen steigen aus der Fläche empor, man ist nicht im Stande, alle Früchte bei guten Jahren zu verzehren. Gepflasterte wohl unterhaltene Hauptstraßen führen Stunden weit nach Lüttich, Mastricht, Köln und Stolberg. Am meisten belohnt sich die Mühe des Bergsteigens, wenn man den Ludwigsberg besucht. Dieser erhebet sich pyramiden-

för-

förmig an der nordöstlichen Seite der Stadt. Er strebt wie ein einzelner hingetragener Bergcoloß empor. Seine Stirne trägt eine Kapelle, die eine schöne Zierde der Gegend ist. Hinter der Kapelle zieht sich der Rücken des Berges scharfspitzig hin und senkt sich an beiden Seiten wie ein Kirchdach herab. Man findet hier die malerischsten Prospekte auf die Stadt und die goldenen Fluren des Jülichschen. Aus den Gebürgen des Limburgischen strömt der Wormfluß nahe an dem St. Adelbertsthore von Aachen vorbei, düngt mit seinem fetten Schlamme die köstlichsten Wiesen, fließt von Süden nach Norden, und ergießt sich, nach einem Laufe von zehn Stunden, Wassenberg gegenüber, in die Ruhr. — Das Innere der Stadt hat Vorzüge vor vielen großen Städten. Die Hauptstraßen sind breit, gut gepflastert, munter und sauber und einige können in Turin und Berlin schöne Straßen heißen. Sie geben den schönen, geschmackvoll gebauten Häusern ein besonderes Ansehen von Wohlstand und Sauberkeit. Die Jakobsstraße, die sich vom Kölner Thore mitten durch die Stadt, über den Marktplatz bis zum Jakobsthore hinzieht, ist die längste. Die prächtigsten Häuser findet man auf dem Kompesbad, dem Kapuzinergraben, dem Markte und der Marschierstraße. Auf dem Kompesbad ist der Redoutensaal, ein großes schönes Gebäude, welches Kunst und Geschmack verräth. Hier haben die Spieler ihre Buden aufgeschlagen. Auf grünen Tüchern liegen zum Theil große Summen Goldes und Silbers; abwechselnd wird Pharo, und Roth und Schwarz gespielt. Beim Umschlagen einer Karte von Wichtigkeit sieht man das Zittern an den Fingern der Spieler und eine verwünschte Leidenschaft in ihren Gesichtern. An beiden Seiten des Saales sind

besondere Kabinette, wo bei Tänzen Erfrischungen gereicht werden. Vorn an der Straße und an der vorüberstehenden Seite hat der Saal seine Balcons. Unter dem Saale haben Modehändler und Modehändlerinnen ihre Buden. Ein viereckigter Platz, mit Bäumen bepflanzt, welcher die Promenade genannt wird, dienet wirklich zum Spazieren denen, die das Mineralwasser trinken. Schöne Arkaden umgeben das Gebäude, und dienen beim regnigten Wetter zum Spazieren. Der Kapuzinergraben ist mit schattigten Alleen von Linden- und Akazienbäumen bepflanzt, die unendlich viele Annehmlichkeiten haben. Es ist sehr genußvoll, an einem heissen Tage, wenn die Sonne die Luft in dem Thale glühend heiß macht, hier in der Kühle und im Schatten zu wandeln. Die Spaziergänge sind weitläuftig genug, um sich nicht alle Augenblicke zu begegnen, welches an einem Orte, wo man sich nur halb kennt, oft unangenehm ist. Zwischen den Bäumen dieser Alleen oder am Ende derselben schimmern die prächtigen Häuser schön hervor. Der Marktplatz ist groß, weitläuftig und schön. Mitten auf demselben steht ein Springbrunnen, aus welchem das reinste Quellwasser beständig fließt. Sonst stund die Statue Kaisers Karl auf dem Platz, welche aber itzt weggenommen ist. Unter den vielen großen und schönen Gebäuden, die den Marktplatz umgeben, ist das Stadthaus oder Rathhaus am merkwürdigsten. Seine Fronte nimmt sich majestätisch aus, es ist mit großen Quadratsteinen aufgeführt. Sein Thurm führt den Namen Granusthurm, und die Sage will, daß der Römer Granus ihn erbaut, und die Stadt gestiftet haben soll. Im dritten Stock ist ein großer Saal, der über das ganze Gebäude geht, in welchem man die Bildnisse aller Gesandten, die hier

1748

1748 den mächtigen Frieden geschlossen haben, findet. Von dem Marktplatz führt eine Straße den Berg herab zu der Dom= und Marienkirche. Dieses majestätische Gebäude würde ein großes Ansehen haben, wenn es nicht mit einer Menge kleiner Häuser und Boutiken umgeben wäre, die den großen Eindruck schwächen, welchen es, wenn es isolirt stünde, machen würde. Der Dom oder die Kuppel dieses Gebäudes war mit Blei gedeckt, welchen die ersten stürmischen Helden Frankreichs abnahmen, und das schöne Gebäude dem Schnee und Regen preis gaben. Eine neue Kapelle ließ die fromme Kaiserinn Maria Theresia in der Kirche anbauen, welche die neue oder Kaiserskapelle genannt wird. Das Innere der Kirche dehnt sich in einen großen hohen Raum aus. Aber ihre ehemalige Pracht ist fast verschwunden, und ihre unermeßliche Schätze von Gold und Juwelen geflüchtet. Die prächtigen Granitsäulen sind weggenommen, und nach Paris geführt; die schönen Gemälde oben am Gewölbe durch den Regen theils abgefallen, theils verdorben. Man hat zwar einiges wieder in Ordnung gebracht; aber der ehemalige Glanz ist verschwunden. In dieser Dom= oder Marienkirche sollte auch die Krönung eines römischen Königs oder Kaisers geschehen. Sie verwahret auch einen Theil der Reichskleinodien, ein Schwerdt Kaisers Karl des Großen, ein Evangelienbuch und eine mit Edelgesteinen besetzte Kapsel, darin etwas von der Erde seyn soll, auf welche das Blut des gesteinigten heiligen Stephanus floß. Die größten Heiligthümer, welche nur alle sieben Jahr gezeigt zu werden pflegten, sind: Ein Rock der Jungfrau Maria; die Windeln Christi; ein Stück Leinwand, auf welches der blutige Kopf Johannes des Täufers gefallen ist, und ein Leinentuch,

mit

mit welchen die Lenden Christi umwickelt gewesen. Der Stuhl, auf welchem der Kaiser gekrönt wurde, steht noch gerade gegen dem Chor über, von welchem der zu krönende Kaiser auf Stufen die Bühne herauf zum Königsstuhl stieg. Die Aussicht auf dem Thurme, und die große Glocke verdient die Aufmerksamkeit des Fremden. — Das, was Aachen berühmt macht, was ihm Fremde herzieht, und Wohlstand verschaft, sind die warmen Quellen daselbst. Dampfend durchströmen die Abflüsse derselben die Straßen, besonders auffallend und sichtbar dem Fremden bei kaltem und heissem Wetter. Das heisse Wasser zu Aachen quilt aus fünf Quellen, welche sieben Badehäuser, und in denselben zwei und dreißig gewöhnliche Bäder, und fünf Dampfbäder, und ein Badehaus für Armen machen. Das Kaisersbad und Korneliusbad hat die stärksten und vornehmsten. Aus den Quellen wird das Wasser zum Badehaus in gewölbten Kanälen geleitet. Auf dem sogenannten Höfchen, wo eins der stärksten Bäder ist, sieht man noch die Ruinen von dem Pallast Kaisers Karl des Großen. Aachen hat vier Pfarrkirchen, ein Kollegiatstift zu St. Adalbert, zwölf Nonnen- und neun Mönchsklöster. Das Kollegiatstift zu St. Adalbert hat Kaiser Heinrich der Zweite angeordnet. Die Marien-Stiftskirche hatte die Ehre, daß ein jedesmal regierender römischer Kaiser ihr geschworner Kanonikus war. Kaiser Joseph der Zweite hat demselben 1773 ein goldenes Kapitelkreuz verliehen, welches auf der Brust getragen wird. Aachen hat in der Geschichte eine merkwürdige Rolle gespielt. Bekanntlich war sie die Residenz Kaisers Karl des Großen. Der Tod des jülichschen Grafen, der von den Bürgern umzingelt und erschlagen wurde, bleibt unvergeßlich. Zu den Zeiten

der

der Reformation hatten hier die Protestanten die größte Verfolgung auszustehen. Ihre Anzahl war so stark angewachsen, daß in einem Jahre zwei hundert Kinder getauft wurden. Im Jahr 1614 verkündete der berühmte Spinola, an der Spitze der spanischen Truppen, den schändlichen Machtspruch, der die Protestanten von der Magistratur und allen öffentlichen Aemtern ausschloß. Die meisten Protestanten verließen die Stadt, Stollberg nahm sie auf, wo ihre Fabricken blühen. Ein Schandpfahl, der das Zeichen des Triumphs über die Protestanten seyn sollte, entehrte die Stadt bis zur Ankunft der Franken. Noch giebt es ansehnliche protestantische Häuser in Aachen, welche Fabricken und Manufakturen in Flor erhalten, aber öffentlicher Gottesdienst ist ihnen nicht vergönnt; sie müssen eine Stunde vor der Stadt in dem ehemaligen holländischen Orte Vaels ihren Gottesdienst halten. Zu den Zeiten, da der Revolutionskrieg in allen kleinen Republiken wütete, trug er auch seine Fackel hieher. Im Jahr 1656 brannte Aachen fast ab, und das Sprüchwort, daß das Feuer schöne Städte mache, traf hier ein. Aachen ist itzt der Sitz das Präfekts.

Der zweite Kanton Burtscheid zieht sich über lauter Berge und Thäler, enthält neun und dreißig Gemeinden, ein und zwanzig tausend sieben hundert neun und zwanzig Seelen, vier und zwanzig hundert sechs Häuser und dreißig tausend ein hundert sieben und siebenzig Morgen Land. Berge und Thäler sind fleißig benutzt und angebaut. Hier sieht man was Industrie vermag. Sie verwandelt den Sumpf in Wiesen, die Heide in Saatfelder und bedeckt den nakten Felsen mit Erde. Hier ist ein wüstes ödes Thal in eine lachende

Flur,

Flur, dort eine unbewohnte Gegend in freundliche Dörfer umgeschaffen, wo arbeitsame Hände sich unermüdet beschäftigen. Kein Thal, kein Bach, kein Fluß, kein Wald; kein Berg ist unbenuzt gelassen. Es ist sehr genußvoll, diesen Kanton zu durchwandern. Sanfte Thäler ziehen sich in den malerischsten Krümmungen durch die Berge hin. In der Mitte der Thäler strömen die Bäche von einem schönen Wiesenteppich eingefaßt daher. Auf den strömenden Bächen liegen Eisenhämmer und Messinghämmer, welche das Thal durchhallen. Lachende Gefilde dehnen sich aus auf dem Rücken der Berge. Es ist der Mühe werth hier zu verweilen und des herrlichen Anblicks zu genießen. Der Hauptort Burtscheid oder nach dem Französischen Borcette ist fast mit Aachen eine Stadt; nur ein kleiner Zwischenraum trennt sie von einander. Er hat eine frappante Lage, sieht fast aus wie eine gemahlte Landschaft. Aus einem tiefen Thale erhebt sich der Ort bis auf den Gipfel des Berges. Auf dem Rücken des Berges stehen die schönsten Häuser und Palläste, welche die reichsten Aussichten gewähren, man übersieht hier ganz Aachen mit seinen Gärten und Wiesen und Landgütern. Auf dem jenseitigen Berge, gerade gegenüber, steht die prächtige und reiche Bernhardiner Abtei, deren Aebtisse sonst ihre theatralischen Souverainitätsrechte über den ganzen Ort ausübte. Die Wölbungen des Berges sind überall mit Häusern bebaut. Mitten im Thale durchströmen die Abflüsse der warmen Quellen dampfend die Straße. Das heiße Wasser quillt aus mehreren kleineren Quellen. Eine der größten steht offen auf der Straße. Hier sieht man, wie das Wasser aus der Erde hervordampft. Das Wasser ist nicht vollkommen klar, aber doch durchsichtig und helle.

Mit

Mit Dank gegen die Natur und mit inniger Freude steht man hier an der hülfreichen Quelle, die so manchem Leidenden neues Leben schenkte, und seine Tage verlängerte. Die Gegend um Burtscheid bietet manche schöne Spaziergänge in der Nähe an. Erquickend ist der Teich das Thal hinauf; erheiternd der Gang das Thal herunter; man spaziert eine ganze Viertelstunde neben dem dampfenden Bach durch Wiesen die mit Lusthäusern, Teichen und Kanälen und Nadelmühlen abwechseln. Die Tuchmanufakturen und Nadelfabricken sind die ansehnlichsten im Lande. Eine starke reformirte und lutherische Gemeinde ist zu Burtscheid. Im Jahr 1635 hatten sie sich eine Kirche im Orte erbaut; aber im Jahr 1718 mußte dieses Gebäude auf kaiserlichen Befehl niedergerissen werden. Die Ruinen dieser Kirche findet man noch immer. Bis auf diesen Tag durften die Protestanten keine Schule und Katechisationen im Orte halten. Eine Stunde von Aachen liegt die Benediktiner Abtei Cornellii Münster in einem schönen Thale, durch welches ein Bach, der von dem Orte den Namen Münsterscher Bach führt, über Sand und Steine dahin strömt und sich zwischen Eschweiler und Stollberg mit der Vicht vereinigt. Die Abtei ist zur Zeit der karolingischen Kaiser gestiftet. Der Abt war sonst ein Reichsstand, der zum westphälischen Kreise gehörte. Das Kloster wurde im Jahr 1310 von den Aachenern zerstört. Auf Befehl Kaisers Heinrich des VII. und des Erzbischofs zu Köln mußten sie es wieder aufbauen. Izt ist ein prächtiges Gebäude am Fuße des Berges. Die Kirche ist ein altes Gebäude, aber kostbar und reich. Man bewahrt darin das Hemd der Maria, welches mit den übrigen Reliquien alle sieben Jahre von dem Altane des Thurms gezeigt wird. Alle

Jahre

Jahre im September ist Ablaß, wo aus Cornelis Hörnchen getrunken und geopfert wird. Das Städtchen hat einige Tuchmanufakturen; Verschiedene Dörfer gehören der Abtei, deren Gebiet fruchtbar und sehr einträglich ist. Nebst mehreren Eisenhütten ist Schmidthof vorzüglich zu merken; öde Thäler sind hier in lachende Fluren verwandelt; Potterie aller Art, Figuren, Oefen, und alle Bestellungen in Eisen nach dem neuesten Geschmack werden hier verfertigt; Munizion und Staabeisen sind hier von vorzüglicher Güte; die Hämmer sind nach einer besondern Mechanik angelegt.

Eschweiler ist der dritte Kanton des Aachener Bezirks; er hat sieben und zwanzig Gemeinden, vierzehntausend siebenhundert acht und sechszig Seelen, ein und dreißig hundert zwei und achtzig Häuser, vier und zwanzig tausend fünf hundert fünf und neunzig Morgen Land. Er erstreckt sich von Norden nach Süden über Berge und Thäler. Der östliche Abhang des Gebürges verliert sich in einer fruchtbaren Ebene. Hier fängt die große Gebürgskette an, die einen Theil der berühmten Ardennen ausmacht und sich gegen Süden und Westen bis ins Luxemburgische erstreckt. Die Gegend ist heiter, voll Thätigkeit und Geräusch. Es giebt hier Aussichten, welche wetteifern mit denen in der Schweiz. Die Berge sind schwanger von Steinkohlen, Galmei und Eisen. Hier sind die einzigen Fettkohlen, welche im ganzen Umkreise nicht mehr zu finden sind. Merkwürdige Kunstwerke, Feuer- und Wassermaschinen, wodurch das Wasser aus den Kohlengruben gepumpt wird, findet man in Menge. Tuchfabricken und Manufakturen ernähren tausend Hände. Was aber diese Gegend besonders berühmt macht und Wohlstand verschafft,

schafft, sind die Messingfabricken, welche nirgends in ganz Europa zu der Vollkommenheit gestiegen sind, die sie hier haben. Der Hauptort Eschweiler liegt in einem weiten Thale, an dessen beiden Seiten die Anhöhen sanft emporstreben. Die Inde durchströmt das Thal; an dem linken Ufer dieses Flusses ist Eschweiler wie ein Darm hingelegt. Wiesen und Kornfelder, Gemüse- und Obstgärten umkränzen den Ort. An der Ostseite der Stadt sieht man noch die Ruinen eines Schlosses, welches der Sitz der ehemaligen Herrn von Eschweiler war. Schöne Häuser, ein großer weiter Marktplatz, eine große katholische Pfarrkirche und eine neue, modern gebaute reformirte Kirche, Seidenfabricken, Wachstuch-Fabricken machen den Ort merkwürdig. Von Eschweiler führt eine gepflasterte Straße nach Stollberg, welches eine Stunde von Eschweiler entfernt ist. In der Mitte dieser zwei Oerter sieht man die Feuer- und Wassermaschinen, wodurch das Wasser aus den Kohlengruben gepumpt wird. Zwei Pumpen werden durch ein Rad, und die Hauptpumpe durch drei große Räder getrieben. Stollberg, welches seinen Namen von Stollen, deren es hier viele giebt, führt, erstreckt sich in einem reizenden Thale über eine Stunde weit. Die Krümmungen des Thales sind malerisch. Die Berge an beiden Seiten streben sanft empor und sind mit Wiesenteppichen behangen, die mit Hecken in allen Formen, als Dreieck, als Quadrat, als Oval umfaßt sind. Hier ist der Scheitel des Berges mit einem Lustwalde gekrönt; dort ragt ein Felsen zwischen Gesträuchen hervor. Hier bilden die Berge ein Amphitheater, dort einen runden Kessel; hier eine Brustwehr, dort einen Koloß. Die Aussicht auf den Höhen der Berge ist unbeschreiblich schön. Bald sieht man

das

das ganze Thal, bald das Gebiet von Aachen und Burtscheid, bald das Gebiet von Cornelii Münster, bald die Höhen des Monjoyer Venns; dampfend erhebt sich der Gipfel der Ardennen in blauer Ferne. Nordöstlich dehnt sich eine unermeßliche Gegend vor dem Blicke des Zuschauers aus. Man übersieht das Jülichsche, Kölnische und Bergische. Städte und Dörfer und Schlösser begegnen dem Auge in geschlossener Menge. Das Stollberger Thal zieht sich herab von Süden nach Norden, erweitert sich bald zu einer weiten Fläche, und bald läuft es plötzlich zusammen zu einem engern Schlund. Allenthalben ist das Thal mit Wiesen, wie mit einem Teppich belegt. Ein Bach, der den Namen Vichtbach trägt, weil er von dem Dorfe Vicht herabkömmt, der erst da, wo sich der Münsterbach mit ihm vereinigt, den Namen Inde bekömmt, durchschlängelt das Thal. Unzählige Kanäle sind vermittels großer starker Wehre von dem Bache abgeleitet, welche die Messinghämmer treiben. Rechts und links sind diese Kanäle abgeleitet, steinerne Brücken führen über dieselben. Nirgends kann das Wasser ökonomischer benuzt werden als hier. In großen Teichen wird es aufbewahrt und auf die Hämmer getrieben. Alle zwanzig bis dreißig Schritte sind Mühlen angelegt. Kesselmühlen, Dratmühlen, Galmeimühlen und Hämmer mit einem, zwei und drei Rädern oder Bäumen sieht man längst dem ganzen Wasser. Das Schlagen der Hämmer hallt durch das ganze Thal. Die Wiesen sind mit Tuchrahmen besetzt, deren Farben den Anblick erhöhen. Die Wohnsitze der Fabrikanten liegen isolirt, oder in Gruppen durch das Thal zerstreut. Diese Häuser zeichnen sich durch gute Bauart aus, sind meistentheils Chateaus mit Gärten, Alleen, Teichen und Wiesen um=

umkränzt, aus welchen sie malerisch hervorblicken. Der Ort Stollberg ist eben nicht schön, einige Gebäude sind geschmackvoll. Eine reformirte, lutherische und katholische Kirche, welche gegenüber auf Bergen liegen, sind geschmackvoll gebaut. Auf einem Felsen ragt, wie ein Bergcoloß, das Schloß gigantisch hervor. Die Sage will, daß es sehr alt und eine Jagdschlacht von Kaiser Karl dem Großen gewesen sey. Izt gehört es dem Herrn von Kesselstadt, dem sonst Stollberg als Herrschaft gehörte. Eine Glashütte ist hier in Thätigkeit, die mit vier und zwanzig Leuten kaum so viel verfertigen kann, als Bestellungen ankommen. Diese ganze Gebürgskette enthält Spuren des Aufenthalts der Römer in diesen Gegenden. Nicht weit von Stollberg fand neulich ein Galmeigräber einen römischen Herkules in der Erde. Zu Graffenich, einem Dorfe, eine Stunde von Stollberg entfernt, findet man römische Münzen, Urnen. Ziegeln werden ausgegraben, auf welchen die Nummern der Legionen stehen und deren Solidität Beweise von der prächtigen Ziegelbrennerkunst der Römer sind. Unter die interessantesten Entdeckungen aus den Zeiten der Römer würde es gehören, wenn man beweisen könnte, daß die Erbauung eines Steinweges von ihnen herrühre, der von Gressenich auf Aachen führt, und wovon man die Spuren nachdrücklich sieht. Die Lage scheint dafür zu sprechen. Man bemerkt hier und da an dem rothen Eisenocher, der sich in verschiedenen Vertiefungen zeigt, daß hier eine Menge eisenhaltiger Quellen sind und an den verschiedenen Stollen, die man in den Bergen findet, sieht man ganz deutlich daß sie schon in sehr alten Zeiten müßen bearbeitet seyn.

Der vierte Kanton Linnich hat acht und dreißig Gemeinden, fünfzehntausend achthundert acht und sechzig Seelen, ungefähr drei und zwanzig hundert und vierzehn Häuser, und sieben und zwanzig tausend fünfhundert und fünf und vierzig Morgen Land. Dieser Kanton gehört mit unter die fruchtbarsten, angenehmsten und reichsten; liebliche Thäler mit sanft sich erhebenden Anhöhen, kostbare Wiesen, lachende Gefilde, schöne Obgärten wechseln mit einander ab. Alle Gemeinden gehören zu dem paradiesischen Jülicher Lande, alle Felder tragen mit leichter Mühe alle Sorten Früchten; Oelsaame, Kleesaame, Weitzen, Roggen, nebst den gewöhnlichen Feld- Garten- und Baumfrüchten. Alles ist hier wohl bebaut und bevölkert und die Viehzucht vortreflich. Linnich, der Hauptort, ist ein ziemlich artiges, wohlhabendes Städtchen und der einzige Ort im ganzen Kanton, der eine protestantische Gemeinde hat. Der Ort liegt ungemein romantisch in einem schönen Thale an der Ruhr, die nahe vorbei fließt, schöne Wiesen wässert und viele Mühlen treibt. Sanft erhebt sich an beiden Seiten eine kleine Anhöhe, auf deren Rücken paradiesische Gefilde prangen und wohlhabende und glückliche Menschen wohnen. Die Stadt ist schon aus ältern Zeiten berühmt. Im Jahr vierzehnhundert vier und vierzig gewann der Herzog Gerhard von Gülich in dieser Gegend eine Schlacht über Arnold von Egmont auf Hüberti Tag; zum Andenken dieses Sieges stiftete er den Huberti-Orden. In neueren Zeiten wurde diese Stadt noch berühmter, sie empfand vorzüglich hart die Geißel des Krieges. Bei dem Rückzug der Kaiserlichen wurde sie in Brand geschossen. An der Ostseite der Stadt ist eine Brücke über die Ruhr, die gewöhnlich klein ist, aber manchmal heftig

tig

tig anschwillt. Der Obergeneral **Jourdan** hatte schon die Kaiserlichen über die Brücke fortgedrängt. Um aber den Rückzug gehörig zu decken, sezten sich die Kaiserlichen am rechten Ruhrufer, brachen die Brücken ab und schossen die Stadt in Brand. Entsetzen ergrif die Einwohner, die ihre Wohnungen brennen sahen und nicht retten konnten; durch das Donnern des Geschützes hallte fürchterlich das Wirbeln der Trommeln, die feindliche Feldmusik, das Aufmunterungsrufen der Offiziere, das Jammern der Bürger, während durch den dicken Dampf die Flamme gen Himmel loderte. Schon hat der Fleiß der Einwohner die Gebäude wieder hergestellt, die Brücke über die Ruhr ist wieder brauchbar. Eine schöne Chaussee führt von Linnich auf Erkelens und Aachen, die freilich während des Krieges den Einwohnern manche unangenehme Einquartirung und manchen stürmischen Durchzug verursachte; die aber auch, da nun der goldene Friede sein Füllhorn über uns ausschüttet, tausend Vortheile gewähret.

Außer Linnich ist in diesem Kanton die Gemeinde Aldenhoven merkwürdig. Dieser Ort, schön, groß, mit vielen modern gebauten Häusern, ruht auf einem goldenen Hügel, der sich sanft aus dem Ruhrthale von Jülich erhebt, auf dessen Rücken sich ungeheure Getraidefelder ausdehnen, die das schwereste und beste Korn tragen. Die ganze Gegend gleicht dem Garten der **Ceres** und der **Pomona**. Die Hauptstraße von Köln und Jülich und Düsseldorf führt durch diesen Flecken über Felder, Wiesen und Obstgärten nach Aachen hinab. Dieser Ort ist während des Krieges mehr durch die Gefechte berühmt geworden, die in seiner Nähe vorfielen, als durch die schönen Früchte, die hier wachsen.

In

In dem Feldzuge, wo Dümourier die Kaiserlichen über die Ruhr trieb, wurden bei Aldenhoven die Hauptvertheidigungsanstalten angelegt; man hieb die Bäume ab, riß die Gärten nieder und pflanzte an ihre Stelle Kanonen und Haubitzen. Der Boden, welcher fleissige Menschen ernährte, wurde von Soldaten und seufzenden Bauern aufgewühlt, um Schanzen zu bauen. Traurig sah man hinab in das zerstörte Paradies und in die verödeten Fluren. Der Krieg säete, statt des Landmanns, seine Saat. Der kaiserliche Obergeneral, Prinz von Koburg grif am 11ten Vendemiaire 3ten Jahrs, die Dümouriesche Armee an und lieferte ihnen das erste blutige Gefecht, welches das Signal zum gänzlichen Rückzug war. Die Franzosen flohen mit einem beträchtlichen Verluste; rings um den Ort Aldenhoven ruhen die erschlagenen Oestreicher und Franzosen. Die fleissigen Bewohner haben mühsam den festgestampften Boden wieder aufgegraben und mit Früchten besät. Daß doch sobald kein Krieg ihre neue Schöpfung wieder zerstöre!

Der fünfte Kanton Geilenkirchen liegt unter dem Kanton Linnich, tiefer die Ruhr hinab. Der Kanton Geilenkirchen hat vier und zwanzig Gemeinden, siebenzehn tausend neunhundert ein und fünfzig Seelen, neun und zwanzig hundert und sechs Häuser, und vier und dreißig tausend neunhundert acht und sechzig Morgen Land; er ist fruchtbar, industriös, bevölkert und überaus angenehm. Der Fluß Wurm, welcher nahe bei Aachen entspringt, vor Aachen vorbei fließt und Wassenberg gegenüber sich in die Ruhr ergießt, führet einen ungemeinen fetten Schlamm mit sich, der statt des Düngers dient; er strömt durch ein freundliches Thal,

an beiden Ufern wechseln Wiesen, Kornfelder, Bauernhöfe, Maierien, Mühlen, Dörfer, Flecken und Städte miteinander ab. Ueppig ruht die reizende Flur an den Ufern des rieselnden Flusses. Der ganze Kanton ist überall treflich bebaut und mit freundlichen Dörfern und Städtchen besetzt. Geilenkirchen und Hunshoven blicken malerisch aus Gesträuchen und Obstwäldern hervor. Die Wurm fließt mitten zwischen beiden Oertern hindurch, die nur mit einer Brücke vereinigt sind. Schön zeichnet sich Hunshoven durch seine breiten gepflasterten Straßen, geschmackvoll gebaute Häuser, durch Fabricken und Heiterkeit aus. Schnupftabaksfabricken und Lederfabricken sind ansehnlich. Hunshoven hat eine reformirte Gemeinde, welche den Hauptflor des Orts ausmacht. Neben Hunshoven strebt ein einzelner Bergkoloß empor, dessen ersten Wölbungen mit schönem Laubholz gekrönet sind und dessen Scheitel ein schönes Schloß trägt, welches munter auf der Höhe in einer weiten Ebene ruht. Hat man die sanftemporstrebende Anhöhe erreicht, so eröfnet sich eine zauberische Aussicht; man dünkt sich in die Gärten Edens versetzt; seeliger Naturgenuß strömt dem Auge zu. Eine schöne Chaussee führt nach Aachen, Jülich, Sittard und Roermond. Die Wurm herab liegt in einem freundlichen Thale, zwischen Obstbaumpflanzungen, Alleen und alten Eichen, ein vortrefliches Gut, ehemals ein Rittersitz mit allen Feudalrechten ausgerüstet. Neben dem Schlosse führt eine Allee von Eichen, Tannen und Buchen nach Randerath, welches ehemals seine eigenen Grafen hatte, die sich mit den benachbarten Grafen von Heinsberg, Wassenberg und andern beständig rauften, bis endlich durch Heirath, Vermächtnisse und Verkäufe alles an die Herzoge von Jülich kam. Izt ist Randerath ein artiger

Ort, nicht weit von der Ruhr, hat ein Kloster, eine reformirte Gemeinde und wohlhabende Einwohner. Nach Geilenkirchen, noch mehr herunter, folgt, wie ein Dreieck, dessen Seiten das Valkenburgische, die Ufer der Maas und Montfort bilden,

Der sechste Kanton Sittard; er gränzt an das Departement der Niedermaaß, hat zwanzig Gemeinden, vierzehntausend dreihundert vier und neunzig Seelen, sechs und zwanzig hundert und sechs Häuser, und vier und zwanzig tausend, hundert sieben und sechzig Morgen Land. Eine breite Chaussee führt mitten durch den Kanton bis auf Mastricht. Von dieser Chaussee giebt es die malerischsten Aussichten, eine reizende fruchtbare Flur ist vor dem Auge hingestreckt; in blauer Ferne dämmert das hohe Maasufer, der Petersberg von Mastricht und die überaus hohe Spitze des Thurmes der Kathedralkirche von Sittard. Freundliche Dörfer blicken von allen Seiten aus ihren Obstgärten und Eichenbäumen hervor. Sittard ist bekannt aus der alten Geschichte. Unzäligemale hat die gute Stadt die Geissel des Krieges gefühlt. Tausende von Erschlagenen Kriegern ruhen im stillen Schooße der Sittarder Erde. Vielleicht ist die große Heide, welche zwischen der Maas und der Stadt Sittard liegt, die Ursache, daß man hier blutige Schlachten lieferte, vielleicht war zu anderen Zeiten die Nähe der Stadt Mastricht Schuld davon. Eine weite, öde, stille und bange Heide scheidet hier das Departement der Ruhr und der Niedermaaß. Von dieser Heide sieht man Sittard ganz isolirt, wie ein Schif, auf dem Meere schwimmen. In dem geldrischen Kriege 1542 lieferte der Herzog Wilhelm von Cleve, im Bunde mit Franz, König von Frank-

reich

reich den Truppen Kaisers Karl eine blutige Schlacht, in welcher Wilhelm den Sieg davon trug. Verschiedenemale wurde Sittard belagert, im Jahr 1677 wurde Sittard von den Franzosen ganz abgebrannt. Sittard hat schöne Häuser, wohlhabende Bürger, ein Domkapitel, ein Gymnasium und eine reformirte Gemeinde. In diesem Kanton liegt die Gemeinde Urmond, welche wegen ihrer Lage, Sprache, Sitten und Gebräuchen äusserst merkwürdig ist. Die Lage hat Vorzüge vor allen in dem Kanton; so wie man durch das Dorf kommt, genießt man den prächtigen Anblick der Maas, wo alles thätig ist und lebt; die Rhede ist mit Schiffen bedeckt und amphitheatralisch erhebt sich das jenseitige Ufer. Den Strom aufwärts bespühlt der breite Strom die reichen Wohnsitze der Mastrichter, in der Ferne sieht man verschiedene Inseln in der Maas. Die Bewohner des Orts sind fast lauter Schiffer, Fischer und Pferdetreiber, die die Schiffe die Maas heraufziehen; sie reden ihre eigene Sprache, die Wallonische oder das verdorbene Lütticher Patois; die Sprache der Honoratioren ist holländisch. Die Gemeinde ist reformirter Konfession, die einen Prediger von den Holländern bezahlt erhielt. Uebrigens gehörte die Gemeinde zu der Jülichschen Synode, seit einiger Zeit hat man angefangen, hochdeutsch zu predigen. Das traurige Loos, welches so viele protestantische Gemeinden im Jülichschen traf; nämlich der Verlust des holländischen Gehalts, traf auch diese. Ihr Prediger kann nicht seine Subsistenz von der Gemeinde erhalten, bisher hat er sich mit dem Unterrichte abgegeben, um vor Nahrungssorgen geschützt zu seyn. Verliert die Gemeinde ihren Prediger: so wird sich keiner mehr zu der Stelle verstehen, sie wird auf immer unbesetzt bleiben. Noch ist

in diesem Kanton merkwürdig die Gemeinde Süstern, in einer fruchtbaren Gegend, von Wiesen, Obstgärten und Kornfeldern umkränzt; alle Umgebungen sind heiter. Süstern ist eine sehr alte Stadt, überall in und um der Stadt findet man Beweise des Aufenthalts der ehemaligen Majores Domus unter den fränkischen Königen. Das erste Kloster im Jülichschen ist Süstern. Pipin hatte hier seinen Maierhof; ein eigener Weg, der Pipinsweg genannt, ist hier, über welchen Pipin Barfuß gieng, um seine Andacht in Süstern zu verrichten. Ueberhaupt hat diese Gegend viel Anziehendes, die herrlichsten Obstpflanzungen sind überall angelegt und gedeihen ohne Fehl. Man fährt zur Herbstzeit durch ganze Wälder von Fruchtbäumen, deren Früchte man nicht alle frisch zu verzehren im Stande ist und daher zum Trocknen, zu Essig und Obstwein verwandelt. Rechts neben dem Kanton Sittard an beiden Ufern der Ruhr und der Worm ist:

Der siebente Kanton Heinsberg, in welchem zwei und dreißig Gemeinden, ein und zwanzig tausend siebenhundert ein und dreißig Seelen, dreitausend vier hundert zwei und neunzig Häuser und drei und dreißig tausend fünfhundert ein und siebenzig Morgen Land sind. Die Bewohner ernähren sich meistentheils vom Ackerbaue und der Viehzucht. Die Ländereien und Wiesen sind gut, die Worm und die Ruhr düngen die Fluren und treiben Mühlen. Die Wege sind äusserst schlecht und dem Gewerbe sehr nachtheilig; der Weg von Heinsberg nach Wassenberg, der mitten durch die Worm und Ruhr führt, ist sogar gefährlich. An Brücken über die Flüsse und an Ableitungen durch Kanäle ist hier gar nicht gedacht. Vor dem Thore von

Heins-

Heinsberg fängt der Wasserweg an; den Pferden kömmt bei Sommerszeit das Wasser bis an die Bäuche und zur Winterszeit ist er gar nicht zu passiren. Dieser Weg geht eine Stunde weit bis Wassenberg. Man ist sehr glücklich, wenn man, ohne umgeworfen zu werden, diese halzbrechende Wege zurücklegt. Aber die Aussicht ist von diesen schlechten Wegen sehr belohnend. Blickt man zurück: so zeigt sich Heinsberg mit seinem alten Bergschloß, das seit langen Zeiten schon eine Ruine ist, aber auf dem Rücken eines Berges prangt, von welchem es majestätisch und schauerlich erhaben ganze Stunden weit gesehen werden kann. Zu den Füßen dieses Berges liegt die Stadt Heinsberg, die von den hangenden Ruinen bedrohet wird. Vor sich und rings um sich her sieht man auf diesem Wege die Worm und die Ruhr, die still durch die Ebene fließen. Weiter hin ruht auf einem Berge, wo sonst ein Schloß war, die alte Kirche von Wassenberg. Beide Oerter, die vornehmsten dieses Kantons, haben merkwürdige Denkmäler. Man siehts ihnen an, daß sie ehemals eine starke Festung und der Sitz mächtiger Grafen müssen gewesen seyn. Die Thoren von Heinsberg sind schauerlich und die Wälle an der Feldseite sind furchtbar. Von der Wasserseite ist die Stadt noch unzugänglich. Die Grafen von Heinsberg und Wassenberg hauseten ehemals schrecklich, schwangen sich zu einer gewissen Höhe empor, gaben manchem Bisthum einen Herrn und manchem Herzoge ihre Töchter. Das adeliche Kloster in Heinsberg ist ein trefliches Gebäude; der vorige Prior Herr Kreetz ist als schöner lateinischer Schriftsteller bekannt, er schrieb eine adeliche Geschichte worinn er die Urkunden fleißig benuzt und sie der Vergessenheit entreißt. Ehemals lag das Kloster vor der

Stadt, wo noch die Gärten, Orangerien, Alleen, Teiche und Wiesen in einer schönen muntern Gegend unterhalten werden und der Stadt das vorzüglichste Ansehen geben. Aber im Jahr 1711 brannte es ab und wurde mehrerer Sicherheit wegen mitten in der Stadt erbaut. Neben den Ruinen desselben gräflichen Schlosses steht die prächtige Kathedralkirche; Grösse, Umfang, Chor, Gemälde, Altäre, Leuchter und die Skelette der berühmtesten Grafen, die auf marmornen Tafeln liegen, machen die Kirche sehenswürdig; der kolossalische Domthurm ragt zwischen den Ruinen des Schlosses gigantisch hervor. Auf Wassenbergs Anhöhe steht eine alte Kirche, welche die erste christliche Kirche in diesen Gegenden seyn soll, deren Pfarrechte sich über alle rings umherliegende Oerter bis auf acht Stunden weit erstrecken. Beide Oerter haben ihre Domherrn, die ehemals reiche Präbenden besaßen. Beide Oerter haben eine reformirte Kirche, deren Glieder Handel und Fabricken treiben und den Flor des Orts ausmachen.

Der achte Kanton Düren liegt höher die Ruhr herauf am Fuße des Gebürges, durch welches sich die Ruhr in einem freundlichen Thale der Stadt Düren vorbeischlängelt. Dieser größte Kanton enthält acht und fünfzig Gemeinden, neunzehntausend dreihundert sieben und sechzig Seelen, drei und dreißig hundert und sieben Häuser und fünf und vierzig tausend siebenhundert und vier und fünfzig Morgen des fruchtbarsten Landes. Hier sind die romantischsten Gegenden, die malerischsten Aussichten. Goldene Felder, prächtige Wiesen, herrlich angelegte Gärten, Kanäle, Teiche, Landhäuser, Dörfer und Städte wechseln auf das angenehmste miteinander ab. Hier bemerkt man schon, daß man sich dem

Reiche

Reiche des Traubengottes nähert, die südlichen und westlichen Abhänge der Hügel und Berge tragen einen lieblichen Wein. Früchte und Gemüse sind weit vollkommener als sonst irgendwo. Der Handel im ganzen Kanton ist blühend, die Industrie lebhaft. Ackerbau und Viehzucht, Handel und Fabricken, Papiermühlen, Eisenhütten und andere Fabricken bereichern die glücklichen Einwohner. Der Hauptort Düren, nahe am rechten Ruhrufer, hat die glücklichste Lage. Die lachenden Ebenen dieses Kantons und Dürens, seiner Hauptstadt, werden gegen Südwesten, von dem Gebürge begrenzt, das hier anfängt, und in einer Kette fortlaufend sich mit den Ardennen vereinigt. Seine ersten Wölbungen sind fleißig angebaut, Gärten, Weinberge und Felder begegnen dem geöfneten Auge. Je höher sich das Gebürge erhebt, desto geringer wird Fruchtbarkeit und Vegetation. Hie und da ist sein Scheitel mit schönen Eichen und Buchen bekränzt, dort auf den steilen Höhen ragt ein schraffer herabhangender Fels hervor. Ein leichter Nebel wallt fast immer um die Kuppel; Freunde der Natur besuchen das Gebürge der unermeßlichen Aussicht wegen. Unbeschreiblich schön ruht die reizende Flur des Jülichschen und Kölnischen vor dem Auge des Zuschauers, alles vortreflich bebaut und mit freundlichen Dörfern und Städtchen besäet; in einem freundlichen Thale fließet die Ruhr still dahin. Malerisch blickt die Stadt Düren aus Obstwäldern hervor. Ganz in der Ebene, am Fuße des Gebürges, sieht man die Papiermühlen mit den prächtigen Wohnsitzen ihrer Eigenthümer. — Düren ist eine alte Stadt sie kommt schon vor in der Reise-Route des römischen Kaisers Antonius. Die Stadt ist durch kriegerische Auftritte und Belagerungen sehr unglücklich gewesen. Bekanntlich

lich war sie sonst zweimal so groß als itzt. In dem Geldrischen Kriege nahm sie Karl der V. stürmend ein, und der größte Theil wurde verwüstet; aber bald erhohlte sie sich wieder. Mit Recht zählt man sie itzt unter die ersten Städte des Jülichschen, sie zeichnet sich nach Aachen am meisten durch Wohlstand, Reichthum und Luxus aus. Eine prächtige Brücke führet hier über die Ruhr; die Chaussee nach Aachen, Köln und Monjoy erleichtert den Handel und die Fabricken. Die Häuser sind geschmackvoll gebaut, durch alle Straßen fließet ein kleiner Bach, der zur Gesundheit, Reinlichkeit und Bequemlichkeit viel beiträgt. Die Hauptkirche, die einen sehr hohen spitzen Thurm mit einem Glockenspiel hat, besitzen die Katholiken, die den größten Haufen ausmachen; Reformirte und Lutheraner machen aber den ansehnlichsten Theil aus, und besitzen die Papiermühlen, Eisenhütten, Tuchmanufakturen und Handlung. In den Dörfern um Düren herrscht Fleiß, Industrie und Wohlstand. Zu Leudersdorf ist eine Kannengießerei angelegt, in andern Dörfern giebt es Hunderte von Nagelschmieden, welche für die Kaufleute in Düren arbeiten; in allen Dörfern an der Ruhr findet man Lebhaftigkeit und fast alle Zweige der Industrie.

Die Ruhr hinauf führt der Weg von Düren zu dem neunten Kanton Froitzheim, der in einer schönen abwechselnden Lage, bald auf Flächen, bald in Thälern, bald zwischen wilden schauerlichen Felsen dreißig Gemeinden, zwei und achtzig hundert sechs und zwanzig Seelen, fünfzehnhundert zwei und dreißig Häuser und siebenzehntausend sechzig Morgen Land zählt. Er ist von den Kantonen Monjoy, Düren, Zülpich und Gemünd umgeben. Die mannichfaltige Abwechse-

selung der Flächen, Thäler und Berge und Flüsse giebt dem Kanton einen Reitz, den man selten findet. Prachtvoll blickt die Stadt Nidecken oder Nideggen von einer außerordentlichen Höhe herab, die mit Felsen von allerlei Gestalt, rund, spitzig, oder flach umgeben ist. Steil, gleich einer Felsenmauer sieht man aus der Tiefe zu der Stadt hinauf, und fühlet die Empfindungen des Staunens. Am Fuße der Höhe fließt die Ruhr rauschend vorüber. Es giebt wohl keinen Ort, der mehr Aehnlichkeit, in Ansehung der Felsen, mit der Festung Ehrenbreitstein hat, als dieser. Hat man die steil emporstrebende Anhöhe erreicht, so eröfnet sich die zauberischste Aussicht auf die Ebene des Jülichschen und Kölnischen, auf den schlängelnden Ruhrfluß, auf unzählige Dörfer, Bauernhöfe und Städte. Der Rücken des Berges, auf welchem Nideggen liegt, breitet sich in einer unabsehbaren Ebene aus, welche Früchte aller Art trägt und wohlhabende Menschen nährt. Zur Rechten und Linken giebt es Gemälde, welche für den Freund der Natur anziehend und interessant sind. Die Stadt ist ganz zu einer Festung qualificirt und von der Natur dazu gemacht. Bekannt ist sie in der Geschichte; sie war die berühmteste Feste in vorigen Zeiten; merkwürdige Ruinen und Denkmäler zeigt sie dem Alterthumsforscher. Im Jahr 1209 lieferte Philipp aus Schwaben auf diesen Anhöhen dem Kaiser Otto dem IV. eine blutige Schlacht, die er gewann, und wodurch er als Held berühmt wurde. Noch ist die Stadt besehenswerth, sie gab unter dem Churfürst von der Pfalz einem ganzen Amte den Namen, welches in das obere und untere Amt abgetheilt wurde, es gab daselbst ein Commenthurey-Haus des Johanniter-Ordens; aus dem ehemaligen Prämonstratenser Nonnenkloster er-

wuchs ein Priorat, welches die Steinfeldischen Mönche verwalteten. Hier sind die letzten Ebenen, welche sich in den wilden rauhen Gebürgen verlieren, die sich bis ins Trierische und Luxemburgische erstrecken.

Weiter die Ruhr hinauf kömmt man zuerst in den zehnten Kanton Gemünd, der in der wilden Pracht schauerlicher Gebürge sechs und vierzig Gemeinden, sieben und siebenzig hundert zwanzig Seelen, sechzehnhundert vier und zwanzig Häuser, und neun und zwanzig tausend vierhundert vierzig Morgen Land umfaßt. Alles ist hier merkwürdig. Ein gewisser Schauer ergreift den Wanderer; man weiß nicht, was man am meisten bewundern soll. Ein Berg ist auf den andern gethürmt. Hat man mit Mühe einen Berg erklettert und hoft durch eine schöne Aussicht belohnt zu werden: so hindert ein anderer Berg diese Aussicht. Unerreichbar scheint die Spitze des Berges zu seyn, der sich bis zum Himmel hinaufthürmt und in wilder Ordnung Jahrhunderte alte Eichen und Buchen und ungeheure Felsenmassen trägt. Unerwartet sieht man oft in eine fürchterliche Tiefe, durch welche reissende Waldströme rauschen. Der Weg, welcher von diesen schauerlichen Höhen in das Thal hinabführt ist oft so steil, daß man hinab kriechen muß. Die Thäler in diesen Gebürgen sind sehr enge und schmal, allenthalben drängen sich Ströme durch die Felsenmassen hindurch; an beiden Seiten erhebt sich eine senkrechte Felsenwand, von dessen Höhe Bäume oder Steine zu fallen drohen. Eine bange Dunkelheit herrscht allenthalben; selten ist ein sanfter Schimmer des Mondes und ein lieblicher Strahl der Sonne. Wo das Thal sich nur ein wenig erweitert, da blickt ein freundliches Dörfchen oder Städt-

chen

chen hervor; da sind Fabricken angelegt; da schallen Eisenhämmer mit starkem Echo zwischen den Felsen hindurch. Auf dieser ganzen Gebürgskette und in diesen Thälern findet man überall Spuren des ehemaligen Aufenthalts der Römer; römische Grabmäler und Urnen, Waffen und Münzen; Grabhügel, bei deren Oefnung man Kohlen, Asche, Urnen mit Knochen und Asche angefüllt, Opferkannen und Schaalen, Pfeile, Lampen und Münzen von Gold und Silber fand, welche die Römer den Leichnamen in den Mund zu legen pflegten, um dem alten Nachenführer Charon am Styx das Fahrgeld zu bezahlen. Unter die interessantesten Entdeckungen aus den Zeiten der Römer gehören die verschiedenen Hölen, welche man unter der Erde findet und noch nicht wegen der ungesunden verschlossenen Luft hat untersuchen können; Ruinen alter römischer Kastelle, römische Heerstraßen durch die Waldungen und Denksteine. Gemünd der Hauptort liegt im Thale, am Fuße eines hohen Berges. Hier vereinigen sich die verschiedenen Arme der Ruhr. Gemünd hat seinen Namen davon, daß die Einruhr und Ruhr sich hier vereinigen. Der Ort ist beträchtlich, hat schöne große Häuser, ansehnliche, wohlhabende Einwohner, eine lutherische, reformirte und katholische Kirche. Gemünd und die umliegenden Oerter im Thale sind von den Nachkommen französischer und brabäntischer Religions-Emigranten zum Theil bewohnt, welche nützliche Industrie aus ihrem Vaterlande hiehin brachten. Nicht weit von Gemünd giebt es einen Brunnen, der besseres Wasser enthält, als der Brunnen zu Selters. Das Wasser dieses Brunnens hat alle Eigenschaften des Selterswassers in einem höhern Grad, es moussirt stärker und hält sich länger. Es ist unbegreiflich, warum

man nicht mehr Gebrauch von diesem Wasser macht und es gleich dem Selterwasser verschickt. Zwar glaubt man, es wäre zu mühsam, um dieses Wasser von dem daneben fließenden Flusse unvermischt zu erhalten; aber sollte es nicht der Mühe werth seyn, hiezu die nöthigen Anstalten zu machen? Die Thäler, Schleiderthal Blumenthal, Vossen, Eiserfei, Gótenich, Oleff, Bleibur, Roggendorf und Kal sind wegen ihren Fabricken und Bergwerken berühmt. Zu Roggendorf ist besonders die Anlage der Herren von Meinerzhagen berühmt, die ihnen endlich, nach vielen vergeblichen Versuchen, ein fürstliches Einkommen verschafft. Ihre Hauptsache ist das Bleiwerk und besonders die Stolle oder der unterirdische Gang in die Bleigruben. Die Stolle erstreckt sich Stunden weit in die Berge hinein; man geht ohne zu steigen gerade zu in den unterirdischen Gang; jeder hat eine Leuchte und kann oft in gerader Stellung gehen. Mitten durch die Stolle oder unterirdischen Weg läuft ein Bach; welcher das Wasser aus den Bleigruben herabführt; diese glückliche Anlage ist es, welche das Bleigraben in diesen Gegenden möglich macht und den Herren von Meinerzhagen so viel einbringt. Ungefähr eine Stunde weit in die Stolle hinein ist eine Hütte angebracht, wo der Aufseher allerlei Mineralien gesammelt hat; diese präsentirt er auf einer Schüssel den Fremden, welche dieses Kunstwerk besehen und nun wohl weiter zu gehen keine Lust haben. Man kehrt also mit seiner Leuchte in der Hand um, sobald eine Leuchte ausgeht, wird sie an den andern angesteckt, weil man ohne dieses Licht in den Bach, der mitten hindurch immer fließet, fallen oder treten würde. In diesem Kanton giebts auch viele Herrschaften, z. B. Drimborn, Gorgen, Eych, Mechernick, welche ehemals zum Theil unmittelbare Reichsherrschaften waren.

Von Gemünd und Münster-Eyfel nach Westen, an den Quellen der Ruhr, in melancholischen Gegenden, zwischen Felsen und Klüften, zwischen Bergen und Thälern liegt der eilfte Kanton Monjoy, welcher sieben und zwanzig Gemeinden, fünfzehntausend sechshundert und sieben und fünfzig Seelen, sechs und zwanzig hundert zwei und achtzig Häuser und zehntausend Morgen Land in sich begreift. Der Weg dahin führt durch stille Thäler und über Bergketten. Die Beschaffenheit der Bergkette verdient von Naturforschern näher untersucht zu werden. Es scheint ein Urgebürge zu seyn, ob es gleich weder Granit noch Verdantiko, noch Serpentinstein enthält, welche nach der Meinung einiger Geologen die Berge erster Ordnung constituiren. Da aber die Thonmarke den Kern dieser Berge ausmacht, welche von andern Physikern ebenfalls für ein Gestein der Urgebürge gehalten wird, so kann man es für ein Urgebürge halten. Die Gegend ist still und schwermuthsvoll. Hohe waldigte Berggipfel bekränzen hier einen kleinen bewohnten Platz. Die alten hohen Buchen und Eichen werfen dunkle Schatten herab. Kein Blatt regt sich in diesem einsamen gegen heftige Winde geschützten Bergschlunde. Dunkel und schauerlich, bestimmt um abgeschieden von der Welt zu leben, ist die Gegend. Dort ist der Gipfel eines Berges steinigt, fast mit ewigem Schnee bedeckt, unter welchem sich Moräste oder Heidekraut bilden. Ohne Ziel irrt das Auge auf den kahlen, oft steilen Höhen umher. An dem Abhange des Gebürges zieht sich ein tiefes waldigtes Thal krumm dahin, in dessen engem Raume mehrere große Gebäude stehen, welches Monjoy ist. Man sieht Monjoy nicht, als bis man sich dicht daran befindet. Rund

um von Bergen umgeben liegt es tief, in einer Länge fast nur aus einer krummen Straße bestehend, darmförmig hingestreckt. Monjoy ist berühmt an allen Orten der Erde. Ehemals hatte es seine eigenen Grafen, deren Schloß noch zu sehen ist. Izt ist die Stadt berühmt durch die Tuchmanufakturen, welche die ersten und ansehnlichsten in ganz Europa sind. Die Tücher gehen unter dem Namen französischer Tücher nach Italien, Polen, Rußland, der Türkei, Levante, Asien und Afrika. Die Stadt hat prächtige Gebäude, reiche Häuser, eine lutherische Kirche, herrliche Anlagen, die das Rauhe der Gegend mildern. An dem Abhange des Berges sind Anlagen von Gärten, Alleen und Bosquets, welche einladende Spaziergänge anbieten. Nach der öden traurigen Gegend, die man passirt, thut diese höchst pittoreske Stadt eine große Wirkung. Man glaubt sich auf einmal in ein neues fremdes Land versetzt und das schönste Gebürge der Erde vor sich zu haben. Die Tuchmanufakturen machen die Gegend lebendig, sie wimmelt von Arbeitern, glänzt mit aufgespannten Tüchern von allen Farben. Rothe, blaue, weiße, geflammte, gelbe, schwarze Tücher mit den abwechselnden Gegenständen der Natur geben den schönsten Anblick. Rings um die Stadt wimmelt es auf den Höhen und in den Tiefen von Häusern und Dörfern, welche von der Spinnerei, Weberei und Zubereitung der Tücher leben. Färbereien, Walkmühlen liegen an den Bächen und Flüssen, die das Thal durchströmen. Hier blickt man in ein tiefes Thal, in dem einzelne Hütten, verloren unter Baumgruppen oder am Eingange von einem reizenden Schlunde stehen. Dort schwimmt in einem ungeheuren tiefen Thale ein See von Bäumen und einzelnen Hütten. Rechts stiehlt sich ein Thal zwischen

schen

schen den Bergen weg, links eins von schönen Bäumen verborgen. Man wallt dahin mitten in Wäldern und Irrgärten von lieblich verschlungenen Thälern. Die Gegend umher ist schauerlich, so wild, so angenehm finster, daß hier der Gram zu einer Wollust wird. Nach Westen führt der Weg über den Bergrücken nach dem gesegneten Limburger Land, die Chaussee dahin ist schlecht, geht über Röttgen, einem Dorfe, welches sich durch schöne Häuser und eine modern gebaute trefliche reformirte Kirche auszeichnet. Hat man die verschiedenen Thäler, die schlimmen Wege und öden Gegenden zurückgelegt: so öfnet sich die schönste Aussicht auf das Limburgische, das den Reichthum seiner Wiesen, Fluren und Obstgärten allen umliegenden Gegenden mittheilt. Sicher giebt es in keinem Lande der Erde so viele, so schöne und zauberische Aussichten, als im Limburgschen. Alles ist freilich Berg und Thal, aber so zauberisch hingestreckt, daß man sich in allen Schönheiten verliert. Alle Berge sind sanft emporstrebend, bilden ein weites Thal, wie ein großer Kessel; einzelne Häuser schwimmen in einem Meere von Wiesen, alles Vieh geht auf der Weide; Rechts und links sieht man dergleichen Thäler, dann erhebt sich pyramidenförmig ein hoher Berg, der auf seinem Gipfel die Ruinen eines alten Schlosses oder das prächtige Gebäude eines Belvedere oder Bell'oeil trägt und eine Aussicht gewährt, die ihres Gleichen nicht hat. Es ist wohl der Mühe werth, hier zu verweilen und des herrlichen Anblickes zu genießen.

Kapitel IV.

Das zweite Arrondissement von Köln

Erstreckt sich in einer graden Linie von neun Stunden bis Jülich an die Ruhr, von Osten nach Westen, in einer schönen Ebene, voll der fruchtbarsten Aecker und Wiesen, bewohnt von wohlhabenden Bürgern; es umfasset folgende Kantone:

Köln, die ehemalige freie Reichsstadt, der jezige Sitz des Sous-Präfekts, ist der erste Kanton in dem zweiten Arrondissement des Ruhr-Departements; sie zählt zwei und vierzig tausend, hundert und fünfzig Seelen, siebentausend, vierhundert und vier Häuser. Sie liegt in einer angenehmen Fläche, wo man in der Nähe den prächtigen Anblick des Rheins und der sich amphitheatralisch erhebenden Stadt genießt. Ihre Rhede ist mit Schiffen bedeckt und über den Masten derselben ragen hoch die prächtigen Thürme empor. Den Strom aufwärts zur Rechten bespült der breite Strom den großen Thron des Bacchus und die Wohnsitze der reichen Kölner. Zur Linken sieht man über den grauen Wellen des Rheins das schöne glänzende Mülheim; gerade über dem Fluß sieht man das uralte Deutz, als Lustgarten für die sich erhohlenden Gesellschaften. Dieser Anblick ist selbst dem, der ihn oft genoß, immer neu und erfreulich. Das reiche Grün auf dem jenseitigen rechten Ufer macht diesen Anblick noch malerischer. Auf des Flusses spiegelnder Tiefe liegt eine Reihe von Mühlen; Schiffe aller Art fliegen dahin mit aufgespannten Segeln oder werden von Pferden gezogen. Alles lebt, alles ist in beständiger Thätigkeit an den

Ufern des Rheins. Unaufhörlich bringt die fliegende Brücke Heere von Menschen über den Rhein und wieder zurück. Die Gärten und Häuser an dem Ufer des Flusses sind gefüllt mit Gesellschaften fröhlicher Menschen. Freundlich blickt die Stadt in des Flusses Spiegel herab, steht als schöne Tochter der Amphitrite und weidet sich an ihrer glücklichen Lage. Gebadet vom Rheine erscheint sie, an der Seite des Flusses, in ihrer glänzendsten Gestalt und wetteifert mit den besten Städten um den Kranz der Schönheit. Nicht so schön ist das Innere der Stadt; das Freundliche, das Heitere und Muntere fehlet hier. Die engen schmutzigen Straßen benehmen selbst den Pallästen das liebliche Ansehen; der bevölkertste Theil ist nicht sehr einnehmend; die finstern Häuser in den engen Straßen haben nicht das mindeste Ansehen von Wohlstand und Sauberkeit. Einige Straßen sind breiter und könnten in Berlin und Turin schöne Straßen heißen. Hier wohnt alles was vornehm und reich ist. Hier rollen die kostbaren Equipagen der prachtliebenden Bürger. Der Heumarkt und der Neumarkt sind die besten und größten Plätze in der Stadt, sie sind mit Alleen besetzt, in welchem alles zum Spaziergange einladet. Alles vereinigt sich hier, um den Fremden einen hohen Begrif von der Stadt beizubringen. Große, weitläuftige Weingärten liegen in der Stadt, welche in guten Jahren oft 15000 Ahmen Wein geben. Die Karthaus allein soll mit ihren Gärten und Weingärten nicht viel weniger Raum einnehmen als die benachbarte Stadt Mülheim. Die Stadt ist sowohl als Aachen, Hauptort des Ruhrdepartements; sie begreift die Obertribunäle, die Centralschule und ein Commerztribunal in sich, und ist in vier Sektionen eingetheilt, wovon jede prächtige Häuser, wohlhabende Bürger und schöne Anlagen und Plätze hat. Das prächtigste

tigste Gebäude ist die Domkirche. Der kolossalische Domthurm ragt gigantisch über die Häusermasse der Stadt hervor. Dieses majestätische Gebäude würde fast das einzige Wunder seiner Art in Europa seyn, wenn es mit seinen zwei, zur Höhe von 500 Schuhen im Plane angelegten, Thürmen, von der seltesten altdeutschen Bauart, fertig geworden wäre. Im Jahre 1248 wurde es angefangen, ist aber nur halb zu Stande gekommen, die Seite der Kirche nach dem großen Thurm hin ist unvollendet geblieben. Selbst erreicht dieser wirkliche Thurm, den man noch den Domkranen nennt, kaum etwas über den dritten Theil seiner Höhe. Das Innere der Kirche dehnt sich in einen großen hohen Raum aus, der während dem Kriege lang zum Magazin diente. Die ehemalige Pracht derselben ist verschwunden, und ihr unermeßlicher Schatz von Gold und Juwelen geflüchtet. Man kann itzt kaum ohne Bedauren in diesen Tempel treten. Verschiedene schöne Monumente sind verstümmelt. Das inwendige hohe Chor von Marmor treflich gebaut, und auf der Seite die prächtigen Altäre sind glücklich erhalten. In der Sacristei wurde ehemals in einem besondern Gewölbe der wichtige Kirchenschatz verwahrt. Hinter dem hohen Altare ist eine ganz kleine Kapelle, in welcher die Körper der sogenannten heiligen drei Königen waren. Der Kasten, der sie einschloß, war von Gold und vergoldetem Silber sehr künstlich bereitet und der Deckel reichlich mit Diamanten, Rubinen, geschnittenen Steinen und großen Perlen besetzt. Zehn Kollegiatkirchen und neunzehn Pfarrkirchen, zwei Abteien, siebenzehn Mönchsklöster und neun und dreissig Nonnenklöster, sechzehn Spitäler und neun und vierzig Kapellen waren sonst die Zierden der Stadt. In der schönen Kirche des gräflichen Kapitels der heiligen Ursula wurden außer den Gebeinen dieser Heiligen,

die

die Reliquien von den berühmten eilftausend Jungfrauen bewahrt. In der Peterskirche war ein vortrefliches Gemälde von der Kreuzigung Petri, welches der hier geborne Rubens verfertigt und der Kirche geschenkt hatte. Das Rathhaus ist ein großes gothisches Thurmgebäude, dessen Porticus aber im italiänischen Geschmacke von künstlicher Bauart schon im Jahre 1570 aufgeführt worden ist.

Köln gehört zu den angenehmsten Orten. Seine Lage, der fruchtbare Boden umher, der Wohlstand und Reichthum seiner Bewohner und ein freundlicher Himmel machen es jedem interessant und verzögern den Aufenthalt daselbst. Dennoch hat der leidige Krieg sehr vieles, was sonst den Fremden hier aufhielt zerstreuet oder verwüstet. Freundlich und heiter, wie der Himmel, der diese glücklichen Gefilde bedeckt, ist die Gegend um die Stadt herum; Obstgärten, Weingärten, Wiesen, Felder, Büsche, Flüsse und Häuser und Dörfer wechseln angenehm miteinander ab. Noch merkwürdiger ist Köln dem Geschichtskundigen und Alterthumsforscher. Die Geschichte sagt, daß Markus Vipsanius Agrippa der Stifter ist; Von den Ubiern, welche sonst auf dem rechten Rheinufer wohnten, und von den Sweven beständig beunruhigt, die Römer um Hülfe riefen, erhielt die Stadt den Namen; Agrippa, der die Ubier auf diese Rheinseite herüberführte, nannte sie die Stadt der Ubier; die Kaiserinn Agrippina, des Claudius Gemahlinn und Mutter des Nero, ward während den Feldzügen ihres Vaters Germanicus daselbst geboren. Eine römische Colonie, die er oder sie dahin schickte, änderte den Namen der Ubierstadt in jenen von Colonia Agrippina aus welchem hernach Köln entstand. Bis zum Jahr 461

war Köln die Hauptstadt des untern Gaul, (Gallien) blieb unter römischer Herrschaft, bis die Franken den römischen Coloß umstürzten, und auf den Trümmern desselben die fränkische Monarchie errichteten. Ueberall in und um Köln findet man Beweise des Aufenthalts der Römer, Urnen, Waffen und Münzen. Besonders findet man Sarkophagen, Urnen mit Asche und Knochen angefüllt, Opferkannen und Schaalen, Pfeilen, Lanzen, und Münzen von Gold und Silber; oder einem faustgroßen runden Kieselstein, statt der Urne, oder einen kleinen irdenen Topf mit einem Henkel, auch Reste ehemaliger römischer Bäder. Durch die Abtretung des linken Rheinufers kommt dasselbe nach dreizehn Jahrhunderten wieder in Besitz der Nachkommen der alten Gallier oder der heutigen Franzosen. Aber die größtentheils fränkische Abstammung seiner jezigen Bewohner und eine Reihe von Jahren nebst Sprache und Sitten des Stammvolks haben Verschiedenheiten zwischen den ursprünglich gallischen Völkerschaften und jenen gebildet, die nicht sobald verlöschen werden. Köln ist eine der ersten Städte am Rhein, die das Christenthum annahm; der Ursprung desselben ist ungewiß; aber im Anfang des vierten Jahrhunderts hatte die Stadt schon eine christliche Kirche und einen Bischof, Namens Maternus, der Jahr 314 auf der arelatischen Kirchenversammlung gegenwärtig war. Der erste Anfang des Erzbisthums wird am gewissesten in das achte Jahrhundert gesetzt, denn als im Jahr 745 der kölnische Bischof Regenfried starb, wurde der heilge Bonifacius von den fränkischen Fürsten Karlmann und Pipin zum Erzbischof von Köln ausersehen und Pabst Zacharias ertheilte ihm diese Würde. Im Jahr 748 wurde Bonifacius und mit ihm die erzbischöfliche Würde nach Mainz versetzt und Köln dem

neuen

neuen Erzstift unterworfen. Nach 50 Jahren gab Karl der Große, aus Liebe zu Aachen, dem kölnischen Bischof Hildebald die erzbischöfliche Wahl wieder. Merkwürdig sind die Ruinen bei Köln im Rhein, welche man bei niedrigem Wasser sehen kann. Kaiser Constantin ließ nämlich zu Deutz ein Kastell und eine steinerne Brücke über den Rhein anlegen, wovon die Ruinen noch Ueberbleibsel sind. Dies Kastell kommt in den Urkunden unter dem Namen Divitense munimentum vor und ist mit der Brücke 957 verwüstet worden. Im mittlern Alter blüheten Künste, Wissenschaften und Handel am schönsten; unter den Hansee-Städten war Köln die vornehmste. Kaiser Otto der Große verlieh der Stadt viele Freiheit und befahl seinem Bruder, dem Erzbischof Bruno zu Köln die Schutzgerechtigkeit über dieselbe. In dem Geldrischen und dreißigjährigen Kriege wird Köln noch merkwürdiger. Intoleranz, Fanatismus, Parteyen-Uebermuth und schlechte Politik der Senatoren stürzte die Stadt von ihrer Höhe. Im Jahr 1425 wurden alle Juden und im Jahr 1618 alle Protestanten aus der Stadt verwiesen. Vierzehnhundert Häuser stunden auf einmal leer. Die Oerter Mülheim und Krevelt erhoben sich zu großen Handelsstädten durch diese Verweisung. Dessen ungeachtet sind noch drei protestantische Gemeinden in der Stadt, sie haben noch ihren Gottesdienst in der Stadt Mülheim und in dem Dorfe Frechen, sie wurden vor der Vereinigung mit der Republik nicht Bürger sondern nur Beisaßen genannt. Die fränkische Regierung erlaubt den Protestanten freie Religionsübung, aber noch wagt man es nicht, von dieser Freiheit Gebrauch zu machen. — Die bürgerliche Revolutionen in den Jahren 1400, 1513 und mehreren sind sehr merkwürdig. Kölns Urväter wußten ihre Freiheit

heit zu behaupten, sie schlugen sich tapfer mit den benachbarten Bischöfen herum, jagten zuweilen Mönche und Pfaffen zur Stadt heraus; auf der großen Heide bei Fühlingen zwischen Köln und Neuß entrissen sie einst dem Kurfürsten und seinen Helfern die Stadtschlüsseln in einem förmlichen Treffen. — Die entehrende Schandsäule, welche Senator-Despotismus dem Bürgerfreund Nikolas Gülich, der für Freiheit und Konstitution redete, vor einem Jahrhundert hatte aufrichten laßen, ist nicht mehr. Sehenswürdig war sonst das alte Zeughaus, welches mit Waffenrüstungen aller Art, auch aus den ältesten Zeiten erfüllt war; das Waisenhaus und Findelhaus. Aber verschwunden ist die alte Herrlichkeit, eine neue Schöpfung wird die Stadt erheben zu einem höhern Glanze als vorhin.

Von Köln führt die große Landstraße, welche auf Jülich und Aachen geht, nach dem zweiten Kanton Weiden, welcher in einer überaus fruchtbaren und angenehmen Fläche sechs und zwanzig Gemeinden zwölf tausend fünfhundert sechzig Seelen, achtzehnhundert Häuser und neun und dreißig tausend Morgen des einträglichsten Landes zählt. Drei Stunden weit erstreckt sich eine schöne, angenehme, fruchtbare Ebene; üppig ruht die Natur vor dem Blicke des Beobachters; rings umher erheben sich stolze Schlösser aus Obst- und Buchenwäldern empor. Die reiche Benediktiner Abtei Brauweiler blickt malerisch aus Kastanien- und Obstwäldern, aus Alleen und Promenaden hervor. Zur Rechten der Landstraße liegen die prächtigen Johanniterhöfe zu Lövenich zwischen Obstbaumpflanzungen und alten Eichen; zur Linken die reichen Antonitterbesitzungen zu Junkersdorf. Vorwärts begegnet dem entzückten Blicke das adeliche Kloster Königsdorf; rundherum

er-

erheben sich im halben Monde die Schlösser des Domkapitels, die einträglichen Meierhöfe und Güter der Stifter zu St. Aposteln und St. Cezilien u. s. w. Zu Frechen einem Dorfe, ohngefähr eine Stunde von Köln, ist eine reformirte Kirche, wohin die reichen Equipagen der kölnischen Protestanten fahren, ihren Gottesdienst zu halten. Eine halbe Stunde von Köln, auf der Landstraße nach Neuß, ist eine Porcellainfabricke nach englischer Art errichtet, welche schon einen hohen Grad von Vollkommenheit erhalten hat.

Neben Köln den Rhein herab erstreckt sich der dritte Kanton Dormagen, welcher siebenzehn Gemeinden, eintausend sechshundert drei und vierzig Seelen, siebenzehnhundert eilf Häuser, und zwei und dreißig tausend neunhundert dreißig Morgen Land enthält. Der Hauptort ist auf der großen Landstraße, drei Stunden von Köln gelegen, welche nach Neuß und Holland und seitwärts nach Düsseldorf und Gatzweiler führt. Der Ort ist berühmt in der Geschichte. Noch berühmter ist das drei Viertelstunde davon entlegene Wurringen oder Woringen, jenes in der alten Geschichte bekannte Buruncum. Ehemals war es stark befestigt und eine Herrschaft des kölnischen Domkapitels. Hier versammelte Pabst Innocens der IV. im Jahr 1247 die geistlichen und weltlichen Fürsten, um Wilhelm Grafen von Holland zum römischen König zu wählen. Am bekanntesten ist dieser Ort durch eine blutige Schlacht. Der Erzbischof Siegfried von Westerberg befestigte das Worringer Schloß im Jahr 1284, sein fürchterlicher Feind Graf Adolph von Berg grif ihn an, auf der Fühlinger Heide nahe bei Wurringen. Im Jahre 1288 stellten sich beide Armeen in Schlachtordnung, ein blutiges hartnäckiges Treffen wur-

wurde geliefert, Adolph von Berg siegte. Drei Viertelstunde zur Seite des Hauptorts Dormagen liegt der Flecken Zons, in den alten Karten Sontinum auch Friesstrom genannt. Hier hatte das kölnische Domkapitel einen schweren Rheinzoll gelegt. Der Rhein hat in diesen Gegenden seinen Lauf am meisten verändert; vorhin strömte er bis an die Mauern von Zons, wovon er itzt weit entfernt ist. Außerordentlich litte die Gegend bei dem schrecklichen Eisgange vom Jahr 1784. Die Dämme sind so beschädigt, daß sie bis hiehin nicht konnten verbessert werden. Der Rheinstrom macht die Gegend lebhaft und die Aussicht prächtig.

An den Kanton Weiden an dem Fluß Erft grenzt der vierte Kanton Bergheim, welcher vierzig Gemeinden, zwölf tausend sechshundert sechs und siebenzig Seelen, ein und zwanzig hundert vier und sechzig Häuser, und neun und dreißig tausend siebenhundert und sechs Morgen Land hat. Die Straße, welche von Köln auf Jülich und Aachen führt, ein schöner dunkler Wald und der Fluß Erft machen diesen Kanton überaus angenehm und fruchtbar. Der Hauptort Bergheim liegt an der Landstraße im Jülichschen. Er ist von dem benachbarten Kanton Weiden durch einen Wald geschieden, welcher aus dem Rhein- und Mosel-Departement herabkommt und zwischen Gleß und Aussem aufhört. Hundertjährige Eichen prangen mit ausgebreitetem Scheitel in diesem Walde und reichen den herumliegenden Oertern Bau- und Brennholz, der Fluß Erft, der in den Gebürgen der Eifel seine Quelle hat, sich durch ein freundliches mit Wiesen, Pappeln und Silberweiden geziertes Thal windet und zu Neuß in den Rhein fällt, giebt dem Kanton Reiz und Munterkeit. An mehreren Oertern dieses Kantons wird Torf gegraben. Dieses

Torfgraben ist in vielen Gegenden des Ruhr-Departements ein wichtiger Gegenstand; Tausende von Bewohnern beschäftigen sich damit. Der Torf ist das beste Hülfsmittel, das Brennholz zu ersparen, und die Asche davon ist die beste Düngung auf Aeckern und Wiesen. Aber die Bearbeitung der Torfgruben hat hier nicht die Vollkommenheit erreicht, welche unsere physikalisch-ökonomischen Schriften ihr zu geben suchten. Mancher Eigenthümer einer Torferde verschüttet gegen einen unbeträchtlichen Gewinn von wenigen Jahren eine vielleicht hundertjährige Ausbeute. Man gräbt da am liebsten wo das Produkt am Tage liegt und hört auf, wenn Wasser oder Sand kommen. Da, wo der Torf ausgegraben ist, bleibt der Grund öde und wüste liegen; die Gruben werden nicht zugeworfen oder gleich gemacht; die Plätze werden nicht mehr urbar gemacht. Stollen oder Maschinenwerk, wie beim Ausgraben der Steinkohlen, anzulegen, scheint bei dem jetzigen Ueberfluß des Produkts zu kostbar oder unnöthig zu seyn.

Hier, an der Landstraße, die von Aachen über Düren nach Köln führt, an dem Fluß Erft ruht die reizende Flur des fünften Kantons Kerpen, bestimmt zum Wohnort glücklicher Menschen. Die Zahl der Seelen beläuft sich auf neuntausend neunhundert neun und neunzig, die der Gemeinden auf acht und dreißig, die der Häuser auf siebenzehnhundert sieben und dreißig, und die der Ländereien auf sechs und zwanzig tausend sechshundert und zwölf Morgen. Fruchtbarkeit, Segen und Ueberfluß blühen, wie überhaupt im Jülichschen, in diesem Kanton. Volles schweres Korn tragen die Aecker, kostbares Heu die Wiesen; die Erft treibt Korn- und Oelmühlen; im Sommer hat sie oft zu wenig Wasser und oft schwillt sie so schnell und hoch auf, daß sie

alle

alle Gemeinschaft der beiderseitigen Ufer völlig trennt. Unzählige Schaden richtet alsdann dieser Strom an, er wühlet ganze tiefe Gruben in den Wiesen, reißt ganze Stücke Ländereien fort und Millionen Pfunden Heu wogen auf seinem Rücken dem Rheine zu.

Dort in den schönsten Gegenden der Erde, an beiden Seiten der großen Chaussee, die von Düsseldorf nach Aachen führt, liegt, wie ein Garten Edens, der sechste Kanton Jülich, mit acht und zwanzig Gemeinden, vierzehntausend siebenhundert fünf und achtzig Seelen, zwei und zwanzig hundert sieben und vierzig Häusern und acht und zwanzig tausend achthundert zwei und vierzig Morgen Land. Wohin man hier sein Auge wendet, da erblickt man allenthalben paradiesische Gegenden, malerische Aussichten, die Fülle des Seegens. In jeder Jahrszeit hat hier die Natur ihre Schönheiten mit eigener anziehender Pracht ausgebreitet. Man denke sich die große Düsseldorfer Chaussee, die in unendlicher Ferne sich vor uns hinstreckt, an ihrem Ende, wo jedesmal das Auge ruht, blickt perspektivisch ein freundliches Dorf aus Bäumen hervor. Vorwärts, südwestlich, ragen die hohen Gebürge von Stollberg in blauer Ferne empor; um ihren Scheitel wallet ein leichter Nebel, den die Sonne röthet und mit sich leicht auseinander ziehend in die Lüfte führt. Rechts und links erstrecken sich in unabsehlicher Ferne goldene Aecker hin, die dem entzückten Auge Früchten aller Art im üppigsten Wuchs darstellen. Auf dieser reizenden fruchtbaren Fläche schwimmen, wie Inseln im Meere, die friedlichen Dörfer. Alle diese romantischen Dörfer sind umkränzt mit hohen Eichen, Pappeln, oder Buchen oder Obstbäumen, aus welchen ein spitziger Thurm den

Zu-

Zuschauer begrüßt, und die Häuser der glücklichen Bewohner hervorschimmern. Mit diesen Dörfern wechselt hier und da ein Schloß oder eine Gruppe von Bäumen ab. Jedes Dorf, jedes Kastell, jede Gruppe von Bäumen steht isolirt im weiten fruchtbaren Felde, man kann es ganz übersehen, es ist, als sähe man diese unvergleichliche Landschaft in einem Kupferstiche vor sich. alles ist dazu geeignet, den großen Eindruck zu verhöhen, die jede schöne Gegend auf uns zu machen pflegt. Die Menschenart scheint sogar auf dieser gesegneten Flur schöner, heiterer, munterer. Baumstarke Mannspersonen, groß, stark, gesetzt, im vollesten Gefühl ihrer Gesundheit, trotzend auf ihre Kräfte, von dem edelsten Wuchs, von den vortreflichsten Zügen im Gesichte, anständig in der Kleidung, sieht man hier durchgängig. Das Frauenzimmer zeichnet sich ebenfalls durch Schönheit, Größe, edlen Wuchs, geschmackvolle Kleidung und Tracht aus. Die Schönen dieser Gegend können kühn wetteifern mit den Schönen von Kaschemire und Circassien. Diese schöne Menschenart erstreckt sich vorzüglich bis Rheidt und Erkelens. Es ist ein auffallender Anblick, wenn man aus diesen Gegenden über die Niers nach Rheidt kommt, wo es besonders viele Weber giebt. Man glaubt auf einmal durch eine Zauberruthe aus Europa in Monomotapa oder Monoemugi versetzt zu seyn. Dort so schöne, einnehmende, wohlgewachsene Menschen, hier Zwerge, Krumme, Verzogene. Dort die heitersten, zufriedensten und frohesten Menschen, hier die niedergeschlagensten, traurigsten Kopfhänger. Es versteht sich, daß hier die Rede ist vom Ganzen, vom großen Haufen, denn mitunter giebt es überall schöne, wohlgewachsene Leute. Der Hauptort Jülich liegt in einem sanften

Thale

Thale am rechten Ruhrufer, man sieht ihn kaum eher, bis man den Hügel herab fährt. An beiden Seiten nach Osten und Westen sind sanft emporstehende Anhöhen. Das Thal ist breit, die Umgebungen sind heiter, Wiesen, Saatfelder, Gärten wechseln miteinander ab. Die Stadt ist klein, aber munter und luftig gebaut, hat schöne Häuser, angenehme Spaziergänge und Lindenalleen, eine Citadelle, welche klein scheint, aber viele Wohnungen und Kasernen umfaßt, eine fürstliche Wohnung, eine Kollegiatkirche, ein Kloster, eine reformirte und lutherische Kirche. Eine schöne Brücke führt über die Ruhr in eine Lindenallee. Die Lage an der Ruhr und einige Werke machen sie zu einer wichtigen Festung. Die Landstraßen, welche von Köln und Düsseldorf nach Aachen führen, gehen durch Jülich und machen den Ort äußerst lebhaft. Es vergeht nicht eine Stunde, wo nicht reiche Equipagen, Extrawagen und ordentliche Postwagen durchfahren. Einige Stunden um Jülich herum, die Ruhr herauf und herab liegen Schlösser, Palläste und Klöster. Die Karthause an der Ruhr nicht weit von Jülich, zum Vogelsang genannt, ist ein prächtiges Gebäude. Die Freiheit Hambach an der Eel' hat ein fürstliches Schloß; die Herzoge von Jülich und Cleve hatten hier im Sommer ihren Aufenthalt. Auf diesem Schlosse entwarf Wilhelm, Herzog von Cleve seine Heirath mit einer französischen Prinzessinn und sein Bündniß mit König Franz. Von diesem Schlosse reißte er nach Frankreich, gerade zu der Zeit, als ihn der Kaiser auf den Reichstag berief, um die Uneinigkeiten wegen Geldern beizulegen. Ein schöner Wald, der einem See von Bäumen gleicht, ist in der Nähe von Jülich. Jülich ist in der Geschichte merkwürdig, sicher hat es seinen Namen von einem Römer

Ju=

Julius erhalten. Zu den Zeiten der Grafen und Herzogen schimmerte der Glanz Jülichs lieblich umher; die Herrlichkeit des Orts zog mit der Maria, welche Gemahlinn des Herzogs von Cleve wurde, nach Cleve. In dem famösen Successionskrieg 1609, und im westphälischen Friedensschluß wurde der Ort vorzüglich berühmt. Wegen der außerordentlichen Fruchtbarkeit des Jülichschen ist das Wapen ein schwarzer Löwe im goldenen Felde, da hingegen das Wapen des Bergischen ein rother Löwe mit einer blauen Krone im silbern Felde ist. Freilich haben diese Wapen eine andere Ursache; aber mit Recht mag man den Besitzer des Jülichschen als einen schwarzen Löwen im goldenen Felde vorstellen. Der Reichthum des Landes ist groß und dauerhafter als der Reichthum der Fabricken und des Handels. Das ganze Jülichsche ist eine reiche Goldgrube, die zehn schwere Kriegsjahre nicht erschöpfen konnten. Große Armeen haben hier gestanden, aber niemals fehlte es an Lebensmitteln.

Nordöstlich von Jülich geht die Düsseldorfer Chaussee durch den siebenten Kanton Elsen. Vier und dreißig Gemeinden, zehntausend fünfhundert und sechs und zwanzig Seelen, sechzehnhundert neunzehn Häuser, und fünf und dreißig tausend neunhundert acht und dreißig Morgen Land machen den Kanton aus. Die Fluren dieses Kantons sind nicht minder fruchtbar und reizend, vielleicht noch fruchtbarer und reizender als die Fluren des Kantons Jülich. Lachende Gefilde strecken sich rechts und links neben der Landstraße in unermeßlicher Ebene hin; freundliche Dörfer und Städte blicken aus dem Kornmeer hervor; schattigte Obst- und Baumpflanzungen umgeben jeden Ort. Wevelinghoven, eine

Graf-

Grafschaft die sonst im kölnischen Gebiet lag und dem Grafen von Bentheim Tecklenburg gehörte, liegt in einer schönen Gegend, mit Wiesen und fruchtbaren Aekkern und wohlhabenden Einwohnern gefüllt, an der Erft. Ein altes gräfliches Schloß ruht auf den Ufern der Erft; Bierbrauereien, Essigfabricken und Brandweinbrennereien werden nebst Handel und Ackerschaft getrieben. Grevenbroich, ein Städtchen an der Erft, hat ein Schloß und Mönchskloster. Es ist der Wohnort des als reformirten Prediger und als Schriftsteller bekannten Taschenmacher, der hier seine berühmten Annalen des Clevischen, Jülichschen und Märkischen in schöner lateinischer Sprache geschrieben hat. Hätte dieser Ort weiter nichts angenehmes: so müßte er schon deswegen merkwürdig seyn. Die Taschenmachersche Annalen sind die einzigen zuverläßigen Quellen, aus welchen jeder schöpfen muß, der mit der Jülichschen und Clevischen Geschichte bekannt werden will. Izt hat Grevenbroich keine reformirte Gemeinde, nicht einmal eine reformirte Seele und keinen Prediger mehr; aber es wird nun auch keinen Taschenmacher mehr bekommen.

Zülpich ist der achte Kanton in dem Arrondissement Köln. In einer weiter ausgebreiteten Ebene am Fuße des Eifeler Gebürges, wo die Quellen der Erft heranströmen, umfaßt er zwei und vierzig Gemeinden, eilftausend neunhundert vier und neunzig Seelen, neunzehnhundert fünf und dreißig Häuser und zwei und dreißig tausend vierhundert drei und dreißig Morgen Land. Die Gegend ist still und heiter. Hohe waldigte Berggipfel bekränzen die fruchtbare Fläche, durch welche die Erft bald ruhig, bald wild und brausend fließet.

Der

Der Hauptort Zülpich im ehemaligen Erzstifte Köln, heißt auch Zülch und in Urkunden Zülpiche, das ist Tülpiche, von dem lateinischen Namen Tulpetum, und ist das bereits beim Tacitus genannte Tolpiacum; zu der Römer Zeiten ein fester Ort, itzt eine offene Stadt mit drei Pfarrkirchen und einem Kloster. Hier auf dieser weiten Ebene fiel die berühmteste Schlacht vor, welche die Geschichte kennt. Der fränkische König Klodwig mit dem Beinamen der Große, acht und zwanzig Jahr alt, schlug hier im Jahr 496 die Allemannen; hundert tausend Erschlagene bedeckten die Ebene; Klodwig siegte und dehnte darauf das Reich der Franken bis an die Ufern des Rheins aus. Hier auf den Gräbern der Erschlagenen ließ sich Klodwig taufen und stiftete in Zülpich christliche Kirchen. Hermannfried, König von Thüringen, wurde hier von der Stadtmauer in Beiseyn und wahrscheinlich auf Anredung des austrasischen Königs Theodorich zu todt gestürzt. Die Franken mogten damals keine Könige mehr, sondern Herzoge und Generäle. Einer dieser Herzoge Siegbert kommandirte zu Köln, Ottocar zu Cambrai, andre in Brabant u. s. w. Im Jahr 612 stritten die königlichen Brüder Theudebert von Austrasien und Theuderich von Burgundien zum Leztenmal auf diesen schauerlichen Gräbern. Ersterer floh nach Köln, wo ihn sein Bruder einhohlte und gefangen nahm. Im Jahr 1230 wurde die Stadt Zülpich unter den Erzbischöfen Herrmann und Siegfried von feindlichen Nachbarn überfallen, eingenommen und verwüstet. Eben dieses traurige Schicksal mußte sie 1642 von den vereinigten Weimarschen und Hessischen Truppen erleiden. Die Stadt liegt in einer Gegend an dem kleinen Flüßchen Nassel, welches sich

bei

bei Kerpen mit der Eifel vereinigt, vier Stunden von Jülich und eben so weit von Bonn. Die Schlacht bei Zülpich ist durch ein Meisterstück verewigt, welches itzt eine Zierde von Paris ausmacht. Der berühmte Maler, Michael Angelo, hat die Schlacht mit dem ihm eigenen Ausdrucke gezeichnet. Unter den Kunstgemälden, die im 6ten Jahre der Republik aus Italien nach Paris kamen, befindet sich auch dieses erhabene Meisterstück. Wie sonderbar ist doch oft das Gewebe dessen, was auf Erden geschieht! Klodwig stiftete durch seinen Sieg auf den Ebenen Zülpichs die fränkische Monarchie. Der geschickteste Künstler verewigt diese Schlacht in einem unsterblichen Gemälde. Die Franken stürzen die Monarchie Klodwigs um und erheben auf ihren Trümmern die Republik, und mitten in dem Kampfe, der sich darüber erhebt, kommt die berühmte Ebene Zülpichs mit dem erhabenen Gemälde, das das merkwürdige Ereigniß der dort vorgefallenen Schlacht darstellt, in die Hände der Franken. Freilich alles sehr natürlich! aber wem fällt nicht bei diesem Orte ein ähnlicher Gedanke ein!

Hier nach dem Rheine zu, in dem Gebiete des Traubengottes, zwischen Köln und Bonn, ist der neunte Kanton Brühl mit zwei und dreißig Gemeinden, fünfzehntausend vierhundert sieben und sechzig Seelen, ein und zwanzig hundert sechzig Häusern, und acht und dreißig tausend einhundert zwei und siebenzig Morgen Land. Eine reizende Gegend, von jener Bergkette umkrönt, die von Andernach abwärts bis Bonn fest am Rheine vorbei wild und fürchterlich schön herabstürzt, dann aber in lachender Aussicht bei Bonn anfängt, sich vom Rheine zu entfernen und landeinwärts in einer

voll=

ungefähr zwei Stunden lang mit diesem Flusse vollkommen parallelen Richtung verläßt! Kunst und Natur wetteifern, um diese Gegend zum angenehmsten Aufenthalt zu machen. Der prächtige Anblick des Rheins führt dem entzückten Auge eine malerische Aussicht nach der andern entgegen. Die Berge schwanger von Mineralien tragen auf der oberen großen Fläche die schönsten Waldungen; auf dem Rücken dieses Gebürges wächst guter Wein, vorzüglich treflicher Bleichart. In der Ebene blühen Früchte aller Art; die Teiche wimmeln von den kostbarsten Fischen. Der Hauptort Brühl, zwei Stunden von Köln und drei Stunden von Bonn, ist das reizendste Städtchen; Natur und Kunst schwelgen hier im üppigsten Aufwande; Wiesen, Gärten, Alleen, Bosquets, Lusthäuser, Teiche, Kanäle, Kaskaden laden zum Vergnügen ein. Ueberall ist Wollust, die den Becher der Freuden mit Blumen bekränzt darreicht. Es ist der Belustigungsort der Kölner, wo sie sich am liebsten erhohlen. Die Spaziergänge sind weitläuftig genug, um sich nicht alle Augenblicke zu begegnen. Der Ton, die Lebensweise und die ganze Gesellschaft ist aus der reichen und vornehmen Welt zusammengesetzt; wildes Lärmen ist hier Ferne; man vergnügt sich mit kleinen Spaziergängen, mit Spiel und Tafel. Brühl war sonst erzbischöflich. Churfürst Engelbert von Falkenburg befestigte 1262 diesen Ort, als ihn die kölnischen Bürger aus ihrer Stadt vertrieben hatten. Churfürst Siegfried von Westerburg legte 1284 ein Schloß daselbst an, um sich gegen die Kölner zu schützen. Im Jahr 1317 widerstand er vier ganzer Monate und ward endlich überwunden. Im Jahr 1562 starb hier Churfürst Gebhard von Mansfeld, der hier ordentlich wohnte. Nach des Churfürsten Max Heinrichs Tode bekam es eine französische Besatzung und wurde

deswegen von den Alliirten belagert und zerstört. Der bekannte Kardinal Mazarin, aus Frankreich vertrieben, wohnte mehrere Monate im Brühler Schloß. Klemens August aus Baiern, Kurfürst von Köln, ließ fest am Orte, auf den Resten der Zerstörung, den prächtigen Pallast Augustenburg erbauen, zu welchem 1725 der Grund gelegt wurde und den Max Friedrich vollendete. In dem Thiergarten steht das niedlich gebaute sinesische Haus sans gêne. Weiter hinab, in einem kleinen Forste, welcher vermittels einer Lindenallee mit dem Thiergarten verbunden ist, prangt ein schönes zur Reigerbeize bestimmtes Jagdschloß, Falkenlust, zu welchem Clemens August 1729 den ersten Stein legte. Eine in dem Forste selbst gelegene sehr artige Muschelkapelle entzückt an diesem Orte den überraschten Wanderer. Mehrere Lustschlösser, Gärten und Alleen verschönern diese zauberische Gegend.

Der lezte kölnische Kanton ist Lechenich, dort an den drei kleinen Flüssen, der Erft, Schwiß und Rothebach, welche den Kanton durchkreuzen. Er umfaßt neun und zwanzig Gemeinden, eilftausend neunhundert und zwei und sechzig Seelen, ein und zwanzig hundert sechzig Häuser und acht und dreißig tausend einhundert zwei und siebenzig Morgen Land. Flach sind die fruchtbaren Fluren hingeschüttet, sie wechseln ab mit Dörfern, Wiesen und Flüssen; in der Ferne dampfen die Ufer des Rheins, die Gebürge des Bergischen, die Städte Neuß und Düsseldorf. Der Hauptort Lechenich, bei den Alten Legnicium oder Legioniacum, im Erzstifte Köln an der Jülichschen Grenze, beim Zusammenfluß der Erft und Nael, in einer flachen heitern Gegend, prangt mit einem alten Schlosse, welches der Erzbischof Heinrich von Virnenburg im Jahr

1330 anlegte. Sein Nachfolger, Wallram von Jülich machte es zu einer starken Feste und residirte daselbst während des Krieges mit seinem Bruder Wilhelm von Jülich. Im Jahre 1642 wurde das Schloß von dem vereinigten französischen und hessenweimarschen Heere sechs Wochen lang vergebens belagert. In den leztern Zeiten legten die Churfürsten hier gewöhnlich eine Compagnie Husaren zur Besatzung. Der verfallene Theil des alten Schlosses, eine schauervolle Ruine, diente zu Gefängnissen.

Kapitel V.

Das Arrondissement von Kreveld.

Dieser dritte Bezirk des Ruhr-Departements ruht wie ein schiefes Quadrat zwischen dem Rhein, den Bezirken von Köln, Aachen, Roermond und Kleve. Eine Linie nach Osten erstreckt sich an dem Rheine von Neuß bis über Rheinberg in einer Länge von neun Stunden; die andere nach Süden neben dem Kölner Bezirk von Neuß bis Erkelens in einer Länge von sieben Stunden; die dritte Linie des unförmlichen Quadrats nach Westen erstrekt sich längs dem Aachner Bezirk von Erkelens bis Kaldenkirchen oder Bracht, in einer Länge von acht Stunden; die vierte Linie nach Norden zieht sich in einer Länge von sieben Stunden neben dem Bezirk von Cleve bis Rheinberg an den Rhein. Eine schöne, reizende, fruchtbare und lebendige Fläche macht diesen Bezirk der Aufmerksamkeit würdig; muntere, heitere Städte, angenehme wohlhabende Dörfer, Meiereien und Schlösser schwimmen auf derselben wie Inseln und Lustgärten auf dem stillen Meere. Am Rheine ist die Gegend die prächtigste, mitten im Kanton die Flur frucht-

fruchtbar und üppig. Im Kanton Odenkirchen entspringt der Fluß Nierß bei einem heiteren wohlhabenden Dorfe, Wanlo, in einem Baumgarten. Selten wird man einen Fluß so angenehm und romantisch entstehen sehen. Gewöhnlich sind die Quellen auf wilden rauhen Bergen, hier in einem Garten mit Obstbäumen bepflanzt. Fast auf einer Ebene, ohne ein merkliches Thal zu bilden, fließt die Nierß durch Wickratberg, Odenkirchen, Viersſen, krümmt sich durch Sümpfe und Brücher, tränkt Wiesen und Dörfer und geht zu Geldern unter der berühmten Fossa Eugeniana durch und ergießt sich zu Gennep in die Maaß. Schwerlich giebt es einen Fluß, der so viele Mühlen treibt, als dieser. Schon in der ersten Stunde der Entstehung treibt die Nierß sieben der schwersten Mühlen, Papiermühlen, Oelmühlen und Kornmühlen und so geht es immer fort. Die Stärke und Höhe des Wassers bleibt sich fast überall gleich. Die Ufer des Flusses sind mit Wiesen und Ellernholz umkränzt; ganze Heere schneeweißer Gänse weiden in den Brüchern der Nierß; Pferde und Kühe gehen an einigen Oertern bis an die Bäuche im Grase; an andern Orten des Flusses hat man schöne Bleichereien angelegt. Ein eben so wohlthätiges, anmuthiges Flüßchen ist die Schwalm, welche im Kanton Bracht bei Waldniel entspringt, durch Born, Brüggen und jenes berühmte Schwalmen fließt, wo am 12ten Vendemiaire 3ten Jahrs das merkwürdige Treffen zwischen der Sambre- und Maasarmee und den Preußen vorfiel. Die Schwalm treibt eine Menge Oel- und Kornmühlen, bildet schöne Wiesen und Torferde, sie ergießt sich nach einem Laufe von sechs Stunden bei Schwalmen in die Maaß. In dem Krevelder Bezirk liegt auch das berühmte Flachsland. Der Kanton Bracht kann als das

eigent-

eigentliche Flachsland angesehen werden. Eine ungemeine Pracht verbreitet der Flachs um sich her, wenn er mitten im Sommer in der Blüthe steht. Wer zum Erstenmal den blauen Teppich sieht, welcher auf der gleichen Fläche des eine Elle hohen Flaches ruht, der wird gestehen, daß es kaum eine gefallendere Schönheit der Natur giebt. Das Einträgliche dieser Frucht ist unstreitig das größte! nicht nur den Flachs, sondern auch den Leinsaamen erndtet der Landmann davon. Die Zeit, wo der Flachs gepflückt wird, ist darum mit Recht die froheste Zeit in dieser Gegend. Von allen Seiten der lachenden Gefilde hört man nichts als Jubel und Frohgesang; die ganze weite Flur erschallet von den Gesängen der Arbeiter. Der Bauer muß seine Leute behandeln, als wäre es das größte Fest des Jahrs wo das beßte Essen und Trinken, Musik und Tanz auf die Arbeiter wartet. Der Krevelder Bezirk hat folgende eilf Kantone:

Der erste und schönste Kanton ist Kreveld; er zählt zehntausend achthundert sieben und vierzig Seelen, zwölfhundert fünf und zwanzig Häuser, zweitausend achthundert sechzig Morgen Land. Er liegt, wie ein Garten Edens, in einer ganz flachen Ebene hingeschüttet, zwischen Heiden und Sümpfen. Der Hauptort Kreveld mit seinen Pallästen und Thürmen blickt malerisch hervor aus Gärten, Obstbäumen, italiänischen Pappeln und Alleen. Die isolirte Lage der Stadt trägt vieles dazu bei, ihre Ansicht zu erhöhen. Auf der großen Heide präsentirt sich die Stadt wie eine prächtige Insel im Heidemeer; von der Meursischen Seite ragt sie mit ihren Thürmen, Mühlen und Pallästen hinter Seen und Gesträuchen majestätisch hervor. In

einem

einem weiten Zirkel umkränzen Bauernhöfe und Dörfer das Krevelder Gebiet. Fruchtbare, aus Heiden urbar gemachte Felder füllen den Raum zwischen der Stadt und den Bauernhöfen. Geschmackvolle Gärten und Alleen und Lusthäuser umgeben die Stadt. Mühsam ausgegrabene Kanäle leiten das Wasser der Sümpfe und bilden schöne Wiesen und Fischteiche. Die Stadt selbst ist die artigste, munterste und regelmässigste, sie kann wetteifern mit den angenehmsten Städten Europas. Sie hat breite Straßen, prächtige Palläste und schöne Häuser. Da ist auch nicht einziges Haus, welches einen unangenehmen Eindruck macht, alle sind schön und geschmackvoll gebaut. Der Eintritt in die Stadt frappirt außerordentlich. Es ist, als wenn ein holder Genius, der Geist des Geschmacks, der Heiterkeit und des Ueberflusses personificirt dem entzückten Auge begegne. Am Meursischen Thore zeigen sich die beiden Fabrickhäuser der Herren von der Leyen und Heidweiler in amphitheatralischer Gestalt und führen durch eine ungemein breite, schön gepflasterte Straße zwischen Pallästen und lauter großen geschmackvollen Häusern in gerader Linie bis an das entgegengesetzte Thor. Der Markt ist ein regelmäßiger Platz mit Lindenbäumen bepflanzt und prächtigen Häusern umkränzt. Die Stadt bildet ein länglichtes Viereck mit vier Thoren, wohin die Hauptstraßen sich durchkreuzen. Die in Europa allgemein berühmte Seiden- und Sammetfabricken, Tuch- Leinen- Baumwoll- und Schamoi-Manufakturen beschäftigen einige tausend Menschen. Die Handlung ist blühend und ausgebreitet; wichtige Weinhändler, Spezereihändler und Spediteure treiben weitläuftige Geschäfte; die Seifensiedereien, Brandeweinbrennereien und Oelpressen sind die ansehnlichsten im

Lan-

Lande. Die Katholicken haben eine 1752 erbaute schöne Kirche, deren moderne Einrichtung der Stadt zur Zierde gereicht. Die Reformirten haben die Hauptkirche. Die Gemeinde der Menoniten ist die ansehnlichste und wohlhabendste, ihre Kirche ein heiteres Bethaus. Die Lutheraner haben ihre Kirche. Die Juden ihre Synagoge. Das Armenhaus vor der Stadt zeichnet sich durch Lage, Gebäude und Einrichtung wohlthätig aus. Um die Stadt herum liegen außer den vielen schönen Gärten und Anlagen, die Färbereien; Leienthal und Blumenthal haben ihre Palläste, Lustgärten, Thiergärten und reizenden Spaziergänge. An einer Seite der Stadt sind noch die Ruinen des alten furchtbaren Schlosses Krakau sichtbar, die aber itzt ein munteres fröhliches Ansehen haben. Auf den Gräben, welche sonst die Festungswerke des Schlosses waren, blickt ein freundlicher Garten hervor. Die Sage geht, daß das Schloß oder die Burg Krakau von einem polnischen Edelmann gebaut sey; der von den Grafen von Meurs, Friedrich dem Zweiten, oder nach andern von Friedrich dem IV. im Kriege gegen die Hussiten gefangen genommen seyn soll. Dieser polnische Edelmann soll vom Grafen die Erlaubniß erhalten haben, sich eine Burg zu bauen; zur Ehre und nach dem Namen seiner Vaterstadt habe er sie Crakau genannt. In allen Schriften findet man nie die Herrlichkeit Kreveld, sondern immer die Herrlichkeit Crakau genannt. Das Meursische Archiv enthält einen Brief von Kaiser Carl dem IV., worin den Grafen von Meurs als Eigenthümern der Herrlichkeit Crakau die Freiheit ertheilt wird, in ihrem Dorfe Crefeld einen Jahrmarkt zu errichten. Crakau muß fest gewesen seyn; es hat verschiedene Belagerungen in den Burgundischen, Geldri-

schen

schen und Spanischen Kriegen ausgestanden, bis es 1677 ganz geschleift wurde, und bis die Herren von Bekkerath einen schönen Garten daraus machten. Die Stadt Creveld hat so lange noch nicht geblüht. Die Sage geht und der Name Crefeld oder nach der alten Schreibart Creyfeld, so viel als Krähenfeld scheint sie zu bestätigen, daß Crefeld sonst ein Krähenfeld, hernach ein Dörfchen aus sieben Bauernhöfen gewesen sey, dessen Oberherr auf dem Schlosse Crakau gewohnt habe. Im 14ten Jahrhundert wurde es von Kaiser Karl dem IV. zur Stadt erhoben, welche dem Grafen von Meurs gehörte. Sichtbar schwang sich die Stadt über die Mutterstadt Meurs empor und macht itzt den besten Städten den Rang streitig. Die Krevelder Heide muß den Franzosen in widrigem Andenken seyn. Der Herzog von Braunschweig schlug hier mit seinen Hanoveranern die Franzosen im Jahr 1758 am 23ten Juny so furchtbar, wie sie je geschlagen worden sind. Tausende von erschlagenen Franzosen ruhen unter den Grabhügeln auf der Heide. Es ist, als ob der Würgengel, der ehemals so schrecklich haußte, und der Geist der Erschlagenen, noch auf dieser weiten, stillen, schwermuthsvollen Heide den Wanderer umschwebte. Merkwürdig ist dem Naturforscher das Krevelder Bruch nach Meurs hin. Mitten im Bruch sieht man einen Hügel, welcher verschiedene Schichten und Versteinerungen enthält. Sichtbar ist dieses Bruch sonst ein See gewesen, welchen der Rhein bei großen Ueberschwemmungen durchströmte. Als der Rhein nicht mehr mit starker Fluth hineintrat, wuchsen Wasserpflanzen in dem See und machten ihn zu einem Sumpfe. Anhäufung zerstörter Vegetabilien, Moose, Schilfe, Gräser bildeten in ihm die weißliche, braune, schwarze, fasrichte Masse, welche

wir

wir als Torf kennen. Der Rhein führte auch feinere Erde, Slik oder Thonerde, welche der Regen den höhern Gegenden entspühlt hatte, mit sich herab. Dieser Slik wurde zu dem fruchtbaren Kley, der sich mit dem Sand vermischte, den der Wind hinabführte. — Kreveld verdankt seinen Glanz der Intoleranz und der Verfolgung in andern Städten und Dörfern. Als die Protestanten aus Köln, Kempen, Oerdingen und andern Oertern, als die Menoniten aus Jüchen, Rheidt und den angrenzenden Ländern vertrieben wurden, flohen sie nach Kreveld, wo man sie gern aufnahm. Die Herren von der Leyen und Floh, die ersten Häuser der Stadt, sind Flüchtlinge aus Jüchen und Rheidt.

Nach Westen führt der Weg von Kreveld durch lachende Gefilde in den zweiten Kanton Kempen, welcher zehn Gemeinden, fünfzehntausend siebenhundert acht und siebenzig Seelen, drei und zwanzig hundert drei und dreißig Häuser, und sechs und zwanzig tausend dreihundert acht und achtzig Morgen Land zählt. Dieser Kanton ist fruchtbar; rechts und links sieht man die lachendsten Felder, aus welchen Höfe, Dörfer und Städte freundlich hervorblicken. Der Hauptort Kempen ruht auf einer schönen Fläche und ist in der Geschichte berühmt. Er prangt mit einem alten Schloß, hohen Mauern und Gräben. Im Jahr 1308 befestigte der kölnische Erzbischof Henrich von Virnenburg diese Stadt. Im Geldrischen Kriege litte dieser Ort viel. Die Reformation Gebhardts verursachte manchen stürmischen Auftritt in der Stadt. Beinahe war sie für die Reformation gewonnen; aber eine verfolgende Dragonade jagte alle Protestanten aus derselben. Im Jahr 1642 und abermals 1648 eroberten

die

die Franzosen die Stadt mit Sturm. Der kölnische Geschichtschreiber Gelenius, mehrere in der Litterargeschichte berühmte Männer, und der berühmte fromme Schwärmer Thomas von Kempen, der das Buch von der Nachfolge Christi geschrieben hat, sind hier geboren. Das hiesige Gymnasium hat viele geschickte Männer erzogen. Der berühmte Flecken Oedt, in den alten Urkunden Oude oder Oyde ein Flecken an der Niers, liegt eine Stunde von Kempen, in einer schönen Lage, mit Wiesen und schattigten Bäumen umgeben. Erzbischof Walram kaufte diesen Flecken mit dem damaligen festen Schlosse, dessen Ruinen noch sichtbar sind, und die Advokatie Kempen im Jahr 1349 von Jülich. Zur Rechten, nach Norden, liegt der Flecken und die Herrlichkeit Hüls, sonst Alost, zwischen Obstbaumpflanzungen, Gefilden, Wiesen und Brüchern. Die Herren von Harp, von Primborn und von Klee sind hier berühmt. Der nördliche Theil des Orts heißet die Meursische Straße und gehörte sonst zu dem Fürstenthum Meurs. In den Gebhardschen Unruhen wurde Hüls berühmt. Graf Adolph von Nuenar und Meurs, der sich des vertriebenen Erzbischofs Gebhard annahm, erfocht hier einen glänzenden Sieg über die Baiern. Herzog Friedrich verdankte nur der Schnelligkeit seines Pferdes seine Rettung.

Nach Süden, die Nierß herauf, kömmt man von Kempen in den Kanton Vierssen. Dieser volkreiche Kanton hat siebenzehn tausend fünfhundert vier und zwanzig Seelen, vier und zwanzig hundert fünf und dreißig Häuser, und achtzehn tausend und dreißig Morgen Land. Die Lage ist in einem sanften Thale, ungemein reizend. Schattigte Erlen, fette Wiesen, Obst-

baum-

baumpflanzungen, Felder und Gärten wechseln lieblich miteinander ab. Vierssen ist ein heiterer, schöner, gepflasterter Ort, hat einige prächtige Gebäude, im Durchschnitt reinliche Häuser und wohlhabende Bürger. Die Hauptkirche ist katholisch. Der angesehenste Theil der Einwohner und die netteste Kirche ist reformirt. Neben der Ackerschaft und Viehzucht ernähren sich die mehresten Bewohner von der Weberei und Spinnerei. Das Sammetband und überhaupt die schönste Possamentirarbeit beschäftigt viele Hände. Der Leinenhandel ist sehr beträchtlich. Die feinsten Stölpen, wovon man fünfzig Ellen bequem in die Tasche stecken kann, werden hier gemacht, zu Harlem gebleicht, und nach Holland und England verkauft. Es wird hier Garn so fein gesponnen, daß das Pfund eine Karoline zu spinnen kostet.

Nach Norden gränzt an Vierssen das Flachsland, der vierte Kanton Bracht. Er begreift in sich vierzehn Gemeinden, siebenzehn tausend achthundert acht und fünfzig Seelen, vier und zwanzig hundert fünf und dreißig Häuser und fünfzehntausend dreißig Morgen Land. Hier ist die Gegend, in welcher zur Blüthezeit der Flachs einen unbeschreiblichen Zauber über die Fluren wirft. Die sanfte lichtblaue Blume des Flachses mischt sich ungemein freundlich in das Grüne. Der Anblick ist dem Auge so wohlthätig, daß es sich gestärkt fühlt bei dem Anschauen. Aber zur Zeit, wo der Flachs in das Wasser gelegt, wieder herausgezogen und über die Felder und Heiden zum Trocknen verbreitet wird, ist der Geruch unausstehlich. Wer sehr empfindlich ist, wird hier gewiß von einer Ohnmacht befallen. Die ganze Athmosphäre ist, wie verpestet. In

die-

diesem Kanton giebt es ein vortrefliches Futterkraut, welches nur in diesem Boden und sonst in keinen Bezirken des Ruhrdepartements fortkommt. Man nennt es Spárg oder Spergellat, lateinisch Spergula. Die Kühe fressen es gern und geben viele und fette Milch darnach. Schaafe fressen es ebenfalls gern. Es giebt der Butter einen eigenen Geschmack, der einigen angenehm, andern widrig ist; ohne Unterschied aber giebt es der Butter eine vorzügliche Haltbarkeit. Der Hauptort Bracht liegt in einer schönen fruchtbaren Lage, hat gepflasterte Straßen, schöne Häuser, eine katholische und reformirte Kirche und lauter wohlhabende Bürger. Vorzüglich arbeitsam sind hier die Leute, Tag und Nacht sind sie thätig und ziehen auf dem sandigten Boden so viele und gute Früchte, wie andere auf dem fettesten. Eine Stunde von Bracht liegt die Stadt Brüggen, welche sonst einem ganzen Amte den Namen gab. Brüggen liegt in einem freundlichen Thale zwischen schönen Wiesen, aber traurigen Aeckern. Die Stadt hat ein Schloß, welches der Graf Vincent von Meurs baute, einige schöne Häuser, ein modern gebautes Kloster, welches diese schöne Gestalt erhielt, als dasselbe mit dem Orte 1751 einen großen Brandschaden erlitte. Die Schwalm giebt dem Orte seine größte Thätigkeit, Oel- und Kornmühlen werden von diesem Fluß getrieben. An der andern Seite von Bracht, nach Osten, raget auf einer sanft emporstrebenden Anhöhe der Flecken Kaldenkirchen hervor. Dieser Ort war sonst eine Grenzfestung mit Wällen und Bastionen umgeben, die aber itzt zum Theil geschleift sind und wohl ganz geschleift werden sollen. Es ist ein munterer ungemein freundlicher Ort, hat gepflasterte Straßen, große Gebäude, bedeutende Handlungshäuser,

eine

eine katholische Kirche, ein Brigittenkloster und eine reformirte Kirche. Die Nähe von Venlo und der Maaß geben dem Orte viel Verkehr. Von Kaldenkirchen führt der Weg durch Bräyll, ein ungemein thätiges Dorf, welches fast lauter Handelsleute von Jungens bis zum größten Kaufmann in sich faßt, führt der Weg auf Dülken, eine Stadt, und Waldniel, ebenfalls eine Stadt, wo der beste Flachs wächst. In der Reformationsgeschichte sind diese Oerter sehr berühmt. Namenloses Elend hat hier der Fanatismus über die Protestanten verhängt. Der spanische Krieg hat hier abscheulich gewütet; der Herzog von Alba, und Spinola übten hier die größten Grausamkeiten aus. Was aber am meisten zur Schande gereicht; selbst die bigotten pfälzische Fürsten, die fanatischen Beamten, die unwissenden Priester neckten, drückten und verfolgten bis auf den heutigen Tag die ruhigen Protestanten.

Am Rheine, in der angenehmsten Lage, findet man vier Kantone des Krevelder Bezirks, nämlich: Rheinberg mit vierzehn Gemeinden, acht und sechzig hundert sechs und fünfzig Seelen, zwölf hundert und neun Häuser, und dreizehn tausend drei hundert zwei und siebenzig Morgen Land; der zweite Rheinkanton ist Uerdingen mit zwanzig Gemeinden, sieben und achtzig hundert drei und achtzig Seelen, eilf hundert drei und dreißig Häusern, und zwölf tausend neun hundert sechs und neunzig Morgen Land; der dritte Rheinkanton ist Meurs mit fünfzehn Gemeinden, zehn tausend acht hundert Seelen, neunzehn hundert acht und zwanzig Häusern, und drei und zwanzig tausend acht hundert vier und zwanzig Morgen Land; der vierte Rheinkanton des Krevelder Bezirks ist: Neuß

mit

mit sieben und zwanzig Gemeinden, fünfzehn tausend neun hundert zwei und siebenzig Seelen, siebenzehn hundert fünfzig Häusern, und zwei und zwanzig tausend ein hundert neun und neunzig Morgen Land. Hier sind wir wieder an den Ufern des prächtigen Rheins, der nirgends seinen Lauf so sehr verändert hat, als eben hier. Noch um das Jahr 1254 floß der Rhein dicht an der Mauer von Neuß vorbei; die schönen Wiesen, welche itzt zwischen dem Rhein und der Stadt liegen, waren ehemals das Bett des Flusses. Zu Uerdingen ergoß sich ein Arm des Rheins zwischen Kreveld und Meurs herab bis Rheinberg; eben so ergoß sich ein Arm des Rheins vom Essenberg und vereinigte sich mit dem, der von Uerdingen kam. Die ganze Gegend zwischen Kreveld und Meurs, das ganze Bruch am Essenberg ist aus Seen, Morästen und den Armen des Rheins emporgestiegen. Zwei merkwürdige Revolutionen, nämlich die Aenderung des Rheinsflusses und das Austrocknen der Seen, sind dem Naturforscher hier klar. Da, wo wir itzt lachende Gefilde, blühende Fluren, fruchtbare Aecker, Gärten und Wiesen, ganze Städte und Dörfer sehen, wo itzt die reizendsten Lustgefilde und Paradiese unsere Sinne und unsern Geist entzücken: da sahen unsere Väter vor einigen Jahrtausenden nichts als Seen, unermeßliche Sümpfe, vergiftende Moräste und wütende Ströme. Der Rhein floß ehemals dicht an den Mauern Duisburgs vorbei; wo itzt das Bett des Flusses ist, da blüheten Wiesen. Noch sichtbarer ist die Veränderung des Rheinlaufes bei Rheinberg. Sonst floß er hart an den Mauern der Stadt vorbei; gegen den Ausgang des siebenzehnten Jahrhunderts wich der Rhein, der vorhin bisweilen außerordentlich in dieser Gegend ausgetrocknet war,

ganz

ganz von Rheinberg ab und änderte seinen Lauf dergestalt, daß der Ort seitdem eine Stunde weit davon entfernt liegt. Die Lage dieser Kantone am Rhein ist die schönste, munterste und reizendste. Kein größeres und zauberischer gehobenes Gemälde ist zu denken und mit keiner Kunst wäre es zu erreichen, als hier die Gallerie der Natur öfnet und dort hingegossen hat. Die Ufer sind bald flach hingeschüttet und baden ihre Spizzen im Rheine, bald erheben sie sich sanft empor und erweitern den Gesichtskreis. Sie wechseln ab mit Wiesen, Obstbaumpflanzungen, Gefilden, Wäldern, Städten, Pallästen, Dörfern und Häusern. In der Gegend von Neuß sind die Ufer flach; prächtig glänzt Düsseldorf mit seinem weissen Schlosse mit seinen Thürmen herüber. Tiefer herab ruht das Kloster Meer auf sanfter Flur. Links, den Rhein herunter, hängt Uerdingen über den Strom. Das freundliche Dorf Frimersheim blickt lieblich hervor aus Wiesen und Bäumen; gegen dieses Dorf, jenseits des Flusses, zeigt das Schloß Angerort die kühnen Umrisse seines Gebäudes und steht als Liebling der Amphitrite im Rheine; eine schöne Insel schwebt auf den Wellen; neben Angerort vorbei gleitet auf blauen glänzenden Wogen der Blick dahin, wo im zarten Schleier der Ferne das Dorf Wanheim auf der Höhe, wie verinselt, steht und aufs neue eine der erstaunenswürdigen Aussichten bildet; neben seinen sinkenden Seiten erscheinen die hellblauen Fernen der bergischen Gebürge; gleichsam leicht auseinander fließend streckt sich die luftige Gebürgskette vor den Augen hin und scheint mit ätherischem Pinsel in die Lüfte gezeichnet. Auf flacher Flur zwischen Obstbäumen und Wiesen steht das Dorf Emmerich, auf das jenseitige Ufer blickend, dessen Weiße das Auge blindet;

über

über dem Ufer ragt der Duisburger Wald hervor und trägt auf hohem Scheitel hundertjährige Eichen und Buchen. Auf dem Ufer, welches sich zur Linken von Emmerich sanft erhebt, lacht freundlich das Dorf Essenberg und Homberg; gerade gegenüber auf dem rechten Rheinufer sieht man Duisburg mit seinen Thürmen, Häusern, Gärten und Wiesen; zur Linken sieht man das schöne Ruhrort und die blaue märkische Ruhr sich mit den grauen Wellen des Rheins vermischen und weiter herunter die Wiesen, Dörfer und Städte, die der breite Strom bespült, Baerl, Orsoy, Butberg, Rheinberg, Ossenberg, Wallach, mit den prächtigen Dämmen, die die Wuth des Stroms bändigen. Hier auf einer sanften Anhöhe, umkränzt mit einem freundlichen Thale, liegt der Hauptort Rheinberg, ehemals nahe am Rheine, itzt eine Stunde davon entfernt; sie war sonst die letzte Gränzstadt des kölnischen Niederstifts; vor alter Zeit stark befestigt, immer den Belagerungen ausgesetzt, in den Unruhen des bekannten Kurfürsten Gebhard Truchses, in dem spanischen Kriege immer der Zankapfel der Armeen, hatte bald holländische, bald spanische Besatzung, bis es im Jahr 1703 an den preußischen General Lottum sich ergab, und seiner Festungswerker beraubt wurde. Merkwürdig ist bei Rheinberg die sogenannte Fossa Eugeniana, welche Clara Isabella Eugenia, Königs Philipp II. in Spanien Tochter, im Jahr 1627 anlegen ließ, und dadurch die Maaß und den Rhein verband; sieben Meilen lang von Venlo bis Rheinberg ist der Kanal fortgeführt. Nahe bei Rheinberg pranget auf einer Anhöhe die schönste Abtei der Erde, die Abtei Kamp, bekannt durch das blutige Treffen, welches 1760 die Franzosen den Preußen lieferten, wo die erstere

stere Sieger blieben. Die Oerter Ossenberg, Wallach, Alpen und Orsoy zeichnen sich durch ihre Lage und Handlung aus; Alpen gehörte sonst den Grafen von Bentheim-Steinfurt und Issum hatte sonst seine eigenen Grafen. Dort zur Rechter, den Rhein herauf, blickt das berühmte Uerdingen in den Fluß. Es soll vom römischen Feldherrn Hordeonius Flaccus, welcher am Oberrheine kommandirte, als Klaudius Civilis seine Batavier frei machte, den Rhein heraufkam und überall siegte, seinen Namen Uerdingen oder Ording erhalten haben. Im Jahr 1641 ward es von den Hessen vergebens belagert, brannte kurz darauf bis zur Hälfte ab, und im folgenden Jahre eroberten es die Franzosen. Die Stadt ist munter, hat schöne Häuser, eine unvergleichliche Lage und vielen Handel; der Rhein ist hier mit Schiffen bedeckt. Nicht weit von Uerdingen liegt die Gemeinde Gelb, welches das alte Castella Gelduba war, wovon Plinius und Florus reden. In einer waldigten, aber schönen Gegend, wo ehemals die Erzbischöfe zu jagen pflegten, liegt die Stadt Lynn oder Linn mit einem Schlosse. Erzbischof Friedrich von Saarwerden kaufte sie von dem Grafen von Cleve. Die Stadt litte viel in den Gebhardschen und spanischen Unruhen; 1720 nahmen sie die Preußen ein. Der Wald bei Linn ist ungemein anziehend; geschmackvolle Anlagen von Alleen, Irrgängen und Ruhebänken findet man überraschend. Die Krevelder Einwohner pflegen hier bisweilen Lustparthien anzustellen und erhohlen sich im schattigten Walde von der glühend brennenden Sonnenhitze; die prächtigen Equipagen der reichen Krevelder rollen im Heiligthum des Lustwaldes. Im Herbst und Winter findet man ganze Jagdgesellschaften; der

Wald erschallet von dem Bellen der Hunde, dem Blasen der Jagdhörner und dem Donner des Geschützes.

Zwischen Rheinberg und Uerdingen, eine Stunde vom Rheine, findet man die Stadt Meurs. Sie ruht in einem weiten Thale, wie in einem Kessel; rings herum erheben sich sanft und unmerklich fruchtbare Anhöhen; sie muß, wie ihr Name andeutet aus Morästen emporgestiegen seyn, Meurs soll herkommen von Morast. Die Stadt schwimmt im Wasser, heiter und schön, wie ein Garten Edens; sie ist regelmäßig gebaut, hat schöne Häuser, einen offenen großen Markt mit großen Häusern umgeben, einen neuen Markt, der mit Linden bepflanzt ist, eine reformirte und katholische Kirche, ein reich dotirtes Gymnasium. Die Stadt wird in die alte und neue getheilt, welche sonst durch einen breiten tiefen Graben durchschnitten und mit einer Brücke vereinigt waren. Izt sind die Graben zugeworfen, Gärten, Obstbäume und Linden blühen an ihrer Stelle. Etwas von der Stadt entfernt ragt über die Häusermasse das Schloß, ein altes gothisches Gebäude, majestätisch hervor. Der Raum zwischen der Stadt und dem Schloß ist mit Lindenalleen und Gärten freundlich besetzt; eine breite schattigte Allee, die auf beiden Seiten ihre Ruhesitze hat, führt zum Schloß. Das Schloß ist ein vollkommenes Oval, an beiden Polen gegen Süden und Norden steht ein Thurm, von jedem dieser Thürme zieht sich auf beiden Seiten ein amphitheatralischer Flügel von einem Ende zum andern. Aus der Tiefe eines Sumpfes ist das Schloß erstaunenswürdig aufgeführt; man sieht aus dieser Tiefe zu der Steinmasse voll Staunen herauf. Gärten, Obstbäume, Alleen und Felder umkränzen das Schloß. Das Gym-

Gymnasium ist aus einem ehemaligen Kloster entstanden, es besteht aus fünf Zimmern für fünf Klassen und einem großen Auditorium. Unter dem Gymnasium ist ein Bogengang zum Spazieren eingerichtet, in dessen Mitte ein Garten ist. In einem Zirkel umkränzen muntere Gärten die ganze Stadt. Um diese Gärten läuft ein tiefer Graben, über welchen steinerne Brücken aus der Stadt führen. Mitten in dem Stadtgraben, der an einigen Orten sehr breit und tief ist, schwimmen Inseln, die von den reichen Einwohnern der Stadt zu den lachendsten Gärten gebildet sind. Rings um den Stadtgraben führt ein hoher Damm, welcher bei Ueberschwemmungen des Rheins die Stadt schützet und zugleich zu angenehmen Spaziergängen dient. Neun Dörfer umgeben die Stadt, welche gerade in der Mitte der Dörfer liegt. Adeliche Häuser, Alleen, Waldungen, Wiesen, Felder, Gärten machen den Ort heiter; seine Lage ist überhaupt die schönste und vortheilhafteste. Meurs ist merkwürdig in der Geschichte. Nirgends gräbt man so viele Alterthümer aus der Erde, als hier. Bei dem Dorfe Aßberg eine halbe Stunde von Meurs ist ein Hochfeld, wo das berühmte Asciburgum gestanden hat, wovon Tacitus meldet. Man findet daselbst noch ganze Ruinen römischer Gebäude unter der Erde, sie sind sicher ein Fragment von der römischen Festung. Die Löwen, welche vor dem Stadthause zu Meurs liegen, hat man daselbst ausgegraben. In den Alleen des Hauses Ter-voort stehen zwei in dem Hochfelde ausgegrabene Steine, die den Namen der römischen Centurionen verewigen. Römische Grabmäler, Urnen, Waffen, Münzen, Opferkannen, Pfeile, Lampen, Spieße findet man fast immer. Im Jahr 1779 fand sich unweit Utfort, einer Bauerschaft, eine

halbe Stunde von Meurs ein Sarkophag zwei Fuß breit und vier Fuß lang, mit einer Urne, die die Asche des verbrannten Körpers enthielt, und mit besondern Fächern, in welche die Römer das, was vom verbrannten Körper übrig blieb, z. B. Kopf, Herz und Zähne zu legen pflegten. Außer der Urne und den Gefächeren fand man im Sarge eine Büchse von Messing mit einem Deckelchen, welches mit einer Kette an die Büchse oder wie sie die Römer nannten Ampulla befestigt war. Solche Büchse, Phiola, ward mit Balsam und Specereien angefüllt und beigelegt. Nächst dem fand man darin länglichte, krumme, ausgehohlte, an beiden Enden geschärfte Instrumente, womit die Römer die feinere Fleisch- und Knochenasche von der groben Holzasche separirten und in die Urne sammelten. Endlich fand man Münze im Sarge, welche die Römer den Leichnamen in den Mund zu legen pflegten, damit sie dem alten Charon am Styx das Ueberfahrgeld bezahlen könnten. So findet man immer um Meurs herum alte Denkmäler. Die Kamillenschanz, deren Ruinen noch bei seichtem Wasser im Rheine am Essenberg zu sehen sind, ist berühmt. Noch berühmter sind die Grafen von Meurs in der Geschichte. Theodorich von Saarwerden wird als erster Graf von Meurs genannt; ihm folgen Theodorich der II. und III., Friedrich der I., II. und III., Wilhelm, Vincent. Schon im Jahr 1287 empfiengen die Grafen von Saarwerden und Meurs diese Grafschaft als Lehn von dem Grafen zu Cleve. Nach dem Tode des letzten Grafen von Meurs, Hermanns, wollte Wilhelm Herzog von Cleve die Grafschaft in Besitz nehmen; allein des letztern Grafen Schwester Walburgis, die an Adolph Grafen von Nüenaar vermählt war, erhielt sie im Jahr 1579 mit

der

der Bedingung, daß, wenn die Gräfinn Walburgis ohne Kinder stürbe, alsdann die Grafschaft dem Herzog von Cleve heimfallen sollte. Allein die Gräfinn schenkte die Grafschaft an den Prinzen Moritz von Nassau-Oranien; sie blieb an Nassau-Oranien bis auf den Tod Wilhelm des III., Königs von Großbrittannien. Diese Zeiten, wo die Grafschaft holländisch war, nennt man noch die goldene Zeiten. Um den Flor und die Glückseligkeit des Landes vorzustellen, sagen die Mörser noch, daß zu der Zeit die Kühe an goldenen Ketten lagen, und die Pferde silberne Hufeisen hatten. In der Geschichte der Reformation spielten die Grafen von Meurs eine glänzende Rolle; sie machten sich um dieselbe am meisten verdient. Im Jahr 1712 nahm Preußen die Stadt ein, überrumpelte die Besatzung und erhielt das ganze Land ohne Schwerdstreich, worauf 1764 die Festungswerke der Stadt und des Schlosses geschleift wurden. Die furchtbaren Wälle, die Schrecken erregende Pulverthürme, die tiefen Gräben und Bastionen, welche den Einwohnern so manche Belagerung und Angst zugezogen hatten, verwandelten sich auf einmal in die lieblichsten Gärten. Zur Rechten, den Rhein herauf, liegt Neuß in einer vortheilhaften Lage, ehemals ganz nahe am Rheine, itzt eine halbe Stunde davon entfernt, auf einer Anhöhe. Die Erft schlängelt sich durch die schönen Wiesen vor der Stadt in den Rhein. Neuß oder Novesium soll seinen Ursprung von einem ehemaligen römischen Lager herleiten und eins von den 50 Schlössern gewesen seyn, welche Drusus anlegen ließ. Zur Zeit des Claudius Civilis hatte hier die dreizehnte oder vierzehnte Legion ihre Winterquartiere. Unter den Kaisern Julian und Valentinian, um das Jahr 358 ward der

Ort

Ort wechselsweise zerstört und wieder erbaut. Die jenseitigen Deutschen und Franken und besonders die Attuarier kamen beständig über den Rhein und zerstörten den Ort. Im Jahr 1205 nahm Kaiser Philipp Neuß ein und gab es an den kölnischen Bischof Adolph, der ihn zu Aachen gekrönt hatte und dafür von dem Gegenkaiser Otto seines Amtes war entsetzt worden. Im Jahr 1254 trat die Stadt in Verbindung mit den Hanseestädten. Im Jahr 1474 wurde sie von Karl dem Kühnen, Herzog von Burgund belagert; sie widerstand seiner Armee von 80,000 Mann 9 Monate lang, bis Kaiser Friedrich III. zum Entsatz kam, dessen Bildniß in Erz bis itzt auf dem Markt prangte. Im Jahr 1584 wurde Neuß vom Grafen von Nüenaar für den entsetzten Erzbischof Gebhard Truchses eingenommen, und von den Holländern geplündert. Im Jahr 1586 wurde Neuß vom spanischen Generale, dem Herzog von Parma wieder erobert und in Brand gesteckt. Der schönste Theil der Gebäude gieng verloren. Im Jahr 1642 bemächtigten sich die verbündeten Franzosen und Hessen der Stadt, und machten sie fester; 1688 besetzten sie die Franzosen, und die Brandenburger entrissen sie ihnen wieder. Ein schöner Ort, nicht weit von Neuß, den Rhein herauf, Grimlinghausen blickt malerisch in den Fluß. Viele Kaufleute haben daselbst ihre Niederlage, der Verkehr ist außerordentlich.

Drei vortrefliche, fruchtbare, ungemein gesegnete Kantone des Krevelder Bezirks liegen auf jener goldenen Ebene, welche ehemals zum Jülichschen und Kölnischen gehörten. Der Kanton Neersen an beiden Seiten der Nierß mit fünfzehn Gemeinden, sechzehn tausend acht hundert acht und achtzig Seelen, sieben

und

und zwanzig hundert sechs und vierzig Häusern und vier und zwanzig tausend sechs hundert drei und achtzig Morgen Land; Der zehnte Kanton Odenkirchen an den Quellen der Nierß, mit zwei und zwanzig Gemeinden, sechzehn tausend siebenzig Seelen, ein und zwanzig hundert ein und achtzig Häusern, und neunzehn tausend ein hundert achtzig Morgen Land; endlich der eilfte Kanton Erkelens, neben Odenkirchen, südwestlich, mit neun und vierzig Gemeinden, neunzehn tausend achthundert Seelen, achtzehn hundert fünf und achtzig Häusern, und vier und dreißig tausend neun hundert acht und zwanzig Morgen Land. Auf einer weiten lachenden Ebene blühen hier Felder und Wiesen, Gärten und Baumzucht, Handlung und Viehzucht, Fabricken und Ackerbau; wohlhabende glückliche Bewohner sind in diesen Kantonen. Der Hauptort des neunten Kantons, Neersen war ehemals eine Herrschaft und das Stammschloß der bekannten Familie von Virmond. Nach Abgang der männlichen Linie dieser Grafen entstand ein langjähriger Rechtsstreit, nach welchem sie zum kölnischen Erzstifte gezogen wurde. In diesem Kanton sind verschiedene Gemeinden merkwürdig; Hier die Stadt Gladbach oder Mönchen-Gladbach; sie liegt auf einer Anhöhe vor dem goldenen Gefilde des Jülichschen; die prächtige Benediktinerabtei, welche um das Jahr 971 gestiftet wurde, ragt mitten in der Stadt über alle Häuser hervor und blickt in die schönen Gefilde; sie ist die reichste Abtei im Lande. Gladbach zeichnet sich durch seine reizende Lage, Handlung, Bleichereien, Essigbrauereien, Garn und Leinwandmanufakturen, Kunstweberei in Gebild oder Zwillig oder Damast aus. Dieses aus flächsenem Garn doppelt und erhaben, überschlagenes, mit Bildern,

Blu=

Blumen, Laubwerk, Namenzügen u. s. w. nach den besten Mustern und im neuesten Geschmack verfertigtes Gewebe für Tischzeug, Bettgeräthe, Kaffeeservietten u. s. w. ist meisterhaft und übertrift alle Erwartung des Kenners. Im weiten Ausland, in Holland und England wird es gesucht und geschätzt. Dort liegt Süchteln im freundlichen Thale, nahe an der Nierß, am Fuß des Gebürges. Unvergleichlich ist die Lage des Orts. An der östlichen Seite fließt die Nierß still und schwermuthsvoll durch schattigte Erlen, grünende Wiesen und Brücher; an der westlichen Seite erhebt sich ein Gebürge, welches auf hohem Rücken hohes und niedriges Holz trägt; am Fuße des Berges ist alles kultivirt; in weiter unabsehbarer Ferne streckt sich zwischen dem Gebürge und dem Fluß das fruchtbarste Gefilde hin; die Stadt Süchteln ruht auf dieser üppigen Flur und ernährt die Bürger mit Viehzucht, Ackerbau, Handlung und Fabricken. Der Hauptort des zehnten Kantons, Odenkirchen, höher die Nierß herauf, blühet zwischen den schwersten Aeckern, schönsten Wiesen und Obstbäumen in einem romantischen Thale. Odenkirchen war sonst eine Herrlichkeit, Kurfürst Clemens August kaufte sie dem Marquis von Westerlo ab und vermachte sie in seinem Testament dem Erzstift. Manufakturen und Fabricken, Papier- Oel- und Kornmühlen, welche die Nierß treibt, Ackerbau und Viehzucht, die hier weit mehr als irgendwo beibringen, machen die Einwohner wohlhabend. Ein Schloß, eine schöne reformirte und eine katholische Kirche, Fischteichen, Alleen und Dämme machen den Ort angenehm. Dieser Kanton kann in Ansehung der Fruchtbarkeit und des Wohlstandes wetteifern mit den besten Kantonen Frankreichs. Hier steht man auf goldenen Fluren, hier

ist Ceres und Pomonens Garten, aus welchem freundliche Dörfer, Schlösser und Palläste malerisch blicken. Hier am linken Ufer der Nierß sieht man Rheidt mit seinen Pallästen und thätigen reichen Bewohnern. Sonst war Rheidt eine Herrlichkeit, die einem Freiherrn von Byland gehörte. Sie hat die vortreflichste Seifensiederei; die Schamoisfabricken beschäftigen 15000 Menschen; der Leinenhandel ist ausgebreitet bis Holland und England; Essigbrauereien und andere Handlungszweige sind im höchsten Schwunge; eine reformirte Pfarrkirche und ein Nonnenkloster sind im Orte. Dort am rechten Ufer der Nierß sieht man das weiße prächtige Residenzschloß des Grafen von Wickerath, die Herrschaften Wickerath und Berg mit ihren geschmackvollen Thürmen und Anlagen von Alleen und Lust- und Irrgärten. Weiter herauf das schöne Dorf Wanlo, wo die Nierß in einem anmuthigen Baumgarten entspringt; die Dörfer Jüchen, Kelzenberg, Otzenrath, wo reformirte blühende Gemeinden sind. Eine Stunde von Odenkirchen ist die Stadt Dahlen, die sonst einem ganzen Amte den Namen gab; sie ist berühmt durch blutige Auftritte in dem niederländschen Kriege. Als der Herzog von Alba in den Niederlanden die entsetzlichsten Grausamkeiten begieng: so eilte der Prinz von Oranien dem bedrängten Lande zu Hülfe und sammelte in diesen Gegenden seine Armee. Der spanische Wütherich, hievon benachrichtiget, kommt mit einem grausamen Heere und schlägt die oranische Armee auf der Dahler Heide bis auf den letzten Mann. Empörende Unmenschlichkeiten begieng damals die spanische Armee. Die Protestanten mußten insonders ihre Anhänglichkeit an Oranien schwer büßen; selbst das Grab schützte nicht vor der Wuth des Fanatismus. Eine Strecke, acht

Stun-

Stunden weit, hiengen die entseelten Leichname der Unglücklichen an Galgen und Bäumen oder wurden von den Hunden über die Wege geschleppt. Der Hauptort des eilften Kantons, Erkelenz, ist eine kleine aber uralte Stadt, deren Festungswerke geschleift sind. Sie gehörte sonst zum Spanisch-Geldern. Im Badenschen Friedensschluß 1715 wurde sie von dem Roermondischen Quartier abgesondert und dem Churfürsten von der Pfalz als Herzogen von Jülich abgetreten, mit der Bedingung, daß die Stadt ihre brabäntische Rechte behalte. Im Jahre 1727 wurde sie einem gewissen von Franken erblich geschenkt, der aber ohne Kinder starb, wornach Kurpfalz sie wider 1753 an sich zog.

Auf dem Gemeindehaus zu Erkelenz steht in altmodischer Heldentracht eine weibliche Figur, schlecht gemahlt mit der lateinischen Unterschrift: Daß die Jungfer Erka allen Männern ein Beispiel der Stärke gewesen. Man will behaupten, daß diese Erka die Stadt erbaut, befestigt und ihr den Namen gegeben habe. Die ausgezeichnete Aufbewahrung dieser Malerei führt auf die Vermuthung. Vielleicht ist dieses Gemälde auch nur ein Sinnbild ehemaliger Tapferkeit und Feste der Stadt. Die Lage dieses Kantons ist ebenfalls die fruchtbarste, gehört mit zu den goldenen Fluren des Jülichschen. Eine schöne Chaussee führt von Erkelenz auf Linnich und Aachen. Man hat hier eben die Aussicht, wie auf der großen Düsseldorfer Straße. In perspektivischer Ferne blickt bald ein Schloß, bald ein Dorf aus Bäumen, Wiesen und Feldern. Die Gebirgskette dampft mit leichtem durchsichtigen Nebel in die Höhe. Rechts und links sind die fruchtbarsten Aecker. Hier zur Rechten ist das fruchtbare Dorf Schwanenberg,

berg, eine Herrschaft, welche dem Grafen von Wickerath gehört und lauter reformirte Einwohner hat. Neben diesem Dorfe, die Chaussee herab, pranget wie verinselt, in dem Kornmeere, das schönste Mönchskloster im ganzen Jülichschen, Hohenbusch oder Hombusch. Das kostbarste Gebäude, umgeben mit Alleen, Gärten und unabsehlichen Gefilden macht einen großen Eindruck. Zur Linken sieht man die goldene Flur des Jülichschen in unermeßlicher Ferne bis an die Stollberger Gebürge hingeschüttet, auf deren Fläche hier eine Gruppe von Bäumen, dort eine Gruppe von Häusern schwimmt. Oestlich führt der Weg von Erkelenz nach Weckberg, einem angenehmen Dorfe, welches ehemals zu dem Geldrischen Quartier von Roermond gehörte. Es ist berühmt durch seinen helldenkenden Prior, der es trotz aller Verfolgungen wagte, ein Gesangbuch mit Gellertschen Liedern in die Hände seiner Pfarrkinder zu bringen.

Kapitel VI.

Das vierte Arrondissement Kleve.

Dieser vierte Bezirk des Ruhrdepartements erstreckt sich zwischen den Ufern der Maas und des Rheins in einer Länge von zehn bis zwölf Stunden über Ebenen und Flächen, über Tiefen und Höhen, über Thäler und Berge bis an die holländischen Gränzen. Der größte Theil des Bezirks ist bergicht. Den Namen Kleve, Clivia, hat es von den vielen Hügeln, im Lateinischen oder der Römer Mundart, Clivis, bekommen. Es ist freilich nicht so fruchtbar, wie das Jülichsche und Kölnische; viel Sand und Heide giebt es noch. Dessen un-

ungeachtet ist die Gegend vortreflich gebaut; ganze Heiden hat man urbar gemacht, auf welchem die wohlhabendsten Dörfer schwimmen. In den Sand hat man Tannenwälder gesäet, welche im üppigsten Schmuck prangen. Eichen- und Buchenwälder, Anlagen von Alleen und Spaziergängen, Schlösser, Palläste, Dörfer und Städte nach holländischem reinlichen Geschmack gebaut, geben dem Klevischen die reizendsten Aussichten. Ackerbau, Viehzucht, Handlung und Fabricken blühen. Am meisten tragen die beiden Flüsse, Maas und Rhein, in welchem sich die Ufer des Klevischen baden, Leben, Thätigkeit und Wohlstand unter die glücklichen Bewohner. An beiden Seiten des Bezirks, an den Ufern des Rheins und der Maas, senken sich die Hügel sanft herab und bilden die fettesten Viehweiden. Wohlangelegte Landstraßen, welche nach Holland und Köln führen, erleichtern die Verbindung mit andern Ländern, Handlung und Fabricken. Der Bezirk von Kleve enthält zehn Kantone.

Der erste Kanton Kleve, an den Ufern des Rheins, in angenehmen Gegenden, umfaßt sechszehn Gemeinden, neun und neunzig hundert zwanzig Seelen, vierzehn hundert sechs und achtzig Häuser, und dreizehn tausend acht hundert zwei und zwanzig Morgen Land. Aecker, Weiden, Holzungen, Alleen, Gärten, Kanäle, Schlösser und Dörfer machen diesen Kanton freundlich und angenehm. Unter den Wäldern ist der sogenannte Reichswald merkwürdig, der sich von der Gocher Heide auf vier bis fünf Stunden in das Land erstreckt. Er heißt der Reichswald, weil er ehedessen zu dem Reiche von Nimegen gehörte. Man hält ihn für den heiligen Wald, in welchem Claudius Civilis auf einem

Gast-

Gastmal die Batavier wider die Römer aufwiegelte. Tacitus beschreibt uns die kraftvolle Rede des Civilis in seinem vierten Buch im vierzehnten Kapitel der Geschichte. Ein breiter Weg von Kleve nach Kranenburg ist durch den Wald gehauen. Die Tiefen nach dem Rheine hin sind durch starke Dämme geschützt. Getreide, Obst und Gartengewächse sind im Ueberfluß. Fette Weiden nähren die stärksten Ochsen, mit welchen die Einwohner einen beträchtlichen Handel treiben. Dörfer und Städte sind nach holländischem Geschmack. In der ganzen Gegend giebt es viele römische Alterthümer, Inschriften, Münzen und Grabhügel. In dieser Gegend theilt sich der Rhein in zween Arme, der eine zur Linken heißt die Wael und ergießt sich zu Worcum in die Maaß; der andere theilt sich nochmals in zween Arme; der zur Rechten ergießt sich unter dem Namen der neuen Issel bei Dousburg in die alte Issel. Der Mittlere Arm behält den Namen Rhein, theilt sich wieder bei Wyck-de-Duerstede, der linke Arm bekommt den Namen Leck und vereinigt sich oberhalb Rotterdam mit der Maaß, der andere behält den Namen des Rheins, theilt sich abermals in dem Graben der Stadt Utrecht in zween Arme; der zur Rechten fällt bei Muyden in die Südersee und heißt Dech; der andere Arm behält noch immer den Namen Rhein, verliert sich aber endlich unterhalb Leyden in dem Sand bei Cattwick. So nimmt der prächtige große Fluß ein Ende, nachdem er über hundert und vierzig deutsche Meilen mit jugendlichem Stolze einherströmte und Segen und Fruchtbarkeit verbreitete. Der Römer Drusus, der in diesen Gegenden kommandirte, führte einen Kanal vom Rheine in den Flevo, die jetzige Südersee, durch welchen die römische Flotte in die Nord-

see drang, und aus dieser durch die Mündungen der Ems und Weser einen leichteren Weg in das innere Deutschland fand. Die Grafen von Kleve und Teisterband sind die ersten, welche in der Geschichte vorkommen. Graf Eberhard starb 835 und war schon der neunte Graf. Die Tochter des Bruders von dem lezten Grafen von Kleve Margaretha vermählte sich mit Graf Adolph von der Mark, welcher Kleve erbte. Sein Sohn Adolph wurde von Kaiser Sigmund zu Costanz 1417 zum Herzog von Kleve erhoben. Herzog Johann III. heirathete die reiche Maria von Jülich und die Herrlichkeit Jülichs zog nach Kleve. Sein Sohn Wilhelm erbte Geldern, mußte es aber nach jenem traurigen geldrischen Kriege an Kaiser Karl V. zurückgeben. Im Jahr 1609 entstand der berüchtigte Successionskrieg. Pfalz und Brandenburg theilten endlich die Länder. Der Hauptort Cleve oder Kleve liegt eine Stunde vom Rheine, mit welchem er durch einen Kanal oder Fluß Kermisdal vereinigt ist; von der steinernen Brücke abwärts wird der Fluß schmaler und heißt Spoy-Graben, theilt sich in zwei Arme, einer fließt nach dem Dorfe Rynderen, der andere geht durch eine Schleuse in den Rhein. Kleve liegt halb auf einem Hügel, Hasenberg genannt, halb im Thale, man theilt sie darum in die obere Stadt, die auf drei Hügeln liegt, und in die untere. Den höchsten Glanz verdankt die Stadt dem Fürsten Moritz von Nassau-Siegen, der die Stadthalterschaft über dieses Land gehabt hat. Die vielen Alleen und Spaziergänge, die lustigen Hügel, schattigte Thäler, Wiesen, Gärten und Gebäude machen die Stadt sehr angenehm. Auf dem Schloßberge steht das Schloß, welches Schwanenburg heißt; der kolossalische Thurm heißt Schwanenthurm,

weil

weil seine Spitze statt der Fahne einen Schwan trägt. Von diesem Thurme zählt man bei heiterer Luft vier und zwanzig Städte. Er soll sehr alt seyn, und die Sage behauptet, daß er dreihundert Jahre vor der christlichen Zeitrechnung erbaut sey. Auf dem Kirchberge steht die katholische Kollegiatkirche. Sie macht einen großen Eindruck, weil sie isolirt auf dem kleinen Markt steht. Hier und auf dem großen Markt, der mit Lindenbäumen bepflanzt ist und die Kirche der Menoniten trägt, ist die überraschendste Aussicht auf die untere Stadt und in die umliegenden Gegenden. In der untern Stadt sieht man die deutsche reformirte, die lutherische Kirche und ein Kloster. Der Prinzenhof oder die Statthalterei ist vom Prinzen Moritz vortreflich angelegt. Man hat hier die angenehmste Aussicht. Hinter dem Prinzenhof erhebt sich auf einem natürlichen Amphitheater, an dessen Fuß das Wasser Kermisdal fließt, ein schöner Garten, welcher die vortreflichste Aussicht über den Fluß, Felder, Städte und Dörfer gewährt. Jenseits des Flusses liegt der Königsgarten, ebenfalls eine Anlage vom Prinzen Moritz. Rings um die Stadt ruhen die angenehmsten Gärten, Irrgärten, Alleen und Bosquets. Das Nassauerthor der obern Stadt führt in eine prächtige Allee, die nach Xanten und Wesel geht und die herrlichste Aussicht und Gärten hat. Eine andere schattigte Allee führt in den Thiergarten, der eine Meile im Umfange und vier Thoren hat. Ein Amphitheater ist angebracht hinter vier Springbrunnen, die über einander sind. Unweit der Gallerie ist der Sternenberg in einem Walde mit zwölf Alleen. Das Merkwürdigste im Thiergarten ist der Mineralbrunnen. Der klevische Berg und Freudenberg sind mit Lindenbäumen bepflanzt und angenehme

Spa=

Spaziergänge. Nicht weit davon ist das berühmte Berg und Thal. Prinz Moritz ließ hier ein kleines Haus in Form eines halben Mondes aufmauern, in dessen Mitte sieht man seine eiserne mit dem Stammwappen und Titel versehene Tombe, auf beiden Seiten inwendig die, um Kleve ausgegrabene, römische Inschriften, Urnen, Kannen, Lampen, Mauerbrecher, oben sind eiserne Vasen und Blumentöpfe angebracht. Nahe bei Berg und Thal ist der königliche Fasangarten, mit einer Mauer umgeben.

An dem linken Ufer der Maaß in der vortheilhaftesten, glücklichsten Lage hat der Klever Districkt drei Kantone: Ravenstein zählt fünfzehn Gemeinden, fünf und achtzig hundert achtzehn Seelen, neun hundert acht und zwanzig Häuser, eilf tausend sieben hundert zwölf Morgen Land; der Kanton Gemert beträgt vier Gemeinden, eilf tausend fünf hundert acht und vierzig Seelen, achtzehn hundert vier und siebenzig Häuser, und sechzehn tausend acht hundert ein und dreißig Morgen Land; endlich der Kanton Horst umfaßt zwanzig Gemeinden, vierzehn tausend drei und achtzig Seelen, zwei und zwanzig hundert sieben und zwanzig Häuser, und achtzehn tausend fünf hundert ein und neunzig Morgen Land. Der Hauptort Ravenstein, dicht an der Maaß, ein netter Ort, war sonst Kurpfälzisch und eine freie Herrschaft. Die Holländer hatten das Recht, daselbst eine Besatzung zu legen. Gemert hat ebenfalls eine gute Lage, vom Holländischen fast ganz eingeschlossen. Der Kanton Horst ist der wichtigste von allen dreien, es giebt darin ganze Dörfer, wo lauter Fuselbrennereien sind. Berühmt ist in der Geschichte die Maierei Kessel. Es ist das alte Castellum Mena-

piorum

piorum zwischen Roermond und Venlo. Die Ruinen des alten Schlosses sind noch zu sehen; die Beschreibung welche Julius Cäsar von diesem Sitz der Menapier macht, hat volle Aehnlichkeit mit den itzigen Sümpfen und Bergen an der Maaß; Hier war es, wo Kaiser Julian am ersten eine Parthei Bataver schlug, vor welchen die römischen Legionen erschracken und sich fürchteten, sich in ein Gefecht einzulassen. Der Ort Helden hat ebenfalls noch viele Alterthümer. Eine heidnische Gottheit hat man daselbst in einer Mauer gefunden. Der Geschichtschreiber Knippenberg hat als Pastor zu Helden gestanden. Die Gemeinde Blerik liegt romantisch auf den Ufern der Maaß, hat nette geschmackvolle Häuser, vor sich die Stadt Venlo, rings umher Wiesen, zur Linken die Maaß herab, das Fort St. Michel.

Cranenburg ist der fünfte Kanton des Klever Bezirks; er zählt achtzehn Gemeinden, neun und sechzig hundert zehn Seelen, zwölf hundert neun und vierzig Häuser, und zwei und zwanzig tausend fünf hundert vier Morgen Land. Der Kanton erstreckt sich an dem Ufer der Maaß in einer lieblich abwechselnden Gegend fort. Cranenburg, der Hauptort, liegt am Reichswalde, durch welchen ein angenehmer Weg nach Kleve führt, zwischen der Maaß und Wael, hat eine reformirte und katholische Kirche, schön gebaute Häuser. Das ehemalige Kastell haben die Bürger von Nimegen 1499 verwüstet. Von dieser Stadt haben die ehemaligen cranenburgische Deichrechte ihren Namen, welche der Graf von Hoorn zuerst bekannt machen ließ. Doktor Fey, der eine glückliche Kur an Kurfürst Friedrich Wilhelm that, erhielt die Stadt zum Geschenk

für die Kur; er besaß sie auch bis 1679. Das Städtchen Huissen hat eine reformirte Kirche. Die Stadt Gennep an der Nierß, welche nicht weit von hier bei Genneperhuiß, wo sonst eine starke Schanz war, in die Maaß fällt, war sonst eine Herrlichkeit; die Hälfte davon erhielt Herzog Adolph 1426 als er in der Schlacht im Kleverham den Johann von Hinsberg gefangen bekam, der die Hälfte des Orts zur Lösung gab, die andere Hälfte kaufte der Herzog von den Brüdern Gisbert und Reinhardt von Brederode. Der Ort hat eine katholische und reformirte Kirche.

Der sechste Kanton Calcar begreift in sich drei und zwanzig Gemeinden, zehn tausend neun hundert dreißig Seelen, sechzehn hundert vier und siebenzig Häuser, und vier und dreißig tausend ein hundert neun und neunzig Morgen Land. Dieser Kanton zieht sich durch fruchtbare Gefilde, abwechselnde Büschen, Tiefen und Hügeln bis an den Rhein. Kostbare Wiesen, die der Rhein durchwässert, und lachende Gefilde, welche Ueberfluß bringen, machen den Reichthum der Bewohner aus. Das Vieh in diesem Kanton ist von seltener Schönheit. Der Hauptort Calcar liegt eine Meile vom Rhein, an dem kleinen Fluß Meiun oder Meur, welcher gegen Emmerich in den Rhein fällt; er hatte sonst einen schiffbaren Kanal, auf welchem zahlreiche Schiffe Handlungsprodukte aller Art bis an die Mauern der Stadt brachten. Bierbrauereien und Tuchfabricken machten die Stadt sonst berühmt. Sie war ehemals befestigt und litte viel von Belagerungen. In dem 15ten und 16ten Jahrhundert erlitte sie schreckliche Feuersbrünste und in dem dreißigjährigen Kriege wurde sie wechselsweise von Feinden und Freunden eingenommen.

Der

Der Stadt gegenüber liegt der Monterberg, von welchem man die prächtigste Aussicht genießet. Viele Spuren des römischen Aufenthalts finden sich auf diesem Berge, Inschriften, Münzen und Urnen. Ein berühmter Maler, Johann von Calcar, ward in diesem Hauptort geboren. Nach seiner Kunstarbeit zu urtheilen, muß er am Ende des 16ten Jahrhunderts gelebt haben. Im Kolorit und in Ausdruck zeichnet sich dieser Künstler aus. Die Pfarrkirche zu Calcar und das Stift zu Xanten besitzen kostbare Stücke seines Pinsels. Calcar hat schöne Häuser, eine katholische Pfarrkirche, ein Mönchen- und ein Nonnenkloster, und eine kleine reformirte Kirche. In einer an Getreide sehr fruchtbaren Gegend sieht man die Stadt Uedem, diese unglückliche Stadt, welche in allen Kriegen von 1466 an ungemein viel gelitten hat und zweimal abbrannte. Sie hat ein Stift und eine reformirte Kirche. An dem Ufer des Rheins steht die Stadt Grieth, umkränzt mit Wiesen und Feldern. Die Herrlichkeiten Wissen, Hennepel, Appeldorn mit ihren Rittersitzen und adelichen Gütern verschönern die Gegend.

Auf einer weiten fruchtbaren Ebene liegt der siebente Kanton Goch. Er enthält zwanzig Gemeinden, zwölf tausend ein hundert sechs und neunzig Seelen, sechs und zwanzig hundert fünf und siebenzig Häuser, und acht und zwanzig tausend neun hundert fünf und sechzig Morgen Land. An der Nierß sieht man den Hauptort Goch mit seinen zum Theil schönen Gebäuden, Wollen- und Lederfabricken, Stahl- und Eisenarbeiten, katholischen, reformirten und Mennonitenkirche. Das ehemalige Kastell ist nun ein adeliches Gut. Auf der Gocher Heide schwimmt im Kornmeere das Dorf Pfalzdorf.

dorf. Die aus Salzburg vertriebenen Protestanten ließen sich hier nieder; 1740 fiengen sie an, die Heide urbar zu machen, itzt sind schon 3000 holländische Morgen bebaut; vier hundert kleine Kolonien an Bauernhöfen leben glücklich, sie haben eine lutherische und reformirte Kirche. Die Herrlichkeit Weeze oder Wees, die Rittersitze Hertefeld und Schewich blicken malerisch aus der lachenden Flur. Goch soll ehemals eine berühmte Leinwand-Manufaktur gehabt haben, die von da nach Harlem übergegangen ist. Ihre Lage an der Nierß ist wenigstens zu den Bleichereien die beste.

Der in der Geschichte berühmteste Kanton ist: Santen oder Xanten. Er hat neun und zwanzig Gemeinden, zehn tausend vier und achtzig Seelen, fünfzehn hundert sechs und achtzig Häuser, und fünf und zwanzig tausend sechs hundert und fünfzehn Morgen Land. Vom Fuße des Vorstenbergs erstreckt sich der Kanton längst den Ufern des Rheins, in einer fruchtbaren Ebene, die ein hoher, breiter, majestätischer Damm durchschneidet, öfnet eine Gallerie der prächtigsten Gemälde und enthält die merkwürdigsten Alterthümer. Der Damm ist außerordentlich hoch, steht mit einigen Kirchthürmen parallel; zwischen dem Damm und den Ufern des Rheins liegen die blühendsten Wiesen, welche Heere von Ochsen nähren. In einer unabsehlichen Länge dehnt sich der hohe Damm den Rhein herauf bis an Rheinberg. An der Landseite des Dammes liegen in einer fruchtbaren Fläche die lachendsten Gefilde, auf welchen sich Dörfer und Städte erheben. Vom Damm gleitet der Blick in unermeßlicher Ferne über die grauen Wellen des Rheins in das jenseitige flache Gebiet, auf welchem Wiesen, Felder, Gärten, Gruppen von Bäumen,

men, Schlösser, Dörfer und Städte prangen. Kaum kann man sich einen schönern und erheiterndern Anblick denken, als man hier auf dem Damm genießet. Der Hauptort Santen oder Xanten ist westwärts nicht weit vom Rheine in einer vortreflichen, fruchtbaren und angenehmen Gegend. Ehemals muß der Rhein fest bei Santen vorbei geflossen seyn, wenigstens sind noch deutliche Spuren davon vorhanden. Diese Abweichung des Flusses hat die dasige Gegend so verändert, daß sie gar nicht mehr mit der Beschreibung übereinkommt, welche der berühmte Geschichtschreiber Tacitus mit so vieler Genauigkeit davon gemacht hat. In älteren Zeiten soll diese Stadt das Ulpianische Lager, Ulpia Castra geheißen haben, welches andere in die Gegend von Alpen setzen. Die Vetera Castra, deren Tacitus im ersten Buch seiner Geschichte im vierzehnten Kapitel erwähnt, und welche einige in die Nähe des Dorfes Birten haben wollen, ist nach dem Urtheil des Pighius und Sellius hier gewesen. Gewiß ist, daß die Colonia Trajana hier gestanden habe, und daß das Wort Trajana endlich in Trojana verwandelt und dieser Ort auf eine seltsame Weise sancta Troja und secunda Troja genannt wurde. Dieser Name findet sich wirklich auf einer silbernen Münze aus dem eilften Jahrhundert und auf einer kupfernen von 1457. Die silberne ließ Herrmann Bischof zu Köln schlagen, auf derselben steht die Kirche zu Xanten mit der Umschrift SCA (sancta) TROIA. Die kupferne Münze ist von Herzog Johann zu Cleve; auf der einen Seite steht sein Bildniß mit der Umschrift IOANNES TROIANORUM REX, auf der andern aber das Wappen der Stadt mit der Umschrift MONETA NOVA TROI. NNIORIS, welche leztere Worte vielleicht Trojae minoris oder junioris

heißen

heißen sollen. Das Beiwort Sancta, aus welchem endlich der Name Santen oder Xanten entstanden ist, kommt daher, daß Bischof Peregrinus zu Köln hier 1028 des Märtyrers Victors und seiner Gesellen Gedächtniß, nämlich ein Kloster Canonic. regul. gestiftet und Sancten genennt hat, welches 1125 in ein irregulaires verwandelt worden. Einige meinen wirklich, die Pflanzstadt, welche Trajan im ersten Jahr seines Consulats hier stiftete, habe Colonia Trojana geheißen. Sie lag nordwärts in der Gegend, welche heut zu Tage die alte Burg genannt wird. Ungefähr eine Viertelstunde von Xanten, gegen Süden, liegt das bis Nimegen streichende Sandflösgebürge, welches am Ufer des Rheins bei Birten anfängt, dessen Höhe eine weite angenehme Aussicht bildet. In der Landessprache heißt es: Vorstenberg, von den Alten Varisberg genannt, weil Quinctilius Varus daselbst sein Prätorium unter dem Kaiser August hatte. Gewiß ist es, daß der unglückliche Varus mit seinen Legionen von hier aus über den Rhein zog und auf den Gefilden zwischen Lippstadt und Wesel die schreckliche Niederlage erlitte, seine Legionen und römischen Adler verlor, und er selbst das Leben einbüßte. Die traurigen Reste der Legionen flohen wieder nach Xanten in ihr Lager. Gewiß ist auch, daß Claudius Civilis das römische Lager bei Xanten überfiel und mit seinen siegenden Batavern nach Ueberwindung dieses festen Lagers ohne Widerstand den Rhein hinaufzog. Ueberall in und um Xanten findet man die meisten Beweise des Aufenthalts der Römer. Ganze Bruchstücke alter römischen Mauern sind noch sichtbar, Ziegeln mit Nummern und Inschriften der römischen Legionen hat man hier gefunden, Grabmäler mit Urnen, Waffen, Münzen, Knochen, Opferkannen, Schaalen,

len, Pfeilen, Lampen, Ampullen. Unter die interessantesten Entdeckungen aus den Zeiten der Römer gehören die Spuren der Wasserleitungen, die man auf dem Varisberg findet. Noch täglich entdeckt man Münzen, Urnen, Ziegelsteine, die von Werkverständigen als Meisterstücke der Ziegelbrennerkunst bewundert werden. Der Aufenthalt der Römer zu Xanten dauerte bis zum vierten Jahrhundert, wo die Allemannen kamen, sie verdrängten; aber auch diese wurden durch die heranströmende Macht der Franken verdrängt. Die Stadt gehörte vor Alters dem Erzstift Köln, kam aber 1449 an Kleve. Die katholische Kollegiatkirche ist ein prächtiges, sehenswürdiges Gebäude, die größte und ansehnlichste Kirche im ganzen Lande. Eine Karthause, ein Kapuzinerkloster, ein Nonnenkloster, Fürstenberg genannt, welches ehemals auf dem nahe gelegenen Varisberg außerhalb der Stadt stunde, eine reformirte Kirche, schöne Häuser geben der Stadt ein trefliches Ansehen. Berühmt ist sie durch den Vergleich wegen des jülichschen Successionskrieges. Wichtige Tuch-Leinen-Woll-Leder-Hüte-Fabricken giebt es hier herum. Nicht weit von Xanten, auf der Chaussee nach Kleve, liegt das schöne Brigittenkloster Marienbaum, welches seinen Namen von dem Wunderbilde trägt, das man in der Gegend in einem Baum fand, und das nun ganze Prozessionen hinzieht. Ein merkwürdiges Städtchen, Büderich, liegt auf der Spitze des Dreiecks, welches der Rhein hier bildet. In hohen Dämmen eingeschlossen ruht der Ort. Fruchtbares Land umgiebt die Stadt hinter den Dämmen; fette Wiesen nach dem Rheine hin. Der Büdericher Kohl ist berühmt, wenigstens zwanzig Stunden herum. Büderich ist der eigenthümliche Gemüsegarten für Wesel. Alle Tage ziehen Schaaren

ren

ren von Gemüseweibern nach Wesel mit ihren Produkten. Prächtig erhebt sich Wesel mit seiner Citadelle und seinen Thürmen am jenseitigen Ufer. Das Wirbeln der Trommel, das Getümmel der Krieger hört man den Rhein herüberschallen bis in Büderich. Auf der Wiese vor Büderich hat man einen großen Kanal gegraben, um den Rhein, der zu stark auf die Weseler Citadelle hinströmt, abzuleiten. Eine Insel schwimmt itzt hier im Rheine.

Geldern ist der neunte Kanton im Bezirk von Kleve; er enthält vierzehn Gemeinden, zehn tausend neun hundert neun und neunzig Seelen, sechszehn hundert Häuser, und zwei und zwanzig tausend drei hundert neun und dreißig Morgen Land. Der Kanton hat fruchtbare Aecker, schöne Wiesen, wohlhabende Dörfer und Städte. So weit das Auge reicht, prangt die üppige Natur im jugendlichen Stolz. Die Nierß wässert Wiesen, treibt Mühlen, bildet angenehme Thäler. Die Fossa Eugeniana, unter welcher sich die Nierß hindurch drängt, jener berühmte Kanal, den die ehemalige Gouvernantin Clara Isabella Eugenia, Königs Philipp II. Tochter im Jahr 1627 anlegen ließ, um die Maaß mit dem Rhein zu verbinden und ihn wirklich sieben Meilen weit von Venlo bis Rheinberg glücklich vollendete, ist in diesem Kanton. Der schöne Kanal ist aber am Verfallen; leicht wäre ihm auszuhelfen und der Handel blühete. Der Hauptort Geldern war sonst die Hauptstadt des ganzen Herzogthums, welches ehemals seine eigene Herzoge hatte und in der Geschichte eine der wichtigsten und bedeutendsten Rolle spielte. Der Geldrische Krieg, der so namenloses Unheil über ganze Länder brachte ist bekannt. Erst durch

den

den Utrechter Friedensschluß 1713 hörten die Hauptunruhen auf, als Holland, Oesterreich und Preußen sich in dem Herzogthum theilten. Geldern war ehedem eine der ersten Festungen. Moräste und die Nierß umgeben sie ganz, weit herum kann der Ort nicht zugänglich gemacht werden. Er war auf keine andere Weise einzunehmen als durch Verrätherei und Hunger. Jtzt sind die Hauptfestungswerke geschleift; Moräste und der sie in verschiedenen Armen umfassende Fluß Nierß machen ihre ganze Festung aus. Die Erbauung der Stadt wird in das Jahr 1079 gesetzt, sie litte verschiedene Belagerungen und im Jahr 1735 sprang ein Pulvermagazin in die Luft, welches die halbe Stadt zertrümmerte. Jtzt ist die Stadt schön wieder gebaut, Alleen, Gärten und Wiesen umkränzen sie; Tuchmanufakturen, Strumpf- und Plüschwebereien, einige Klöster, eine schöne katholische Pfarrkirche und eine noch schönere, im modernsten Geschmack gebaute protestantische Kirche, in welcher Lutheraner und Reformirte im besten Frieden ihren Gottesdienst halten, geben der Stadt Ansehen und Würde. Auf dem Wege von Geldern nach Kleve sieht man den, durch ein Wunderbild berühmten Ort Kevelaer. Nett sind die Häuser, und das Kloster pranget im Ueberflusse. Trefliche Anlagen von Alleen und Spaziergängen, eine fruchtbare Ebene zeichnen den Ort aus. Das Marienbild steht in einer eben nicht sonderlich gezierten Kapelle, in welcher Tausende von Krücken, Bändern und anderen Zeichen der von dem Bilde Genesenen hangen. Unermeßliche Reichthümer hat dieses Bild herbeigezogen. Ganze Prozessionen von Amsterdam und andern Orten bringen ihre Schätze dahin. Goldene und silberne Leuchter; ganze Gestalten der Heiligen von massivem Gold und Silber wurden ge-

schenkt.

schenkt. Zur Herbstzeit ziehen die Prozessionen aus dem Jülichschen, Corneli-Münsterschen, dem Reiche von Aachen, aus dem Kölnischen, Lüttichschen und andern Orten dahin. Die Wege und Felder sind mit Leuten besetzt; der Wallfahrenden Menge ist so groß, daß die Häuser in Kevelaer sie nicht beherbergen können. Die Straßen, Kirchhöfe und Felder werden mit Stroh bedeckt, auf welchem die Wallfahrenden ruhen. Eine gerade schöne Straße führt von Geldern auf den ansehnlichen Flecken Issum, welcher sehr freundlich aus Wiesen, Obstbäumen und Gärten hervorblickt. Ehemals gab es eigene Grafen von Issum, deren Schloß noch zu sehen ist. Itzt hat sich der Ort sehr empor geschwungen, es giebt nicht bloß schöne Häuser, sondern Palläste in Issum; eine katholische und eine reformirte Kirche. Alles verkündigt Wohlstand und Ueberfluß.

Der letzte Kanton im Arrondissement von Kleve ist: Wankum. Er umfaßt zehn Gemeinden, zehn tausend sechs hundert fünf und achtzig Seelen, sechzehn hundert, sechs und siebenzig Häuser und neunzehn tausend, zwei hundert neun Morgend Land. Fruchtbare Aecker, Tiefen, Anhöhen, Heiden, Brücher, Wiesen und Büsche wechseln in diesem Kanton ab. Mitten im Kanton erhebt sich sanft eine Anhöhe von Norden nach Süden, von welcher man die Fluren und Heiden, unzälige Dörfer, Städte und Schlösser in unermeßlicher Ferne übersieht. Die Ufer der Maaß dampfen im leichten Nebel herauf, der um die Kuppel der Thürme wallt. Nach Westen sieht man eine unendliche Ebene, auf welcher bald Dörfer mit ihren Ländereien, wie gemahlte Landschaften, erscheinen; bald eine große Heide, auf welcher Tannenwälder von dreißig Morgen, wie

eine

eine Gruppe dunkler Bäume stehen; bald Schlösser, deren blendendes Weiß durch Alleen hinter Seen hervorglänzt. Nach Osten dehnt sich ein weites Bruch aus, welches an den Ufern der Nierß mit Waldungen und Bosquets bald in Form eines Amphitheaters, bald kegelförmig, bald darmmäßig umkränzt ist; aus diesen Bäumen raget der Thurm eines Dorfs oder einer Stadt empor. Das ganze Bruch ist mit Pferden, Kühen und Gänsen, welche still und friedlich weiden, besäet. Der Rücken der Anhöhe trägt abwechselnd Eichen und Tannenbüsche. Das Geheul der Wölfe schallt oft aus dem Dicke des Waldes durch die Luft; der Hirt und die Schaafe, welche im Heidekraut gehen, drängen sich furchtsam beieinander. Das Getöse der Jäger und das Bellen der Hunde rollt fürchterlich herüber. Am Fuße der Anhöhe ruhen friedlich einige Dörfer. Der Hauptort Wankum ist ein kleines, aber nettes, gepflastertes Dorf mit wohlhabenden Bewohnern, mitten in einem fruchtbaren Felde. Ein schöner wohlangelegter Damm führt durch Sümpfe und Tiefen auf Venlo, Meurs und Köln. Eine Stunde von Wankum nach Norden liegt die Stadt Stralen, berühmt als Festung in den alten Zeiten und in den Neuern durch sein kostbares Bier. Viel litte die Stadt in den Burgundischen und Geldrischen Kriegen, bis sie im Jahr 1672 von den Franzosen geschleift wurde. Das Gemeindehaus steht auf dem Markte in moderner Bauart. Man braut hier Bier von allerlei Qualitäten, das Maaß von sechs, acht bis zwölf Stüber, welches wie Wein getrunken wird und mehr berauscht als der stärkste Wein. Vor der Stadt liegt ein Kloster, welches Sand heißt und in der Römer Zeit bis auf unsere Tage berühmt ist. Sicher haben die römische Legionen hier eine Station ge-

gehabt, dies beweisen die römischen Alterthümer, welche man beständig ausgräbt. Hier fiel die berühmte Schlacht vor, welche den Herzog von Kleve beinahe um Güter und Leben gebracht hätte. Ein Hinterhalt in dem Kloster Santen brach unvermuthet hervor, als er die Stadt Wachtendonk entsetzen wollte. Viele Schlösser umgeben die fruchtbare Ebene. Nahe bei Wankum grub man noch vor zehn Jahren einen Sarkophag mit Urnen, Lampen, Münzen und Ampullen aus der Erde; lange lag er an der Landstraße, bis ihn die vorüberziehenden Truppen kurz schlugen. Am linken Ufer nahe an der Nierß liegt die weltberühmte Stadt Wachtendonk. Zwischen Wankum und Wachtendonk sieht man ein großes Bruch, welches mit italienischen Pappeln auf einer Seite bepflanzt ist; im Bruche selbst weiden Tausende von schneeweißen Gänsen. In verschiedenen Armen ist die Nierß um die Stadt geleitet, an welchen ansehnliche Bleichereien angelegt sind. Ehemals war Wachtendonk eine unüberwindliche Festung; die sie umgebenden Moräste, die in unzälige Arme abgeleitete Nierß machten jede Einnehmung unmöglich, wenn sie nicht durch Akkord geschah. Die Stadt hatte sonst ihre eigenen Grafen, welche auf dem in der Stadt gelegenen festen Schlosse, Donk, residirten. Die Nierß herauf sieht man die vortreflichsten, lachendsten Dörfer Lobberich und Greefrath; sie haben schöne Häuser, gepflasterte Straßen, wohlhabende Einwohner, reiche Flachs- und Fruchtfelder. Am Fuße der Anhöhe nach der Nordseite sieht man die Dörfer Hinsbeck und Heringen. Weiter nach Westen strahlt ein schneeweißes Schloß, Kriekenbeck, aus Alleen Seen und Obstgärten hervor. Hier ist viel Torferde; Tausende von Menschen sieht man in den heißen July- und August-Tagen

damit

damit beschäftigt. Ein großer See, zwei Stunden bis drei Stunden lang und eine Stunde breit ist durch das Torfgraben entstanden. Der See ist itzt fischreich, treibt Mühlen, und weiße Schwanen rudern darauf.

Kapitel VII.

Das Rhein- und Mosel-Departement.

Die lachenden Fluren des Ruhrdepartements verlieren sich nach Süden in den Gebürgen des Rhein- und Mosel-Departements. Die Straße von Köln nach Bonn, wo das Rhein- und Mosel-Departement anfängt, war mit einer Lindenallee besetzt, die nur durch einige Dörfer unterbrochen war. Diese Allee ist durch die kriegerischen Züge und Auftritte fast gänzlich verwüstet. Aber ihr Reitz ist nicht durchaus verschwunden. Kühlende Schatten und stärkende Wohlgerüche empfangen hier den Reisenden. Wiesen und Felder und Weinberge schimmern von den Seiten hindurch und in perspektivischer Ferne lacht ein Dorf entgegen. Durch Gärten, Weinberge, Alleen, Städte, Dörfer und Palläste geht der Weg von dem romantischen Städtchen Brühl bis auf die große Landstraße, an den Ufern des Rheins, immerfort bergauf. Der Weg ist vortreflich und die Aussicht äußerst belohnend. Das Vorgebürge, welches bei Bonn den Rhein verläßt und sich landeinwärts bis Brühl hinziehet, bildet zur Rechten nach Westen ein amphitheatralisches Gebürge, dessen Wölbungen bis an den Scheitel mit Weinstöcken bepflanzt sind, aus welchen bald die Ruinen eines alten Bergschlosses, bald das blendende Weiße eines bewohnten Landgutes, bald ein Dorf sich malerisch erhebet. Berühmt

rühmt ist der kostbare, angenehme, gesunde rothe Wein, der auf den Höhen wächst und unter dem Namen Bleichart gesucht wird. In den mannigfaltigsten Schattirungen dehnt sich die weite Flur von dem Gebürge bis an den Rhein aus. Blickt man zurück, so zeigt sich die schöne bebaute Gegend in unermeßlicher Ferne. Zur Linken nach Osten genießt man den prächtigen Anblick des Rheins. Wollüstig gleitet der Blick über die Fluten hinüber auf das jenseitige Ufer, von welchem freundliche Dörfer, Städte und Gegenden den Reisenden grüßen. Aus den Fluthen des Rheins steigt vor dem entzückten Blicke der Ort Zünndorf hervor. Schief gegenüber auf dem linken Rheinufer baden seine Wellen den muntern Ort Weßling. Hier macht der Rhein eine starke Krümmung. Von Bingen bis hier, längs dem ganzen Ufer des Rhein- und Mosel-Departements, wogt der Strom in unmerklichen Krümmungen herab, und macht die geradeste Linie, die man nirgends so findet. Vorwärts sieht man die lange Bergstraße hinauf; ein leichter Nebel hebt sich wie ein durchsichtiger Schleier, ein altes Bergschloß tritt hervor, das seit langer Zeit schon eine Ruine ist; dort zeigt sich ein Felsen, dessen Rücken mit Häusern prangt; zu seinen Füßen liegt ein kleines Dorf, munter und froh, wie die Wiese im Thal, und heiter, wie der Himmel, der es deckt. Dort ruht ein Städtchen in der Bergkluft und über ihm liegen auf hohen Bergen die Ruinen zerstörter Festen. Prachtvoll erhebt sich die muntere Stadt Bonn mit ihren Pallästen, Tempeln und Thürmen. Unbeschreiblich angenehm und fruchtbar ist die Gegend, auf welcher die Stadt ruht. Hat man die Anhöhe auf das Vorgebürge am Rheine erreicht, so eröfnet sich die zauberischste Aussicht auf Bonn, den

Rhein,

Rhein, die Siebenberge und die Sieg. Man dünkt sich auf einmal in die Gärten Edens versetzt, und glaubt, der Eintritt in das Rhein- und Moseldepartement sey der Eintritt in die Elyseischen Felder. Majestätisch zieht sich der Rhein zwischen den Siebenbergen und dem Vorgebürge hin, väterlich nimmt er die Sieg in seinen Schooß auf; Inseln schwimmen auf seinen Wogen, wie hüpfende Gärten. Große Basaltsäulen heben sich pyramidenförmig aus seinen Fluten hervor. Am jenseitigen Ufer sieht man deutlich die Siebenberge mit ihren Ruinen; man sieht den viereckigten Thurm auf dem Drachenfels; die Kapelle auf dem Stromberg oder Petersberg; den hohen Thurm auf dem Godesberg; man sieht die Berge und Thäler, die Wiesen und Aecker, die Alleen und Obstwälder, die Dörfer und Städte, die fürstlichen Lustschlösser und Anlagen, welche diese Gegend so sehr auszeichnen.

Das Departement hat, wie der Augenschein lehret, seinen Namen von den zwei Hauptflüssen, an welchen es liegt. In einer geraden Linie von fünfzehn geographischen Meilen bespült der Rhein das östliche Ufer. Nachdem er bei Mainz das große Amphitheater gebildet hat, fließet er längs dem Departemente, ohne merkliche Krümmungen zu machen, in einer geraden Linie fort bis an das Ruhrdepartement. Die Mosel durchströmt das Rhein- und Moseldepartement von Westen nach Osten in einer Länge von zehn geographischen Meilen. Sie entspringt auf dem vogesischen Gebirge an den Grenze vom Elsaß, strömt von Süden nach Norden durch das Lothringsche und Luxemburgische, schwenkt sich plötzlich bei Trier von Westen nach Osten, drängt sich am Fuße des Hunsrückens von Trarbach bis Zelle in

einer

einer äußerst mühsamen Krümmung hindurch und rauscht eilend dem Rheine mitten durch das Departement zu, welches dadurch in zwei gleiche Theile zerlegt wird. Die köstlichsten, gesundesten Weine wachsen auf den sonnenreichen Hügeln, welche dieser wohlthätige Fluß tränkt. Weinberge hangen an beiden Ufern, wie goldene Teppiche.

Die Form des Departements ist die schönste und regelmäßigste von allen. Es bildet einen vollkommenen halben Mond. Die beiden Hörner oder Spitzen sind bei Bonn und Bingen. Von beiden Hörnern zieht es sich in einem regelmäßigen Halbzirkel hinter dem Hunsrücken und Trarbach hin. Die Grenzen sind gegen Norden das Ruhrdepartement, eine Linie, welche gerade der Mündung der Sieg gegenüber unter Ründorp anfängt und über Hessenich und Bodenum und die Erft fortläuft; gegen Westen das Saardepartement, eine Linie, welche unter Hessenich an der Erft anfängt, auf der rechten Seite dieses Flusses gegen seiner Quelle bis Schonau hinaufsteigt, und sich von hier gerade fort bis nach Ahrdorf auf dem linken Ufer der Ahr zwischen Martoel, Bruling, Lintweiler und Hamel ausdehnt, von hier geht die Linie bis an die Quelle der Ahr gegen Kerpen über, läuft in gerader Richtung bis an die Quelle der Isbach, gegen Uß über, am linken Ufer des Flußes zwischen Noen und Rodt; von Uß läuft die Linie dem Ißbach am linken Ufer nach bis zu seinem Einfluß in die Mosel, von da macht die Mosel die Linie bis Trarbach, von Trarbach geht die Linie der kleinen Bach bei Trarbach nach und dehnt sich zwischen Nieder- und Ober-Cleinich, zwischen Val und Gromenau, zwischen Leppersweiler und Kissert bis an die

Kirn

Kirn aus, von da macht die Kirn die Grenze bis zu ihrem Einfluß in die Nahe; gegen Süden sind die Grenzen die Nahe von der Kirn an bis zu ihrem Einfluß in den Rhein bis Bingen; nach Osten der Rhein, von der Mündung der Nahe bei Bingen bis an die Sieg. Es umfaßt das ehemalige Oberstift Köln am linken Rheinufer; das Niederstift Trier an der Mosel; die diesseitige niedere Grafschaft Katzenellenbogen, welche ehemals den Landgrafen von Hessen Rheinfels oder Rothenburg unter Hessenkasselscher Landeshoheit gehörte; einen Theil des so genannten Westrich, das pfälzische Oberamt Bacharach bis an die Mainzischen Landen, die Grafschaft Sponheim, das Fürstenthum Simmern im so genannten Nahegau oder Nohegau, das Badensche Oberamt Kirchberg im Nahegau; die der fürstlich-Salmischen Linie ehemals gehörige Rhau- und Wildgrafschaft Kyrburg an der Nahe; die Wildgrafschaften zum Stein oder Rheingrafenstein, Wildenburg, Dhaun, Rhaunen und Hausen auf dem Hunsrücken; die dem gräflichen Hause Sayn und Widgenstein sonst angehörige Herrschaften Vallendar, Neumagen und andere kleine Herrschaften und Grafschaften.

Der größte Theil des Departements ist bergicht; aber auch lachende Gefilde, fruchtbare Flächen, unabsehliche Ebenen giebt es, besonders am Rheine und diese verbreiten um so mehr Reiz und fallen um so mehr auf, je seltener sie sind. Sänger der Götter Griechenlands, großer Schiller, komme in dieses Departement, hier kannst du alle Götter Griechenlands ihre Rollen spielen lassen! Einen Berg kannst du, wie ehemals die Griechen in Thessalien den Olympus zum Wohnsitz der Götter, den anderen, wie die Griechen den Ossa

und Nephele zum Aufenthalt der Centauren, den dritten, wie den Parnaß in Phocias dem Apollo, den vierten, wie den Helikon und Citháron den Musen widmen. Willst du den kalten Höllenfluß Styx suchen, hier giebts der Quellen und kalten Bäche in Menge. Grotten und Labyrinthen, gleich dem Labyrinth und Minotaur auf Kreta; Steinkohlengruben, gleich den Werkstätten des Vulkans und der Cyclopen; Neptun und Amphitrite, Nymphen und Najaden, Faunen und Satyrs, Wölfe, gleich den Centauren des Hercules, werden deiner Einbildungskraft den gehörigen Schwung geben. Die Thäler an der Mosel und Ahr mögen dir Thessaliens Tempe und die Hirten auf den Wiesen die arkadischen Schäfer und Schäferinnen seyn; Den Garten der Ceres, die Obstbäume der Pomona, den Thron des Bacchus wirst du nirgends schöner finden! Siehe, dort an den Ufern der Mosel erhebt sich der köstliche Sorgenbrecher, der Thron des Bacchus! Siehe, welche Glorie seinen gekränzten Scheitel umgiebt, wenn die Sonne den Nebel röthet! Von allen Seiten strömen Bäche des köstlichsten Weines herab. Ein anderer Thron des Bacchus erhebt sich an den Ufern des Aarflusses; der beste Bleichart, unter dem Namen Ahrbleichart, wächst in dieser göttlichen Gegend. An dem ganzen Rheinstrom des Departements ist Weinwachs, welcher unter die besten Rheinweine gehöret. In den wiesenreichen Thälern ist die Viehzucht vortreflich. Wohlschmeckende Hämmel, gute Wolle, viele Schweine, Wildprett und Fische aller Art, gutes Getraide, Obst und Gartengewächse, Flachs, Holz, Kupfer, Blei, Steinkohlen, Galmei, Eisen, Zinn, Silber, Gold, Agathe und mineralische Quellen giebt es in diesem Departemente, sie machen mit dem

Wein-

Weinwachs den Reichthum des Landes aus. Die Berge und Hügel sind auf die mannigfaltigste Art und sehr schön geformt. Einige sind nur so hoch, daß sie zum Schutz und zur Zierde einer Gegend gesetzt zu seyn scheinen; beschränken die Aussicht nicht zu sehr, erheben sich sanft und unvermerkt und bilden ein nach den meisten Seiten hin sehr offenes Terrain, ihre Abhänge sind angebaut und zu Gemüsegärten, Weinbergen, Wiesen und Aeckern benutzt. Andere thürmen sich hoch in die Wolken hinauf. Von der Höhe hat man die angenehmste Aussicht einige Meilen weit in die ganze umliegende, malerisch schöne, mit Landhäusern, Dörfern und Städten besäete Gegend. Noch andere erheben sich allmälig mehr und mehr, bilden rauhere, kältere, weniger fruchtbare mitunter sehr waldigte Gegenden und gehen in weitschichtige Gebürgsketten über.

Der Boden ist in einigen Gegenden der fruchtbarste und getraidereichste; in andern kieselsteinigt und kalkicht an andern Stellen leimicht, grieſicht und sandigt. Hin und wieder ist der Sand sehr fein und gleicht dem Meersand. Gipsartige Erden giebt es viele, man benutzt sie vortrefflich zur Düngung des Ackers. Auf einigen Plätzen ist das Erdreich wogicht, wie vom unterirrdischen Feuer ungleich gehoben; nicht undeutliche Spuren ehemaliger vulkanischer Ausbrüche, oder wenigstens pseudovulkanische Produkte bemerkt man hin und wieder. Auf einem Berge bei Oberwinter sind Spuren eines Craters. Schwefelkiese finden sich hie und da häufig. Steinkohlen werden ebenfalls gegraben. Das Clima des Departements ist gemäßigt und gesund. In den Thälern ist es mehr feucht als trocken, wie denn überhaupt das Clima der Thäler feucht ist. Auf

den Bergen ist die Luft stärkend. Ueberaus viele Menschen erreichen hier ein hohes Alter. Schwindsüchtigen ist die Luft besonders heilsam, und in Vergleichung mit andern Gegenden finden sich hier nur wenig Schwindsüchtige. Man findet hier nicht, wie sonst auf Bergen eine kältere Witterung; in den Ardennen giebt es Gegenden, wo der Winter schon den Thron der Natur bestiegen hat, wenn auf der Ebene ein sanfter Frühling oder Herbst herrscht. So nicht hier, die Luft und die Witterung ist nicht rauher, wie gewöhnlich. Vielleicht ist der Grund davon, weil es auf den Bergen nicht die ungeheuren Wälder giebt, wie in den Ardennen.

Das berühmteste Gebürge in diesem Departement ist der Hunsrücken. Er zieht sich von der Mosel zwischen Trarbach und Zelle nach Osten, und nimmt die ganze Gegend bis an die Nahe bei Kreuznach ein. Er hat seinen Namen von den Hunnen, so viel als Hunnenrücken. Diese Hunnen zogen unter ihrem König Attila über diese Höhen und erlitten hier eine schreckliche Niederlage, die Todten lagen haufenweise und als wenn dasjenige Gebürge ein Grab der Hunnen wäre oder doch von den Gräbern der Hunnen angehöhet sey, erhielt es den Namen Hunnenrücken oder Hunsrücken, so sagen die Mönche. Nicht blos die Abhänge des Gebürges, sondern auch die Gipfel und Rücken desselben mit allen Wölbungen sind bebaut. Ganze Dörfer Schlösser, Städte stehen auf dem Gipfel, oder hangen an den Wölbungen oder liegen am Fuße des Gebürges. Hie und da giebt es unabsehliche Heiden auf den Höhen. Die erhabenste Höhe des Hunsrückens ist wohl bei Kirchberg, einige Stunden von Trarbach. Die große Landstraße von Coblenz nach Mainz führet hier

her-

herüber; die Passage und der Verkehr ist sehr groß. Die Aussicht ist hier die reichste und belohnendste. Man übersieht Meilen weit die prächtigsten Gegenden; die goldenen Fluren und Weinberge der Pfalz und des Mainzischen, die Berge, Palläste, Dörfer, Städte und Thürme, deren Zahl nicht zu berechnen ist; den ganzen Lauf des Rheins aus der Pfalz nach Mainz, seine fernere Bahn durch das Rheingau; die Krümmungen der Mosel, der Nahe, der Kirn, des Glanflusses; die reizende Bergstraße, den Lauf des Neckars und des Mainflusses. Ueber vier tausend Fuß ist diese Höhe über der Meeresfläche erhaben. Freunde der Natur besuchen sie in den langen Sommertagen der unermeßlichen Aussicht wegen. Von allen Seiten sind Wege und Straßen auf diesen Punkt gerichtet, von Bacharach, St. Goar, Bingen, aus dem Trierschen, Luxemburgischen u. s. w. Auf dieser ganzen Gebirgskette findet man überall Spuren des ehemaligen Aufenthalts der Römer. Man sieht noch ganze Strecken gepflasterter Heerstraßen. Wie in den alten Zeiten der Krieg hier wüthete, wo die tapfere Allemannen den Römern widerstanden, die, wie ihre neuern Nachahmer, die Franken, die halbe Welt eroberten, so war auch itzt der Fuß dieser holden Gebürgskette und die lachende Ebene auf seinem Rücken der Schauplatz des Krieges. Der Donner des Geschützes hallte dumpf aus den Thälern wieder, und von den Höhen pflanzte er sich Meilen weit über die bebende Menschheit fort. Der Abhang des Gebürges ist südlich und westlich und östlich überall vortreflich bebaut, mit freundlichen Dörfern und Städten besetzt. Die ganze Grafschaft Sponheim, fast das ganze Fürstenthum Simmern ruht auf dem Rücken oder an den Abhängen oder am Fuße des Gebürges; zahllose Herr-

schaf-

schaften und Graffschaften haben hier ihr ansehnliches Gebiet. Die Bewohner des Gebürges sind die freundlichsten, gastfreiesten und angenehmsten Menschen. Eine Freistätte muß dieses Gebürge ehemals für die verjagten französischen und holländischen Protestanten gewesen seyn, hier wohnen fast lauter Protestanten, welche nützliche Industrie treiben. Wie mag es doch kommen, daß ehemals die französischen Religions-Emigranten aus ihrem Vaterland nützliche Industrie nach Teutschland brachten, und daß in unsern Zeiten die französische Emigranten sich so auffallend davon unterscheiden?

Um eine genaue Kenntniß von dem Zustande und der Verfassung dieses Departements, wie überhaupt der vier neuen Departemente des linken Rheinufers zu erlangen, muß man sich mit den Verordnungen bekannt machen, die, seit der Eintheilung derselben in Departemente, von dem Direktorium, den Regierungs-Commissairs, den Centralverwaltungen und hernach vom Consulat, dem Generalregierungscommissair und Präfekten erlassen wurden. Alle diese Beschlüsse sind in dem Bülletin, welches bei Craß in Mainz herauskommt und von jedem Maier gehalten werden muß, enthalten. Allein bis auf diesen Tag herrscht noch eine Verwirrung, von welcher man sich kaum eine Vorstellung machen kann. Selbst den Verwaltern ist es fast unmöglich, sich aus diesem Chaos heraus zu finden. Der Grund dieser Verwirrung liegt wohl darin, daß jede Gemeinde ihre Einwohner-Gebäude- und Grundstückezahl zu gering angab, um dadurch einen Theil der Steuren abzuwälzen und ihren Kantonsnachbaren aufzubürden. Selbst die Eintheilung der Kantone ist sehr schwan-

schwankend, und wird noch täglich verändert. Izt fordert die französische Regierung die Gelehrten auf, durch geographisch-statistische Nachrichten über jedes Departement Beiträge zu einer vollständigen Geographie vom fränkischen Rheinufer zu liefern. Schon giebt es Nachrichten, die dem Statistiker willkommen seyn müßen, wenn gleich noch viele Unrichtigkeiten mit unterlaufen müßen. Von Jahr zu Jahr werden diese Nachrichten mehr Genauigkeit und Vollständigkeit erhalten. Meine gesammelten Nachrichten theile ich über das Rhein- und Moseldepartement mit.

Das Rhein- und Moseldepartement ist in drei Arrondissements, und dreißig Kantone eingetheilt. Die Arrondissements sind: Coblenz, Bonn und Simmern. Die dreißig Kantone heißen: Koblenz, Rubenach, Polch, Boppart, Treiß und Zell, Münster-Mainfeld, Andernach, Mayen, Rheinbach, Remagen, Bonn, Aarweiler, Aldenau, Virneburg, Ulmen, Kaysersesch, Wehr, Kochheim, Lutzerath, Kastelaun, St. Goar, Bacharach, Simmern, Kirchberg, Trarbach, Kirn, Stromberg, Kreutznach, Sobernheim. Das Departement enthält sechs hundert Gemeinden, zwei hundert zwei und sechzig Höfe und Mühlen, zweimal hundert und drei tausend zwei hundert neunzig Seelen, vierzig tausend vier und achtzig hundert Gebäude, fünf hundert zwei und zwanzig tausend drei hundert zehn Morgen Ackerland, drei und siebenzig tausend zwei hundert ein und vierzig Morgen Wiesen, sechzehn tausend fünf hundert Morgen Weinberge, drei hundert drei und neunzig tausend vier hundert siebenzig Morgen Wal-

dun-

dungen. Außerdem giebt es über drei tausend Morgen Nationalwaldungen, über siebenzehn tausend Morgen Domainen-Weinberge und Aecker und Wiesen, über einige tausend Morgen Heide. Die Grundsteuer, Personal- und Mobilarsteuer, beträgt über zwei Millionen, fünf hundert sechs und vierzig tausend, acht hundert fünfzig Franken. Der Ertrag der Pachtungen und Miethzinse der Nationalgüter des Departements beträgt eine Million und etwas über zwei tausend Franken. Rechnet man hiezu den Betrag der Regierungs-Stempel- und Tabaksgebühr, so betrug die ganze Einnahme der Nationalregie der Domainen und Registrirung bei zwei Millionen Franken.

Kapitel VIII.

Das Arrondissement von Koblenz.

In der Mitte des Departements erstreckt sich der Koblenzer Bezirk von dem Ufer des Rheins an beiden Ufern der Mosel immer bergauf. Flächen und Höhen, Berge und Thäler, Wiesen und Aecker, Alleen und Weingärten wechseln malerisch miteinander ab. Die Mosel bildet ein freundliches Wiesenthal, das sich in malerischen Krümmungen durch die Berge hinzieht; man wird oft von dem Anblick einer Landschaft überrascht, die dem Auge ganz neu ist, da ein Berg ihr Daseyn verbarg. Das Ufer ist von einem schönen Wiesenteppich eingefaßt. Ein Landschaftsmaler würde hier eine belohnende Arbeit finden. Da, wo das Ufer der Mittagssonne ausgesetzt ist, ist alles mit Weinstöcken bepflanzt. Schnell rauscht der Fluß über Sand und Felsen dahin. Ueber fürchterliche Berge und durch

tie-

tiefe Thäler führt der Weg in das Innere des Departements. Personen, welche zum Schwindel geneigt sind, können oft nicht ohne Grauen in den tiefen Abgrund hinabblicken. Die Chaussee führt oft so steil hinab, daß nichts den rollenden Wagen aufhalten könnte, wenn eine Hemmkette oder ein Aufhalter unglücklicher Weise reißen sollte. Man würde ohne Rettung in die schreckliche Tiefe hinabstürzen. Der Abhang der Gebürge ist überall vortreflich bebaut, mit Städten und Dörfern freundlich besetzt. Malerisch blicken sie aus einem Thale oder zwischen Obstbaumpflanzen, oder von dem Gipfel eines Berges hervor. Viehweiden, fruchtbare Aecker begegnen oft dem Blicke und thun, nach den abwechselnden Gebürgen, eine große Würkung. Der Weinwachs an der Mosel ist indessen das vornehmste und beträchtlichste des Bezirks. Am Rheine ist die Gegend die zauberischste und ziemlich flach. Die angenehmste Aussicht öfnet sich auf den Rhein, auf die Lahn und Mosel, auf Koblenz, auf die Fluren diesseits und jenseits des Rheins. Das Erhabenste, was dem Auge begegnet, ist der Felsen, auf welchem die furchtbare Feste Ehrenbreitstein ruhte. Der Bezirk von Koblenz umfaßt zwölf Kantone, zwei hundert sechs Gemeinden, hundert sechs und dreißig Höfe, sieben tausend zwei hundert drei Seelen, acht tausend fünf hundert achtzehn Gebäude, hundert neun und vierzig tausend sechs hundert achtzig Morgen Ackerland, ein und zwanzig tausend, sieben hundert acht und zwanzig Morgen Wiesen, ein tausend neun hundert neun und achtzig Weinberge, hundert ein und dreißig tausend, vier hundert sieben und sechzig Morgen Waldungen. Er bezahlt an Steuern fünf hundert sieben und fünfzig tausend, hundert sechzig Franken. Eine Menge

Do=

Domainen, National-Waldungen und Weinberge und Aecker und Wiesen liegen zerstreut in dem Bezirk.

Frei und offen ruht der Kanton Koblenz auf den gesegneten Fluren an den Ufern des Rheins und der Mosel. Fürstliche Anlagen, Palläste, Alleen; geschmackvolle Dörfer; freundliche Thäler, lachende Gefilde, köstliche Weinberge zeichnen ihn aus. Hier auf der Landspitze, die der Rhein und die Mosel bilden, sieht man den Hauptort des Kantons und den Sitz des Präfekts, Koblenz. Unvergleichlich ist die Lage des Orts, die Aussicht und die ganze Gegend. Traurend sieht man jetzt herab in dies zerstörte Paradies. Der Rhein und die Mosel eilen vorüber durch verödete Fluren. Hier war sonst Pomonens Garten und Bacchus Altar mit Reben bekränzt. Eine schöne Straße führte die reichen Hügel hinauf durch ununterbrochene Weingärten, die mit Obstbäumen eingefaßt waren. Wiesen, Felder und Obstgärten wechselten mit einander. Aus dem Grünen der Bäume schimmerte ein Dorf, der Wohnort glücklicher Menschen hervor; aus den schattigten Alleen prangt ein fürstliches Lustschloß oder der Aufenthalt reicher Koblenzer. Schlanke Pappeln spiegelten sich in den hellen Fluten des Rheins und der Mosel. Inseln, mit Lusthäusern und Gartenanlagen schwammen auf dem Rücken der Flüsse. Stolz zeigte sich Koblenz mit seinen Thürmen, Tempeln, Pallästen in einem blühenden Garten. Wie ein Koloß stieg jenseits des Rheins der Felsen Ehrenbreitstein aus den Fluten des Stromes bis in die Wolken empor. Freundlich und im Frieden ruhte am Fuße der grauen Felsenmasse das Thal oder das Städtchen im Thal am väterlichen Fuße. Ein geschmackvolles fürstliches Schloß

mit

mit zwei Flügeln glänzte hinüber. Den Rhein hinauf sieht man die Lahn sich mit dem Rhein vermählen; den Rhein hinab sieht man die Ebenen von Neuwied und Weißenthurm. Aber wie ist das alles verändert! die Dörfer sind verbrannt, die Lusthäuser zerstört, die Obstbäume umgehauen, die kostbaren Reben ausgerissen, an ihrer Stelle wurden Kanonen und Haubitzen gepflanzt, die heiße Sonne brannte auf die schattenlose Ebene und den festgetretenen Boden. Ehrenbreitstein liegt geschleift und verwüstet. Das Thal ist ein Schutthaufen. Man sieht zerschossene und zerstörte Gartenhäuser, verbrannte Bauernwohnungen, zerstümmelte Bäume. Die Dörfer, die in der Schußweite der Festung liegen, sind Ruinen. Hie und da haben sich die Bauern auf den Trümmern wieder kleine Hütten gebaut. Die von der Festung entfernten Ortschaften haben durch Truppenzüge, Einquartierungen, Plünderungen und Requisitionen Haab unb Gut, Heiterkeit und Frohsinn verloren. Die Armuth ist außerordentlich, der Engel des Todes schwebt mit schwarzem Fittig über diesen Gegenden, die sonst ein Garten Edens waren. Wohl euch, ihr goldenen Gegenden, wohl euch, daß die Palme des Friedens euch erquickt! die verbrannten Dörfer werden wieder aufgebaut, die Palläste aus ihrem Schutte hervorgezogen, Gärten und Alleen, Pappeln und Obstbäume wieder gepflanzt und kostbare Reben gesetzt werden. Bald, bald wird die vom Kriege geschlagene Wunde wieder geheilet seyn. Den Kranz der Grazien wird kein Sturm mehr fortreißen, der Tanzplatz nicht mehr rauchen vom Mord. Noch steht Koblenz auf der schönen Landspitze zwischen dem Rhein und der Mosel, blickt malerisch hinab in die Fluten und spiegelt sich darinn mit seinen Thürmen, Pallästen und lieblichem

Anblick. Von welcher Seite man die Stadt betrachtet, von der Wasser- und Landseite erscheint sie vortreflich. Eine schöne, alte und feste steinerne Brücke von vierzehn Bogen führet über die Mosel. Oberhalb der Stadt liegt die schöne Residenz und neue Clemensstadt. Der alte Bischofshof an der Mosel vor der Brücke hat eine gesunde Lage und eine zauberische Aussicht. Das neue kurfürstliche Schloß glänzt auf einem erhabenen Platze nahe an der Stadt, hundert fünfzehn Schritte vom Rheine, über welchem es auf dem dritten Stockwerke die lachendste Aussicht genießt. Auf einem hohen Wasserthurm wird das Wasser gesammelt, und durch eine künstliche Wasserleitung dem Schlosse zugeführt. Eine Viertelstunde von der Stadt auf einem hohen Berg ruht die Karthause und schwelgt in den üppigsten Aussichten. Zehn tausend Einwohner leben in den zwölf hundert meistentheils geschmackvoll gebauten Häusern. Die Hauptkirche zu unserer lieben Frauen die zwei Kollegiatkirchen, die sechs Klöster, die Palläste der Grafen von der Leyen, von Bassenheim und von Metternich geben der Stadt ein prächtiges Ansehen. Oberhalb der Stadt schwimmt eine Insel im Rheine, welche das adeliche Benediktiner Nonnenkloner Oberwärd auf seinem Rücken trägt. Zur Rechten den Rhein herauf am jenseitigen Ufer sieht man die Lahn sich in den Rhein ergießen, bemerkt einige ihrer Krümmungen durch das Thal, welches sie bildet, man sieht in den mit Wiesenteppichen behangenen Bergen die Weinberge und das reizende Thal dämmern, wo das gesunde Bad Ems liegt. In weiter Ferne bezeichnet man sich die Gegend, wo das wegen seines Gesundheitsbrunnen berühmte Selters liegt. Gerade gegen Koblenz über erheben sich die fürchterlichsten Berge; gigantisch ragt die

alte

alte graue Felsenmasse Ehrenbreitstein hervor, welche über die ganze Gegend hervorragt. Zur Seite der Festung erhebt sich ein hoher Bergrücken. Die Aussicht auf dieser Höhe läßt sich nicht beschreiben. Eine Kirche ragt auf dem Felsen hervor. Ein Brunnen von zwei hundert zwanzig Fuß ist durch die Felsen herabgehauen und giebt krystallenes Wasser. Fürchterlich ist die Tiefe in das Rheinthal hinab; Das sonst wohlgebaute Städtchen Thal Ehrenbreitstein schimmert aus der Tiefe hervor und spiegelt sich im Rheine. Zur Linken den Rhein herunter ruhen in üppiger Lage die fruchtbarsten Ebenen, auf welchen Neuwied und Weißenthurm prangen. Denkmäler des Alterthums findet man in dieser ganzen Gegend, Spuren des Aufenthalts der Römer und der ersten fränkischen Könige. Die Römer hatten hier ihr Schloß und die fränkischen Könige ihre Residenz. Der ehemalige fränkische Königshof, welcher in der deutschen Sprache Cophelenci und Cobolence genennt wurde, ist dem Erzstift 1018 von Kaiser Heinrich II. geschenkt.

Zur Linken von Koblenz, den Rhein herab, verbreitet sich der Kanton Andernach vom Ufer des Rheins über bergichte Gegenden. Die Broeler Bach durchströmet ihn. Freundliche Wiesen lachen am Ufer des Rheins und in dem Thale des Bachs. Die Berge sind mit Weinstöcken umkränzt. Ein vulkanischer Stein wird in den Bergen gebrochen, zu Mühlsteinen verarbeitet und auf der Broeler Bach in Schiffe den Rhein herab geführt. Traß- oder Duchsteine giebt es im Kanton. Die meisten alten Kirchen, Häuser und Mauern zu Köln, Bonn und andern Gegenden sind von diesen Traßsteinen erbaut. Nahe bei Tönnesstein oder St. Antonii Kloster quillet der berühmte Sauerbrunnen Tillerborn,

dessen Wasser unter dem Namen Tönsteiner Wasser bekannt ist. Eine halbe Stunde davon steht das Schloß Schweppenburg, bei welchem der Heilbrunnen quillt. Fürstliche Anlagen ziehen die Fremde an sich, für Vergnügungen und Bequemlichkeit aller Art ist hier gesorgt. Tempeln, Palläste, Alleen und Gärten laden zum Genusse ein. Eine Stunde von Andernach, den Rhein hinauf, glänzt im blendenden Weiß ein Thurm der ehemals die Grenzlinie zwischen den Erzbisthümern Trier und Köln machte. Ein schwarzer poröser, aber doch harter Stein, vulkanischen Ursprungs wird in dieser Gegend gebrochen und zum Bauen gebraucht. Der Hauptort Andernach steht munter am Rheine in einer bergichten Gegend. Rings um die Stadt giebt es fruchtbare Aecker und Gärten. Ein kleiner Busen des Rheins bildet hier einen sichern Ruhepunkt für Schiffe und Holzflösse. Lebhaft ist das Ufer, eine Menge Schiffe lieget hier beständig, fahren ab und kommen an. Jenseits des Rheins sieht man die schönen Ebenen, die heitere Stadt Neuwied, die Mündung des Wiedflusses und die köstlichsten fürstlichen Anlagen. Die Stadt hat einige schöne Häuser, ein Mönchskloster und zwei Nonnenklöster. In der Geschichte ist sie berühmt, sie hat ihren Namen von dem Castello antonacensi, war ehemals ein Königshof der fränkischen Könige. Im Jahr 1496 empörten sich die Bürger gegen den Erzbischof Hermann; in den Gebhardschen Unruhen litte die Stadt viel durch Belagerungen. Eben dieses Schicksal erfuhr sie im dreißigjährigen Kriege 1632 und im französischen Kriege 1688.

An den Ufern der Nette liegt der Kanton Mayen. Bergicht ist die Gegend, aber die Nette bildet angeneh-

nehme Thäler und Wiesen. Die Nette entspringt in den Bergen der Eifel, durchfließt in malerischen Krümmungen den Kanton und vermischt sich bei Andernach mit dem Rheine. Mayen war sonst ein Triersches Amt, zu welchem 61 Oerter gehörten. Ein Theil dieser Oerter liegt in der Eifel, der größeste aber in dem Strich Landes, welcher Groß- und Klein-Pallenz (Pallentia) genennt wird. Sonst gehörte dieses Land den Pfalzgrafen, welche es um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts der Kirche zu Trier schenkten und hernach wieder als ein Lehn empfiengen. An der nördlichen Grenze liegt die Benediktiner Abtei zum Laach oder zum Loch, Abbatia lacensis, an einem großen See, den man 1323 Morgen schätzt. Von diesem See hat die Abtei den Namen Laach oder Loch. Der Hauptort Mayen ist eine kleine Stadt an der Nette mit einem Schloß und einer Kollegiatkirche, von Wiesen und Weinbergen umgeben. An den Quellen der Nette ist die Grafschaft Virnenburg in der Eiffel. Die Erbtochter des Grafen Wilhelm zu Virnenburg brachte diese Grafschaft ihrem Gemahl Canon zu Manderscheid. Ein Schloß, ein Flecken und sechs Dörfer machen das Gebiet der Grafschaft aus, die sich über Berge und Thäler in reizenden Landschaften erstreckt.

Zur Rechten von Koblenz den Rhein herauf erhebt sich an den Ufern des Rheins, auf hohen Bergen, Felsen und Klippen der Kanton Boppart. Boppart war sonst ein Triersches Amt von 93 Oertern. Der Hauptort Boppart liegt romantisch am Rhein. Er war sonst eine Königsstadt, die Ruinen des Schlosses hangen noch sichtbar über dem Rheine. Der ehemalige hiesige Rheinzoll oder so genannte Bopparter Wartspfen-

nig

nig wurde von Chur Trier und von Hessen gezogen. Nicht weit von Boppart sieht man die berühmte Stadt Rense oder Renise, oder im gemeinen Leben Rees, auf den Ufern des Rheins. Lange war die Stadt dem Grafen von Katzenellenbogen verpfändet, und zuletzt von Churfürst Clemens August wieder eingelößt. Vier hundert Schritte unterhalb der Stadt, und fünfzig Schritte vom Rhein ist ein merkwürdiges Alterthum. Auf neun steinernen Säulen ruht ein achteckigtes Gewölbe, acht Ellen hoch, vierzig Ellen im Umkreise und zwölf Ellen im Durchmesser. Geräumige Plätze und Bänke umgeben das Alterthum. Eine steinerne Treppe von vierzehn Stufen führet hinauf. Hohe alte Nußbäume umschatten den heiligen Ort. Dieses merkwürdige Alterthum ist der Königsstuhl, oder königliche Thron, auf welchem die Churfürsten ehemals vorläufige Berathschlagungen wegen der Königs- und Kaiserwahl anstellten und wegen des freien Wahltages zu Frankfurt Abrede mit einander nahmen. Wenn gewisse vorkommende Hindernisse die Wahl zu Frankfurt nicht erlaubten: so geschah sie an diesem heiligen Orte. Auf alle Fälle geschah hier die feierliche Bekanntmachung des Neuerwählten. Hier wurde 1508 Kaiser Heinrich VII. erwählt, 1333 wurde hier der erste Churfürsten Verein gestiftet. Auf diesem Königsstuhl wurde jährlich am Pfingstmontage der Vergleich zwischen Coblenz und Rens erneuert. Ein Deputirter des Koblenzer Raths kam hiehin, die Renser empfiengen ihn mit einer Flasche Wein; der Deputirte hielt stehend eine Rede, welche die Renser beantworteten.

Hier in der traubenreichen Gegend an beiden Ufern der Mosel liegen die Kantone Münstermayenfeld,

Lütze-

Lützerath, Kochem, Zell, Treiß, Polch. Die kostbarsten Moselweine wachsen hier auf goldenen Hügeln; lachende Wiesenteppiche verbreiten sich über den Thälern und an den Seitenweiden der Berge; Kupfer und Gold wird in den Kantonen gefunden. Dort zwischen der Mosel und dem Hunsrücken sind die beiden ehemaligen Herrschaften Winnenburg und Beilstein. Sie gehörten ehemals der bekannten Familie von Winneburg und Beilstein. Im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts starb die Familie aus, und die Herrschaften fielen dem Erzstift Trier als ein eröfnetes Lehn wieder heim; allein Churfürst Lotharius aus dem Hause von Metternich, belehnte mit denselben einen Herrn von Metternich. Das jezige gräfliche Haus Metternich hat wegen dieser Herrschaften auf den westphälischen Kreistagen und in dem westphälischen Reichsgrafen-Kollegium Sitz und Stimme. Die Hauptörter Winneburg und Beilstein haben angenehme Lagen und herrschaftliche Schlösser. An dem linken Ufer der Mosel liegt unterhalb Kochheim der Kanton Kaisersesch. Dort ziehen sich an den Ufern der Mosel die Kantone Zell und Treiß hin. Auf einem hohen steilen Hügel an der Mosel erhebt sich das Schloß Treiß. In keinem Kanton geben es mehrere Mühlen, als in dem Kanton Mayen, munter ruht er in Thälern und auf Höhen und prangt mit prächtigen Häusern und Pallästen.

Kapitel IX.

Das Arrondissement von Bonn.

Neben dem Arrondissement von Koblenz den Rhein herunter bis an das Ruhrdepartement gegen die Mün-

Mündung der Sieg bildet der Bezirk von Bonn ein Horn des Halbmondes, welchen das Rhein- und Moseldepartement vorstellt. Hier sind die meisten und fruchtbarsten Flächen im ganzen Departement. Goldene Hügel erheben sich auf der Ebene; sie sind schön geformt, beschränken die Aussicht nicht und glänzen von rothen Trauben, die den köstlichen Bleichart geben. Am Rheine ist das reizendste Ufer und die reichste Aussicht. Der Aarfluß durchströmet den Bezirk, bildet angenehme Thäler und liefert den berühmten Aarbleichart. Er entspringt nach Westen im Saardepartement, fließt nordöstlich und fällt bei Sinzig, gegen Linz über, in den Rhein. Schöne Dörfer, muntere Städte, prächtige Schlösser, kostbare Anlagen von Alleen, Gärten, Bosquets und Lusthäusern machen den Bezirk angenehm. Er zählt acht Kantone, hundert ein und siebenzig Gemeinden, vier und neunzig Höfe, fünf und vierzig tausend fünf und sechzig Seelen, zehn tausend sechs hundert vier und zwanzig Gebäude, hundert vier und achtzig tausend acht hundert neun und zwanzig Morgen Ackerland, zwei und zwanzig tausend siebenzig Morgen Wiesen, dreizehn tausend zwei hundert neun und sechszig Morgen Weinberge, hundert und neun tausend, vier hundert fünf und vierzig Morgen Waldungen, mehrere tausend Morgen Nationalgüter, eine Million drei hundert sechs und sechzig tausend, fünf hundert achtzig Franken Steuern.

Der schöne Kanton B o n n zieht sich längs des Rheines zauberischen Ufern hin und umfaßt die lachendsten Fluren, Flächen, Wiesen, Aecker, Hügel und Weinberge. Heiter und froh steht der Hauptort Bonn in einer angenehmen fruchtbaren Gegend am Rheine

und

und blickt mit Wollust in des Flusses hellen Spiegel. Schlanke Pappeln, Alleen von Lindenbäumen, Gärten aller Art, Irrgärten, Obstgärten, Weingärten; Wiesen, Felder, Palläste und Lusthäuser umgeben die Stadt. Ihre Rhede ist mit Schiffen bedeckt und setzt des Volkes Getümmel in Bewegung und Thätigkeit. Rechts den Rhein herauf sieht man am jenseitigen Ufer die Siebenberge. Mit kühner Pracht strebt der höchste Gipfel, der Wolkenburg, zum Himmel heran und verliert sich im leichten Nebel, der um seinen Scheitel wallet. Zur Linken den Rhein herunter sieht man den Einfluß der Sieg in den Rhein. In der Ferne dämmert die adeliche Benediktiner Abtei auf dem Berge neben Siegburg. Eine Insel schwimmet auf den Fluten des Rheins, auf welcher ein Benediktiner Nonnenkloster liegt. Am hohen Ufer des Flusses sieht man die so genannte Rolandsecke, auf welcher noch die Trümmer eines alten Schlosses dem Strome der Vergänglichkeit trotzen. Prächtig erhebt sich das neue, im schönen Geschmack gebaute fürstliche Residenzschloß, welches aus einem Hauptgebäude und zwei Flügeln besteht. Hier wohnte der Churfürst, hier war die Bildergallerie, der Saal der Akademie, das Naturalienkabinett und die vortrefliche Bibliothek des Churfürsten. Dort über dem Michaelisthor war die Sternwarte. Die Musen liebten diesen muntern und liberalen Ort; hier war ihr Sitz, als noch kein Krieg und Kriegsgeschrei sie verscheuchte. Die Musik der täglichen Wachtparade in der Residenzstadt, die wirbelnde Abendstrommel an den Stadtthoren, waren kein Toben des Krieges; es war der friedliche Schutzengel, der den Musensitz umrauschte. Die Akademie, welche Churfürst Max Friedrich 1777 hier stiftete, blühete im üppigsten Flor und ver-

breitete sanftes Licht über manche dunkle Gegenden. Der Nachfolger dieses Fürsten, Max Franz erhob die Akademie 1786 zur Universität, fundirte sie reichlich und zog die berühmtesten Gelehrten dahin, mit welchen er die Lehrstühle aller Facultäten besetzte. Der prächtige botanische Garten, das wohleingerichtete Anatomiehaus mit seinem schönen Amphitheater sind das Werk dieses Fürsten. Die Universität ist itzt in die Centralschule des Departements umgeschaffen. Hier an der Universität lebte ehemals der berüchtigte Schneider, ein Mann, dessen Talente man in Leipzig bewunderte, der dem Zollikofer die glänzendste Kanzelberedsamkeit ablernte, der der Götze seines Zeitalters wurde. Unzeitiges, übertriebenes Lob, welches ihm unsere litterarischen Despoten ertheilten, machte ihn zum wilden Reformator. Trunken vom Weihrauch, den man ihm allenthalben streute, hatte er die Frechheit dem letztverstorbenen Fürsten ins Angesicht zu sagen: „Ich glaube Ihnen ein Kompliment zu machen, wenn ich behaupte, daß sie kein Katholik sind.“ Die französische Revolution war der Schauplatz, auf welchem er eine große Rolle zu spielen anfieng; er wurde ein Bluthund, der die Unschuld verfolgte. Das Messer der Guillottine zu Paris machte seiner stürmischen Laufbahn ein Ende. — Der Markt in Bonn ist ein offener, weiter Platz mit schönen Häusern umkränzt, und das Rathhaus, ein schönes modernes Gebäude. Dem Rathhaus gegenüber erhebt sich pyramidenförmig ein neuer mit vielem Geschmack angelegter Springbrunnen. Die Stadt hat vier Pfarrkirchen, ein weltlich Fräuleinstift und ein Archidiakonalstift, drei Mönchen- und drei Nonnenklöster. Zehntausend Einwohner freuen sich in dieser eleganten

mun-

muntern Stadt ihrer Existenz und verbreiten Leben und Thätigkeit über die köstliche Flur. Ungefähr eine Viertelstunde westlich von der Stadt sieht man das fürstliche Lustschloß Poppelsdorf (Clemensruhe) mit seinen erquickenden Gärten, Silberbächen, fischreichen Teichen und künstlichen Springbrunnen. Eine doppelte Allee von wilden Kastanienbäumen verbindet dieses Schloß mit dem fürstlichen Schloßgarten zu Bonn. Die Natur verbreitet hier das festlichste Ansehen über unnennbare sanfte und erhabene Szenen. Die Silberbäche, die Teichen, die Alleen, die Bosquets, die Berge und Thäler bilden die zauberischsten Parthieen, Aussichten und Perspektive. Kunst und Natur schwelgen in der üppigsten Majestät. Das Dorf Poppelsdorf hat seinen Namen von einem römischen Feldobristen Publius. Ein Bach rieselt mitten durch dasselbe. Es hat einige große, zierlich gebaute Häuser, Faience- und Flanellmanufakturen. Oben dem Dorfe Poppelsdorf erhebt sich der Kreuzberg, dessen Wölbungen mit Wäldern und Weinreben umkränzt sind. Eine Tannenallee führt vom Fuße des Berges durch die Schatten des Waldes hinauf zu einem Mönchskloster des Serviten Ordens, wohin viele fromme Pilger wallen. Die Kirche hat durch die Freigebigkeit verschiedener Erzbischöfe, besonders des Churfürsten Clemens August einen solchen Glanz erhalten, daß sie mit vielen schönen Kirchen Italiens wetteifern kann. Hier genießt man unstreitig die reichste Aussicht; schwerlich ist auf irgend einem andern Standpunkte des Rheinufers die Aussicht so bezaubernd als hier. So weit das Auge von dieser beträchtlichen Höhe reicht, stellen sich dem irrenden Blicke in unermeßlichen Fernen, unter tausend und tausend verschiedenen Gestalten, die entzückendsten Gemälde dar, wo-

mit Kunst und Natur diese paradiesische Gegend besäeten. Wer möchte es wagen, sie durch Beschreibungen zu erreichen? Auch der geschickteste Mahler beugt sich hier ehrfurchtsvoll vor der Majestät, die ihm entgegenstrahlt und legt bescheiden den Pinsel nieder und ruft, verloren im Wonnegenuß, aus: kommt und sehet!

Eine Stunde von Bonn, nach Süden, erhebt sich der in der Geschichte bekannte Godesberg mit seinen ehrwürdigen Ruinen. Hier soll der Altar der Ubier gewesen seyn, den sie zum Denkmal des Bündnisses mit den Römern errichteten, als Vipsanius Agrippa sie auf das diesseitige Ufer herübergesetzt hatte. Wenigstens erhellet aus einer hier ausgegrabenen Steinschrift, daß zu den Zeiten der Ubier hier ein dem Mercur, Godes oder Wodan geheiligtes Fanum gestanden habe: daher erhielte also der Godesberg seinen Namen. Die nun zerstörte Feste ward von Theodorich, Erzbischof von Köln im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts erbaut. In dem Gebhardschen Kriege widerstand sie dem neuen Erzbischofe Ernest von Bayern, welcher sie nur durch Sprengung und Sturm einnehmen konnte. Am Fuße des Berges liegt in einem reizenden Thale der Mineralbrunnen Draitsch. Hier verbreitet die Natur ihre köstlichsten Kräfte und vereinigt alles, um den Aufenthalt angenehm zu machen und Fremde anzuziehen. Die herrlichsten Aussichten öfnen sich dem Zuschauer; Hügel und Thäler, Weinberge, Wiesen, Aecker, Wälder, Alleen, Dörfer und Palläste wechseln freundlich miteinander ab. Ein Redoutenhaus, ein Komödiensaal und mehrere Gasthöfe sind im modernen Geschmack zur Bequemlichkeit der Fremden sauber und prächtig erbaut. Es herrscht im

Tha=

Thale ein munteres Grün, vom Silberbach durchschlängelt. Der kühlende und die Luft reinigende Wind vermengt sich mit dem Duft der Blumen und den stärkenden Kräften des Brunnen. Der Friede wird eine Menge Fremde zum Genuß so vieler Schönheit herbei führen. Bonn ist ein uralter Ort, er kommt schon beim Tacitus vor. Hier war auch eins von den fünfzig Kastellen, welche Drusus am Rheine anlegen ließ.

Malerisch zieht sich oben Bonn am Rheine der Kanton Rheinmagen oder Remagen hin, und erstreckt sich bis an das Ufer der Aar. Sonst gehörte diese schöne Gegend zu dem goldenen Jülicher Land und machte ein eigenes Jülichsches Amt aus. Reiche Aussichten, lachende Flächen und Wiesen, besonders aber Weinberge erfreuen die Bewohner. Der Hauptort Rheinmagen blickt heiter in die Fluten des Rheins und wird von seinen Wellen gebadet. Die Aussicht auf den Rhein und die schönen Gegenden umher sind anziehend. Nahe bei der Stadt liegt der Apollinarisberg. Auf seiner Spitze steht eine Probstei, die sonst der Abtei Siegburg gehörte, seine Wölbungen sind mit Alleen, Weinstöcken, Gärten und Lusthäusern besetzt. Merkwürdige Spuren des Aufenthalts der Römer hat man hier entdeckt. Im Jahr 1769 fand man hier einen Meilenstein, der unter den Kaisern Marcus Aurelius und Lucius Varus um das Jahr Christi 163 gesetzt war. Er giebt die Entfernung der Stadt Rigomagus von Cöln auf Mille passus XXX an. Die Stadt hat einige geschmackvolle Häuser, eine katholische Pfarrkirche und eine reformirte Kirche. Nahe bei Remagen liegt das große und schöne Dorf Oberwinter. Man genießet hier den prächtigen Anblick des Rheins

und

und die Aussicht auf die bepflanzten Weinberge, welche den Ort umkränzen. Reiche Einwohner zählet Oberwinter. Ergiebige Aecker, Gärten und Wiesen machen wohlhabende Bürger. Es ist nichts seltenes, daß ein einziger Bürger hundert Ahmen Weine zieht. Meistens Bleichart wächst in diesen Gegenden. Der Ort hat eine katholische und reformirte Kirche.

Paradiesisch blühet am Rheine und der Mündung der Aar die Stadt Sinzig zwischen Weinbergen, Wiesen und Aeckern. Auch diese Gegend gehörte sonst zu den getreidereichen Fluren des Jülichschen und machte ein Amt aus. Diese beiden Aemter Remagen und Sinzig hatten 5747 Morgen. Der Hauptort Sinzig steht heiter am Aarfluß eine Viertelstunde vom Rhein. Schöne neue Häuser sind auf den Ruinen der 1758 abgebrannten Häusern gebaut. Ein Nonnenkloster hat kostbare Anlagen von Gärten, Alleen und Wiesen und Weinbergen.

Weiter den Aarfluß hinauf liegt der Kanton Aarweiler und an den Quellen der Aar der Kanton Aldenau. Hier ist das Vaterland des kostbarsten unter allen Bleicharten. Unter dem Namen Aarbleichart ist dieser Wein berühmt. An beiden Ufern sind die sonnenreichen Hügel mit den kostbarsten Weinstöcken bekränzt, bis an die Scheitel der Berge wächst gesunder süßer, stärkender Wein, der an Feuer und Kraft dem Burgundier verglichen werden darf. Freundliche Wiesen blühen an beiden Ufern der Aar, und ziehen sich in den malerischsten Krümmungen dahin. Aus Obstbäumen und Weingärten blickt lieblich ein Dorf oder ein Schloß oder eine Stadt hervor. Hier am linken

Aar=

Aarufer steht die Stadt Aarweiler. Der Thurm in der Stadt war ein Rittersitz und der Thurm vor der Stadt ein gräflicher Sitz des Herzogs von Arensberg. Am rechten Aarufer ist der Flecken Aldenar, von welchem ehemals ein ganzes Amt den Namen hatte.

Dort in einer munteren Gegend, nach Westen von Remagen, liegt der Kanton Rheinbach. Hier waren die Besitzungen der Grafen von Hochsteden. Ein Erzbischof Conrad von Hochsteden schenkte sie dem Erzstift Köln. Der Hauptort Rheinbach ist ein kleines Städtchen mit Mauern und Thürmen befestigt. Man sieht hier Ueberbleibsel eines verfallenen Kanals den man für eine römische Wasserleitung hält, die von Köln bis Trier gegangen seyn soll. In diesen Gegenden lieget auch die berühmte Grafschaft Nuenaar oder Neuenaar oder Nivenaar. Sie hatte ihre eigenen Grafen, welche zugleich Grafen von Meurs waren. Sie kam nach dem Absterben der Meursischen Grafen an die Grafen von Virnenburg und als diese ausstarben, an Herzog Wilhelm von Jülich, Cleve und Berg. Die Grafschaft Flamersheim liegt an dem rechten Ufer der Erft und gehört dem Freiherrn von Quadt zu Landscron. Flamersheim ist ein wohlhabender Ort; ansehnliche Handlung wird daselbst getrieben; schöne mit vielem Geschmack gebaute Häuser findet man darin. Die reformirte Gemeinde macht den angesehensten Theil des Orts aus. Die Gegend umher ist angenehm; lachende Aecker, freundliche Wiesen, Obstgärten und Lusthäuser, und Alleen wechseln malerisch miteinander ab.

In der Eiffel, von den ehemaligen Erzstiftern Trier und Köln umgeben, liegt der Kanton Virnenburg,

vor

vor Zeiten war es eine Grafschaft, welche die Erbtochter Grafen Wilhelms von Virnenburg ihrem Gemahl dem Grafen von Manderscheid brachte. Churtrier machte ebenfalls Ansprüche darauf; der Streit wurde dahin entschieden, daß der Graf von Manderscheid der Herrschaft Montreal, dem großen und kleinen Pellenz entsagte und mit den übrigen Gütern der Grafschaft Virnenburg von Churtrier belehnt wurde. Das Schloß und der Flecken Virnenburg liegen zwischen Bergen und Wäldern. Neben Virnenburg ruht auf fruchtbaren Fluren der Kanton Ulmen. Wiesen, Berge, Thäler, und Gefilde sind fruchtbar und reizend. Unter der Trierschen Regierung gab dieser Ort einem ganzen Amte von acht Oertern den Namen. Der Flecken Thal-Ulmen ist munter und angenehm. Nahe dabei ist ein See, welcher das Ulmener Meer genannt wird. Der Kanton Wehr liegt in dem ehemaligen Oberstift Köln, gehörte damals zu dem Amte Andernach und war eine Unterherrschaft. Dreizehn schöne Gemeinden und fünf und vierzig hundert fünf und sechzig Menschen leben in diesem Kanton vergnügt und im Wohlstande.

Kapitel X.

Das Arrondissement von Simmern.

Ueber fürchterliche Berge und durch tiefe Thäler führt der Weg von Koblenz in den Bezirk von Simmern. Die große Landstraße auf Mainz geht mitten durch diesen Bezirk. Hohe Gebürge thürmen sich bis zu den Wolken hinauf und schauerlich tiefe Abgründe, in die man nicht ohne Grauen hinunter blicken kann, zeigen sich an den Seiten. Es ist der Hunsrücken, der

den

den grösten Theil des Bezirks einnimmt uhd den man passiren muß, wenn man nach Mainz will. Ehe man auf den Gipfel dieses Gebürges kommt, gelangt man durch stille, freundliche Thäler an Dörfer, Städte und Schlösser, und wird von dem Anblick einer Landschaft überrascht, die dem Auge neu ist. Man glaubt sich auf einmal in ein neues fremdes Land versetzt. Es ist nicht möglich malerischere Landschaften zu sehen. Diese höchst pittoreske Gegend thut eine ungemein große Wirkung. Große Dörfer und Städte hangen an den Wölbungen der Berge, die durch die Ruinen eines alten Schlosses verschönert werden. Grau und bemoost sind die alten Steine, die so lange im Sturm und Wetter standen, und Jahrhunderten trotzten. Die Abhänge der Gebürge sind mit einem schönen Wiesenteppich, und an der Sonnenseite mit Weinstöcken eingefaßt. Hat man die Höhe bei Kirchberg erreicht, so eröfnet sich die zauberischste Aussicht auf das Pfälzische und Mainzische, auf den Rhein und die jenseitigen Ufer. Man dünkt sich an einen Zauberort versetzt und verweilet gern, um hier Genuß durch die Augen zu schöpfen. Die Chaussee führet allmälig abwärts und endlich steil in das Thal hinab. Schauer durchläuft die Glieder, ein Fehler des Kutschers führt über Felsenzacken und Dornen in den jähen Abgrund. Itzt erblickt man ein tiefes Thal, in welchem einzelne Hütten, verloren unter Baumgruppen, oder an dem Eingange von einem reizenden Schlunde stehen; dann in ein Thal mit einem See von Bäumen und einzelnen Hütten bedeckt. Dort stiehlt sich ein Thal zwischen den Bergen weg. Ein Irrgarten von lieblich verschlungenen Thälern ist die Gegend. Außer den zahllosen Bächen bilden hier die Flüsse Kirn, Simmern und Nahe die

lieb-

lieblichsten Thäler. Mühlen und Hämmer werden getrieben von diesen wohlthätigen Flüssen, und kostbare Weine wachsen an ihren Ufern. In den Bergen sind Steinkohlengruben, Eisengruben, Quecksilbergruben, Salinen. Der Bezirk hat zehn Kantone, hundert sechs und neunzig Gemeinden, sieben und dreißig Höfe, sechs und vierzig tausend zwei und neunzig Seelen, neun tausend neun hundert zwei und vierzig Gebäude, dreimalhundert tausend Morgen Ackerland, Wiesen, Weinberge und Waldungen, außer den Nationalgütern, und bezahlt sechs hundert drei und zwanzig tausend fünf hundert achtzig Franken an Steuern.

Der erste Kanton Simmern liegt in einem überaus wiesenreichen Thale, durch welches der Fluß Simmern still und freundlich hindurch fließet, und sich endlich mit der Ruhr vereinigt. Der Hauptort Simmern liegt am Ufer des Flusses, ringsum mit einem Wiesenteppich belegt; die Stadt ist klein, hat etwa zwei hundert Häuser. Ein neues geschmackvoll gebautes Schloß macht die größte Pracht aus. Die Hauptkirche haben die Katholiken, und die Protestanten haben eine neue Kirche. Bei derselben steht eine Kapelle, in welcher sehenswürdige Monumente stehen. Einige Pfalzgrafen sind hier begraben.

Auf fürchterlich hohen Felsen ziehen sich die Kantone S. Goar und Bacharach an den Ufern des Rheins hin. Sie nahmen die ganze schauerliche Gegend ein, welche zwischen dem Koblenzer und Mainzer Bezirk liegen. Aus den Fluten der Rheins steigt eine Felsen wandhinauf. Auf deren Gipfel die Festung Rheinfels liegt. Sie entstand aus einem Kloster Namens

Mat-

Mattenburg, welches 1249 in ein festes Schloß verwandelt wurde. Unter derselben am Rhein steht eine neu gebaute Caserne, welche Neustadt genannt wird. Diese Festung war in allen Kriegen der Tummelplatz der streitenden Heere. Sanct Goar, im gemeinen Sprachgebrauch Sanct Geweer liegt auf einer schauerlichen Höhe, öfnet eine reiche Aussicht und eine malerische Landschaft. Es giebt hier einen Strudel im Rhein und einen beträchtlichen Salmenfang. Der Bau und die Entstehung der Stadt ist durch einen Mönch Goar veranlaßt. Dieser kam aus Frankreich in diese Gegend, baute hier eine Kapelle, aus welcher die Stadt emporstieg. Prächtig liegt die Stadtkirche, sie ragt über alle Häuser hervor und ist mit Bäumen umgeben. Die Reformirten und Lutheraner halten hier wechselsweise ihren Gottesdienst. Edles Beispiel, möchten viele folgen! Die Katz und die Maus sind feste Schlösser in diesen Gegenden. Sonst gehörte dies alles zur niederen Grafschaft Katzenellenbogen. In dieser Gegend wohnte ein Volk, das die römischen Schriftsteller Tacitus und Plinius die Matiaken nennen. Dieses Volk überwand die Usipeter jenseits des Rheins und nannte nun seinen neuen Wohnort Mattenak von dem alten Wort Matte oder Wiese. Wisbaden, gerade gegen St. Geweer über wurde itzt ihr Aufenthalt. Die Römer bemächtigten sich dieser Gegend, sie ließen sich besonders bei Wisbaden über. Man findet hier verschiedene Spuren ihres Aufenthalts z. B. die heidnische Mauer, eine römische Festung, welche die Wiesenbäder umgab. Ein 650 Fuß langes Stück dieser Mauer dient noch itzt zu einem Theil des Kirchhofs. Man entdeckt römische Grabmäler mit Urnen, Waffen und Münzen. Der Aufenthalt der Römer

mer

mer und Matiaken in dieser Gegend dauerte bis zum vierten Jahrhundert, wo die Allemannen kamen, sie verdrängten und sich der Herrschaft über diese Länder bemächtigten. Diese Gegend und besonders Wisbaden erhielt allemannische Könige. Einer derselben hieß Makrian und wohnte 371 zu Wisbaden. Er sollte nach dem Plane des Kaisers Valentinians überfallen werden, aber er rettete sich durch die Flucht. Hierüber aufgebracht zerstörte Valentinian die Stadt Wisbaden. Aber bald darauf kehrte der entflohene König wieder nach Wisbaden zurück und schloß mit großer Feierlichkeit an dem Ufer des Rheins zwichen Castel und Biberich Frieden. Die Allemannen hielten sich ungefähr anderthalb Jahrhundert im Besitz dieser Gegend, bis sie endlich unzefähr um das Jahr 496 durch die heranströmende Macht der Franken daraus verdrängt wurden. Diese verbreiteten sich über ganz Gallien und vertrieben die Eroberer des linken Rheinufers die Römer. Vom sechsten bis zum zehnten Jahrhundert wurde diese Gegend von den fränkischen Königen und Kaisern beherrscht. Der Hauptort des Kanton's Bacharacht ist Bacharach am Rhein bei dem Fuße eines Berges. Sonst erhielt ein ganzes Amt von zwei Städten, fünfzehn Flecken und Dörfern und vier Meierhöfen davon den Namen. Treflich ist der Wein, der hier wächst, er ist der beste in allen pfälzischen Landen. Unter dem Namen Steigerwein ist er berühmt. Da, wo man sonst Wälder von Eichen und Buchen sah, sieht man itzt Weinberge. Neben der Stadt sieht man die Trümmer des alten Schlosses Staleck auf einem Berge; Hier wohnte Pfalzgraf Conrad, Bruder Kaisers Friedrich des I. Die Römer müssen von diesem Orte eine Heerstraße auf Berncastel haben anlegen lassen.

sen. Man sieht noch einige Spuren davon; der Hunsrücken muß schon durch die Römer besser zur Landstraße bereitet gewesen seyn, als itzt. Churfürst Karl Theodor, der Gute, der sich so gern verdient machen wollte, hat einen Weg von hier über den Hunsrücken anlegen lassen, der sein Andenken gewiß erhalten wird.

Hier auf der höchsten Spitze des Hunsrückens liegt der Kanton Kirchberg. Göttlich ist die Aussicht über den Rhein und Mannheim und die ganze Pfalz. Lebhaft die Straße, welche die Hauptstraße ist von Koblenz nach Mainz. Auf dem Hunsrücken hatten besonders die Wald- oder Wild- oder Rau-Grafen ihren Sitz. Sie hatten den Namen von ihren waldigten und rauhen Gebieten. Conrad, der gemeine Stammvater der Wildgrafen lebte in zwölften Jahrhundert. Der Raugraf Emich stiftete die alte Kirburgsche Linie der Wildgrafen, Gottfried die Dhaunische. Im Jahr 1409 kamen die wildgräflichen Lande an den Rheingrafen Johann III. Das Rheingräfliche Haus wird vom achten Jahrhunderte an gerechnet und kame an die Salmische Familie. Der Kanton Kirchberg ist ein Theil der Grafschaft Sponheim im sogenannten Nahegau, und gehörte sonst dem fürstlich-Badenschen Hause.

Die Kantone Trarbach, Kirn, Stromberg, Kreuznach, Sobernheim, Castelaun liegen theils auf dem Hundsrücken, theils an seinen Wölbungen, theils in seinen Thälern, und gehörten ehemals zu der Grafschaft Sponheim und dem Fürstenthum Simmern. Die Grafschaft Sponheim oder Spaynheim ererstreckt sich von der Mosel in einer sehr großen Aus-

deh-

dehnung bis zum Rheine, in den ehemaligen Gauen, Nahegau, Hunsrücken, Trachgau und Bedgau, durch das Westrich bis in den Speyergau, Wormsgau und das untere Elsaß. Man theilte von jeher die Grafschaft in die vordere und hintere. Jene führte den eigentlichen Namen Sponheim und gehörte zu Ost-Franken; diese aber zum westlichen Franken oder Westrich. Der sogenannte Saanwald ist die alte Hauptgrenze der vordern und hintern Grafschaft. Nach Absterben der Grafen, durch Heirathen und Konventionen war die Grafschaft in den letzten Zeiten an verschiedene Herren gekommen; Churpfalz, Baden und Zweybrücken hatten Antheil daran. Der Hauptort Kreuznach ist eine wohlgebaute Stadt. Der Fluß Nahe theilt sie in zwei Theile, in die alte und neue Stadt. Sie ist groß, ansehnlich, hat über 510 Häuser. Die katholische und reformirte Kirche machen nur ein Gebäude aus, welches inwendig durch eine Mauer abgesondert ist. Ackerbau und Viehzucht sind hier beträchtlich. Ueberhaupt ist die Lage reizend und der Boden fruchtbar. Die Stadt hat Spuren ihres alten Königshofes, die ersten fränkischen Könige pflegten sich hier aufzuhalten. Sie ist der Geburtsort des großen Carmers. Die treflichsten Salinen und Gradirhäuser sind hier am Eingang eines angenehmen Thales. Die Karlshalle und die Theodorshalle bringen dreißig tausend Florin reinen Gewinnst nach Abzug aller Kosten ein. Trarbach ist eine freundliche Stadt an der Mosel, die Niederlage der prächtigen Moselweine. Sie war sonst eine Oberamtmannsstadt, der Sitz der gemeinschaftlichen Regierung, eines evangelischen Konsistoriums und Inspektors. Der Pfarrkirche bedienen sich Lutheraner und Katholiken gemeinschaftlich. Stromberg war ebenfalls sonst eine

Ober-

Oberamtsstadt am Bache Gilbach. Sie hat ein Schloß und schöne Gegenden. Hier sind Bergwerke aller Art. Eisen, Blei, Silber, schwarzer Marmor und Krystall sind zu finden. An der Nahe, im ehemaligen Fürstenthum Simmern, ruht der Kanton Sobernheim in freundlichen Thälern und lachenden Wiesen. Da, wo sich der Hahnenbach mit der Nahe vermischet, lacht der Kanton Kirn. Der Hauptort Kirn ist berühmt durch sein Sohlenleder, sein Kupfer und Alaun, und seine Begräbnisse der Wald- und Rheingrafen von Kyrburg.

Kapitel XI.

Das Donnersberger Departement.

Höher den Rhein herauf kommt man in die paradiesischen Gegenden des Departements vom Donnersberg. Hier ist der Garten der Ceres, die Wohnung der Pomona, der Sitz des Bacchus, der Pallast der Musen und Najaden. Unbeschreiblich magisch sind die Ufer des Rheins von Germersheim bis Bingen hingeschüttet. Die Grazien der Natur wandeln gleichsam vor dem entzückten Auge. Es ist ein Tempel des sinnlichen Genusses. Ueppig irrt der Blick umher und verliert sich in trunkener Wollust. Die Seele fühlt sich in der vollesten Befriedigung jedes Sinnes eingewiegt. Eine schöne Bergkette umgiebt die Fluren des Rheinufers in den malerischsten Zeichnungen. Von den Höhen derselben hat man die angenehmste Aussicht einige Meilen weit in die ganze umliegende, malerisch schöne, mit Landhäusern, Pallästen, Dörfern und Städten besäete Gegend. Die Abhänge der Gebürgskette vom Scheitel bis an den Fuß sind angebaut und mit Weinstöcken,

Nuß- und Mandelbäumen bekränzt. Der Boden wird eben und verwandelt sich in die fruchtbarsten und getreidereichsten Flächen. Die Ebene ist von Hügeln durchkreuzt, welche die Aussicht nicht beschränken. Sie sind schön geformt, und nur so hoch, daß sie zum Schutz und zur Zierde der Gegend scheinen hingetragen zu seyn. Sie erheben sich unvermerkt und bilden ein nach den meisten Seiten hin sehr offenes Terrain. Sie sind alle angebaut und zu Feldern, Wiesen oder Obstbäumen benutzt. Auf der Ebene ruht üppig bald eine freundliche Wiese, bald ein lachendes Gefilde. Ganze Alleen von Nußbäumen, oder Mandelbäumen oder Kirschbäumen oder Maulbeerbäumen oder Kastanienbäumen wechseln auf das angenehmste miteinander ab. Einige Gruppen von Wäldern, hier ein Wäldchen von lauter Kirschbäumen, dort ein Wäldchen von lauter Nußbäumen oder Kastanienbäumen erheben sich aus der Fläche und geben in jeder Jahreszeit den Reiz der Mannigfaltigkeit. Aus den Wiesen, aus den Gefilden, aus den Alleen und Wäldern blicken freundlich Palläste, Dörfer und Städte hervor. Von dem Gipfel eines Berges oder eines Hügels lacht bald ein Pallast, bald ein Dorf, bald eine Stadt. An den Ufern des Rheins wird die Aussicht noch belohnender. Der prächtige Anblick des Rheins, das Wogen der Fluten, das Baden der Städte und Flächen und Berge; die zauberische Gegenstände des jenseitigen Ufers, die mit Nuß- und Mandelbäumen besetzte Bergstraße, der Lauf des Nekkarflusses mit seinen Weinbergen, das zauberische Manheim, die köstlichen Anlagen von Schwezzingen, das Wallen des leichten Nebels in blauer Ferne, alles strömet Wollust und erhabenen Genuß in die Seele. Sänger der Natur, unsterblicher Virgil, hättest du diesen

sen

sen Anblick genossen, deine Einbildungskraft hätte einen noch höhern Schwung bekommen; deine Gefühle wären noch gespannter geworden und deine Bucolica und Georgica wären noch üppiger geschrieben; Ihr, die ihr Bewohner dieser paradiesischen Gegend seyd, oder einige Zeit hier verweilet, leset, o leset hier den Virgil, leset seine schönen Beschreibungen der ländlichen Natur, seine Eklogen, seine Georgica, ihr werdet alles auf diese Gegenden anwenden können und euch glücklich fühlen in diesem seligen Geschäfte. Was werdet ihr empfinden, wenn ihr im Frühling diesen oder einen andern Vers im Virgil leset:

Violas jam pueri legunt hilaresque puellae,
Prataque pubescunt variorum flore colorum?

Das Donnersberger Departement erhält seinen Namen von dem Donnersberge, der in seiner Mitte, ungefähr sieben Stunden vom Rheine bei Worms und zehn Stunden von Mainz liegt. Dieses Gebürge erstreckt sich fünf geographische Meilen weit von Südwesten nach Nordosten und ist mit Eichen, Buchen und Kastanienwäldern besetzt. Auf seinem Rücken trägt das Gebürge eine weite Ebene von drei hundert Morgen groß. Wiesen und Aecker sieht man auf das angenehmste zwischen Dörfern und Schlössern bebaut. Der eigentliche Name dieses Gebürges ist Thorsberg oder Mons Jovis. Sicher hat es diesen Namen von den Römern erhalten und verdient auch wegen seiner Höhe der Thron des Jupiters zu heißen. Bis in die Wolken scheint sich das Gebürge zu erheben, ein blauer Nebel, wie eine Glorie der Gottheit, wallet um den Scheitel des Berges. Die Aussicht von dieser Höhe ist unvergleichlich; die Luft ist feiner. Ueberaus viele Men-

schen erreichen hier ein hohes Alter. Schwindsüchtigen scheint die Luft besonders heilsam zu seyn und in Vergleichung mit andern Gegenden finden sich hier nur wenig Schwindsüchtige. Die Teiche nähren vortrefliche Fische, Forellen, Krebse und andere Fische. Noch ein Gebürge ist in diesem Departemente merkwürdig, nämlich das Hartgebürge, welches sich, fast zehn geographische Meilen weit, von Weißenburg bis Alzei erstreckt. Weinberge, Kastanienwälder, Nußwälder und Wiesen und Gärten und Städte und Dörfer hangen an seinen Wölbungen. Bis an den Scheitel ist das Gebürge mit den kostbarsten Weinstöcken bepflanzt, die prächtigsten Weine wachsen hier. Auf dem Gipfel sieht man Dörfer und Paläste, Wiesen und Ackerland. Die Aussicht ist die angenehmste einige Meilen weit in die ganze zauberische Gegend. Das Wasgauische Gebürge ist ebenfalls in diesen Gegenden; ein Arm erstreckt sich von Landau bis an den Donnersberg. Alle diese Gebürge haben außer den Weinstöcken, Nußwäldern, Kastanienwäldern und Mandelwäldern ihre einträglichen Gruben. Die Eingeweide derselben sind voll von Metallen, Quecksilber, Steinkohlen und Salzquellen und Salzsteinen.

Die Form dieses Departements ist fast ein Dreieck, das sich von Süden nach Norden zuspitzt. In dieser nordöstlichen Spitze liegt der Hauptort Mainz. Seine Grenzen sind gegen Osten der Rhein, von Germersheim bis Bingen; gegen Süden die Departemente vom Niederrheine und der Mosel; gegen Westen das rechte Ufer des Glanflusses, und eine von der Quelle dieses Flusses bis an die Blies gezogene Linie, welche von Homburg über Klosterhof dem rechten Ufer der Blies sich

hin-

hinzieht; gegen Norden der Rhein und ein Theil der Nahe, längst diesem Fluß bis zum Einfluß der Glan. Die größte Länge des Departements von Vinningen im Kanton Pirmasens, bis Mombach im Kanton Ober-Ingelheim, beträgt vier und zwanzig Stunden oder zehn Myriameter und fünf Kilometer. Die größte Breite von Niedergöllbach im Kanton Mödelsheim bis Alltripp im Kanton Mutterstadt beträgt drei und zwanzig Stunden oder zehn Myriameter. Die schöne Ebene dieses Departements, die, von bebauten Hügeln durchkreuzt, sich längst dem Arme des Wasgauischen Gebürges von Landau aus an den Donnersberg und von hier nach dem Rheingrafenstein zieht, ist zwar nicht so ausgedehnt, als der gebürgigte Theil, aber sie ist bei weitem der bevölkertste und fruchtbarste Theil. Der Getreidebau ist so vortreflich, daß die Einwohner die Menge des wachsenden Getreides nicht aufzehren, sondern einen beträchtlichen Theil davon absetzen können. Der Bau des Klees, der Wiesen, des Tabaks, der Färberröthe oder Krapp, des Hanfs und Flachs ist vortheilhaft. Die Obstbäume, Nußbäume, Mandelbäume und Kastanienbäume bringen dem Lande heilsame Früchte, angenehmen Schatten und nützliches Holz. Der Weinbau ist eben so vortheilhaft. Die besten und schönsten Weine wachsen auf den sonnenreichen Hügeln am Rheine in der Gegend von Osthofen, Altheim, Oppenheim, Dienheim und Nierstein. Die Hügel um Neustadt, die Berge bei Türkheim und die Anhöhen bei Freinsheim liefern gesunde und wohlschmeckende Weine, insonderheit den Traminer. In der Gegend von Neustadt und ungefähr zwei Stunden über Türkheim sind die Höhen des Hartgebürges bis an den Scheitel mit köstlichen Weinen umkränzt. Manufakturen

ren, Bergwerke, Eisenhütten und andere Industrieanstalten blühen. Papiermühlen, Oelmühlen, Polirmühlen, Pulvermühlen, Quecksilbergruben, Steinkohlengruben, Torfgruben, Steinbrüche, Gypsbrüche, Salinen, die aus mehreren Gradirhäusern bestehen, Eisenhämmer, Achatberge, Strumpf- Seiden- Gold- und Silberfadenfabricken, Porcellanfabricken sind an den Orten, wo der Getreidebau nicht blühet. Ueberall öfnet die Natur ihre lachenden Seiten, auf Flächen, auf Bergen, in Thälern und an Flüssen.

Das Donnersberger Departement umfaßt die schönsten Länder; das ehemalige Mainzer Gebiet auf dem linken Rheinufer; die besten pfälzischen Länder am linken Rheinufer; die Nassau-Weilburgische Landen, Kirchheim und Stauff; die Grafschaft Falkenstein; die Herrschaft Reipoltskirchen; die Grafschaft Wartenburg; die Herrschaft Bretzenheim; die Grafschaft Leiningen; einen großen Theil vom sogenannten Westrich, die zweibrückischen Lande, das Fürstenthum Lautern, ein Paar Oerter von den Fürstenthümern Simmern, Veldenz und der Grafschaft Sponheim; die Reichsprobstei Odenheim, die Reichsstädte Speier und Worms mit dem sogenannten Wormsgau und Speiergau.

Das Departement vom Donnersberg ist in vier Arrondissements und sechs und dreißig Kantone abgetheilt. Die Arrondissements sind: Mainz, Speier, Kaiserslautern und Zweibrücken. Zu dem Mainzer Arrondissement gehören die zehn Kantone: Alzei, Bechtheim, Bingen, Kirchheim-Boland, Mainz, Niederolm, Oberingelheim, Oppenheim, Wöllstein und Wörrstadt; zu dem

Be-

Bezirk von Speier gehören folgende zehn Kantone: Dürkheim, Edenkoben, Frankenthal, Germersheim, Grünstadt, Mutterstadt, Neustadt, Speier und Worms. Der Bezirk von Kaiserslautern hat acht Kantone: Göllheim, Kaiserslautern, Lauterecken, Obermoschel, Ottenberg, Rockenhausen, Winnweiler und Wolfstein; der lezte Bezirk von Zweibrücken hat acht Kantone: Anweiler, Homburg, Landstuhl, Modelsheim, Neuhornbach, Pirmasenz, Waldfischbach und Zweibrücken.

Nach den bisherigen vom B. Lehne mitgetheilten Tabellen über die Anzahl der Gemeinden, welche das Departement ausmachen, über die Bevölkerung, Grundsteuer, Personal- und Mobiliensteuer, enthält das Donnersberger Departement sechs hundert sechs und achtzig Gemeinden, drei hundert drei und zwanzig Höfe, eine Bevölkerung von drei hundert acht und fünfzig tausend, hundert fünf und sechzig Seelen, und bezahlt an obigen Steuern drei Millionen, neun hundert neun und sechzig tausend vier hundert und vierzig Franken fünf und fünfzig Centimen. Die Anzahl der Gebäude beträgt ein und sechzig tausend drei hundert neunzehn; die Morgenanzahl an Ackerland, Wiesen, Weinbergen und Waldungen eine Million, drei hundert neunzehn tausend, fünf hundert drei und siebenzig; die Morgenanzahl der Nationalwaldungen, zweimal hundert sechs und dreißig tausend, hundert ein und dreißig. Die ganze Einnahme der Nationalregie, der Domainen und Registrirung beträgt zwei Millionen, zwei hundert fünfzehn tausend Franken. Die Fruchtbarkeit ist zum Erstaunen. Der Ueberfluß an Früchten im Departemen-

mente ist, ein Jahr ins andere gerechnet, zweimal hundert achtzehn tausend, acht hundert sechs und sechzig Zentner, siebenzig Pfund.

Kapitel XII.

Das Arrondissement von Mainz.

Der fruchtbarste, angenehmste Bezirk ist der von Mainz. Er bildet die nordöstliche Spitze des Dreiecks, welches sich hier im Rheine von allen Seiten badet. Es ist der Tempel des sinnlichen Genusses, die Wohnung der Grazien; der volle Busen der Natur wird hier gereicht, ihr ganzes Füllhorn hier ausgeschüttet. Wohin nur immer der Blick sich wenden mag, allenthalben ruht er wollüstig über dieser üppigen Flur. Zehn Kantone gehören zu diesem Bezirk: Mainz, Bingen, Oppenheim, Niederolm, Oberingelheim, Bechtheim, Alzei, Kirchheim-Boland, Wöllstein und Wörrstadt. Er enthält hundert zwei und achtzig Gemeinden, ein und sechzig Höfe, hundert achtzehn tausend acht hundert fünf und achtzig Seelen, zwanzig tausend, zwei hundert fünf und dreißig Gebäude; zwei hundert sechs und dreißig tausend sieben und neunzig Morgen Ackerland; siebenzehn tausend fünf und vierzig Morgen Wiesen, dreizehn tausend sechs hundert zwanzig Morgen Weinberge, zwei und dreißig tausend zweihundert neun und achtzig Morgen Waldungen, fünfzig tausend vier hundert neun und dreißig Morgen Nationalwaldungen. Er bezahlt eine Million, drei hundert sechs und sechzig tausend, fünfhundert zehn Franken an Steuern.

Mainz

Mainz ist der erste Kanton in dieser nordöstlichen Spitze am Rhein. Alleen, Wälder und Gruppen von Nußbäumen, Kastanienbäumen, Mandelbäumen und andern Obstbäumen wechseln ab. Ueberall sind Weinberge, Wiesen und lachende Gefilde, aus welchen Schlösser, Dörfer und Städte malerisch hervorblicken. Bezaubernd ist die Aussicht am Rheine auf Hochheims goldene Hügel, das Rheingau, den Main. Der Hauptort des Kantons ist Mainz. Er hat ein und zwanzig tausend Seelen, zwei tausend Gebäude. Hier an dem Ufer des Rheins erhebt sich die Stadt Mainz amphitheatralisch. Ihre Rhede ist mit Schiffen bedeckt, über deren Masten die hohen Thürme gigantisch hervorragen. Jenseits des Flusses sieht man den großen Halbzirkel des Rheingaues, den Thron des deutschen Bacchus; Inseln schwimmen im Rheine, bestimmt zu Lustgärten im Sommer. Gerade gegen der Favorite über sieht man den gelben Main sich mit den grauen Wellen des Rheins vermischen. Weiter hinauf in der Ferne dämmern die Haine und Burgen, die Kastanien- Mandel- Nuß- und Obstwälder der Bergstraße. Eine prächtige Schiffbrücke führet über den Fluß in das gerade gegenüber liegende Cassel, dieser so merkwürdig gewordene Ort in der Geschichte des Krieges; schon bekannt als Castel oder Fort zu den Zeiten der Römer; aber seitdem ein fruchtbarer Wein- Obst- und Gemüsgarten, bis auf die Zeiten, als Cüstine Mainz eroberte. Fürchterliche Schanzen und Batterien umgaben den wohlhabenden Ort; ganze Wälder wurden abgehauen zu Pallisaden, Minen, Gängen, spanischen Reutern und Faschinen; blutige Gefechte fielen vor, Tausende von Erschlagenen ruhen dort; über Gräber der Preussen, Hessen, Oesterreicher und Franken wandelt man

in der Gegend. Itzt ist der Flecken geschleift und steht flach vor dem Gesichte. Rechts und links begegnen dem entzückten Auge malerische Aussichten; ein reiches Grün, fruchtbare Inseln, eine Menge schöner Oerter, Schlösser, Klöster, adelicher Höfe, Felder voll Wein und Obst, deren Weite unabsehlich ist, Schiffe mit aufgespannten Seegeln. Bei niedrigem Wasser sieht man noch einige Grundpfeiler von der berühmten Brücke, welche Drusus hier anlegte, um Cassel oder Castel mit dem Mainzischen Lager zu verbinden. Am Rheine erscheint Mainz am schönsten. Das Innere von Mainz ist nicht so einnehmend, enge Straßen, finstere Häuser machen einen widrigen unangenehmen Eindruck. Besser gebaut ist der nördliche Theil der Stadt, wo das Schloß liegt. Von diesem bis ans Münsterthor erstrecken sich die drei besten Straßen, die so genannten drei Bleichen. Die schönste ist die große Bleiche, welche gerade nach dem Schlosse führet; sie ist lang, breit und regelmäßig, die beiden andern mit ihr parallel laufenden Straßen sind ebenfalls schön, haben viele schöne Häuser und Palläste. Auf der großen Bleiche oder Straße wohnte ehemals alles, was reich und vornehm war. Hier war das Theater, dessen Mauern nur noch stehen; hier war der Marstall des Kurfürsten, voll schöner Pferde und am Ende prangte das fürstliche Schloß. Dort in dem Pallaste Stadion weht die große dreifarbige Fahne, er ist die Wohnung des Präfekts Jollivet, aber alles ist darin verwüstet. Das alte kurfürstliche Residenzschloß Martinsburg erhielt 1750 an der Rheinseite einen schönen neuen Flügel; die kurfürstliche Bibliotheck war in dem Schlosse. Itzt stehen die schönen Palläste der Stadion, Schönborn, Ostein, Kesselstadt, Elz, Ingelheim, Walterdorf,

Leyen,

Leyen, Dalberg, Metternich, Bassenheim, so viele Häuser der Domherren leer oder sind verwüstet und verbrannt. Hier war sonst ein Tempel des Geschmacks, das erste Theater in Deutschland, der reichste Adel, ein Sitz der Gelehrsamkeit und Künste, Wohlstand und Luxus. Es gab hier Häuser, die sechzig bis neunzig tausend Florin Einkünfte hatten. Die Revenüen des Domkapitels betrugen an vierzig tausend Florin und ein Domherr hatte drei tausend fünf hundert Florin zu verzehren. Hier lebte der Weltumseegler Forster, der Arzt Hoffmann, der deutsche Tacitus Müller, Heinse, der Anatom Sömmering. Nach dem Thiermarkt führt von der großen Bleiche aus eine schöne Straße vor dem Pallast Schönborn vorbei, der itzt in ein Spital verwandelt ist. Der Thiermarkt ist ein angenehmer Platz mit Bäumen besetzt, der zum Spaziergange dient; die prächtigen Gebäude der Grafen Ostein und Bassenheim umgeben ihn. Auf dem Marktplatz steht das majestätische Gebäude, die Domkirche. Der Bau dieser prächtigen Kirche wurde im zwölften Jahrhundert angefangen und im dreizehnten geendigt. Der Thurm ist ungemein hoch. Die obere Spitze, die von Holz war, wurde 1764 vom Blitz entzündet und brannte ab; von Quadersteinen wurde sie aufgebaut. Das Innere der Kirche dehnt sich in einen großen Raum aus. Sie hatte schöne marmorne Monumente von Bildhauerarbeit und einen unermeßlichen Schatz von Gold und Juweelen, den der Cardinal Albrecht, Erzbischof von Magdeburg mit Magdeburgischen Stücken vermehrt hatte. Das Gebäude würde noch ein größeres Ansehen haben, wenn es isolirt stünde und nicht mit einer Menge kleiner Häuser und Boutiken umgeben wäre. Itzt ist ohnehin die

Pracht

Pracht desselben verschwunden. Der hohe Thurm und die zwei kleinen ihm zur Seite wurden am 28ten Juni 1793 durch das Feuer der Belagerer in Brand gesteckt. Es war Abends gegen 10 Uhr, als dieses fürchterliche Schauspiel gegeben wurde. Feurige Kugeln fielen auf das Dach der Kirche und die Thürme und zündeten augenblicklich. Der Rhein, in dem sich die Flammen spiegelten, schien ein Feuermeer zu seyn. Die an den Markt angrenzenden Gegenden der Stadt litten am meisten durch die Belagerung. Die Liebenfrauen Kirche ward ein Raub der Flammen. Die Domprobstei, ein Gebäude voll hoher Pracht und Schönheit, die Franziskanerkirche, der Dalberger Pallast mit mehrern andern Kirchen und Pallästen brannte ab. Noch wandelt man zwischen den Schutthaufen, die das schauervolle Bild der Belagerung lebhaft in die Seele zurückrufen. Die Franziskanerkirche ist wieder aufgebaut, eine fromme Frau schenkte dazu zehn tausend Florin. Die Augustiner- und die Peterskirche am Schloßplatz stehen noch, sie sind die schönsten in der Stadt. An der südlichen Seite der Stadt lag die Favorite, das schönste Landhaus eines Großen. Das Hauptgebäude stand auf einer Anhöhe und an jeder Seite drei Kleine, schief von einander abstehende Pavillons, einer niedriger als der andere, auf sanft sich erhebenden Terrassen. Die Gebäude waren nicht im neuesten Geschmack gebaut, aber wegen des Gartens, der englischen Anlagen und wegen der Aussicht unendlich reizend. Schöne schattigte Alleen von alten Kastanienbäumen wechselten mit dunkelm Gebüsch ab. Die Vasen, Statuen und Ruhebänke waren nicht modern und prächtig, aber sie gaben durch ihren weißen Anstrich eine liebliche Mischung in dem heitern Grün des

Ge-

Gebüsches. In der Mitte dieser Alleen und des Buschwerks stand ein Konzertsaal. Von da etwas weiter erhob sich der Garten vom Ufer des Rheins allgemach in Terrassen hinauf, und auf der obersten Anhöhe genoß man der unbeschreiblichsten Aussicht, deren Pracht kein Pinsel mahlt. Das Auge ruhte wollüstig auf den Fluten des Rheins und des Mains, die sich hier gegenüber vermählen. Ihre verschlungene Wellen küssen den Blumenrand reizender Inseln. Weiter herab gleitet der Blick in das goldene Amphitheater des Rheingaus. Keine Spur ist mehr von diesem Lustschloß und Garten vorhanden. Die Gegend um Mainz ist fast nichts anders als ein Anblick der traurigsten Verwüstung. Die Schatten der prächtigen Rheinallee, die sich fast eine halbe Stunde lang am Ufer des Rheins hinzog, empfangen nicht mehr den Spazierenden; kein Blatt lispelt hier mehr im Abendwind; unter der Axt der Soldaten sind die schönen Bäume gefallen und die niedlichen Sommerhäuser demolirt. Da in der schönsten Ebene, wo sonst die Gärten der Mainzer waren, ist der Boden festgetreten, als wenn er gestampft wäre, die Gartenhäuser sind der Erde gleich und die Marmorsäulen liegen zertrümmert auf dem Sande. Dort liegt der Hartenberg, an dessen beiden Abhängen viele Tausende verbluteten, denn bis hiehin gieng der Halbzirkel der ungeheuern Linien, die Mainz umschlossen, und deren Eroberung Clairfait realisirte. Bei jedem Schritte um die Stadt tritt man auf die Grabhügel der Deutschen und Franzosen, die sich hier mit unbeschreiblicher Wuth erwürgten. Dort auf den steilen Anhöhen über dem Dorfe Zahlbach floß das Blut der Preußen, der Franzosen und Kaiserlichen in Strömen; Freund und Feind lagen todt und verstümmelt bei dem

ver-

verheerten öden Zahlbach, dem sonstigen Belustigungsorte der Mainzer. Die Spuren der Verwüstungen werden allmählig weggeschaft, Obstgärten, Gemüsegärten, Landhäuser, Weinberge und Dörfer werden da angelegt, wo sonst furchtbare Schanzen waren. Verschiedene Beschlüsse des Regierungs-Commissairs beweisen, wie sehr man sich den Flor des Orts angelegen seyn läßt, der bald als der angenehmste von der Erde emporsteigen wird. Die Universität zu Mainz, welche von dem Churfürsten Diether 1477 gestiftet wurde und von Churfürst Friedrich Karl Joseph 1781 mit den beträchtlichen Einkünften der aufgehobenen Carthause und der aufgehobenen Klöster Alt-Münster und St. Claren und 17 Präbenden und 1785 mit dem ehemaligen Jesuiterkollegium, der Kirche und dem Kirchengute beschenkt wurde, ist im Besitz der beträchtlichen Fonds geblieben. Sie ist in zwei Theile abgetheilt, nämlich in die Centralschule und Special-Arzneischule. Aber die Musen fliehen, wo die Trommel wirbelt und die Trompete schmettert. Der Gehalt der Professoren beträgt ohne Unterschied 2500 Franken oder 1200 Gulden, wofür sie Vorlesungen öffentlich und unentgeldlich halten müßen. Die Universität besitzt noch ihre kostbare Bibliothek; Fischer ist an Blaus Stelle Bibliothekar. Sie besteht aus 80,000 Bänden.

Allenthalben in und um Mainz findet man die auffallendsten Spuren des Aufenthalts der Römer. Sie war die Hauptstadt des obern Germaniens und bisweilen der Sitz der Kaiser. Nero Claudius Drusus hat hier das Castrum Moguntiacum erbaut, kurz vor der christlichen Zeitrechnung. Auf der großen Schiffbrücke, welche auf sechs und fünfzig Fahrzeugen ruhet

und

und rechts und links die reizendsten Aussichten öffnet; sieht man beim niedrigen Wasser noch einige Grundpfeiler von der steinernen Brücke, welche Drusus hier anlegte, um Mainz und Cassel zu verbinden. Die interessantesten Entdeckungen aus dem Aufenthalt der Römer finden sich bei Zahlbach. Man sieht hier noch die Ruinen von neun und fünfzig Pfeilern, die sich durch das Thal von Zahlbach nach dem Königsbrunnen jenseits Finden ziehen, über welchen sich die Wasserleitung des römischen Feldherrn Drusus befand. An einigen der letztern dieser Pfeiler, die in der Form wie kleine Thürme aussehen und sehr fest gebaut sind, ist die Basis ausgegraben und bildet ein Viereck, wovon jede Seite fünfzehn Schuh, vierzehn Zoll, neun Linien breit ist; die Wasserleitung selbst, worin der Ganzbach floß, soll hundert zwanzig geometrische Schuhe da, wo sie am höchsten war, gemessen haben. Von der Quelle bis zu ihrem Erguß in den Drusensee, den man itzt den Entenpfuhl nennt, lief sie durch einen Raum von fünf tausend sieben hundert ein und dreißig geometrischen Schritten oder acht und zwanzig tausend sechs hundert fünf und fünfzig Schuhen fort.

Ueber Gräber, in denen die im Dampf der Schlachten gegen einander wütenden Deutschen und Franzosen endlich in Frieden neben einander ruhen, geht der Weg um ganz Mainz. Von der Clubistenschanze übersieht man das weite Schlachtfeld um die Stadt her, das zerstörte Heiligkreuz, die Gegend von Marienborn, Dahlheim, Brezenheim u. s. w. Ein Schauer läuft dem Menschenfreunde durch alle Glieder, wenn er an die Kriegesauftritte zurückdenkt, welche hier vorfielen. Es ist, als wenn der Geist der Erschlagenen

noch

noch schwebte über diesen Trauerfluren und das Jammern der Verstümmelten und Erwürgten sich mischte in das Lispeln oder Sausen der Lüfte. Wie wohlthätig ist dagegen die Zurückerinnerung an eine der wichtigsten Ereignisse, welche Mainz merkwürdig macht, nämlich die Erinnerung an die Buchdruckerkunst, welche Guttenberg erfand. Fischer, der die herkulische Arbeit unternahm, die ganze große Büchermasse der Mainzer Bibliothek, von welcher gar keine Verzeichnisse sich vorfanden, in Ordnung zu bringen, widmete eine eigene Untersuchung der Geschichte der Buchdruckerkunst. Er führt aus dem Universitätsarchive von Mainz einige Urkunden an, welche beweisen, daß Mainz ganz allein die Ehre der Erfindung der Buchdruckerkunst gebührt, wenn gleich andere Gelehrte Strasburg und Harlem dafür halten. Aus einer Urkunde beweißt er, daß Guttenberg nach dem berühmten Prozesse mit Fust und Schöffer um das Jahr 1459 noch Bücher gedruckt habe; da hingegen Zapf und andere Schriftsteller äußern, daß Guttenberg nach dem Prozesse mit Fust und Schöffer, welchen er wegen einer Schuld das Zeug abtreten mußte, nicht mehr im Stande gewesen sey, noch etwas zu drucken. Der Bibliothekar Fischer erwähnt einiger im Universitätsarchiv befindlicher alter Drucke von Guttenberg, typographische Monumente von großem Werthe durch ihre Seltenheit und ungemeine Sorgfalt und Correktheit des Drucks, Eins seiner ersten Werke war ein Donat. Von diesem Donat hat man Fragmente entdeckt und sogar Tafeln aufbehalten, die durch die Länge der Zeit von Würmern zernagt sind. Das erste Fragment ist in groß Quart auf Pergament und allem Anschein nach in Holz geschnitten. Ein anderes

Frag-

Fragment ist ein Beweiß eines Versuchs mit beweglichen Buchstaben zu drucken. Diese sind geschnitten, unförmlich und gothisch. Bei einem dritten Fragment des Guttenbergschen Donats zeigt Fischer, daß es mit geschnittenen metallenen Buchstaben gedruckt sey. Die Ausgabe dieses Donats ist um das Jahr 1449 oder 1450 zu setzen und Johann Guttenberg noch allein zuzuschreiben. Einen wesentlichen Verlust hat die Mainzer Universitätsbibliothek durch ein vom General Cüstine weggenommenes höchst seltenes Exemplar des von Fust und Schöffer gedruckten Psalters von 1457, von welchem man nur noch sieben Exemplare in neuern Zeiten entdeckt hat, gelitten. Demnächst wurde eine 1492 gedruckte Bibel von Cüstine weggenommen. Man weiß nicht, wo diese schätzbare Seltenheiten hingekommen sind. Nach Paris in die Nationalbibliothek sind sie, nach den neuesten Nachforschungen, nicht gebracht.

Zur Linken von Mainz, den Rhein herunter, in einer überaus schönen Gegend erstreckt sich der Kanton Bingen. Man genießt hier den prächtigen Anblick des Rheins und der jenseitigen Gegenden; Wiesen, Gefilde, Weinberge, Höhen und Tiefen, Dörfer, Palläste und Städte wechseln malerisch ab. Der Hauptort Bingen hat eine der reizendsten Lage, am Fuße des abgesondert liegenden Rochusberges, dessen Rücken eine mit Feldern und Obstbäumen besetzte Fläche beim Rheine trägt. Auf diesem Berge sieht man die Ruinen des Schlosses Klop. Freundlich blickt die Stadt in die Fluten des Rheins, an dessen Ufer lauter Leben und Thätigkeit herrscht. Hier ist die Hauptniederlage des pfälzischen Getreides; die Rhede ist mit Schiffen bedeckt, über deren Masten die Stadt hervorragt. Alle Tage

geht von hier nach Mainz ein Marktschiff. Unweit der Stadt, da, wo sich die Nahe in den Rhein ergießt, ist das sogenannte Binger Loch. Zwei kleine aber scharfe Felsen, die beim niedrigen Wasser kaum, und beim hohen Wasser gar nicht sichtbar sind, machen hier die Fahrt gefährlich. Gleich daneben steht der so gegenannte Mäusethurm auf einem Felsen im Rhein. Er ist viereckigt, klein und schon bis zur Hälfte herunter gestürzt. Die Einwohner nennen ihn den Mauththurm, woraus der falsche Namen Mäusethurm entstand. Von dem Rücken des Rochusberges gleitet der wollüstige Blick über die Wogen des Rheins auf den großen Halbzirkel des Rheingaues, und auf das, seiner unermeßlichen Aussicht wegen, berühmte Taunusgebürge, das sich gegen Wisbaden hinabzieht und bei Caub endigt, wo sein Fuß von dem Rheine bespült wird. In den wohlthätigen Thälern, die das Taunusgebürge bildet, dampfen die berühmten Bäder, Wisbaden, Langen-Schwalbach, Schlangenbad.

Zur Rechten von Mainz, den Rhein herauf, zieht sich längst den Ufern des prächtigen Flusses über fruchtbare Fluren der Kanton Oppenheim hin. Hier ist das wahre Paradies; man glaubt in den Gärten Edens zu seyn. Alle Arten des Getreides wachsen hier; ganze Wälder von Obstbäumen, Kastanienbäumen und Nußbäumen erheben sich; Alleen, so weit das Auge reicht, führen längst den Ufern des Rheins. Hier auf den sonnenreichen Hügeln am Rhein bei Oppenheim, Dienheim und Nierstein wächst der kostbarste Wein. Malerisch blickt bald ein Schloß, bald ein Dorf, bald eine Stadt aus den Obstgärten und Kastanienwäldern, oder Saaten und Wiesen hervor. Jenseits des Rheins sieht

man

man an den Ufern des Mains Hochheims goldene Hügel; die Haine und Burgen der Bergstraße, die Reihen von Nußbäumen, mit welchen diese unstreitig schönste und angenehmste Landstraße besetzt ist; die fruchtbarsten Felder und Wiesen, mit welchen sie, wie mit Teppichen, eingefaßt ist; die Hügel und Berge, deren Scheitel mit Hölzung und deren Wölbungen mit Weinreben bepflanzt sind. Man sieht die große Menge Mandeln und Kastanien, die an der Straße wachsen und in Weinbergen stehen. Hanf und Flachs bedecken ganze Felder mit ihren schönen Blumen und Früchten; Färberröthe oder Krapp, sogar Rhabarber wird hier gezogen. Ihr goldenes Füllhorn hat die Natur über diese Flur gegossen. Der Hauptort Oppenheim, wovon sonst ein ganzes Amt den Namen trug, zu welchem zwölf Flecken gehörten, liegt an einem sanft emporstrebenden Hügel beim Rhein. Eine fliegende Brücke verbindet beide Ufer mit einander. Traurige Ruinen von abgebrannten Kirchen und Pallästen sind noch redende Beweise von der Verwüstung, welche die Franzosen im Jahr 1688 über diese gesegnete Fluren brachten. Das Schloß ist von den Franzosen ganz zerstöret. Schön hat sich der Ort wieder erhohlt; prächtige Häuser zeichnen ihn aus. Katholiken, Reformirte und Lutheraner haben hier ihre Kirche. Die große Pfarrkirche gehört den Reformirten. Nahe bei Oppenheim, am Fuße eines sehr steilen Berges, der in den Rhein blickt, sieht man das Dorf Nierstein, berühmt wegen seines Weines. Dieser Wein ist der feurigste, lieblichste und beste Rheinwein, den die Pfalz und das ganze Ufer hervorbringt.

Am Flusse Selz, der am Fuße des Donnersbergs ensteht, in einem Halbzirkel von Westen nach Osten

das Mainzer Arrondissement durchschneidet und gerade mitten zwischen Bingen und Mainz in den Rhein fließt, liegen die schönen Kantone Alzei, Bechtheim, Niederolm und Ober-Ingelheim. Der Fluß Selz bildet ein angenehmes Thal, welches mit Wiesen, Weinbergen, Obstbäumen, Schlössern, Dörfern, Städten, Gefilden, Kastanienbäumen, Nußwäldern, Tabakspflanzungen und Mühlen auf das freundlichste abwechselt. Der Ackerbau und die Viehzucht blühen hier ungemein; man hat alle Wälder ausgerottet und urbar gemacht, daher ist der Holzmangel sehr drückend. Alles ist im Ueberfluß, nur Zufuhr an Holz ist nöthig. Alle Gegenden des Departements sind damit versehen, nur da, wo der Ackerbau stark ist, fehlts. Der Hauptort im Kanton Alzey, war sonst eine Oberamtsstadt, die dem Oberamt Alzey den Namen gab und vier Städte und sechs und achtzig Flecken und Dörfer zählte. Alzey ist eine alte Stadt am Flusse Selz, in einem freundlichen Thale mit einem Schlosse. Hier saß der römische König Heinrich gefangen; der seinen Vater Kaiser Friedrich II. vergiften wollte. Hier starb der große Kurfürst Friedrich II. im Jahr 1556. Schrecklich wurde die Stadt von den Franzosen 1689 behandelt, sie brannten sie nieder mit der alten festen Burg. Schöner erhob sich die unglückliche Stadt aus den Trümmern empor. Izt hat sie schöne Häuser, muntere Straßen und trefliche Kirchen. Die Reformirten haben die große Kirche, die Lutheraner und Katholiken niedliche Bethäuser. Man findet hier Spuren des Aufenthalts der Römer. In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts fand man nahe an der Stadt einen schönen römischen Altarstein mit der Inschrift: Nymphis Vicanialtiacenses Aram Posuer. Einige Papiermühlen

wer-

werden durch die Selz getrieben; ihre Besitzer wohnen an den Ufern zwischen Kanälen, Wiesen, Weinbergen und Obstbäumen. Im Kanton Bechtheim giebt es eilf Oelmühlen. Weiter die Selz herab liegt der Kanton Niederolm in einer eben so reizenden, fruchtbaren Gegend. Tiefer herab bis an die Mündung der Selz läuft der Kanton Ober-Ingelheim in einer sehr fruchtbaren und abwechselnden Lage. Der Hauptort Ober-Ingelheim ist wegen seines Alters eben so berühmt als wegen seines fruchtbaren Bodens. Ein Königshof war da, der itzt der Saal zu Ingelheim genannt wird. Im Jahr 948 wurde hier eine Kirchenversammlung gehalten, auf welcher die zahllosen Bischöfe aus Deutschland, Italien, Frankreich und Spanien erschienen. Nieder-Ingelheim, ein wohlgebautes Dorf, nahe bei der Stadt Ober-Ingelheim, beim Fluß Selz, soll der Geburtsort Kaisers Karl des Großen seyn. Gewis ist es, daß er sich hier oft aufzuhalten pflegte. Vermuthlich ließ er den dasigen Pallast in den Jahren 768 und 774 bauen. Kaiser Friedrich I. ließ 1154 ein Gebäude hier aufführen, dessen Ruinen, mit Moos bewachsen, den Alterthumsforscher anziehen. Dieser Ort ist auch der Geburtsort eines berühmten Geographen, des verdienstvollen Sebastian Münsters.

Tiefer in das Departement herein, hinter den Quellen der Selze, auf dem hohen Gebürge des Donnersberges und den lachenden Ebenen, die sich an seinem Fuße hinziehen, ruht in üppiger Lage der Kanton Kirchheim-Boland. Ehemals gehörte die Herrschaft Kirchheim und Stauff zu den Nässau-Weilburgischen Landen. Von Philipp Grafen von Sponheim, genannt von Bolanden, kamen sie durch Heirath an

das Nassau-Weilburgische Haus. Majestätisch erhebt hier der Donnersberg seinen Gipfel in die Wolken. Der Scheitel und die Wölbungen sind vortreflich angebaut; Eichen-Buchen- und Kastanienwälder umkränzen das Gebürge; freundliche Dörfer und Schlösser blicken aus den Wäldern hervor. In den Eingeweiden des Gebürges giebt es Quecksilbergruben und Agathen. Am Fuße des Berges breiten sich Wiesen, Fluren, Weinberge und Obstgärten aus. Die Bäche in den Thälern treiben Mühlen. Der Hauptort Kirchheim-Boland steht munter und heiter auf einer Anhöhe, welche sich mitten in einer fruchtbaren Gegend sanft emporhebt. Zwei neue Straßen, mit schönen Gebäuden besetzt, laufen in schnurgerader Linie durch. Ein schönes Schloß mit einem treflichen Garten zieret die Stadt. Ehemals stand in der Nähe das Schloß Boland, das Stammhaus der vorigen Dynasten; itzt ist eine Meyerei an dessen Stelle. Gigantisch zeigt sich hinter der Stadt der Felsen Königsstuhl auf dem Donnersberg. Sieben Quecksilbergruben, eine Papiermühle, eine Mühle zum Poliren der Agathe und einige Ziegelhütten sind merkwürdig in diesem Kanton.

Dort nach Westen am Nahe- und Glanfluß, wo beide sich mit einander vereinigen und das Donnersberger Departement scheiden von den Saar- Rhein- und Moseldepartementen, liegen die zwei letzten Kantone des Mainzer Bezirks, nämlich Wöllstein und Wörrstadt. Mit Bergen und Thälern und Ebenen wechseln diese Kantone. Lieblich ist das Thal, welches der Glanfluß und der Nahefluß bilden. Im Kanton Wöllstein liegt unter dem Namen der Karlshalle ein Theil der Kreuznacher Salinen, dessen Ertrag ein Sie-

ben-

bentheil des Ganzen ausmacht. Die Karlshalle hat nur einen schwachen Grad von Salz und zwei verfallene Gradirhäuser.

Kapitel XIII.

Das Arrondissement von Speier.

Der Speier Bezirk zieht sich in einer der lachendsten, fruchtbarsten Gegenden den Rhein herauf bis nach dem Departement vom Niederrhein. Er umfaßt die goldenen Fluren von der Pfalz, Worms und Speier. Obstwälder, Kastanienwälder, Nußwälder, Weinberge, Flachsgefilde, Tabakspflanzungen, Wiesen, Hügel, Thäler, Berge, Schlösser, Dörfer und Städte begegnen dem Auge, wohin es nur blickt in den mannichfaltigsten Zeichnungen. Das Hartgebürge fängt im Elsaß oberhalb Weißenburg an und erstreckt sich in die Länge ungefähr zwei und zwanzig Stunden bis nahe an Alzei. In dem Pfälzischen bei Neustadt und über Türkheim sind die Wölbungen dieses Gebürges bis fast auf die Höhen mit Weinstöcken bepflanzt und der Scheitel mit hohen Eichen gekrönt. Die Grenzen dieses Bezirks sind nach Osten der Rhein, nach Westen das Hart- und Donnersbergsgebürge, nach Süden das Departement vom Niederrhein, nach Norden der Mainzer-Bezirk. Er zählt zehn Kantone.

Fast alle Kantone dieses Bezirks liegen am Rhein; bald sind die Hauptorte, bald die Wiesen; bald der Fuß eines Hügels vom Rheine gebadet. Fast jeder Kanton hat die glücklichsten, wohlhabendsten Einwohner; Wiesen, Gefilde, Obstwälder, Weinberge und

Berg=

Bergwerke. Eine große, schöne Landstraße führet auf Straßburg und erleichtert Handlung und Gewerbe. Aus dem Sande des Rheins wird hier das beste Gold gewaschen. Dergleichen Goldwäsche findet man in Menge an dem Ufer des Rheins. Diesem Golde haben die rheinischen Goldgülden ihren ersten Ursprung zu danken Die malerischsten Prospekte eröfnen sich hier von den Hügeln, Bergen und Flächen über die Fluten des Rheins auf die jenseitige Pfalz. Mit Entzücken betrachtet man die üppige Natur, deren Pracht kein Pinsel mahlt. Das Auge ruht wollüstig bald auf den Fluten des Rheins und des Neckars, die sich hier gegenüber vermählen und liebkosend den Blumenrand reicher Ufer bespühlen, bald auf das majestätisch emporragende Mannheim. Weiter hinüber schweift der Blick in die goldenen Wiesen oder Weinberge, oder Obstwälder oder Gärten. Wer ihn sieht, diesen Zauberort, der glaubt in Elysium zu seyn oder in einem Feensitz zu wandeln, wo die Wohlgerüche der Bäume und die Pracht der Kunst und der Natur überirrdische Kräfte äußern. Trunken vom Genusse verliert sich der Blick in unnennbaren Seeligkeiten. An diesem Zauberufer zählet man zehn Kantone, hundert ein und achtzig Gemeinden, sieben und dreißig Höfe, hundert fünf und zwanzig tausend, hundert neun und dreißig Seelen und eine Million, dreimal hundert sechs und sechzig tausend, fünf hundert zehn Franken an Steuern; ein hundert vier und achtzig tausend, acht hundert neun und zwanzig Morgen Ackerland, zwei und zwanzig tausend und siebenzig Morgen Wiesen, dreizehn tausend zwei hundert neun und sechzig Morgen Weinberge, ein hundert und neun tausend, vier hundert fünf und vierzig Morgen Waldungen, und einige hundert Morgen

gen

gen Kastanien- Obst- Mandeln- und Nußalleen oder Wälder. Die Zahl der Häuser ist zwei und zwanzig tausend sechs hundert vier und zwanzig. Man muß erstaunen, wenn man bedenkt, daß hier bei allen Arten des Gebrauchs der Felder, zum Flachs, zum Tabak, zu Maulbeerbäumen, zum Krapp u. s. w. dennoch ein so großer Ueberschuß an Getreide ist, daß die Einwohner ihn unmöglich konsumiren können. In gewöhnlichen Jahren bleibt nach Abzug dessen, was verzehrt wird, blos im Speierer Bezirk, ein Ueberschuß von sieben tausend neun hundert vierzig Zentner und fünf und achtzig Pfund.

Der Kanton Speier liegt in einer schönen fruchtbaren Gegend am Rhein. Der kleine Fluß oder Bach, der Speierbach genannt, der aus den Hartgebürgen hervorquillt, durchströmet den Kanton und ergießt sich unterhalb der Stadt Speier in den Rhein. Wälder, Berge, Thäler, Aecker, Wiesen, Weingärten, Kastanien- und Mandelnalleen geben ihm einen zauberischen Reitz. Der Böhe- oder Biewald, den Schöpflin von der hier treflich gedeihenden Bienenzucht, den Bienenwald nennt, erhebt sich malerisch über der Fläche und öfnet eine reiche Aussicht; man übersieht den langen Lauf des Rheins, die grünen Ufer, die Kastanien- und Nußwälder, die Weinberge, jenseits des Rheins das schöne Schwetzingen mit seinen seltenen Anlagen. Ackerbau, Viehzucht, der Bau des Tabaks und der Färberröthe blühet hier. Der Hauptort Speier, ehemals eine freie Reichsstadt des deutschen Reichs, itzt der Sitz des Distrikts, erhebt sich aus den Fluten des Rheins, von welchem er an der Ostseite bespült wird. Nach Norden und Süden wird er von Bächen umgeben. Diese alte

Stadt

Stadt hat die schrecklichsten Schicksale erfahren. Verschiedene Male ist sie verwüstet. Die jetzigen Gebäude sind neu. Es sollen hier nur drei hundert Bürger und über neun hundert Hintersassen seyn. Die Kathedralkirche des Hochstifts hat ihren Glanz verloren; das Chor ist wieder hergestellt; allein die marmorne Grabmäler der daselbst begrabenen acht Kaiser und drei Kaiserinnen, sind verwüstet und die Gebeine zerstreut. Die drei Nebenstifte, die katholische Pfarrkirchen, Mönchen- und Nonnenklöster und das deutsche Haus geben der Stadt ein schönes Ansehen. Die Lutheraner machen den größten Theil der Einwohner aus, haben zwei Kirchen und ein Gymnasium. Der Magistrat ist lutherisch und das Rathhaus nach der französischen Verwüstung wieder modern und regelmäßig gebaut. Speier ist bekanntlich eine sehr alte Stadt. Schon vor der christlichen Zeitrechnung war sie unter dem Namen der Nemeter Stadt bekannt. In dieser Gegend wohnte ein Volk, daß die römischen Schriftsteller Tacitus und Plinius die Nemeter nennen. Ueberall in und um Speier findet man Beweise des Aufenthalts der Römer. Die Franken nahmen sie den Römern ab. Ein königlicher Pallast erhob sich zu diesen Zeiten in Speier, sie wurde eine der ersten und ursprünglichsten Reichsstädte, mit den ansehnlichsten kaiserlichen Privilegien beschenkt, und bekam das Stapelrecht am Rhein. Feierlich mußte der Bischof, ehe er in die Stadt ritte, den Freiheiten huldigen. Auf einem großen Platze, nach der Domkirche zu, stund ein steinernes Denkmal, welches die bischöfliche und städtische Gerichtsbarkeit schied. Der eigentliche Ursprung des Bisthums ist unbekannt. Man nennt einen Bischof von Speier, Namens Jesse, welcher im Jahr 348 auf einer Kirchenversammlung

zu Köln gewesen seyn soll. Der fränkische König Dagobert I. soll im Anfang des siebenten Jahrhunderts das Bisthum Speier von neuem errichtet und seinen Kapellan Athanasius zum Bischof angeordnet haben. Hier in dieser merkwürdigen Stadt kam der Name Protestanten auf. Man hielt nämlich im Jahr 1530 hier einen Reichstag, auf welchem man den Anhängern Luthers, Zwinglis und Oecolampads zumuthen wollte, daß sie fernerhin und überhaupt so lange keine Neuerungen in der Religion vornehmen sollten, bis ein allgemeines Concilium versammlet seyn würde. Hiegegen widersetzten sie sich, sie protestirten dagegen. Und daher nannte man sie damals und auch itzt noch Protestanten. Im Jahr 1689 zerstörten die Franzosen die Stadt gänzlich; zehn Jahre lang blieb sie wüste liegen, erst nach dem Ryßwickischen Frieden fieng man an, sie wieder zu bauen. Die eigentliche bischöfliche Residenz liegt jenseits des Rheins, zu Bruchsal, prächtig ist dort das fürstliche Schloß. Gegenüber auf einem hohen Berge ist ein großes Wasserbehältniß für die Springbrunnen im Vorhofe des Schlosses und im fürstlichen Garten. Auf dem rechten Rheinufer sieht man noch die berühmte Festung Philippsburg. Im münsterschen Frieden erhielt Frankreich das Recht, hier eine Besatzung zu legen, welches Recht aber Frankreich im Nimegischen Frieden 1679 an den Kaiser abtrat. In den neuern Zeiten war Philippsburg der Hauptauftritt der streitenden Partheien.

Zur Linken von Speier, den Rhein herab, liegt der Kanton Worms zwischen lachenden Gefilden, fetten Wiesen, goldnen Weinbergen. Hier wächset der angenehme Rheinwein, der unter dem Namen unserer

lie-

lieben Frauen Milch bekannt ist. Nahe beim Rhein, in der überaus reizenden Gegend, wo sich die vereinigte Prim-Els-und Gräsebach in den Rhein ergießen, sieht man die berühmte Stadt Worms. Von allen Seiten bietet sie die schönste Aussicht dar. Sie hat ungefähr sieben hundert Häuser und sechs tausend Menschen. Der Dom, die Stifter, Klöster, Pfarrkirchen und schöne Häuser geben der Stadt ein großes Ansehen. Die Einwohner sind größtentheils Protestanten. Die Lutheraner haben drei Kirchen, die Reformirten eine, die Katholiken haben die von Quadersteinen erbaute schöne Kathedralkirche, vier Kollegiatkirchen, eine Pfarrkirche, drei Mönchen- und drei Nonnenklöster. Der Johanniterorden hat das Haus zum weißen Kreuz, welches zu der Commenthurei Hangenweisenheim gehört. Der Bischofshof oder bischöfliche Pallast ist ein modernes seit 1717 erbautes Gebäude. Nahe dabei steht die Domprobstei und an den Seiten umher stehen die Häuser der Domherren. Ausserordentlich viel Merkwürdiges hat die Stadt. Kaum giebt es eine Stadt, welche so viele Merkwürdigkeiten aufzuweisen hat. Sie ist sehr alt; sie war sonst die Hauptstadt eines Volks, welches die römischen Schriftsteller die Vangioner nennen, daher heißt sie auch Vangiona, beim Marcellin Vangio, beim Antonin Bormilomagus; die Franken nahmen sie den Römern ab; 407 wurde sie von den Vandalen, 451 und 938 von den Hunnen, 891 von den Normännern und 1689 von den Franzosen verwüstet. Außerdem litte die Stadt viel durch Erdbeben, Feuersbrünste und andere Zufälle. Besonders merkwürdig wird die Stadt durch die vielen fürstlichen Versammlungen, königliche und kaiserliche Vermählungen. 1495, 1521 wurden hier wichtige Reichstage gehalten.

Hier

Hier mußte Doktor Luther erscheinen, um sich wegen seiner Neuerungen vor dem Kaiser zu verantworten. Hier gewann sein hoher Muth, den er zeigte, Tausende der neuen Lehre.

Zur Linken von Worms, den Rhein herunter, findet man den Kanton Pfeddersheim, und zur Rechten, den Rhein herauf, kommt man in die Kantone Frankenthal, Grünstadt, Dürkheim, Mutterstadt. Paradiesisch liegt der Kanton Dürkheim. Aecker, Wiesen, Weinberge, Thäler, Alleen, Palläste machen den Kanton angenehm. Der Hauptort Dürkheim war die Residenz der Grafen von Leiningen, welche zwei Palläste und viele Lustschlösser daselbst hatten. In der Nähe von Dürkheim liegen die Salinen der Philippshalle, die aus sechs Gradirhäusern bestehen, welche ihr Wasser aus drei Quellen erhalten, wovon der erste, Engelsbrunn genannt, beinahe 1 1/2 Grad Salzung, der zweite Altbrunn nur 3/4 Grad und der letzte Bleichbrunn 1 Grad Salzung hat. Noch ein vierter, der Klammerbrunn, wird schon seit dreizehn Jahren wegen Wassermangel in der Isenbach nicht mehr gebraucht. Sonst gewann man in diesen Salzwerken sieben tausend Malder Salz, itzt ist die Saline ein Nationalgut und wird merklich verbessert. Nebst dieser Saline sind noch in diesem Kanton bei der Gemeine Hardenburg ein Eisenhammer, eine Waffenschmiede und eine Papiermühle. Der Kanton Grünstadt ruht auf üppiger Flur im Wormsgau. Auch hier hatten die Grafen von Leiningen ihre Residenzschlösser, Gärten, Alleen, Teiche und Lusthäuser. Der Kanton Frankenthal nicht weit vom Rheine zeichnet sich durch Fabricken und Manufakturen aus. Hier werden wol-

lene Stoffe, Tücher, Tapeten, Strümpfe, Damast, baumwollene Zeuge, seidene Zeuge, Cattun, Zitz, Karten, Gold- und Silberfaden, Seiden- Gold- und Silbergaze, Rauch- und Schnupftabak, Porcellan, Puder, Stärke, Wachs- und Talglichter, Oblaten, Siegellack, englische Feilen und Nadeln fabricirt. Der Hauptort des Kantons, Frankenthal, ist gleichsam die Niederlage der Produkten, von wo aus sie weiter versendet werden. Diese schön gebaute und ehemals befestigte Stadt hat einen Kanal, der 1 1/2 Stunde lang und dreißig Schuhe breit ist, er führet sehr bequem in den Rhein. Die Gegend umher ist zwar ein wenig sandigt, aber ungemein fruchtbar und gleichsam der Gemüsegarten für Manheim. Kurfürst Friedrich III. ließ 1662 viele geflüchtete protestantische Niederländer sich hier anbauen; der Ort erhob sich zu einem Dorf, dann zu einem Flecken und endlich zu einer blühenden Stadt. Sie ward 1688 von den Franzosen verwüstet, aber sie erhohlte sich bald; die Seelenzahl stieg von tausend zu vier tausend fünfzehn. Der Kanal wurde erneuert. Zwei reformirte Kirchen, und ein Pädagogium, eine katholische und eine lutherische Kirche sind in der Stadt. Manufakturen für Pocellan, Wollenzeuge, Wollen- und Seidenfärberei, Gold- und Silberfaden, Wachs- und Talglichter, papierne Tapeten und Karten, Stärke und Puder, Seife, Nadeln, Simil'or-Dosen, Etuis, Seiden- Gold- und Silbergaze wurden hier angelegt: Es waren vier hundert ein und dreißig herrschaftliche Gebäude. Der Krieg störte Fabricken und Manufakturen. Die Porcellanfabrick ist nach Grünstadt verlegt, wo sich ein Eisenwerk und einige Papiermühlen befinden.

Hier

Hier am Speierbach erstreckt sich der Kanton Neustadt, und dort an den Grenzen des Departements vom Niederrhein an der Queich der schönste Kanton Germersheim. In diesen schönen Gegenden ist das Hartgebürge bis an die Hälfte seiner Anhöhen mit treflichen Weinstöcken bepflanzt; Wiesen, Aecker, Obstwälder umkränzen die freundlichsten Dörfer und Städte. Malerisch liegt der Hauptort Neustadt in einem tiefen Thale, von dreien Seiten umgeben mit den hohen Bergen des Hartgebürges. Heiter und munter ist die Gegend, das Hartgebürge glänzt von Trauben. Hier wächst der unter dem Namen des Gansefüssers bekannte Wein. In zwei Armen ergießt sich der Speierbach durch die Stadt. Am Abhange eines vortreflich bebauten Berges liegt das schöne Dorf Hart, über welchem die Ruinen eines alten Schlosses prangen. Nahe bei Neustadt am Hartgebürge wächst ein rother Wein, der dem Burgundier gleich kommt. Kupfermühlen, mehrere Waffenschmieden und Papiermühlen blühen hier. Am Rheine liegt ein uraltes Dorf Altripp, Alta ripa, wo ein römisches Castel war, wovon man noch 1380 Spuren sah; itzt bedeckt sie das Wasser des Rheins. Am Rheine, wo sich der Fluß Queich mit ihm vereinigt, sieht man die Stadt Germersheim, von welcher der Kanton den Namen hat. Sie muß zu der Römer Zeiten schon bekannt gewesen seyn und den Namen Vicus Julianus getragen haben. Eine Goldwäsche und gute Fischerei ist hier. Rudolph der Erste von Habsburg ist hier gestorben. Das alte Schloß ist zerstöret; Churfürst Friedrich II. hat neben der Stadt ein neues Schloß aufführen lassen und nach seinem Namen Friedrichshügel genannt. Einige Privatpersonen haben einen neuen Rheinkanal angelegt. In diesem Kanton

wird

wird der beste und meiste Flachs gezogen. Unendliche Reize sind über die Fluren verbreitet; die mannigfaltigsten Mischungen von Getreidefeldern, Wiesen, Weinbergen, Obstwäldern, Nuß- und Mandelnalleen begegnen dem Blicke.

Kapitel XIV.

Das dritte Arrondissement Kaiserslautern.

Dieser Bezirk zieht sich an dem rechten Ufer des Glanflusses über Berge und Thäler hin. Er grenzt gegen Osten an das Hart- und Donnersbergergebürge oder Speierarrondissement; gegen Westen an das Glanufer oder Saardepartement; gegen Süden an den Zweibrückerbezirk, und gegen Norden an das Rhein- und Moseldepartement und an das Mainzer Arrondissement. Er umfaßt das ehemalige Fürstenthum Lautern und einige Oerter von Veldenz. Der Glanfluß, welcher in Süden entspringt, und sich gegen Norden mit dem Nahefluß vereinigt, bildet ein freundliches Thal, in welchem Wiesen, Weinberge, Palläste, Dörfer und Städte in den mannichfaltigsten Mischungen abwechseln. Die vornehmste Erwerbzweige sind Kupferbergwerke, Eisenhütten, Hammerwerke, Steinkohlengruben, Achatberge, Salzquellen, Quecksilbergruben. Nach den Tabellen des B. Lehne in seinem historisch-statistischen Jahrbuch für das Jahr 9, enthält der Bezirk von Kaiserslautern ein hundert sieben und sechzig Gemeinden, hundert vier und dreißig Höfe, drei und fünfzig tausend und zwei und fünfzig Seelen, und fünfmal hundert sieben und fünfzig tausend, ein hundert und sechzig Franken an Steuern; einmal hundert neun und vierzig

tau-

tausend, sechs hundert achtzig Morgen Ackerland, ein und zwanzig tausend sieben hundert acht und zwanzig Morgen Wiesen, tausend neun hundert neun und achtzig Morgen Weinberge, einmal hundert ein und dreißig tausend, vier hundert sieben und sechzig Morgen Waldungen, sechs und vierzig tausend ein hundert neun und siebenzig Morgen Nationalwaldungen. Der ganze Bezirk ist in acht Kantone eingetheilt, und zählt acht tausend fünf hundert achtzehn Häuser.

Hier an dem Flüßchen Lauter, mitten im Bezirk, ist der Kanton Kaiserslautern. Die Lauter entspringt am westlichen Abhange des Hartgebürges, fließt durch ein stilles Thal von Süd-Osten nach Nordwesten und vereinigt sich bei Lautereck mit dem Glanfluß. Viele Wiesen und einige Eisenhämmer machen das Lauterthal lebhaft. Der Hauptort, Kaiserslautern, erhebt sich an den Quellen des Flüßchens. Ein Schloß, welches Kaiser Friedrich erbaute; die Kirchen der drei Confessionen; die Siamoismanufaktur und schöne Häuser geben der Stadt, die ehemals eine Reichsstadt war, viel Ansehen.

Dort, wo sich das Flüßchen Lauter mit dem Glanfluß vereinigt, sieht man den Kanton Lautereck. Er ist reich an Steinkohlen. Die ergiebigste Grube ist die, welche man Holzkreuz nennet. Sie liefert jährlich dreißig tausend Malter in die Oefen der Bergwerke von Stahlberg, Landsberg, und der Theodorshalle bei Kreuznach. Sie gehört der Republik, besteht aus drei und vierzig Bergleuten, und giebt einen jährlichen reinen Gewinn von zwei tausend acht hundert sechs und dreißig Franken. Der Hauptort Lautereck in dem

ehemaligen Fürstenthum Veldenz, am Flusse Glan, hat ein fürstliches Schloß.

Zur Rechten von Lautereck, tiefer den Glanfluß herab, erstreckt sich der Kanton Obermoschel mit seinen Queckſilbergruben. Am berühmtesten ist der Moschel-Landsberg, dessen Bergwerke seit zwei hundert Jahren bearbeitet wurden. Man gewinnt jährlich fünfzehn tausend Pfund Quecksilber, welches an Gelde, nach Abzug von vierzig tausend Franken Ausgaben, einen reinen Gewinn von sechzehn tausend Franken abwirft. Hundert drei Bergleute arbeiten darin. Außer diesen Bergwerken giebt es noch sieben weniger ergiebige und benutzte Quecksilbergruben und eine verlassene Silbergrube auf dem Seelberg, wovon die so genannte Seelberger Thaler geprägt sind. Steinkohlengruben und Steinbrüche für Mühlensteine findet man überflüssig. Der Hauptort Obermoschel liegt angenehm unter dem zerstörten Schloß Landsberg.

Nach Süden, oberhalb Lautereck, liegt der Kanton Rockenhausen, reich an Quecksilbergruben. Den Stahlberg hat man zu bauen angefangen. Man fand zuerst Silberadern, da aber diese nicht ergiebig genug waren, fieng man an nach Quecksilber zu forschen. Der dreißigjährige Krieg störte die Arbeiten, die man im Jahr 1728 wieder erneuerte. Auf dem Berge wohnen hundert fünf und vierzig Bergleute, von denen sich jeder eine Hütte gebaut hat. Aus sechs Gruben gewinnt man jährlich ungefähr zwanzig tausend Pfund Quecksilber. Außerdem giebt es in diesem Kanton einige unbedeutende Schichten Bergharz und Steinkohlen.

Der Kanton Winnweiler umfaßt die ehemalige Reichsgrafschaft Falkenstein, grenzt gegen Süden an das Fürstenthum Lautern, gegen Osten an Kirchheim-Boland, von welchem er durch den Donnersberg getrennt wird. Die ganze Gegend ist bergigt, steinigt, rauh, und bringt außer Hafer und Kartoffeln kein Getreide hervor. Aber beträchtlich sind die Bergwerke. Das Bergwerk des Guinant zieht seine Materialien aus den Eisengruben im Langenthale bei Imsbach. In diesem Thale findet man auch einige verlassene Silber-Kupfer- und Kobaltgruben. Im Kanton Wolfstein, hier zwischen dem Glan- und Lauterfluß, sind dreizehn Quecksilbergruben und eine noch größere Anzahl Probeminen. Die Gruben des Potbergs werden fleißig bebaut; die ergiebigste und bequemste ist der Dreikönigszug. Vor dem Kriege rechnete man jährlich auf zwanzig tausend Pfund Quecksilber, welches einen reinen Gewinn von drei und vierzig tausend sechs hundert sieben und dreißig Franken abwarf. Es arbeiten in dieser Grube acht und vierzig Bergleute. Neun, meistens unbearbeitete Steinkohlengruben giebt es hier und schöne Agathe werden daselbst geschliffen. Hier, wo der Zwischenraum zwischen dem Hart- und Donnersgebürge ist, liegt der Kanton Otterberg, und dort nicht ferne davon der Kanton Göllheim. Man findet hier bei Eisenberg ein Eisenwerk; auch wird daselbst die bekannte Eisenberger Erde gegraben, die in Glashütten gebraucht wird. Papiermühlen und Ziegelhütten giebt es in dem Kanton und diese machen ihn lebhaft.

Kapitel XV.

Das vierte Arrondissement von Zweibrücken.

Dieser lezte Bezirk des Donnersberger Departements ist bergicht, an Holz hat es Ueberfluß, und an Getraide keinen Mangel, obgleich an einigen Orten der Boden so sandicht ist, daß er nichts als Hafer trägt. An einigen Orten, am Glanfluß, giebt es Weinwachs und überhaupt an den kleinen Flüssen und Bächen giebt es schöne Wiesen und Viehzucht. Eine Menge kleiner Flüsse durchströmen den Distrikt und bilden freundliche Thäler, in welchen Wiesen, Mühlen, Palläste und Dörfer und Städte wechseln. Nach Osten fließt die Queich, nach Süden die Erlbach und Loisebach, nach Westen die Hornbach, welche die Schwalb und Averbach aufnimmt und in die Blies fällt, welche sich mit der Saar vereinigt. Der Zweibrücker Bezirk zählt acht Kantone, hundert sechs und fünfzig Gemeinden, ein und neunzig Höfe, zwei und sechzig tausend und neun und siebenzig Seelen, und sechsmal hundert drei und zwanzig tausend, fünf hundert und achtzig Franken an Steuern; einmal hundert fünf und achtzig tausend, acht hundert ein Morgen Ackerland, neun und zwanzig tausend vier hundert drei und vierzig Morgen Wiesen, ein tausend zwei hundert drei und fünfzig Morgen Weinberge, einmal hundert zwei und fünfzig tausend, fünf hundert acht und fünfzig Morgen Waldungen, und sechs und vierzig tausend neun hundert zwei und fünfzig Morgen Nationalwaldungen; Gebäude neun tausend neun hundert zwei und vierzig.

Hier an der Blies, welche die Hornbach aufnimmt, im sogenannten Bliesgau, ist der Kanton Zweibrücken.

Zwei

Zwei Oelmühlen und Gypsmühlen, eine Pulvermühle und zwei Ziegelhütten sind im Kanton. Der Hauptort Zweibrücken erhebt sich munter zwischen der Hornbach und der Blies, die schönen Straßen, die prächtigen Häuser, das modern gebaute Schloß, die Woll- und Baumwollmanufakturen machen den Ort wohlhabend und glänzend. Von der großen Stadtkirche haben die Katholiken das Chor und die Reformirten das Schiff; die Lutheraner haben eine eigene Kirche, und die französischen Reformirten ebenfalls. Der polnische König Stanislaus hielt sich hier auf und legte vor der Stadt in einem schönen Thale einen Lustort an, er heißt Schuflick und ist größtentheils zerstört. Dort nach Osten, an den Grenzen des Niederrhein-Departements, ist der Kanton Pirmasens, wo eine vortrefliche Glashütte ist, die zwei hundert fünf und zwanzig Gulden und tausend Spiegelplatten Abgabe liefert. Der Hauptort Pirmasens ist von der Schlacht berühmt, welche der Herzog von Braunschweig den Franzosen lieferte, und die ihm den Lorbeer des Helden reichte. Von hier streckten sich die Weißenburger Linien, welche die Franzosen zuletzt durchbrachen. Hier am Queich auf den goldenen Fluren des Pfälzischen ist der Kanton Anweiler, dort am Hornbach der Kanton Hornbach. Hier an den Quellen der Glan liegt der Kanton Landstuhl, dort zwischen Landstuhl und Zweibrücken der Kanton Homburg, nicht fern davon die Kantone Mödelheim und Waldfischbach.

Ka-

Kapitel XVI.

Das Saar-Departement.

Dort, wo am stillen Abend die goldene Sonne sich nach vollbrachtem Lauf hinter die Fluren hinabsenkt; wo die goldgesäumten Wölkchen und das blaue Gewölbe des Himmels sich in ihrem scheidenden Glanze erfreuen; fern von des Rheines köstlichen Ufern, nach Westen, zieht sich das Saardepartement hinter dem Bogen des Halbmondes, den das Rhein- und Moseldepartement bildet, über furchtbare Berge und schauerliche Abgründe, über freundliche Thäler und treflich bebaute Abhänge und Fluren dahin. Eigentlich gehört es nicht zum fränkischen Rheinufer, es berührt dasselbe an keinem Punkte; allein es gehört zu den neuen Departementen; welche Frankreich durch Abtretung des linken Rheinufers gewann, und die Länder, aus welchen es zusammengesetzt ist, erstreckten sich ehemals bis an den Rhein. In so weit muß es zu dieser Geschichte mitgenommen werden.

Fast von allen Seiten ist das Departement von Bergen umfaßt und allenthalben von Hügeln und Bergen durchkreuzt. Zwischen diesen Bergen rauschen erquickende Ströme, an deren beiden Ufern freundliche Thäler in malerischen Krümmungen sich schlängeln. Mit Wiesenteppichen belegt ist die Flur dieser Thäler; mit Wiesenteppichen behangen sind die Seitenwände der Berge; mit Weinstöcken bekränzt sind die Wölbungen. Auf den Höhen und in den Tiefen lachen zauberische Landschaften, Dörfer, Städte, Palläste, Klöster, Abteien, kostbare Anlagen von Gärten, Obst-

bäu-

bäumen, Alleen und Spaziergängen. Mühlen und Hämmer hallen durch die Thäler; Achatberge, Kupferbergberke, Eisengruben beschäftigen tausend Hände. Eine große lebhafte Straße aus Frankreich führet durch dieses Departement und erleichtert Handlung und Gewerbe. Viehzucht und Weinwachs machen die Gegend blühend. Heilsame mineralische Quellen sind in der Gegend von Birkenfeld. Selbst die Wildniß ist hier schön; so angenehm finster, daß der Gram zu einer Wollust wird.

Dieses ganze Departement ist ein Irrgarten von lieblich verschlungenen Thälern. Dort fließen von Norden nach Süden, in einer Länge von sechs geographischen Meilen, die entzückenden Flüsse Kyll, Lieser und Issel; an ihren Ufern ruhen sanfte Thäler, und da, wo sie sich mit der Mosel vereinigen, verdoppeln sich die Thäler. Hier im südlichen Departement strömen die Flüsse Saar, Blies, Glan und Nahe und bilden die reizendsten Landspitzen. Am schönsten sind die Thäler und Wiesen, welche die Mosel bildet. In den malerischsten Krümmungen drängt sie sich durch die Weinberge hin und bildet in zwölf Wendungen bald Halbinseln, bald Vorgebürge, bald lange Thäler.

Die Form des Departements ist länglicht, oben in Süden breit und läuft nach Norden in einen schmalen Strich zusammen. Die größte Länge von Süden, wo sich die Blies mit der Saar vereinigt, bis nach Norden, bei Schleiden, beträgt zwanzig geographische Meilen. Die größte Breite von der Landspitze, welche die Saar und die Mosel bei Freudenberg bilden, bis an die Landspitze bei Vereinigung der Glan und Nahe

sechs-

sechszehn geographische Meilen. Nach Norden ist die Breite nicht über sechs Meilen. Seinen Namen hat das Departement von der Saar. Dieser Fluß entspringt an den Grenzen des Niederrheindepartements, macht die Grenze zwischen dem Saar- und Moseldepartement und vereinigt sich oberhalb Trier mit der Mosel. Die Mosel durchströmt das Saardepartement von Westen nach Osten und zerlegt es in zwei Theile, in das Südliche und Nördliche. Das südliche Departement an dem rechten Ufer der Mosel ist ein schönes regelmäßiges Dreieck; eine Spitze des Dreiecks ist nach Westen bei Trier, die andere nach Osten, wo sich die Glan und die Nahe vereinigen, und die dritte nach Süden, wo sich die Blies und die Saar vereinigen. Das nördliche Departement am linken Ufer der Mosel läuft länglicht in einem Zikzak bis an die Monjoyer Gebürge, das Monjoyer Venn und den Ardenner Wald.

Das Departement umfaßt hier im Norden die dem reichsgräflichen Hause Manderscheid gehörigen Grafschaften, Herrschaften und Baronien, Blankenheim in der Eiffel, Gerolstein am Flusse Kyl und die an dem Flusse Kyl herumliegenden Baronien Junkerath, Dollendorf, Meerfeld, Kronenburg, Battingen, Daun, Kayll, Manderscheid; das Fürstenthum Aremberg in der Eiffel zwischen dem Erzstift Köln und dem Herzogthum Jülich; in Süden das Oberstift Trier; die Nassau Saarbrück-Saarbrückischen Lande; die Grafschaft Sponheim; das Fürstenthum Veldenz. Abwechselnd ist der Boden und die Fruchtbarkeit des Landes. Bekannt ist der Weinwachs im Trierschen und berühmt der Moseler Wein. Die Grafschaft Sponheim hat an der Mosel

und

und Nahe guten und überflüssigen Weinwachs, gutes Getreide, Obst- und Gartengewächse, Flachs, Holz, Schaafe, Hornvieh, Kupfer, Blei, Eisen, Agate und eine Stunde von Birkenfeld mineralische wohlthätige Quellen. Das Fürstenthum Veldenz an der Mosel hat seinen Weinwachs und seine Viehzucht. Die Nassau Saarbrück-Saarbrückischen Lande sind sandicht und voller Wälder, aber auch reich an guten Aeckern, Eisen und Steinkohlen, und lebhaft durch den Saarfluß und durch die große Straße, die aus Deutschland nach Frankreich führt. Die Herrschaft Ottweiler an der Blies ist ein gutes Kornland, hat abwechselnd schöne Hügel und Thäler. In der Gegend von Berncastel ist der rechte Hunsrück und der Boden traurig.

Des Saardepartements Grenzen sind nach Norden das Ruhrdepartement, eine von Schleiden nach Hamel zwischen Broch, Soeternich und Volemberg gezogene Linie; nach Osten das Rhein- und Mosel- und Donnersberger Departement, eine Linie, welche zu Hamel anfängt, über Ahrdorf auf dem linken Ufer der Ahr fortläuft, von da der Ahr bis zu ihrer Quelle gegen Kerpen folgt; von hier geht die Linie bis auf die Quelle der Jslach, gegen Uß, am rechten Ufer dieses Flusses, folgt dem rechten Ufer der Jsbach bis zu ihrem Einfluß in die Mosel, hier macht das linke Ufer der Mosel die Linie bis Trarbach, von Trarbach folgt sie dem kleinen Flüßchen, welches bei Trarbach fließt, geht von hier zwischen Nieder- und Ober-Cleinich, zwischen Val und Gromenau zwischen Leppersweiler und Kissert bis an die Kirn, welcher sie folgt bis zu ihrem Einfluß in die Nahe, von hier folgt die Linie dem Nahefluß bis an die Mündung des Glanflusses, von hier steigt sie hin-

hinauf bis zu der Quelle des Glanflusses längs dem linken Ufer, dehnt sich aus bis an die Blies und läuft am linken Ufer der Blies fort von Homburg bis Klosterhof am rechten Ufer der Bließ, von hier folgt die Linie der Bließ bis zu ihrem Einfluß in die Saar; gegen Süden sind die Grenzen die Bließ und gegen Westen das Departement von der Mosel und die Saar.

Das Saardepartement ist aus den vier Arrondissementen Trier, Saarbrück, Prum und Birkenfeld, und aus sechs und dreißig Kantonen zusammengesetzt. Zu dem Arrondissement Trier gehören die vormaligen acht Kantone: Berncastel, Budelich, Contz, Pfalzel, Saarburg, Schweich, Trier, Wittlich. Zu dem Arrondissement von Saarbrück gehören folgende acht Kantone: Arneval, Bliescastel, Lebach, Ottweiler, Saarbrück, Saint Wendel, Waldmohr und Merzig. Das Arrondissement von Prüm hat neun Kantone: Blankenheim, Daun, Gerolstein, Kilburg, Lyssendorf, Manderscheid, Prüm, Reifferscheid, Schoenberg. Das Arrondissement von Birkenfeld zählt folgende neun Kantone: Baumholder, Birkenfeld, Cousel, Grumbach, Hermeskeil, Herstein, Meisenheim, Rhaunen und Wadern.

Zufolge den eingeschickten Tabellen enthält das Departement von der Saar zehn hundert sechs und vierzig Gemeinden, über fünf hundert Höfe, zwei hundert neunzehn tausend, neun und vierzig Seelen. Das Arrondissement Trier zählt zwei hundert Gemeinden und sechs und sechzig tausend, hundert sechs und neunzig Seelen. Die Gemeinden Kleinich mit den vier dazu gehö-

gehörigen Ortschaften Fronhofen, Emmerodt, Pilmerodt und Gotzrodt sind durch den Kanton von Trarbach bestritten und werden zu dem Rhein- und Moseldepartement gezogen; die Gemeinden Beuzen und Kirf sind zwischen diesem und dem Moseldepartement getheilt. Das Arrondissement von Saarbrücken zählt zwei hundert drei und dreißig Gemeinden, sieben und fünfzig tausend, vier hundert acht und siebenzig Seelen. Die Gemeinden Herbach und Rheiskirchen gehören nicht mehr dazu, sie sind bestritten und zwischen diesem und dem Donnersberger Departement getheilt. Das Arrondissement von Prüm zählt drei hundert und eine Gemeinde, und ein und dreißig tausend, fünf hundert drei und siebenzig Seelen. Die Gemeinden Freilingen und Rohr sind durch das Forets-Departement contestirt; ebenso die Bauerschaften Clasroderhof und Fausenburg, die Nationalmühle und Neuenhof; die Gemeinden Beur, Bouzerath, Albenden, Engelfang, Frougau, Holzmülheim, Ohlenhart, Boderath, Soetenich, Urft und Zinxheim sind größtentheils durch das Ruhrdepartement contestirt, Ohlenhart durch das Rhein- und Moseldepartement. Das Arrondissement von Birkenfeld zählt drei hundert zwölf Gemeinden, drei und sechzig tausend acht hundert und zwei Seelen. Die Gemeinden Haupertsweiler und Seitzweiler gehören zum Kanton von Saint Wendel, obgleich die Munizipalität von Cousel sie hiehin gebracht hat. Winshof ist durch das Donnersberger Departement contestirt. Die Einkünfte dieses Departements sind ansehnlich; sie steigen bis zu fünf Millionen Franken. Die Zahl der Gebäude kommt an die achtzig tausend und die Anzahl der Morgen an Ackerland, Wiesen, Weinbergen, Waldungen und ödem Lande über zwei Millionen zwei hundert dreizehn tausend vier hundert sechs und dreißig.

Ka-

Kapitel XVII.

Das Arrondissement von Trier.

Hier an beiden Ufern der Mosel mitten im Departement liegt der Bezirk von Trier zwischen Wiesen und Weinbergen, auf Bergen und in Thälern. Der Weinwachs ist das beträchtlichste. Hie und da giebt es fruchtbare Aecker. Die Viehweiden sind schön und reich; die Thäler freundlich; die Berge liefern außer Wein und Holz und Wiesen und Wildprett, Steinkohlen, Gallmei, Eisen, Kupfer, Zinn, Silber und Gold. Hier wohnte ein Volk, welches die römischen Schriftsteller Treviri nennen, von welchen das Volk, die Hauptstadt und das Land bis noch den Namen tragen. Die merkwürdigsten Spuren des ehemaligen Aufenthalts der Römer findet man allenthalben. Man entdecket noch die Heerstraße, welche sie über den Hunsrücken anlegten, ihre Wasserleitungen, ihre Grabhügel, goldene und silberne Münzen. Man siehts, daß hier einmal der Hof oder die Residenz der römischen Kaiser war. Bis ins vierte Jahrhundert waren die Römer hier Herren; die Franken schlugen sie zurück und unterwarfen sich ihre Besitzungen. In der großen Theilung, welche Kaisers Ludwig I. Söhne und Nachfolger unternahmen, im Jahr 855 wurde dieses Land zu dem Königreich Lothringen gerechnet und 870 dem deutschen König Ludwig wieder zuerkannt und von der Zeit an zu Deutschland gerechnet. Es ist bekannt, welche fabelhafte Legenden die Mönche von dem hohen Alter des Bisthums Trier verbreitet haben. Die triersche Chronik sagt sogar, wo ich nicht irre, daß Maria

Mag-

Magdalena und Joseph von Arimathia das Christenthum hier ausgebreitet und eine christliche Kirche gestiftet haben. Wenigstens entrüstete sich Churfürst Christoph Philipp über die Frechheit des trierschen Annalisten Brower, welcher sich erkühnte zu behaupten, daß niemals ein Sohn des Ninus Trebeta in der Welt gewesen sey, von dem die Chronik sage, daß er Trier erbaut und nach seinem Namen genannt habe. Die triersche Kirche ist allerdings die älteste in ganz Deutschland; aber ungewiß bleibt immer der Ursprung des Bisthums, und noch ungewisser, welcher unter den trierischen Bischöfen zuerst zum Erzbischof erhoben sey. Ein Erzbischof von Trier wurde durch das Domkapitel erwählet; der Pabst bestätigte diese Wahl, trug einem von dem Neuerwählten dazu ersehenem Bischofe auf, ihn einzuweihen. Ueber zwölf tausend Florin bezahlte ein neuer Bischof für Annaten an die päbstliche Kammer, und die Summe, für welche das Pallium gelöset werden mußte, betrug noch weit mehr. In den letzten Jahren hatte ein Kurfürst von Trier dreimal hundert tausend Florin jährliche Einkünfte, zwölf hundert Mann Truppen und eine Leibgarde von vierzig Mann. So ändern sich die Zeiten! Izt ist der Bezirk von Trier in acht Kantone getheilt, welche zwei hundert Gemeinden, hundert vierzig Höfe, sechs und sechzig tausend, ein hundert sechs und neunzig Seelen enthalten, und die Summe einer Million, fünf hundert dreißig tausend, sieben hundert und neunzig Franken bezahlen.

In der schönsten Gegend der Erde, welche schon den Römern als die angenehmste in ganz Frankreich gefiel, liegt der Kanton Trier. Hier auf den reizenden

Land-

Landspitzen, welche die Vereinigung der Saar und der Mosel bildet, zieht er sich in langen freundlichen Thälern hin. Getreidereiche Aecker, fette Wiesen, Berge mit den feinsten Weinstöcken umkränzt wechseln malerisch ab. Kunst und Natur schwelgen in dem üppigsten Flor. Fürstliche Anlagen von Gebäuden, Alleen, Gärten und Teichen erhöhen den Genuß. Der Hauptort Trier ruht in einem langen angenehmen Thale zwischen zwei Bergen an der Mosel. Eine alte pompöse steinere Brücke ist über die Mosel gebaut, sie ruhet auf massiven römischen Grundpfeilern von Quadersteinen. Die auffallendsten Spuren ihres hohen Alterthums zeigt die Stadt. Sie war die Residenz des römischen Kaisers vom Occident und die Hauptstadt des ersten Belgiens und unter Kaiser Konstantin dem Großen die Hauptstadt von Gallien. Schreckliche Verwüstungen erlitt die Stadt von den Barbaren, die über den Rhein kamen, und die Römer angriffen; zweimal, im Jahr 411 und 415 wurde sie verwüstet. Um das Jahr 458 kam sie von Römern unter die Herrschaft der Franken. Unter den austrasischen Königen war hier ein Königshof, in welchem die Pfalzgrafen wohnten. Noch bis auf den heutigen Tag nennt man den Ort auf dem Grawen und die Straße, welche von da zum Pallast führet, die Pallaststraße. Spuren von dem ehemaligen römischen Circus und den alten römischen Pforten sind noch sichtbar. Es giebt ein Feld um Trier, welches horreum oder ad horrea genannt wird, und vermuthlich seinen Namen von den römischen Scheunen hat. Die jezige Stadt hat einen ziemlich großen Umfang; weitläuftige Gärten und Aecker liegen in der Stadt. Der erzbischöfliche Pallast hat ein großes Ansehen und römische Denkmäler. Die Kathedralkirche zu St. Peter steht auf einem

nem Hügel, ist groß und unregelmäßig gebaut, und macht eine tiefe Wirkung. Die Kollegiatkirche zu dem heiligen Simeon ist ein altes Gebäude, schon vor den Zeiten der Römer gebaut; es besteht aus großen Quadersteinen, deren Aneinanderfügung nicht sichtbar ist; es wird wegen seiner schwarzen Farbe porta nigra genannt, weil es ehemals zum Gebrauch des Thors diente. Vor der Stadt ist das Kollegiatstift St. Paulin. Es sind in der Stadt fünf Pfarrkirchen, sechs Mönchen- und zehn Nonnenklöster, ein adeliches Kollegium, ein schön gebautes Haus des deutschen Ordens mit einem schön angelegten Garten an der Mosel und ein Johanniterhof. Sonst blühte hier eine reichlich dotirte Universität. Die Gegend um die Stadt ist hinreissend. Um und unter Trier sind die prächtigsten Weinberge, der feinste Moseler Wein wächst hier. Nicht weit von der Stadt stehen vier Benediktiner Abteien, St. Maximin, St. Matthäi, St. Martin, St. Märgen oder zu den heiligen Märtirern. Die fürstlichen Gebäude dieser Abteien, die vortreflichen Anlagen von Gärten, Alleen und Weinbergen geben der Stadt viel Ansehen und Glanz. Sie liegen nicht über eine halbe Stunde von der Stadt entfernt. Die Einkünfte dieser Klöster waren königlich. Die besten Ländereien, die einträglichsten Kornzehnten, die köstlichsten Weinberge, die fettesten Viehweiden, die lieblichsten Thäler, die fischreichsten Teiche und Gegenden in der Mosel gehörten diesen Abteien. Die Abtei St. Maximin ist die älteste in ganz Deutschland, verschiedenemale in Kriegen eingeäschert, aber immer prächtiger wieder aus den Ruinen emporgestiegen. Eine prächtige Bibliotheck ist in dieser Abtei; sie besitzt einige hundert seltene Handschriften, unter welchen eine von den Evangelien aus dem achten Jahrhundert mit

gol-

goldenen Buchstaben sich befindet. Die Schwester Kaisers Karl des Großen Ada soll sie dem Kloster geschenkt haben. Der Abt des Klosters wollte sonst unmittelbarer Reichsstand seyn, und hatte beständig Fehden mit dem Kurfürst. Auch ihre Streitigkeiten sind itzt geendigt; die jährlichen Einkünfte der Abtei wurden über sechs tausend Dukaten geschätzt.

Freundlich erstreckt sich der Kanton Pfalzel neben Trier in dem schönen Dreieck hin, welches die Vereinigung der Saar mit der Mosel bildet. Das Städtchen Pfalzel an der Mosel war schon zu der Römerzeit ein Pallast, unter den Franken ein Meierhof der Majorum Domus, und wurde von Adela, Tochter des fränkischen Königs Dagobert II. 690 in ein Nonnenkloster verwandelt. Tiefer die Mosel herab, an den Grenzen des Departements, ist der Kanton Berncastel. Der Hauptort Berncastel ist eine Stadt nahe an der Mosel mit einem festen Bergschlosse und Kapuzinerkloster. Kupferbergwerke und vorzüglicher Wein machen das vornehmste im Kanton aus. Der Hunsrücken ist hier meistens traurig; öde und armselig die ganze Gegend, so weit er sich hier erstreckt. Die kleine Stadt Neumagen hier an der Mosel gehörte sonst dem Grafen zu Sayn und Wittgenstein unter trierscher Landeshoheit. Auf dem Berge bei diesem Orte sind Ruinen eines uralten Schlosses von römischer Bauart. Kaiser Konstantin der Große soll hier sein Lager gehabt haben. Zwischen Neumagen und Berncastel liegt der Flecken Veldenz an der Mosel, wovon das Fürstenthum seinen Namen hatte. Eine halbe Stunde davon entfernt ist das verfallene Bergschloß Veldenz. Das Dorf Dussemont ist hier zu merken wegen des vortreflichen

Wei-

Weines. Der Dusemonter Wein gehört unter die besten Moselweine.

Die Kantone Schweich und Wittlich liegen nach Norden in den fruchtbaren getreidereichen Gegenden und in dem angenehmen Thale, welches der Fluß Leser bildet. Wittlich ist eine muntere lebhafte Stadt, nahe am Fluß Leser; sie hat ein Franziskaner Mönchen- und Nonnenkloster, ein Kloster der Trinitarier und ein Hospital. Verschiedene fürstliche Palläste, Ottenstein und Philippsfreude, viele Dörfer und Klöster machen die Gegend angenehm.

Nach Süden liegt der Kanton Büdelich, in einer ununterbrochenen Reihe über dem Hunsrücken hingestreckt. Kupferbergwerke sind hier merkwürdig, Schlösser, Abteien und Klöster blicken allenthalben aus Wäldern, von den Gipfeln und aus den Thälern hervor.

Hier an den Ufern der Saar sieht man die Kantone Saarburg und Contz zwischen Wiesen und Aeckern. Saarburg ist eine Stadt nahe an der Saar, mit einem festen Schlosse. Das Land Merzig ist merkwürdig wegen eines Vergleichs, welchen Lothringen und Trier schlossen; 1778 wurde es zwischen Trier und Frankreich getheilt, und die Saar zur Grenze gemacht. Schön liegt die Reichsherrschaft und das Burggrafthum Freudenberg an dem linken Ufer der Saar auf der Landspitze, welche die Vereinigung der Mosel und Saar bildet. Dieses Gut besaß sonst die Abtei St. Maximin.

Kapitel XVIII.

Das Arrondissement von Prüm.

Im Norden des Departements zieht sich dieser Bezirk über Berge, Thäler und Flächen hin, er umfaßt meistentheils die Güter der gefürsteten Abtei Prüm und der Grafen von Manderscheid. Die Benediktinerabtei Prüm liegt im Ardennen- oder Kohlenwalde zwischen Schöneck und Schönberg und dem Herzogthum Luxemburg; sie ist sehr alt, 720 von Bertrada, Großmutter der Bertrada, Gemahlinn des fränkischen Königs Pipin gestiftet. Durch den Verdunschen Vergleich von 843 kam sie an das lothringsche und mit diesem an das deutsche Reich. Sie stand als eine königliche Abtei unmittelbar unter der Gerichtsbarkeit des fränkischen Königs, in dessen Gefolge die Aebte waren. Im Jahr 883 wurde die Abtei von den Normännern verwüstet; zu ihrer Sicherheit unterwarf sie sich 1332 dem Erzstift Trier. Der Prümer Bezirk hat neun Kantone, drei hunderi und eine Gemeinde, hundert sechzig Höfe, ein und dreißig tausend fünf hundert drei und siebenzig Seelen.

Der Kanton Prüm liegt in einer malerischen Gegend, in einem freundlichen Thale, durch welches der kleine Fluß Prüm über Sand und Kiesel angenehm strömet. Das Kloster Prüm ist umgeben mit dem Flusse gleichen Namens. Schön ist das Gebäude, köstlich der Garten, und fürstlich die ganze Anlage. Schlanke Pappeln streben pyramidenförmig in die Höhe, ganze Wälder von Obstbäumen prangen umher; Lindenalleen erstrecken sich Stunden weit; fischreiche Teiche

sind

sind ringsumher angebracht und ganze Inseln schwimmen im Flusse Prüm. Der Flecken Prüm ist modern gebaut, eine Feuersbrunst legte im Jahr 1769 ein Paar hundert Häuser in die Asche, aber schöner stiegen neue aus den Ruinen empor. Nahe dabei blickt das Benediktiner Nonnenkloster Nieder-Prüm aus einer freundlich, mit Obstwäldern besetzten Gegend hervor.

Zur Rechten von Prüm ist der Kanton Schönberg; er machte sonst zwei Aemter mit sechs und vierzig Oertern aus. Die beiden Hauptörter Schönecken und Schönberg sind kleine Städtchen mit einem Schloß. Weiter im Norden liegen die Kantone Blankenheim, Reiferscheid und Lyssendorf. Blankenheim ist ein Flecken mit einem Residenzschloß, welches dem gräflich manderscheidischen Hause gehörte. Hier am Flusse Kyll liegen die Kantone Lyssendorf, Gerolstein, Manderscheid, Kylburg und dort zwischen dem Flusse Leser und der Isbach liegt der Kanton Daun. Angenehm ist überhaupt diese ganze Gegend, besäet mit Schlössern, Pallästen, Abteien und Klöstern und Höfen und Dörfern. Einige Bergwerke sind ansehnlich. Im Kanton Daun wird Silber gefunden. Nicht fern von dort, im Thal Ulmen, ist der See, welchen man das Ulmener Meer nennt.

Kapitel XIX.

Das Arrondissement von Saarbrück.

Dieser Bezirk macht die schöne Spitze nach Süden aus, erstreckt sich längst der Saar und Bliesß. Sonst waren dies die Nassau-Saarbrück-Saarbrückischen

Lande. Es ist ein schöner Bezirk; Aecker, Wälder, Wiesen, Flüsse und Bergwerke sind treflich benutzt. Eisen und Steinkohlen werden häufig gegraben. Die Landstraße von Frankreich geht mitten durch die Grafschaft. Der Saarbrücker Bezirk umfaßt acht Kantone, zwei hundert drei und dreißig Gemeinden, sieben und fünfzig tausend vier hundert acht und siebenzig Seelen, eilf tausend vier hundert fünfzehn Gebäude, und bezahlt sechs hundert vier und sechzig tausend, hundert siebenzig Franken an Personal, Mobilar und Luxussteuer.

An den Ufern der Saar erstreckt sich in einem schönen Thale mit sanft emporsteigenden Hügeln der Kanton Saarbrück. Er liegt im Westrich, grenzet gegen Abend und Mittag an Lothringen, gegen Morgen an Zweybrücken, an die gräflich Leyische Herrschaft Bliescastel, an die ritterschaftliche Herrschaft Ilingen und an die nassauische Herrschaft Ottweiler; gegen Norden an das ehemals vierherrige Hochgericht Lebach, an das lothringische Amt Schauenburg und andere kleine Gebiete. Er wechselt angenehm ab mit Wiesen, Aeckern, Eisen- und Steinkohlengruben. Der Handel auf der Saar und der großen französischen Straße ist beträchtlich. Der Hauptort Saarbrück ist eine schöne Stadt am linken Ufer der Saar, mit zwei hundert modern gebauten Häusern, welche aus den Ruinen der 1676 abgebrannten Häuser emporstiegen. Sie hat eine lutherische und reformirte Kirche, welche durch ihre Lagen ein heiteres Ansehen haben. Ein sehr schönes fürstliches Residenzschloß hat Fürst Wilhelm Heinrich erbaut. Eine große steinerne Brücke von vierzehn Bogen führte über die Saar; aber sie wurde 1784 durch Fluth

und

und Eisgang zerstöret. Gärten, Alleen, Wiesen und Promenaden machen den Ort für die Bewohner und Fremden sehr anziehend. Gerade gegen Saarbrück über, an der andern Seite der Saar, ist St. Johann, eine Stadt, welche eben so groß und schön ist. Die Katholiken haben hier die alte, die Lutheraner eine neue Kirche. Zwischen beiden Städten ist eine Brücke über die Saar erbaut. Viele Abteien und Lusthäuser erhöhen den Genuß in diesen Gegenden.

An den Ufern der Blies zwischen getreidereichen Gefilden, abwechselnden Hügeln und Thälern blühet der Kanton Bliescastel auf der Landspitze, welche die Vereinigung der Blies und der Saar im Süden des Departements bildet. Mehr herunter oberhalb den Kantonen Saarbrück und Bliescastel ist der Kanton Ottweiler, ein vortrefliches Kornland mit abwechselnden Hügeln und Thälern. Er war sonst eine Herrschaft, die zur saarbrückischen Grafschaft gehörte und mit ihr 1380 an das gräfliche Nassauische Haus kam. Der Hauptort ist eine kleine offene Stadt zwischen Bergen. Sie hat ein altes Schloß, eine lutherische und katholische Kirche. Schöne Schlösser, Abteien und Dörfer umgeben sie. Rings um Ottweiler herum liegen die Kantone Lebach, St. Wendel, Arneval, Waldmohr und Merzig in einer heitern Gegend, meistentheils um die Blies herum. Berge und Thäler wechseln allenthalben miteinander ab. Sie haben gutes Korn, ziemlichen Weinwachs, gute Schaafzucht, die feine Wolle giebt, Salzquellen und Steinkohlen.

Kapitel XX.

Das Arrondissement Birkenfeld.

Dieser Birkenfeldische Distrikt ist größtentheils bergicht, aber doch mit allem versehen, was Bedürfnisse und Bequemlichkeiten des Lebens fordern. An der Nahe ist guter überflüssiger Weinwachs; man hat gutes Getreide, Obst- und Gattengewächse; Flachs, Holz, Kupfer, Blei, Eisen, Agathe und Salinen. Besonders berühmt sind hier die wohlthätigen mineralischen Quellen. Der Bezirk umfaßt einen großen Theil der Sponheimischen Grafschaft, das sogenannte Nahegau oder Nohegau, die Wildgrafschaft Grumbach. Er zählt neun Kantone, drei hundert zwölf Gemeinden, ein und neunzig Höfe, drei und sechzig tausend acht hundert und zwei Seelen, und bezahlt an Personal- Mobilar- und Luxussteuer die Summe von sechs hundert sechs und zwanzig tausend fünf hundert siebenzig Franken.

Der Kanton Birkenfeld liegt auf dem Hunsrücken. Der Hauptort ist ein Flecken mit einem Schloß, welches der Wohnsitz einer Linie der Pfalzgrafen zu Zweibrücken war. Der Ort ist berühmt wegen seiner Viehmärkte. Aus allen umliegenden Gegenden werden hiehin Ochsen, Pferde und Schweine zum Verkauf gebracht. Eine große Lebhaftigkeit bringt dieser Viehmarkt dem Orte. Der Kanton Herstein oder Hörstein gehörte sonst zu der hintern Grafschaft Sponheim, und mit Birkenfeld dem Markgrafen von Baden. Er liegt im Nahegau; auch hier ist der Hauptort ein Flecken mit einem Schlosse. Die Kantone Cousel, Hermeskeil, Meisenheim, Rhaunen und Wadern lie-

liegen im halben Mond um Birkenfeld herum. Es giebt Agatberge in diesem Kanton und einige Polirmühlen. Die Gegend ist schön; Höhen und Tiefen, Berge und Thäler, Waldgefilde und Wiesen wechseln mit einander ab. Die Wölbungen der Berge sind umkränzt mit Eichen, und an sonnenreichen Plätzen mit Weinstöcken. Ein Thal nach dem andern folgt, wo einzelne Hütten, verloren unter Baumgruppen oder an dem Eingange von einem reizenden Schlunde, stehen; bald stiehlt sich ein Thal zwischen den Bergen weg, bald liegt eins verborgen von schönen Bäumen. Die Gegend ist bald öde, bald schauerlich und wild, aber doch angenehm; still und schwermuthsvoll wandelt man oft dahin, wo der Gram zur Wollust wird; man stiehlt sich die Nahe hinauf oder hinab, verliert sich zwischen Felsen und Gebüschen in ein sanftes Thal, in welchem die Nahe lieblich fortrauscht. Schauerlich blickt man hinauf zu dem Gipfel des Hunsrücken, der kühn sich erhebt bis in die Wolken; schwindelnd sieht man hinab in Abgründe, in welche ein Fehltritt über Felsenzacken und Dornen stürzt. Der Anblick ist überall neu. Hier eine Ruine, die Jahrhunderten trozte, dort ein schönes Landhaus mit Gärten in englischem Geschmack. — Auf der schönen Landspitze, welche die Nahe und der Glanfluß bilden, ist der Kanton **Grumbach**. Sonst war er eine eigene Herrschaft, und gehörte der Rhein-gräflich Grumbachischen Linie. Karniole, Amethyste, feine Agate und Straußsteine werden hier gefunden. Ungeachtet er bergicht ist, so hat er doch gutes Korn, beträchtlichen Weinwachs, schöne Schafzucht, Salzquellen und Steinkohlengruben. Der Hauptort Grumbach ist eine Stadt im Thale. Prächtig ruht auf einem Felsen oberhalb der Stadt das Grumbachische

Resi=

Residenzschloß. Noch etwas höher liegt der landesherrschaftliche Sonnenhof. Der Kanton Baumholder, grenzt an den Kanton Grumbach, und erstreckt sich zwischen lauter Bergen nach dem Zweibrückischen hinauf; Bergwerke machen das vorzüglichste der Industrie aus.

Kapitel XXI.

Das Niederrhein-Departement.

Hier stehen wir wieder an des Rheines goldenem Ufer, geniessen den prächtigen Anblick desselben, wandeln auf schönen getreidereichen Fluren, auf lachenden Wiesen, durch Alleen von Obstbäumen, Nußbäumen, Kastanien- und Mandelbäumen. Freundliche Dörfer blicken aus den Fluten des Rheines, zwischen Weinbergen und Obstbäumen hervor. Majestätisch erheben große geschmackvolle Städte ihr Haupt empor. Blenden weiße Palläste und Lusthäuser schimmern in der Ferne von den Höhen und aus den Tiefen. Hügel und Berge mit Weinstöcken umkränzt, wechseln in den schönsten Schattirungen mit den Flächen ab. Auf dem Gipfel eröfnet sich dem entzückten Auge eine unbeschreiblich zauberische Aussicht in die mit stiller Majestät hingestreute Gegend. Kühlende Bäche und Flüsse strömen von den Bergen herab, bilden die lieblichsten Thäler und vermählen sich mit dem Rheine. Wälder von Kirschbäumen oder Kastanien- oder Nußbäumen oder Mandelbäumen stehen im üppigsten Wuchse auf der Ebene oder auf dem Rücken eines Berges. Heiter und stärkend ist das Klima, fruchtbar der Boden; der Ceres und Pomonens Garten, des Traubengottes Tem-

Tempel, und der Grazien Wohnung ist diese paradiesische Gegend. Nur mittelmäßig fruchtbar, aber äusserst angenehm ist der enge Strich zwischen der Ill, dem Haardt und dem Rhein. Höher den Rhein herauf vermehret sich Fruchtbarkeit und Genuß. Von Hagenau zieht sich die fruchtbarste Ebene zwischen den Bergen und der Ill hinauf; hier ist Ueberfluß an Getreide, Wein, Weiden. Marienthal, so heißt die weite Fläche um Hagenau, war sonst Heide und ist itzt die lachendste, getreidereichste Ebene; Weizen, Klee, Färberröthe, Tabak, Safran, Hanf, Flachs, Rübsaamen gedeihen in Ueberfluß. Schön ist der Strich Landes zwischen dem Gebürge und dem Rhein von Hagenau bis Landau und Germersheim; Wiesen und Lustwälder wechseln mit einander ab; aber am schönsten ist die weite Ebene um Landau; lachende Getreidefelder mit Weinbergen eingefaßt begegnen dem wollüstigen Blicke. Hundert fünfzig Arten Bäume und Gesträuche und fünfzehn hundert fünfzig Arten von Kräutern wachsen wild hervor, duften Wohlgerüche umher und geben Milch und Honig. Gold- und Silbergruben, Stahl, Kupfer, Blei und andere Mineralien giebt es in dem Eingeweide der Berge. Schöne weite Straßen führen durch das Departement nach allen südlichen Gegenden hinauf und beleben Handlung und Fabricken.

Das vornehmste Gebürge ist der Wasgau, oder das Vogesische Gebürge, im Französischen les vauges oder vosges. Es hat seinen Anfang in der Gegend der Stadt Lengres, erstreckt sich von Abend nach Morgen bis in die Gegend von Belfort hier oben im Oberrhein-Departement, scheidet die Graffschaft Burgund von Lothringen und heißt bald Montagnes de Bourgogne,

gogne,

gogne, bald Mons de Faucilles wegen seiner guten Weide. Dann wendet es sich nach Norden, trennet Lothringen und Elsaß und erstreckt sich mit einem Arm nach dem Trierschen hin. Seine Länge von Süden nach Norden, von Belfort bis an die Queich, beträgt achtzehn Myriameter oder vierzig gemeine Stunden. Seine Breite von Westen nach Osten ist bald größer bald geringer, die größte Breite beträgt nicht über vier Myriameter oder zehn gemeine Stunden. Die höchsten Spitzen sind der Berg Belch, Balon, der Odilienberg und der Falkenburg. Hier genießet man die reizendsten Aussichten. Der Gipfel und die Thäler des Wasgauischen Gebürges sind mit hundert fünfzig Arten von Bäumen und Sträuchen, und fünfzehn hundert fünfzig Arten von wilden Kräutern bewachsen. Die sonnenreichen Wölbungen sind bis an den Scheitel mit rothen und weissen Weinstöcken bepflanzt. Schon seit Jahrhunderten ist das wasgauische Gebürge wegen seines Silbers, Kupfers, Eisens und Bleies berühmt. Bäder und mineralische Wasser bringt der Wasgau hervor. Unter die bekanntesten Bäder gehören die zu Niederbronn und Wattweiler nicht weit von Benfeld.

Große, weite Wälder dehnen sich in diesem Departement aus. Die größten sind der Haardt oder Hart, welcher sich zwischen der Ill und dem Rhein aus dem Sundgau in Ober-Elsas auf acht Meilen in die Länge, und zwei in die Breite erstreckt, und ein Nationalgut ist. Der Hagenauerwald, welcher fünf Meilen lang und vier breit ist; der Bewald oder Bienwald an den Grenzen von Nieder-Elsas, der ehemals dem Bischof von Speier gehörte.

Eine

Eine Menge von Flüssen durchströmen das Departement, sie verbreiten Segen und Fruchtbarkeit über die Fluren. Der Rhein macht die Grenze nach Osten, er führet unter seinem Sande eine Menge Goldtheilchen mit, welche die von den Helvetischen Gebürgen herab in den Rhein fliessenden Bäche von den Bergen abreissen, und ihm zuführen. Bis unten in das Clevische werden diese Goldtheilchen geführet, wo man sie aus dem Sand am Ufer des Rheins auswäscht. Am häufigsten und ergiebigsten findet man aber diese Goldtheilchen in den höhern Ufern. Der Rhein schwemmet sie in gewisse Tiefen, die Goldgründe genennet werden, zusammen, aus welchen man sie, wenn der Fluß am niedrigsten ist, mit dem Sande heraus hohlet, durch öfteres Waschen reinigt und vermittelst des Queckfilbers in Klumpen oder Plätchen sammelt. Der Rhein führt auch häufig Kristallen und man findet Kiesel in ihm, die so hart sind, daß man sie, wie Diamanten und andere Edelsteine poliren kann. Aus dem wasgauischen Gebirge kommen viele Flüsse, die Leber, welche in die Scher fließet, die Scher im Weilerthal, welche in die Andlau fließet, die Andlau, welche sich mit der Ill vereinigt; die Ergers, die sich ebenfalls mit der Ill vereinigt. Merkwürdig ist die Breusch, sie kömmt aus Lothringen durch das Schirmecker Thal, theilet sich in zwei Arme, davon der eine den Fluß Mosly aufnimmt, der andere geht durch Strasburg und vereinigt sich unterhalb der Stadt mit der Ill. Ludwig XIV. benuzte den ersten Arm der Breusch sehr schön; er ließ einen Kanal graben, vier französische Meilen lang, vier und zwanzig Fuß breit, und acht Fuß tief; das Wasser der Breusch brachte nun allerlei Baumaterialien den Kanal herab; die Saar, die Motter, die Selze, die Queich fließen

in

in den Rhein. Durch das Wasser der Queich ist ein Kanal auf Landau geführt und die Stadt befestigt.

In dieser Gegend wohnten sonst die Rauraker, Sequaner und Mediomatriker. Der Name Elsaß kommt erst in der fränkischen Geschichte unter den Merovâischen Königen vor, und wird mit Recht von dem Flusse Ell oder Ill abgeleitet, dessen Anwohner man Elsassen nannte. Das Land kam von den Celten an die Römer. Merkwürdige Denkmäler von dem Aufenthalt derselben findet man in diesen Gegenden und in der Geschichte. Die Schlacht, welche Julian hier lieferte, wird unvergeßlich bleiben. Die Franken schlugen die Römer zurück und errichteten die fränkische Monarchie. Es wurde darauf eine Landgrafschaft, welche ihre eignen Herren hatte. Otto II. Graf von Habsburg brachte sie an seine Familie. Im Westphälischen Frieden 1648 wurde sie an Frankreich abgetreten und durch einen Generalgouverneur und Intendanten regieret. In unsern Tagen ist es zu einem Departement umgeschaffen.

Die Lage des Niederrheindepartements ist munter. In einer länglichten Form zieht es sich längst dem Rheine hin. — Die besten topographischen und statistischen Nachrichten vom Niederrheindepartement hat der Bürger Bottin in seinem politischen und ökonomischen Annuär vom 9ten Jahr geliefert und zugleich eine sehr akkurate Charte hinzugefügt. Das Niederrheindepartement — so lauten diese Nachrichten — hat seinen Namen von seiner Lage am Rhein, in Beziehung auf das Oberrheindepartement. Es liegt in dem nordöstlichen Theil der Republik. Die Breite im obern Theil

ist

ist der neun und vierzigste Grad, fünfzehn Minuten, der untere Theil der acht und vierzigste Grad, acht Minuten. — Die Länge geht vom vierten Grad, zwanzigster Minute bis zum fünften Grad fünfzigster Minute östlich von Paris. Die Grenzen sind nach Osten, der Rhein, der es von Deutschland trennet; nach Süden, die Departemente vom Oberrhein und der Vogesen; nach Westen, das Vogesische und Meurthe-Departement; nach Nordwesten, das Moseldepartement und nach Norden, das Donnersbergerdepartement. Seine Länge von Süden nach Norden beträgt ohngefähr zwölf Myriameter oder dreißig gemeine Stunden, seine mittlere Breite von Westen nach Osten, drei und ein Drittel Myriameter oder acht Stunden. Die ganze Oberfläche schätzt man ungefähr drei und fünfzig hundert Myriaren oder zwei hundert zwölf Quadratstunden. Es ist gebildet von dem vormaligen Nieder-Elsaß; von der alten Grafschaft Saarwerden, die von den zwei Häusern Nassau-Saarbrück und Nassau-Weilburg herkommt; von der alten Grafschaft Diemeringen, welche von den Rheingrafen stammt; von der Herrschaft Aßweiler, die von Zweibrücken kommt, und von vielen Gemeinden der vorigen Pfalz.

Nach der neuesten Eintheilung ist das Niederrheindepartement in vier Arrondissemente getheilt, nämlich W e i s s e n b u r g, Z a b e r n, S t r a s b u r g und B a r r. Die Zahl der Gemeinden, Städte, Flecken und Dörfer steigt an sechs hundert drei und zwanzig, die Zahl der Seelen an vier hundert acht und vierzig tausend, vier hundert drei und achtzig, wovon sechs und achtzig tausend, ein hundert vierzig verheirathete Männer oder Wittwer, sechs und neunzig tausend, vier hundert zehn

Wei-

Weiber oder Wittiben, hundert dreizehn tausend, sieben hundert sieben und zwanzig Knaben, hundert acht und dreißig tausend drei Töchter, vierzehn tausend zwei hundert drei Vaterlandsvertheidiger sind. Hiezu sind keine fremde Truppen oder Handwerksgesellen gerechnet, die zur Zeit des Friedens herbeiströmen. Die Grundsteuer beträgt zwei Million, hundert sieben und achtzig tausend Franken; die Personalsteuer drei hundert sechs und fünfzig tausend, zwei hnndert fünfzig Franken; die Luxussteuer neun tausend Franken. Die Zahl der patentisirten Bürger war im achten Jahr ohngefähr acht und zwanzig tausend.

Der Boden des Departements ist verschieden, und im Ganzen sehr fruchtbar und ergiebig. Die vornehmsten Produkte sind Korn, Wein, Tabak, Hanf, Mohn und andere Oelsaamen. Die Kultur der Färberröthe ist in den Kantonen, deren Boden nicht für Korn geneigt ist, sehr wichtig, wie zu Hagenau und der umliegenden Gegend; die Strasburger Gemüse, und besonders Zwiebel sind berühmt. In allen Kantonen hat man künstliche Wiesen in Ueberfluß angebaut. Das große Vieh ist nicht so zahlreich, als es seyn sollte. Man zieht mittelmäßig Schafe, aber eine Menge Schweine. Die Pferde sind im Ganzen von einer schönen Art. Die Holzungen sind beträchtlich, ohngefähr neun Million, sieben hundert tausend, acht hundert zehn Aren. Die Marine könnte hier Tannen finden, welche denen des Nordens gleich kämen; aber man glaubt, daß sie zu öligt seyen. Die Eichen und Buchen sind die vollkommensten.

Das Departement hat acht und zwanzig Eisengruben, die in Thätigkeit sind, und zwei und zwanzig, die

nicht

nicht bearbeitet werden, zwei Kohlengruben, die gebraucht werden, sechs andere zeigen sichtbare Spuren, daß sie ehemals bearbeitet wurden, vier ergiebige Torfgruben, drei Pechminen, zwei Schwefel- und Vitriolminen, zwei Minen Antimonium, sechs Silberminen, sieben Kupferminen, fünf Bleiminen, eine Ochermine, eine Braunsteinmine, einen ergiebigen Schwefelbruch, zwölf Gypsbrüche, viele Töpfererde, vier Salzquellen, zwanzig mineralische Quellen, wovon nur allein zwei benutzt werden. Der Handel ist sehr lebhaft, und wird in den ersten Friedensjahren noch lebhafter, er ernährt mehr als dreißig Einsenhämmer, Schmelzhütten, Schmieden, Schneidmühlen, zwei Kupferhämmer, fünf und dreißig besondere Kupferschmelzofen, eben so viele Kupferschläger, welche die gesuchten großen Bierbrauerkessel liefern, eine vorzügliche Gewehrfabricke, zwei Faiensmanufakturen, eine Pfeifenfabricke, fünf steinere Krugfabricken, sechszehn Potbäckereien, hundert fünfzehn Ziegelhütten, viele Gypsmühlen, zwei Glashütten, die wichtigste Pechmanufaktur, eine Salpeterfabrick. Dreißig Tuchfabricken, eine Calmankfabrick, drei Siamosen- eine Zwillich- zwei Cottun- hundert zwölf Strumpf- hundert acht und zwanzig Kappenfabricken, eine ansehnliche Seiden- und Garnspinnerei, eine berühmte Handschuhweberei, drei tausend drei hundert zwei und siebenzig Weberstühle, zwei hundert dreißig Seilspinner, eine künstliche Bleiche und vierzig andere Bleichereien, wovon eine auf den Fuß der Schweizerbleichereien gestiegen ist, hundert acht und zwanzig Färbereien, vier und zwanzig Walkmühlen, acht und zwanzig Hanfmanufakturen, sieben Papiermühlen, drei Tapetenmanufakturen, eine ansehnliche Kartenfabrick, zwei hundert vierzig Lohgärbereien, ein und vierzig Lohmühlen, zwei Weißgärbe-

reien

reien, ein und achtzig Seifensiedereien, zwei und dreißig Stärkefabriken, drei hundert Oelmühlen, drei hundert dreizehn Brandeweinbrennereien, eine Menge Uhrmacher, Silber- und Goldschmiede. Der Speditionshandel ist wesentlich und blühend. Vier und dreißig große Straßen führen durch das Departement, die vornehmsten sind die von Strasburg auf Paris, von Besançon auf Landau und von Basel auf Speier. Die Schiffahrt auf dem Rhein und der Ill und den vielen Kanälen erleichtern den Handel.

Dieses Departement ist, im Ganzen genommen, sehr angenehm, die Luft gesund, das Klima temperirt. Indessen ist der Winter hier sehr lang, und der Frühling kurz wegen der Schweizer-Vogesischen Gebürgen und des Schwarzwaldes, die es von allen Seiten umgeben, und wo der Schnee nicht schmilzt bis im Monat Prairial. Aber der Herbst ist hier am angenehmsten und längsten in ganz Frankreich. Die deutsche Sprache wird hier, jedoch höchst verdorben, geredet, ausgenommen, in zwölf Gemeinden, welche das Romansche oder Lothringsche Patois reden. Indessen reden alle Bürger von einiger Erziehung die französische Sprache.

Kapitel XXII.

Die Arrondissemente von Strasburg, Barr, Zabern und Weissenburg.

Das erste Arrondissement Strasburg nimmt den ganzen nordöstlichen Theil des Departements ein, ist ungemein schön angebaut, und hat einen Ueberfluß an allen Arten Getreide. Die Kantone verbreiten sich

am

am Rheine und an der Ill auf der schönsten Ebene um den Sitz des Prefekts. Der Hauptort des Kantons und des Departements, Strasburg, hebt sich ruhig und stolz aus der prächtigsten Gegend empor. Wenige Städte haben den so eigenthümlichen Karakter von Größe, von sanfter Natur und Fruchtbarkeit. Sie liegt an den vereinigten Flüssen Ill und Breusch, eine Viertelstunde vom Rheine, wie in einem Garten der Freude und des Vergnügens. Sanft und rührend, groß und erhaben zeigen sich hier Natur und Kunst. Ein unnennbares Gemische von ganz entgegengesetzten Empfindungen durchströmen den staunenden Zuschauer. Majestätisch und in den kühnsten Formen erscheint die Stadt mit ihren Thürmen, Kirchen, Pallästen und Häusern. Hell und hochfärbig, bis zur schwindelnden Höhe, ragt das berühmte Münster über die zahllosen Thürme, Kirchen und Häuser hervor. Rings umher blicken die blühenden Wiesen und goldenen Kornfelder der prächtigen Stadt, als ihrer Königinn, furchtsam dankend ins liebliche Antlitz. Alle Umgebungen der Stadt sind heiter und freundlich. Die beiden Flüsse Ill und Breusch, die sich bei der Stadt vereinigen, erhöhen den Zauber der lachenden Flur. Schöne Alleen, schlanke Pappeln und Silberweiden, Wiesen und Gärten und Lusthäuser laden zum Genusse ein. Vor dem Fischerthor, zwischen der Ill und dem Rheine, ist die romantische Ruprechts Insel, mit schönen Landhäusern und Spaziergängen geschmückt. Der Weg nach dem Rheine ist der angenehmste. Von der Breusch führt ein Kanal in den Rhein, und erleichtert den Handel der Stadt. Zwischen der Stadt und dem Rheine sieht man die Citadelle in fünfeckigter Gestalt. Bis an den Rhein findet man allenthalben Forts und Verthei-

digungsanstalten. Im Rheine schwimmt eine Insel, bestimmt zum Belustigungsorte der Strasburger. Eine hölzerne Brücke führt über den Rhein, die durch die Insel in die kleine und große getheilt wird. Von allen Seiten eröfnen sich die schönsten Aussichten auf die Fluren der Stadt und am jenseitigen Ufer auf die herrlichen Gebiete des Badenschen. Weit und breit blicken Thürme, Dörfer und Palläste aus blumichten Wiesen, blühenden Obstbäumen und wogenden Aehrenfeldern malerisch hervor. Die Stadt ist schön und geschmackvoll gebaut, sie zählet zwei hundert Straßen, über vier tausend Häuser, und über fünfzig tausend Einwohner. Die Besatzung macht gewöhnlich sechs tausend Mann aus. Unter den öffentlichen Gebäuden ist das Strasburgische Münster und sein Thurm am bewundernswürdigsten. Pyramidenförmig erhebt er sich zu einer kolossalischen Höhe von fünf hundert Schuhen in die Wolken empor. Eine Treppe von aussen führet zu der schauerlichen Höhe hinauf. Eine kunstvolle Uhr, die in der ganzen Welt ihres Gleichen nicht hat, ist auf dem Thurme angebracht; sie stellt den Lauf der Planeten vor; die Viertelstunden werden durch die verschiedenen Menschenalter, nämlich durch ein Kind, einen Jüngling, einen Mann und einen Greis, angedeutet. Vor jedem Bilde geht der liebe Heiland vorher; zuletzt kömmt der Tod und schlägt die Stunde. Ein schönes Glockenspiel begleitet das Schlagen der Uhr. Der Obertheil des Thurmes gehört den Lutheranern, und der untere mit dem Münster oder der Kathedralkirche den Katholiken. Ein prächtiger Altarschmuck, hundert tausend Thaler an Werth, ist ein Geschenk Ludwigs XIV. Die Katholiken haben noch sechs Pfarrkirchen, drei Kollegiatkirchen, eine Universität und viele Klöster;

die

die Lutheraner besitzen sieben Pfarrkirchen. Die Thomaskirche ist unstreitig die sehenswürdigste; sie besitzt das prächtige Grabmal des Marschals von Sachsen, in kolossalischer Größe von weissem Marmor steht es da mit drei Figuren; eine stellt den Tod, die zweite den Marschall und die dritte das trauernde Frankreich vor. Der bischöfliche Pallast, das Münzhaus, das Gouvernement und das Ritterhaus sind ebenfalls unter den öffentlichen Gebäuden merkwürdig Am merkwürdigsten aber ist die Anatomie. Der anatomische Schauplatz hat den Vorzug vor allen in Europa, und bildete von jeher unsere ersten Aerzte. Im Ganzen besteht die Stadt aus lauter wohlgebaüten Häusern, unter welchen es viele Palläste giebt. Handel und Manufakturen und Zuckerraffinereien blühen und machen sehr wichtige Häuser. Die Stadt eignet sich bekanntlich den Ruhm der Erfindung der Buchdruckerkunst zu. Der Rath Schöpflin beweißt mit vielen Gründen, daß Johann Guttenberg um das Jahr 1436 hier die eigentliche Buchdruckerkunst erfunden habe. Es ist ehrenvoll für die Städte Strasburg und Harlem, sich diesen Ruhm zuzueignen. Beim Donnersberger-Departemente haben wir aber gesehen, daß die Ehre der Erfindung eigentlich Mainz gebühret. Indessen haben die übrigen rivalisirenden Städte die Kunst vervollkommnet. Ueberhaupt liebten die Musen Strasburg. Viele große Männer haben hier gelebt und leben noch hier. Strasburgs Geschichte hat viel Merkwürdiges. Hier schlug Cäsar den Ehrenvest oder Ariovist in dem schrecklichen Treffen, welches er in seinem ersten Buche des gallischen Krieges umständlich beschreibt. Kaiser Julian erhob sich hier zu einem der größten Feldherren, als er die Allemannen auf diesen Gefilden be-

siegte. Die Allemannen zerstörten die Stadt; die Franken bauten sie wieder auf. Vor dem Thore des weissen Thurms stand sonst ein Königshof, der im vierzehnten Jahrhundert zerstört wurde. — Hier an der Motter ist der Kanton Bischweiler oder Bischofsweiler, er war sonst ein Pfalzgräflich-zweibrückisches Amt. Der Hauptort Bischweiler steht an der schiffbaren Motter, die sich in den Rhein ergiesset. Er ist ein großer Marktflecken, der sich durch eine wahre christliche Toleranz auszeichnet. Gemeinschaftlich gebrauchen die Lutheraner und Reformirten eine Kirche. In der Tiefe liegt ein Schloß, welches wegen seiner Lage Tiefenthal genannt wird. — Der Kanton Brumat erstreckt sich um die Ufer der Saar. Der Hauptort ist ein großes Dorf, aber aus den alten Zeiten schon berühmt. Die Römer hatten hier eine blühende Stadt. Nicht weit davon sieht man Fort Vauban. — Im südlichen Theile des Albrechtsthals findet man den Kanton Geispoltsheim, dessen Hauptort ein großes Dorf ist, in welchem die Ruinen eines ehemaligen Schlosses noch sichtbar sind. — In der schönen Ebene, von dem Wasser der Motter durchströmet, blühet der Kanton Hagenau. Diese Ebene, welche gewöhnlich Marienthal genannt wird, ist zwar sandicht, aber durch den Fleiß der Einwohner schön bebaut, die sonst öde liegende Gegend ist itzt urbar und trägt Früchte aller Art. Freundliche wohlhabende Dörfer blicken aus ihren Obstgärten und Kornfeldern hervor. Der Hauptort Hagenau ist eine wichtige Stadt an der schiffbaren Motter. Viel litte sie in den öftern Belagerungen; aber immer stieg sie schöner aus den Ruinen empor. Die schiffbare Motter erleichtert ihren Handel, der vorzüglich mit Färberröthe und Tabak geführet wird. Die

Stadt

Stadt besitzt eine Art von Erde, aus welcher gutes unächtes Porcellan oder Fayence gemacht wird. Berühmt ist der Hagenauer Reichswald, welcher zwischen dem Wasgauischen Gebirge am Rhein liegt und der Stadt und der Republik gemeinschaftlich gehört. — In einer lieblichen sanften Gegend, an den Ufern der Breusch, liegt der Kanton Molsheim. Der Hauptort Molsheim ist ein artiges Städtchen mit einer ehemaligen Karthause an der Breusch. — Von da kommt man in den Kanton Oberhausenberg. Der Hauptort ist ein ansehnliches Dorf. — Nach Westen sieht man die Kantone Truchtersheim und Wasselnheim. Wasselnheim war sonst eine Herrschaft, die der Stadt Strasburg und dem Bischof gehörte.

Das zweite Arrondissement, Barr, liegt theils in den Thälern des Wasgau, theils in der Ebene, vom Rheine und hundert dreißig Flüssen und Bächen gebadet. Der Kanton Barr liegt am Fuße des Wasgauischen Gebürges, der Hauptort ist ansehnlich und gab einer Herrschaft den Namen. — Am Flusse Ill ist der Kanton Bennfelden, dessen Hauptort ehemals eine Festung und itzt ein Städtchen mit einem Schlosse an der Ill ist. — Im Albrechtsthale ist der Kanton Erstein, der Hauptort war sonst ein Königshof und eine Festung, itzt ist er ein ansehnliches Dorf. — An den Ufern des Rheins zwischen Wiesen und Kornfeldern, in einer zauberischen Lage sieht man den Kanton Markolsheim, in dessen Mitte der Hauptort liegt. — Am Fuße des Odilienbergs, an den Ufern der Ehn ist der Kanton Obernay oder Ehenheim. — An einem Thale, durch welches die Magel fließt, liegt der Kanton Rosheim. — An der Ill bis an Oberelsaß und das

Was-

Wasgauische Gebürge verbreitet sich der Kanton Schlettstadt. Der Hauptort liegt unvergleichlich an der Ill zwischen Wiesen und Obstwäldern. Eine ungemeine Lebhaftigkeit wird hier durch die sechs Landstrassen verursachet, welche nach Lothringen führen. Durch Moräste ist ein Weg mit vier und zwanzig Brücken durchgeführt. Mitten durch die Stadt fließt ein Arm von der Ill und der Scher. Sie ist ziemlich groß, sie hat sieben Kirchen. Am berühmtesten ist die Stadt durch die Erfindung der Glasur der irdenen Gefäße.

Das dritte Arrondissement, Zabern, liegt zum Theil diesseits, zum Theil jenseits des Wasgauischen Gebürges, und ist von allen Bezirken der einzige, der vom Rhein entfernt ist. Jenseits des Wasgau durchströmen ihn die Saar, Eichel und Isbach; in der Gebürgskette und diesseits derselben über vierzig Flüsse und Bäche. Es ist eine höchst pittoreske Gegend, die mit Bergen, Felsen, Thälern und Wäldern abwechselt. Der Bezirk zählt hundert vier und sechzig Gemeinden, die von Nassau-Weilburg, Saarbrück, Zweibrücken und Lothringen und Niederelsaß herkommen. Der Kanton Zabern verbreitet sich theils über die Ufer der Saar, theils über Gebürge. Der Hauptort ist als ehemalige Residenz des Bischofs von Strasburg bekannt. Fürstliche Anlagen von Gärten, Kanälen, Teichen, Alleen und Schlössern machen ihn anziehend und reizend. Zabern liegt am Flusse Saar, hat schöne Gebäude, prächtige Palläste, und eine Menge Spuren vom ehemaligen Aufenthalte der Römer. Hier fangen die berühmten Wasgauischen Pässe an, welche die Communication zwischen Lothringen, Elsaß und Westrich erleichtern. Bewunderswürdig ist der Fleiß und die Kunst, wodurch man die rau-

hesten und steilsten Wege eingerichtet hat; sie schlängeln sich in der Breite von sechs und dreißig Schuh und in der Länge von ein tausend acht hundert fünf und zwanzig Ruthen bequem den Berg hinauf. Mehr als siebenzehn verdeckte Brücken, wovon einige vier und zwanzig Ruthen lang sind, führen über Tiefen und Schlünde. — Der Kanton Buchsweiler umfaßt die bekannte Herrschaft Lichtenberg. Der Hauptort Buchsweiler war sonst der Sitz der Regierung, der Kammer und des Consistoriums der Herrschaft. In dieser Gegend ist die höchste Spitze des Berges, von welchem man die feierlichste Aussicht geniesset; man übersieht hier den Sundgau nach Süden, nach Norden die schöne Ebene von Laudau und der Pfalz, nach Osten den Schwarzwald, und nach Westen das Wasgauische Gebürge. Auf dieser Höhe lagerten sich gewöhnlich die Kriegsheere. welche dann das ganze Ober- und Unter-Elsaß beobachten konnten. — Die Kantone Diemeringen, Drulingen, Harskirchen, Ingweiler, Marmoutier oder Maursmünster, Petite Pierre oder Lützelstein, Saar Union und Wolfskirchen sind voll alter verfallener Schlösser und reich an Bergwerken, die mit Erfolg itzt bearbeitet werden.

Das letzte Arrondissement, Weissenburg, verbreitet sich über den nordwestlichen Theil des Departements und gehört zu den schönsten, fruchtbarsten und angenehmsten Fluren des Departements. Ein Theil des Vogesischen Gebürges nimmt fast die Hälfte des Territoriums ein, das übrige ist eine lachende Ebene. Der Rhein bespült es in seiner ganzen Länge, und mehr als achtzig Flüsse und Bäche verschönern die Gegend. Der schönste Wald ist der Bienenwald, welcher fünfzehn

tau-

tausend und drei hundert Hektaren oder dreißig tausend Morgen groß ist. Der Boden ist steinigt in den Gebürgen und sandigt auf der Ebene. Die reizendste Ebene ist um Landau, und die Berge von da bis Weissenburg sind reich an den kostbarsten Weinen. Der Bezirk hat hundert zwei und achtzig Gemeinden, wovon fünfzehn ehemals Pfälzische, neun Zweibrückische, drei Degenfeldische, eine Dalbergische, eine Malthesische, und die übrigen Elsassische sind. Der Kanton Weissenburg nimmt die schöne Gegend am Fuße des Wasgauischen Gebürges und an den Ufern der Lauter ein. Der fruchtbare Strich Landes um Weissenburg und der Lauter, ohngefähr vier französische Meilen groß und mit Grenzsteinen eingefaßt, heißt das Weissenburgische oder untere Mundal, Emunitas inferior. König Dagobert II. schenkte es der Abtei Weissenburg. Die Einwohner genoßen die Waldungen, Weiden, Jagden und Fischereien gemeinschaftlich. Der Hauptort Weissenburg, am Fuße des Wasgauischen Gebirges und an der Lauter, ist eine große und wichtige Stadt. Sie wird oft Kronweissenburg genannt, von dem Kronleuchter in der Kollegiatkirche, der ein Geschenk ihres Stifters Dagobert seyn soll. Lieber nennen die Einwohner die Stadt, Weissenburg am Rhein, um ihre Unabhängigkeit von der Kirche und der Abtei zu zeigen. In der That war diese Stadt nicht blos vom Geiste der Freiheit beseelt, sondern behauptete auch ihre Freiheit. Nie erkannte sie die Herrschaft der Probstei; sie trat zu dem Bündniß der rheinischen Städte und blieb eine freie Reichsstadt. Die Kollegiatkirche oder Probstei war mit dem Bisthum Speier vereinigt. Die Stadt und der Probst waren die obersten Mundatsherren und besetzten zwei gemein-

schaft-

schaftliche Gerichte, das Staffelgericht und das Waldamt. — Einer der schönsten Kantone ist Landau. Freundlich blicken die Städte und Dörfer dieses Kantons bald aus Wiesen, bald von Weinbergen, bald aus dem Flusse Queich, bald aus wogenden Aehrenfeldern, bald aus Obstbäumen hervor. Bekannt ist der Hauptort Landau als eine wichtige Festung; sie liegt am Flusse Queich, eine Schanze auf einem Hügel dominirt die ganze Gegend und schützet die Stadt. Eine reizende Ebene umgiebt die Stadt und bringet viel Getreide hervor. Der Strich von Landau bis Weissenburg trägt die kostbarsten Weine und ist mit Weinstöcken allenthalben umkränzt. Rings um Landau ist alles mit zahllosen Dörfern besäet. Drei hundert Dörfer können an einem Tage auf den Wochenmarkt nach Landau gehen und bei Sonnenschein wieder zu Hause seyn. — Paradiesisch blühet auf der schönen Landspitze, welche der Einfluß der Lauter in den Rhein bildet, der Kanton Lauterburg. Der Hauptort Lauterburg ist eine kleine Stadt in der reizenden Gegend, wo die Lauter sich in den Rhein ergiesset. Schon den Römern war diese Gegend angenehm, sie erbauten hier ein Kastell, Namens Tribuni, dessen Spuren zeigen sich noch. Als der letzte Graf Narcedo in einer Schlacht blieb, schenkte König Wilhelm die Stadt dem Bisthum Speier. Von dieser Stadt haben die furchtbaren Lauterburgischen Linien, die auch Weissenburger Linien genannt werden, den Namen. Diese Linien fangen nämlich bei Weissenburg, am Fuße des Wasgauischen Gebürges, an und endigen sich bei Lauterburg. Der Rhein hat hier noch ein altes Bett. — Die Kantone Bergzabern, Billigheim, Candel und Dahn haben angenehme Lagen, und in den Kantonen Sulz und Niederbronn sind heilsame Bäder.

Ka-

Kapitel XXIV.

Das Oberrhein-Departement.

Den Rhein herauf führt der Weg über das Flüßchen Eckenbach und über einen Landgraben in das Departement vom Oberrhein. Zur Rechten, nach Westen, erhebt sich das Wasgauische oder Vogesische Gebürge, welches von Belfort nordwärts ins Triersche läuft. Die ersten Wölbungen dieses Gebürges sind fleißig angebaut. Gärten, Weinberge, Wiesen und Felder erfreuen das Auge. Die Gipfel und die Thäler sind mit Bäumen, Sträuchen und allen Arten wilder Kräuter bewachsen. Mit freundlichen Dörfern und Städten sind Höhen und Tiefen bebaut. Bergwerke aller Art, Silber, Kupfer, Eisen und Blei beschäftigen tausend Hände. Im Rosenthal sind die einträglichsten Silbergruben. An andern Orten findet man Spiesglas, Koboldeze, Schwefelkies und andere Mineralien. Bäder und mineralische Wässer strömen aus dem Gebürge hervor. Eine Menge von Schlössern, Klöstern, Kirchen und Pallästen erhebt sich auf den Felsenmassen. Oft strebt ein einzelner Bergkoloß gigantisch zu den Wolken empor, sein Scheitel trägt eine Kirche oder ein Kloster oder ein Schloß. Hat man die emporstrebenden Anhöhen erreicht und ruht an irgend einem Kloster oder Schlosse, so eröfnet sich die zauberischste Aussicht auf weite Ebenen, auf kristallene Flüsse und Bäche, auf freundliche Dörfer, auf prächtige Städte, auf reizende Lustgefilde. Festlich ist der Anblick, den die ganze Natur über die sanftesten und erhabensten Szenen verbreitet. Groß und erhaben zeigen sich hier alle Elemente. Zur Linken, nach Osten, ist der prächtige Rheinstrom,

strom, auf dessen Fluten Inseln schwimmen, in dessen Wasser Wiesen, Städte und Dörfer sich baden. Jenseits des Rheins übersieht man die Fluren des Breisgau's und das schauerliche Dunkel des Schwarzwaldes. Vörwärts, nach Süden, sieht man das Wasgauische oder Vogesische Gebürge dämmern, das seinen Anfang in der Gegend der Stadt Lengres nimmt, und sich von Abend nach Morgen bis in die Gegend von Belfort erstreckt. Zwischen diesem Gebürge und dem Schwarzwalde erblickt man, wie durch ein Fernrohr, die erstaunenswürdigsten Szenen. Die Schweizergebürge dämmern in der Ferne und strecken sich, leicht auseinander fliessend bis in die Lüfte, vor dem Auge hin. In allerlei Formen, welche die üppigste Einbildungskraft zu ersinnen vermag, erheben sich die Gebürge vor dem staunenden Zuschauer und gewähren große, rührende und erhabene Anblicke. Zwischen dem Gebürge und dem Rhein ist die fruchtbarste Ebene hingeschüttet. Ganze wogende Meere von Getreide, Flachs und Saamen, ganze Wälder von Obstbäumen, Nußbäumen, Maulbeerbäumen und Weingärten sieht man auf dieser gesegneten Flur. Schöne Städte, Dörfer, Flecken und Palläste blicken freundlich hervor. Der Fluß Ill, der im Sundgau beim Flecken Winkel entspringt, durchströmet diese Ebene und bildet ein sanftes Thal. An beiden Ufern der Ill blühen im üppigsten Wuchse Wiesen und Obstgärten.

Die Form des Departements ist länglicht und erstreckt sich bis an den Bieler See und das Fürstenthum Neuenburg. Nach Osten sind die Grenzen der Rhein bis Basel, und von da die Schweizerkantone Basel und Solothurn; nach Westen sind die Grenzen das Vogesi-

sche,

sche, Saone- und Doub-Departement; nach Süden der Bieler See, das Fürstenthum Neufchatel; nach Norden das Niederrhein-Departement. Es umfaßt das Oberelsaß, Sundgau, Mümpelgard und das ehemalige Bisthum Basel. Seine Länge beträgt wengistens zwanzig Myriameter oder sechs und vierzig Stunden; seine größte Breite ist selten über fünf Myriameter oder dreizehn Stunden. Es ist in fünf Arrondissemente eingetheilt, nämlich von Colmar, Altkirch, Delmont, Belfort und Bruntrut. Colmar besteht aus den Kantonen Ammerweyer, Colmar, Egisheim, Ensisheim, Horburg, Münster, Neubreisach, Poutroi, Ribauviller, Reichenweyer, Ruffach, Markirch, Heiligkreuz, Sulz und Türkheim. Das Arrondissement Altkirch, Pfirdt, Habsheim, Kirchingen, Hüningen, Landser, Lauterbach und Mühlhausen. Das Arrondissement von Belfort besteht aus den Kantonen Belfort, Cornay, Thaunemary, Delafontaine, Giromany, Massevaux, S. Amarin, Thanon. Das Arrondissement von Delmont hat die Kantone, Biel, Courtelary, Delmont, Glovillier, Lauffen, Malleray, Moutier, Neuveville, Reinach, Vique. Das Arrondissement Porentruy hat die Kantone, Adincourt, Chevenay, Cornol, Dampkreuz, Desaudaus, Chauviller, S. Montbeliard, Porentruy, S. Braix, S. Ursan, Seigne-Legier. Das Departement hat 330,408 Individuen.

Das erste Arrondissement von Colmar umfaßt den ganzen nördlichen Theil des Departements. In den schönsten mannichfaltigsten Abwechselungen liegen die Kantone um den Hauptsitz des Präfekts herum. Einige

nige werden vom Rheine gebadet, andere schwimmen auf lachenden Ebenen im wallenden Kornmeer, andere ruhen in freundlichen Thälern an einem rauschenden Bach, und noch andere blicken von Hügeln aus Weinstöcken, Obstgärten und schattigen Wäldern hervor. Der ganze Bezirk ist angenehm und fruchtbar, bringt Getreide aller Art, Baumfrüchte, Gartengewächse, guten Wein, Holz, Tabak, Flachs und Hanf reichlich hervor. Fette Wiesen blühen am Rhein und andern Flüssen. Die Hügeln liefern rothen und weißen Wein, und die Eingeweide der Gebürge sind reich an Silber, Kupfer, Eisen und Blei. Kirchen, Klöster und Kapellen lachen im üppigsten Colorit von den Gebürgen herab und genießen der reizendsten Aussichten. Bäder und mineralische Wasser strömen aus dem Wasgau hervor. Colmar, die Hauptstadt des ganzen Departements, giebt dem ersten Kanton den Namen. Heiter und froh, gesund und angenehm, reich und fruchtbar ist die Flur, auf welcher die Gemeinden dieses Kantons sich verbreiten. Die Flüsse Fecht und Lauch schlängeln sich durch romantische Gegenden, und fliessen endlich in die Thur. Die Thur wird von der Ill aufgenommen, welche dann schiffbar wird. Colmar ist eine muntere schöne Stadt; sie nimmt sich sowohl durch ihre Lage als Bauart, sowohl durch ihren Handel als Künste und Wissenschaften aus. Die Umgebungen der Stadt sind anziehend; die Flüsse Fecht und Lauch, welche sie durchfließen, bilden angenehme Gärten, Wiesen und Spaziergänge. Kirchen, Klöster, Thürme und Palläste erheben sich kühn und stolz über die Häusermasse. Nach den gewöhnlichen Angaben zählet die Stadt tausend zwei hundert acht und siebenzig Häuser, und über fünfzehn tausend Einwohner. Ein Pallast

sonst der königliche genannt, eine Kirche mit einem Kollegiatstift, eine lutherische Pfarrkirche, ein Gymnasium und drei Klöster zieren die Stadt. Der Handel blüht und wird am stärksten mit Wein getrieben. Künste und Wissenschaften liebten von jeher diesen angenehmen Ort. In dem Dominikaner Kloster wurden die annales colmarienses geschrieben. Gelehrte aus allen Fächern lebten hier, und wer erinnert sich nicht bei dieser Stadt unsers geschätzten Dichters Pfeffel? — Hier im Gregorienthal ist der Kanton Türkheim. Weißer und rother Wein wird in diesen Gegenden gezogen und Kalk und Gyps in Menge gefunden. Im Eingange des Thales steht, gleichsam wie eine offene Thür, der Hauptort des Kantons Türingheim oder Türkheim. Nach der Meinung der Einwohner soll die Stadt davon, daß sie gleichsam die Thür des Thales ist, den Namen erhalten haben. Sie ist klein, und nur durch ihre frappante Lage merkwürdig. — Der Kanton Poutroy liegt im Orbeythale, Wiesen und Weinwachs und Bergwerke machen das vornehmste aus. — Im Kanton Markirch oder Saint Marie aux Mines ist ein Silberbergwerk. Der Hauptort Markirch ist ein langer Marktflecken, welchen der Fluß Leber in zwei Theile theilet. — Am Rheine, in einer muntern Gegend, sieht man das bekannte Neubreisach, eine berühmte Festung, von Vauban im Achteck angelegt, gerade gegen Altbreisach über. Eine Insel schwimmt hier im Rhein, auf welcher die Stadt Saint Louis stand, die nach dem Ryswickischen Frieden geschleift wurde. — Der Kanton Horburg erstreckt sich zwischen dem Rhein und der Ill, und der Kanton Reichenweyer zwischen der Ill und dem Wasgauischen Gebürge. Die Ruinen der alten Schlösser sind noch

sicht-

sichtbar, wovon diese Oerter den Namen haben. Horburg war sonst eine Grafschaft und Reichenweyer eine Herrschaft, welche dem Herzog von Würtemberg-Mümpelgard gehörten. — In einer schönen Ebene zwischen der Ill sieht man den Kanton Sulz mit seinen treflichen Ländereien, Weiden und Holzungen. Die Commenthurey des Johanniter-Ritterordens in Sulz war die Hauptkommenthurey in Oberelsaß, von welcher die Mühlhausische und Colmarische abhiengen. — Längst der Ill zieht sich der Kanton Ensisheim. Der Hauptort Ensisheim oder auch Ensheim oder Engen liegt am Graben Quatelbach, der aus der Ill abgeleitet ist. Sie war der Hauptort vom östreichischen Elsaß, der Sitz der Regierung über Oberelsaß, Breisgau, den Schwarzwald und die vier Waldstädte. Es ist noch eine ansehnliche Stadt. Aus dem ehemaligen Jesuitenkollegio ist ein wohlthätiges Arbeitshaus entstanden. — Am Fuße des Gebürges ruht der Kanton Ribauviller oder Rappoltsweiler. Allenthalben stößt man hier auf alte verfallene Schlösser, welche ein Beweis sind, daß hier ehemals viele Ritter und Herren müssen gehauset haben. In der That hatte auch die Herrschaft Rappoltstein vor Alters eigene Dynasten. Der erste den man kennt, Egelof, lebte ums Jahr 1178, der letzte, Johann Jakob, welcher den gräflichen Titel führte, starb 1673. Christian, Pfalzgraf zu Birkenfeld, der die Tochter geheirathet hatte, erhielt die Herrschaft. Sie gehörte von da an den Pfalzgrafen von Zweibrücken. Drei verfallene Schlösser sieht man noch. Die Hauptstadt Rappoltsweiler liegt am Fuße eines verfallenen Schlosses und hat auch selbst ein altes Schloß. Eine Stunde von der Stadt sieht man auf einem Berge das Dorf Tannenkirch, von welchem man

ei-

eine der schönsten Aussichten genießet. — Der Kanton Ammerweyer, in der romanischen Mundart Mariviller liegt in einem weinreichen Thale. — Der Kanton Rufach oder Rouffac ist ein mit Holz, Weinwachs, Wiesen und Aeckern wohlversehener Strich Landes, in dessen Mitte die Stadt Rufach liegt. Gewöhnlich nannte man diese Gegend Mundat, Mundatum oder Emunitas, weil es von der Gerichtsbarkeit des Landgrafen befreiet war. Der Bischof von Strasburg bestellte die Richter. — Zuletzt gehören noch zu diesem Bezirk die Kantone Heiligkreuz oder saint croix, Egisheim und Münster, welche zwischen Hügeln auf Ebenen und in Thälern zerstreut liegen; ringsum ist die ganze Gegend mit verfallenen Schlössern besäet und die meisten Oerter haben den im eilften Jahrhundert angelegten Klöstern ihren Ursprung zu verdanken.

Aus dem Colmarer Bezirke führt der Weg zwischen dem Rheine und der Ill in das zweite Arrondissement von Altkirch. Es nimmt den mittlern Theil des Departements an der Ostseite ein. In einer überaus reizenden Gegend erstrecken sich die Kantone theils längst dem Rheine und der Ill, theils zwischen beiden Flüssen über lachende Wiesen und fruchtbare Ebenen hin. Sicher giebt es im ganzen Departemente keine fruchtbarere Gegend, als in diesem Distrikte. Wogende Kornmeere, Wälder von Obstbäumen begegnen dem Blicke. Wohlhabende Dörfer und Städte erheben sich aus den prachtvollen Fluren. Es ist hier ein weites, unabsehliches Thal, wo die Grazien der Natur von den rauhern Gebürgen als in ein festliches Asyl flohen. Rings umher erheben sich in den kühnsten Formen die schauerlichsten Berge. Ueber den Rhein herüber sieht

man

man den Schwarzwald mit seinen bis in die Wolken emporstrebenden Höhen. Nach Süden dämmern die mit ewigem Schnee bedeckten Schweizergebürge und das Juragebürge. Eine beständige Zugluft streichet durch dieses Thal zwischen den Bergen hin. Kalt und rauh ist der Winter; spät kommt der Frühling und der Sommer; aber lange dauert der Herbst. Hier stehen Gärten und Felder noch im vollesten Schmucke, wenn schon in andern Gegenden die Blätter abgefallen sind und die ganze Natur von ihren Reizen entkleidet ist. Schön liegt der Kanton Altkirch zwischen Aeckern und Wiesen an den Ufern der Ill. Ehemals war er eine Herrschaft, die dem Hause Mazarin gehörte und sieben Meyerthümer und dreissig Dörfer zählte. Das Städtchen Altkirch steht munter an der Ill, umkränzt mit Bergen, Wiesen und Aeckern. Auf einem hohen Felsen am Ill ragen die bemooßten Ruinen eines verwüsteten Schlosses drohend hervor. — Am Abhange eines Berges erstreckt sich der Kanton Pfirdt. Auch dies war ehemals eine Herrschaft von drei und dreißig großen Dörfern. Das Schloß ist noch sichtbar, unter welchem das Städtchen Pfirdt liegt. — Im Sundgau liegt der Kanton Habsheim und der Kanton Landser. Schöne Dörfer, Flecken und Meyerhöfe zeugen von dem Wohlstande der Bewohner. — Nahe am Rheine, unweit Basel, an der Grenze vom Sundgau blühet, wie ein Lustgarten, der Kanton Hüningen. Der Hauptort Hüningen war von jeher der Schauplatz wichtiger Auftritte und großer Thaten, und in keinem Kriege ist er merkwürdiger geworden als in dem letztern. Hier war immer einer der wichtigsten Posten. Die ganze Lage des Orts macht ihn zur Festung. Eine Insel schwimmt im Rheine, die den Uebergang einer

Armee erleichtert oder erschweret. Gewöhnlich wird hier eine Brücke über den Rhein gelegt, und mit einer Vorschanze gedeckt. Daher die Wichtigkeit des Platzes. Viel der großen Thaten wurden hier ausgeführt, und die glänzendste von allen ist unstreitig der denkwürdige Rückzug des unsterblichen Moreau. — Sechs Stunden von Basel, an der Grenze vom Sundgau und Oberelsaß sieht man an dem Ufer der Ill, in einer lachenden fruchtbaren Ebene, den Kanton Mühlhausen. Der Hauptort Mühlhausen ist bekannt als ehemalige Schweizer Stadt. Berühmt ist der Ort ebenfalls in der Reformationsgeschichte. Erasmus, Oecolampad, Ulrich, Zwingli und andere verweilten oft an diesem Orte und predigten mit lautem Beifall. Noch itzt ist die Stadt bedeutend, der Handel, die Künste und Wissenschaften blühen hier. Wohlgebaute, geschmackvolle Häuser, Gärten und Anlagen zieren die Stadt. Die deutsche Pfarrkirche St. Stephan, die französische Kirche, das Zeughaus, das Rathhaus und andere Gebäude sind sehenswürdig. Die Anzahl der Einwohner wird auf vier tausend geschätzt. — Mit ansehnlichen Dörfern, großen Pallästen und verfallenen Schlössern prangen die Kantone Hirsingen und Lauterbach. Adeliche Familien und Klöster haben hier die schöne Gegend verschönert, und mit Anlagen von Alleen, Gärten und Lustwäldern geziert.

Hinter dem Bezirk von Altkirch nach Westen verbreitet sich das Arrondissement von Belfort oder Befort über den ganzen Halbzirkel, den das Oberrheindepartement hier bildet. Es besteht größtentheils aus Bergen und Thälern. Es hat gute Weiden und Wiesen; das vornehmste aber machen die Eisenberg-

wer-

werke aus. Eine eigene Sprache, nämlich die romanische, wird hier geredet. An dem Flüßchen Savoreuse liegt der Kanton Belfort. Der Hauptort gleichen Namens ist eine befestigte Stadt. Auf einem hohen Felsen steht das Schloß, welches der ganzen Herrschaft den Namen gab. Allenthalben findet man Eisenhämmer, und der Handel, der mit Eisen getrieben wird, ist sehr beträchtlich. Die Industrie hat hier den lebhaftesten Schwung erhalten durch die Anlegung verschiedener Landstraßen. Sechs Landstraßen kommen bei dem Orte Belfort zusammen und machen ihn zur Niederlage der Waaren. — Die zu diesem Bezirk gehörigen Kantone Cernay oder Sernay, in der deutschen Sprache Sennen hier am Flusse Thur; Thaun hier am Fuße des Berges und dem Flusse Thur, am Eingange des angenehmen Thales Sanct-Amarin, zwischen lauter Weinbergen; Delafontaine, Giromany im sogenannten Rosenthal; Masevaux oder Moisevaux, in der deutschen Sprache Masmünster, Sanct-Amarin und Chanon. — Alle diese Kantone haben eine angenehme Lage in freundlichen Thälern, an rauschenden Bächen, mit Wiesen und Weinbergen umgeben. Der Boden ist nicht der fruchtbarste; aber die Bergwerke verbreiten Wohlstand und Ueberfluß. Die ganze Gegend ist mit wohlgebauten Wohnungen besäet; zahllose Ruinen von verwüsteten adelichen Gütern liegen allenthalben zerstreut. Prächtige Klöster und Meierhöfe und Mühlen ruhen in den lebhaften Thälern.

Das vierte Arrondissement Delmont oder Delsberg besteht aus einem Theile des Bisthums Basel und des Schweizerkantons Solothurn. Es läuft an

der Ostseite des Departements in einer langen Linie bis an den Bieler See über Berge und Thäler hin. Der gebirgigte Theil bringt außer Weide nicht viel ein; die Bewohner desselben sind meistentheils Künstler, welche bei ihrer Arbeit das vergnügteste Leben führen. Aber die Hügel, Thäler und Ebenen sind desto fruchtbarer. Weißer und rother Wein, Obst, Getreide, Hanf und Flachs sind die vornehmsten Produkte. Zitzen- und Cottunfabricken, Spitzen- und andere Webereien beschäftigen die meisten Städte und Dörfer. auch giebt es Eisenbergwerke, die aber wegen Mangel des Holzes nicht recht benutzet werden können. Der Kanton Bienne oder Biel umfaßt das Gebiet der Stadt Biel. Die Lage ist die schönste um den Bieler See herum. Der Hauptort Biel ist wohlgebaut an dem Wasser Süß, welches einige hundert Schritte von der Stadt sich in den Bieler See ergießet. Man zählet gewöhnlich sechs tausend Einwohner. Sie machte ehemals gleichsam eine eigne Republik, und gehörte zu den zugewandten Orten der Schweizer Eidgenossenschaft. Hinter Biel zwischen dem Fürstenthum Neuenburg und dem Juragebürge sieht man den Kanton Courtelari. Er besteht in einer Reihe von Bergen und Thälern, in welchen Dorf auf Dorf fast ungetrennt folgt. Die Süß durchströmet die meisten Dörfer, und bildet die fruchtbarsten, einträchtlichsten Wiesen. — In einer romantischen Gegend, mehr nach Norden, liegt der Kanton Delsberg oder Delemont, dessen Gemeinden bald auf Hügeln, bald in Thälern, bald an Flüssen sich hinziehen. Reizend ist die Lage des Hauptorts Delemont, er erhebt sich auf einem Hügel, dessen Fuß die Sorn bespület; nicht weit davon ergießt sich die Sorn in die Birs; das Gebürge erweitert sich hier und bildet die

im-

imposantesten Partheien. Die Bischöfe von Basel wählten diese zauberische Gegend zu ihren Lustschlössern; verschiedene schöne Palläste haben die Bischöfe hier aufgeführt, unter welchen der letztgebaute sich am glänzendsten erhebt. — Hier in der Gegend zwischen dem Sundgau und dem Bisthum Basel, in dem sogenannten Leimenthal und dem Schweizerkantone Solothurn, verbreiten sich die Kantone Glovillier und Lauffen, in schönen, an Getreide und Wein fruchtbaren Landstrichen. Lauffen ist ein artiges Städtchen in einer lachenden Ebene an der Biers. — Die Kantone Malleray, Moutier oder Münster in Granfelden, Neuveville oder Neustadt, Reinach und Vique liegen in dem ehemaligen Bisthum Basel, meistentheils in fruchtbaren Thälern, die mit schönen Klöstern und Abteien geziert sind. Am bekanntesten und merkwürdigsten sind in diesen Gegenden die schmackhafte Käse, mit welchen ein beträchtlicher Handel getrieben wird. Unvergleichlich liegt Neuenstadt oder Neuveville oder auch Bonneville am Bielersee. Hoch über die Stadt ragt ein Schloß auf einem Berge hervor, welches die prächtigste Aussicht gewährt. Auch diese Stadt machte sonst fast eine eigne Republik aus, und hatte einen kleinen und großen Rath, davon jeder aus vier und zwanzig Personen bestand. Der Bischof von Basel wurde aber doch als Oberherr anerkannt, an ihn durfte man appelliren; er durfte Verurtheilten Gnade ertheilen.

Das fünfte Arrondissement Porentru oder Bruntrut umfaßt den westlichen Theil des ehemaligen Bisthums Basel, verbreitet sich über die Gebürge des Jura und an den Ufern des Douxflusses. — Porentru oder Bruntrut ist bekannt als ehemaliger Sitz des Bischofs

schofs von Basel. Die Stadt ist schön, munter, geschmackvoll gebaut; ihre Lage am Flusse Haller macht sie angenehm. Schön ist das bischöfliche Schloß; kostbar sind die Anlagen von Alleen und Gärten; die Pfarrkirchen, die Klöster und die Häuser der Stadt zeichnen sich vor vielen andern Städten aus. Um Bruntrut herum, im sogenannten Land Elsgau liegen die Kantone Bresaucourt, Chevenez, Cornol, Damphreux oder Danffereux, Desaudaus. — Hier zwischen den Krümmungen des Douxflusses liegt der Kanton Chauvelier. — Von da nach Süden kommt man in den Kanton Montbelliard; — daneben der Kanton S. Braix. — Hier am Flusse Doux ist der Kanton S. Ursane oder Ursitz. — Endlich der letzte Kanton Saigne-Legier liegt hier auf den sogenannten freien Bergen oder Freiberg. Es ist ein hohes, rauhes Gebürge, wo kein Obst wächst, und kein Getreide gedeiht. Indessen giebt es hier viel Wein und viel Vieh.

Man sieht schon aus der neuesten Abtheilung des Oberrheindepartements, daß der größte Theil des ehemaligen kleinen Departements Mont terrible zu dem erstern gekommen ist. Kein besonderes Arrete' existirt wegen der Auflösung dieses Departements. Allein der Nationalalmanach von diesem Jahre, den man als offiziell ansehen kann, läßt es weg; dies und die neueste Eintheilung des Oberrheindepartements ist hinreichender Beweis von der Auflösung des Departements Mont terrible. Wir sind also am Ziele unserer topographischen und statistischen Ansicht des fränkischen Rheinufers.

Es ist hier noch nicht der Ort, den jetzigen Zustand des fränkischen Rheinufers darzustellen und zu beurtheilen. Wir müßen erst sehen, was es vorher war; daraus wird sich bei der Uebersicht dessen, was es itzt ist, urtheilen lassen, ob es gewonnen oder verlohren, sich verbessert oder verschlimmert hat. Es würde höchst übereilt seyn, wenn man sich schon itzt ein entscheidendes Urtheil erlauben wollte. Die bisherige Verfassung konnte nicht anders, als höchst mangelhaft und unvollkommen seyn. Nach dem Umsturz der vorigen Verfassung mußte ein Chaos entstehen, aus welchem selbst ein Lycurg oder Solon keine plötzliche Ordnung schaffen konnte. Eine jede Veränderung in der Regierungsform führt unangenehme Stöße, Uebereilungen und Mängel mit sich. Hiezu kam noch der Sturm des Krieges, in welchem das linke Rheinufer organisirt wurde. Unzählige Uebel, namenlose Drangsale, mußten eine militairische und Revolutionsregierung mit sich führen. Sie sind verschwunden die Tage der Trauer, und das ganze linke Rheinufer wird gleich dem übrigen Frankreich der väterlichen Aufsicht der Gesetzgeber gewürdigt. Aber noch ist die Organisation nicht vollendet. Wer indessen vor der Erscheinung des zweiten Bändchens dieser Geschichte den Zustand und die innere Verfassung des fränkischen Rheinufers kennen zu lernen wünschet, dem sey das Bülletin empfohlen, welches für das 6te und 7te Jahr bei den Gebrüdern Levrault in Strasburg, und für das 8te, 9te und 10te Jahr bei Craß in Mainz herauskam; wie auch Klebe's Reise auf dem Rhein u. s. w. Im Nationalalmanach vom zehnten Jahr, den man als offiziel ansehen kann, steht Seite 356 bis 361 folgende Nachricht: Die Departemente in den Ländern zwischen Maaß und Rhein und

Rhein

Rhein und Mosel sind in dem Traktat von Lüneville vom 20ten Pluviose 9ten Jahrs an die fränkische Republik abgetreten. Das Gesetz vom 18ten Ventose erklärt sie für einen integranten Theil des fränkischen Territoriums. Das Verwaltungssystem der Präfekturen, ist daselbst durch einen Beschluß der Consuln vom 24ten Floreal 8ten Jahrs eingeführt; aber noch nicht das neue Gerichtssystem. Diese Departemente sind unter der Aufsicht eines Generalkommissairs, der seinen Sitz zu Mainz hat: Statt des Cassationstribunals haben die Departemente ein oberstes Revisionstribunal zu Trier. Der Bürger Jean-Bon Saint Andre' ist Generalkommissair des Gouvernements für die vier Departemente. Im Donnersberger Departement ist Jean-Bon Saint Andre' Präfekt, Fiesse, Generalsekretair; Präfekturräthe, Malingre', Pietsch, Moßdorf, Meyenfeld; Sadoul Soupräfekt zu Speier, Petersen zu Kaiserslautern, Besnard zu Zweibrücken. Das Criminalgericht hat seinen Sitz zu Mainz, Macke' Präsident, Hartmann öffentlicher Ankläger. Im Rhein- und Moseldepartement ist Bürger Boucqueau Präfekt zu Coblenz, Hilscher Generalsekretair; Präfekturräthe, Saur, Dineur, Schmitz; Soupräfekte, Champin zu Bonn; Vanrecum zu Simmern. Das Criminalgericht ist zu Coblenz; Lebens ist Präsident, Gerdom öffentlicher Ankläger. Im Ruhrdepartement ist Simon Präfekt zu Aachen, Pocholle Generalsekretair; Präfekturräthe sind Jacobi, Cogels, Caselli, Rhetel, Simeon; Soupräfekte, Sybertz zu Cöln, Dorsch zu Cleve, Bouget zu Creveld; Criminaltribunal zu Köln, Koenen Präsident, Keil öffentlicher Ankläger. Im Saardepartement ist Bürger

Be-

Bexon-Ormchille Präfekt zu Trier, Zegowitz Generalsekretair; Präfekturräthe sind Gerhard, Labourdiniere, Compagnot; Soupräfekt ist Bürger Borde zu Saarbrück, Müller zu Birkenfeld, Pettmesser zu Prüm. Das Criminaltribunal hat seinen Sitz zu Trier, Präsident ist Buchel; öffentlicher Ankläger Hahne. Am Oberrevisionstribunal ist Garreau Präsident, Piorry Vicepräsident; Richter sind die Bürger, Rebmann, Gunther, Giraud, Dumey, Linz, Fayolle, Saint Mar. Im Niederrheindepartement ist der Bürger Laumond Präfekt zu Strasburg, Metz Generalsekretair; Präfekturräthe sind die Bürger Ferat, Burger, Kleinmann, Brackenhoffer, Engelmann; Soupräfekte sind der Bürger Cunier zu Barr, Reiß zu Zabern, Franz zu Weissenburg. Im Oberrheindepartement ist der Bürger Noel Präfekt zu Colmar, Briche Generalsekretair; Präfekturräthe sind Reesch, Walterle, Joliat; Soupräfekte sind Sommervogel zu Altkirch, Burger zu Belfort, Holz zu Delmont, Duplaquet zu Porentruy. Dies sind die Männer, welche an der Spitze der Geschäfte stehen, welchen das Wohl des fränkischen Rheinufers anvertraut ist; Männer, die das Zutrauen der Regierung besitzen, und deren Karakter und Benehmen unbescholten und verehrungswürdig ist.

Blüh hoch empor mein Vaterland
Auf deiner neuen Bahn!
Sey immer deiner Bürger Ruhm,
Ihr Glück, ihr Stolz, ihr Heiligthum!
Schön sey die neue Bahn!

Laß

Laß Pflicht, Gesetz, Religion
Dir hohe Namen seyn;
Dann wird dein Volk von Muth gestählt,
Von hohem Bürgersinn beseelt,
Sich großen Seegens freu'n!

Zweiter

Zweiter Abschnitt.

Urgeschichte

des

Fränkischen Rheinufers.

Kapitel I.

Physische Urgeschichte.

Die schöne Gegend, welche das fränkische Rheinufer bildet, hatte in der Urzeit gewiß eine von der jezigen gar verschiedene Gestalt. Wild und unangebaut lag die Natur da; zügellos strömten die Flüsse und Bäche; ohne Wartung und Pflege schmachtete die Flur; Seen, Moräste und vergiftende Sümpfe deckten unabsehliche Flächen; schauerlich und unbenutzt thürmten sich die Berge bis in die Wolken hinauf. Undurchdringliche Wälder, ungeheure, öde und wüste Heiden erstreckten sich ganze Tagereisen weit; — eine furchtbare Wildniß, eine freudenlose Stille, die nur das Rauschen der Fluten, das Toben des Schneesturms, der Laut der Raubvögel und das Gebrülle wilder Thiere unterbrach, herrschte an den Ufern des Rheins. Noch gebot der Mensch nicht den Elementen und verborgenen Kräften der Natur; noch verschönerte nichts seine fleißige Hand. Kein Obstbaum blühete, keine Saatgefilde lachten; keine Blumen und Kräuter, die itzt in unsern Gärten wachsen, waren angekommen aus fremden Ländern. Man vermuthete nicht, daß die Aepfel, Kirschen, Pfirsiche, Aprikosen, Nüsse und Kastanien des schwarzen Meeres und Epirus; daß der Weinstock Italiens und Siciliens; daß der Flachs und der Klee Aegyptens an den Ufern des Rheins und der Mosel und der Maaß wachsen könnten. Noch gab es an den Ufern des

Rheins

Rheins keine Städte, keine Dörfer, keine Häuser, nicht einmal elende Fischerhütten.

Der Sonne großer Gang, — so mild
Für Land und Mensch und Thier,
Für alle Wesen der Natur,
Für Saatgefild' und Blumenflur —
Schien, Vaterland, nicht dir!

Nie blühte Saat in deinem Schooß,
Nie kam die Erndtezeit!
Von keinem goldnen Traubenglanz
Und nie umrauscht vom Aehrenkranz,
Wär unser Rhein erfreut!

Er war, Jahrtausende vielleicht,
Bedeckt mit Schnee und Nacht,
An beiden Ufern leer und wüst,
Von keiner Hütt' einmal gegrüßt,
Ein wilder Ozean.

Man vergleiche nur unsere jezigen Lustgefilde mit den amerikanischen Wüsten; Canada zeigt uns ein Bild von der alten Urgestalt dieser Gegend. *) Dort bedecken unermeßliche Wälder die Oberfläche der Erde, und währen den Sonnenstrahlen sie zu wärmen und zu befruchten; tiefer Schnee ruht fast immer auf der Flur; die Schätze der Berge liegen in den Eingeweiden verschlossen; das Rennthier hat daselbst seine Wohnung; der Fluß S. Laurenz ist noch mit dickem Eis gefroren, wenn der Rhein, die Seine und die Themse längst davon frei sind; weite, unabsehliche Sümpfe und Seen verbreiten Nebel und Wolken von Fiebern und ansteckenden Seuchen; giftige Dünste verfinstern das Licht des Tages; die ungeleitete und unbenutzte Fruchtbarkeit erstickt und zerstöret sich selbst.

Die

*) Gibbons Geschichte, 1. Th. 4 Kap.

Die Geschichte der allmähligen Bildung des fränkischen Rheinufers beruht freilich blos auf Muthmassungen, wozu aber die natürliche Beschaffenheit des Landes dem Naturforscher ein weites Feld öffnet. Ihm wird es klar, daß einige Hauptrevolutionen erforderlich waren, die Fluren und Gebürge des Rheinufers zu bilden.

Die niedrigen Gegenden, die Tiefen und lachenden Wiesen am Rheine und an den kleinern Flüssen sind sicher aus den Fluten und aus Seen emporgestiegen. Da, wo itzt Ueberfluß und Freude lacht; wo die Sonne ungehindert ihr Licht verbreitet; wo die Gewässer abfliessen, die ungesunde Dünste sich zerstreuen; wo Städte, Dörfer und Palläste prangen; wo das Geschrei der Heerden, der Gesang der Vögel, das Frohlocken der Menschen von den Saatgefilden und blumigten Wiesen tönen; — da waren vor Jahrtausenden Seen, Moräste und vergiftende Dünste. Die erste Hauptrevolution brachte die tiefen Seen aufs Trockne, bildete die Brücher und Sandhügel oder Dünen. Der Rhein und die kleinen Flüsse hatten bei Ueberschwemmungen diese Seen gegraben, wie wir dieses itzt noch oft bei großem Wasser sehen. Zwischen diesen Seen und Armen der Flüsse blieben noch einige Inseln stehen. Nach und nach nahm der Rhein und die kleinern Flüsse einen andern Lauf; in den Seen und stillstehenden Gewässern wuchsen Wasserpflanzen auf, und wurden zu Sümpfen. Anhäufungen zerstörter Vegetabilien, Moose, Schilfe, Gräser bildeten allmälig die weißlichten, braunen und schwarzen faserichten Massen, welche wir unter dem Namen Torf kennen. Die Sümpfe wurden Meere. Die Ströme führten Schlik oder feinere Thonerde, wel-

welche der Regen den höhern Gegenden entspült hatte, mit sich herab und verbreiteten denselben über die Sande. Dieser Schlik wurde zu einem fruchtbaren Kley bereitet, welcher durch die Zeit, mit dem Sande verbunden, die fruchtbarsten Fluren schuf. Längst dem ganzen Rheinufer von Basel bis Nimwegen, besonders im Ober- und Niederrhein- im Donnersberger- und Ruhrdepartement findet man die auffallendsten Beweise davon. Als Denkmäler dieser Revolutionen stehen noch die Brücher und einige Moräste. Daß viele Gegenden vormals Boden des Flusses oder der Seen waren, beweisen die überall noch kenntlichen Schichten von verschiedenen Mischungen des Sandes und der Erde, die nichts anders, als ein Niederschlag aus dem darüber gestandenen Wasser seyn können. Unter diesen vielen Denkmälern ist keins merkwürdiger, als das Bruch zwischen Creveld und Meurs im Ruhrdepartement. Mitten in diesem Bruch steht ein Hügel, wo man diese Schichten sehr kenntlich berechnen kann; man findet darinn Petrefakten aller Art. *)

Die Berge bleiben vorzüglich für den Forscher ein Heiligthum der Natur, und gewiß waren Hauptrevolutionen nöthig, um ihnen die jezige Gestalt zu geben. Vielleicht sind sie Urgebürge; einige haben die Beschaffenheit, welche nach den Systemen der Geologen die Berge erster Ordnung constituiren. Granit, Verdantiko, Serpentirstein und Thonwacke werden von den Physikern für Gesteine der Urgebürge gehalten, und diese finden sich in mehrern Gebürgen des fränkischen Rheinufers. Die Thonwacke ist an mehreren Orten zu

Ta-

*) Der Schullehrer Hünninghaus in Crefeld hat darin sehr viele Petrefakten gesammelt.

Tage, und Granit von verschiedener Art ist fast in allen Gegenden. Auf einigen Bergen trift man Muscheln, Schnecken und Spuren von korallinischen Gewächsen an, so daß man sie für unter dem Wasser gebildet annehmen kann. Auf seinigen Bergen giebt es nicht undeutliche Spuren von ehemaligen vulkanischen Ausbrüchen und feuerspeienden Schlünden. Man findet hie und da, besonders in der Gegend von Oberwinter, noch deutliche Denkmäler eines Kraters. Einige Berge sind sichtbar Flözgebürge, welche vielleicht vor undenklichen Zeiten, durch Wasserfluten und Erdrevolutionen bewegt, sich auf die Thongebürge hingeschoben haben. Die Produkte des heißen Südens, so wie des eisigten Nordens sind in den Rheingebürgen zu finden, und man könnte als ausgemacht annehmen, daß es einst an den Rheinufern äusserst heiß und zugleich äusserst kalt war; allein die unübersteigliche Schwierigkeit, eine den Naturgesetzen gemässe Ursache dieser Veränderung der Temperatur an demselben Orte zu finden, läßt den Vernünftigen lieber das glauben, was man nicht erklären kann, als auf eine Art erklären, welche keinen Glauben verdienet. Vor allem sind in dieser Rücksicht die Früchte merkwürdig, die sich in der kölnischen Umbra finden. Nach der Meinung der vorzüglichsten pariser Botaniker *) ist es entschieden, daß die Früchte, die sich in den Torf- und Umbrabergwerken bei Brühl und Lindlar, unweit Köln, finden, so wie ein Theil der in der Umbra gefundenen noch unzerstörten Holzstücke von Bäumen aus dem Geschlechte der Palmen, die blos im heissen Klima wachsen, abstammen. Einige die-

*) Dejussieu, Lamarck et Desfontaines. -- Journal des Mines, an V. N°. 36.

dieser Früchte scheinen jenen Gelehrten sogar völlig mit den Früchten der Arecapalme übereinzukommen. *) Die Gegend um Brühl und Lindlar soll zu den untersten Schichten der Flötztrapformation oder zu dem Schotterwerke oder den mächtigern Lagern von Geschieben, Thon und Holzkohlen gehören, worauf die Basaltgebürge aufgesetzt zu seyn pflegen. Die geognostischen Schriften von Rose und Werner geben den Basalt für Urgebürge aus, und halten ihn für Wassererzeugnisse, die auf jüngere Flötzgebürge aufgesetzt wurden. Beim Anfang dieser Formation muß es also sehr warm gewesen seyn, daher die Elephantenknochen in den oberen Schichten der bituminösen Mergelschieferformation. Hingegen zur Zeit der Formation des mittelzeitigen Kalksteines muß es sehr kalt gewesen seyn, daher die Ueberreste von Eisbären und Rhinoceros.

Aber auch ein Heiligthum der Natur bleiben für den Forscher die Wälder und Haiden; denn sie sind noch, was sie waren im Zeitalter ihres Entstehens, und täglich sind die Revolutionen, die sich hier ereigneten, vor unsern Augen. Wo der Winter am strengsten ist, da pflanzte die Natur sehr weise die stärksten und dicksten Wälder. Hiehin flohen die ersten Bewohner; sie waren Jäger und fanden Schutz und Nahrung. Aus den dicken Wäldern sammelten sie sich, hieben die Wälder nieder und bildeten Gesellschaften. Die ersten Bewohner der Haiden waren Schäfer, die mit ihren Heerden herumzogen und das junge Haidekraut abweiden liessen. Wahrscheinlich wählten sie die fruchtbaren Gegenden an den Bächen und Flüssen zu ihren Wohnungen, und nährten sich anfangs blos von dem, was die

*) Westphälischer Anzeiger, 1800. N. 93.

die Erde freiwillig hervorbrachte. Bald begnügten sie sich nicht mehr an der Milch ihrer Schaafe und an ihren Eicheln. Sie brachen Land auf; und es entstanden Höfe, wie Inseln im Haidemeere. *)

Kapitel II.

Klima, Produkte und Thiere in der Urzeit.

Das Klima des Landes ist einer der wichtigsten Gegenstände, worauf der Geschichtschreiber sein Augenmerk richten muß. Es hat den sichtbarsten und mächtigsten Einfluß auf ein Volk, auf seinen Karakter, auf die Beschaffenheit seines Geistes und Körpers; auf seine Kultur, Sitten, Gebräuche, politische und religiöse Verfassung. Kultur des Bodens und Kultur des Geistes stehen im genauesten Verhältniß mit einander. Die Kälte des Nordens befördert langes Leben und eine zahlreiche Nachkommenschaft, kriegerischen Muth, Unerschrockenheit, Einfachheit der Sitten, die Tugenden der Mäßigkeit und der Keuschheit. Die Hitze des Südens entzündet das Blut, entflammt die Begierden, verzehrt die Lebenskraft, macht träge und wollüstig. **)

Das Klima des Rheinufers in der Urzeit war äusserst rauh. Tödtende Kälte, immerwährender Winter, ewiger Schnee und ewiges Eis, das sind die oratorischen

*) Tacitus Geschichte, Mösers osnabr. Geschichte, Remers Abriß des gesellschaftlichen Lebens, v. Halems oldenb. Geschichte.

**) Gibbons Geschichte vom Untergang des römischen Reichs, 1. Th.

schen Ausdrücke, in welchen die Römer von den Rheingegenden reden. Kein Wunder, daß die Römer, die ein heitrer lachender Himmel in ihrem schönen Italien deckte, dieses Land als ein kaltes, unfreundliches, mit dicken Wäldern und vergiftenden Sümpfen angefülltes Land beschrieben, in welchem es fast immer Winter sey. Doch haben sie etwas mehr, als bloß oratorische Exclamationen, sie führen Thatsachen an, welche die Kälte des Klimas beweisen. Die größten und reissendsten Flüsse waren mit Schnee und Eis bedeckt, über welche die Barbaren zum Angriff und Raube giengen. Das Rennthier, welches nur auf Spitzbergens Felsen, und im kalten Norden, zehn Grad vom Nordpol, in Siberien und Lappland wohnt, wohnte damals an den Ufern des Rheins. Wenn die römischen Dichter eine höchst unfreundliche, rauhe und wüste Gegend schauerlich beschreiben wollten: so wählten sie die Rheingegend zu ihrem Bilde. Ein trüber Himmel, sagt Seneca, deckt das Land, und ewiger Winter die Bewohner. Tacitus, vielleicht unser Landsmann, der am Rheine geboren, in Rom erzogen, und wieder in unsere Gegenden gekommen war, hat ein eignes Werk den Rheinbewohnern gewidmet. Ihr Zustand, ihre Sitten, sind durch den Pinsel dieses erhabensten Geschichtschreibers gezeichnet. Er ist der erste, der die Wissenschaft der Philosophie auf die Geschichte anwandte. Sein vortreflicher Traktat enthält mehr Ideen als Worte. Er beschreibt die Rheingegend als ein Land, das zwar verschieden, aber überhaupt von Wäldern furchtbar und von Sümpfen stinkend sey. Der römische Konsul Symmachus schrieb dem Ausonius, der ihm ein Gedicht über die romantischen Gegenden der Mosel übersandt hatte, zurück: „Er könne nicht glauben, was

Au=

Ausonius schönes und groſses von der Mosel besinge, wenn er nicht wüſte, daſs sein Freund auch nicht einmal in einem Gedicht die Unwahrheit sage. Diodor, der in Sicilien lebte, erzählt mit der gröſsten Verwunderung, daſs in Gallien die gröſsten Flüſſe dergeſtalt zufrieren, daſs man darüber reiten und fahren könne. Natürlich muſste dem Auge mancher, an die Schönheiten des griechischen und italiänischen Himmels gewöhnter, Schriftſteller die Rheingegend rauher und unfreundlicher vorkommen, als sie wirklich war. *) Man müſste, sagten sie, um am Rheine dauern zu können, da geboren seyn. Wirklich aber war damals die Kälte wohl noch ungleich empfindlicher als itzt. Die ungeheueren Waldungen, welche das Land bedeckten, und die Wolken an sich zogen, veranlaſsten Nebel und Sümpfe und Regen; Kälte war hievon die natürliche Folge. Die allmälige Ausrottung der Wälder hat nachher den Himmel gemildert.

Obſtbäume gediehen in jenen Zeiten gar nicht an den Ufern des Rheins. Der Römer Plinius, der noch vor dem Tacitus, ohngefähr siebenzig Jahr nach Chriſti Geburt lebte, bemerkt, daſs nachdem Lucullus die Kirschbäume aus Pontus nach Italien gebracht habe, sie innerhalb hundert zwanzig Jahren bis an den Rhein, sogar über das Meer bis nach Britannien gekommen seyen, aber daſs die daran wachsenden Kirschen eine sonderbare, aus schwarz, roth und grün zusammengesetzte Farbe gehabt hätten, und niemals reif geworden wären. Höchſtens wuchsen in diesen Gegenden Paſtinaken, Spargel und Rettig. Der Kaiser Tiberius lernte sie kennen, als er die römischen Legio-

*) Schmidt Geschichte der Deutschen, 1. Th.

gionen am Rheine kommandirte, er ließ alle Jahre einige Pastinaken von hier nach Rom kommen. Die Rettige waren, nach des Plinius Zeugniß, so groß als ein kleiner Kindeskopf. Getreidearten, Weizen, Korn, Klee, Flachs u. s. w. waren hier ganz unbekannt. Hafer und Gerste allein wurden hie und da gebaut. Aus der Hafer bereiteten sich die Rheinbewohner eine Art von Brei, und aus der Gerste brauten sie Bier, welches die Römer mit Essig oder saurem Weine verglichen. Die einzigen Reichthümer waren Heerden; Käse und Fleisch die köstlichsten Speisen, Milch und Bier der beste Trank.

Zur Viehzucht war das Rheinufer ein sehr bequemer Boden; aber das Vieh war klein und unansehnlich. Pferde waren häufig in den Wäldern, sie wurden zum Kriege, zum Tragen, zur Reise und Nahrung gebraucht; aber auch sie zeichneten sich weder durch Gestalt noch Geschwindigkeit aus. Das Pferdefleisch und Pferdeblut waren köstliche Gerichte unserer Väter. Ausser den gewöhnlichen Thieren, Hasen, Biber, Störche, Krähen u. s. w. erwähnen die Römer der Auerochsen. Man fieng sie in Gruben; der Jünglinge Geschäfte war, sich dadurch zum Kriege zu gewöhnen und abzuhärten. Die Hörner wurden als Siegeszeichen aufbewahrt und zu Trinkgeschirren gebraucht. Man trank daraus bei feierlichen Zusammenkünften und Festen. Unser Hornung soll den Namen davon haben, weil dieser Monat den feierlichen Gastmälern und Tänzen gewidmet war. Sie erwähnen ferner des Elendthieres, der Bären, Wölfe und Rennthiere. Unter den Vögeln nennen sie den Adler und Falken. Noch lange gab es in den Rheingegenden Falken; man richtete sie zur

Jagd

Jagd ab. In dem herzynischen Walde, der sich vom rechten Rheinufer bis in Polen erstreckte, sollen Vögel gewesen seyn, deren Federn glänzten, und den Reisenden statt einer Laterne dienten. Unter den Fischen nennen die Römer den Silurus oder Stör. Ausonius sah ihn in der Mosel und hielt ihn für ein friedliches Flußthier. Plinius sah ihn im Main und macht ihn zu einem Raubfisch, der sogar Pferde angriff. *) Gold und Silber und Eisen hatten die Rheinbewohner nicht anders als von Fremden. Sie dachten nicht daran, daß ihre Berge Silber und Eisen enthielten. Salzquellen gab es schon am Rhein; man führte ihrentwegen blutige Kriege, und hielt sie für den Aufenthalt der Götter. Sie schütteten das Salzwasser auf glühende Kohlen von Eichenholz oder Haselnußstauden, dadurch wurden die Kohlen selbst Salz, welches aber schwarz war.

Kapitel III.

Ursprung der Rheinbewohner.

Das Interessante in der Geschichte eines Landes ist unstreitig der Bewohner desselben; der Mensch in der Urzeit; wie er hieher kam; wie seine natürliche Beschaffenheit war; wie er sich zu einem bürgerlichen Leben emporschwang. Aber nichts ist auch schwieriger als der Ursprung der Völker. Wenn man die Oberfläche der Erdkugel durchläuft: so ist fast kein ansehnlicher Theil der nicht bewohnt wäre, und überall schweigt die Geschichte von der Art, wie er bevölkert wurde. Umsonst untersucht der philosophische Geist die Kindheit der großen Gesellschaften; überall sieht man

Fin-

*) Schmidt Geschichte, 1. Th.

Finsterniß, und unsere Neugierde verliert sich in unnützen Anstrengungen. Wollte man behaupten, daß die ersten Bewohner Kinder der Erde und wie Pilsen hervorgekommen seyen: so wäre das ein System, welches die Religion verdammt und die Vernunft nicht vertheidigen kann. *) Die Eitelkeit der Nationen sträubt sich mächtig gegen diesen Gedanken; daher leiten sie alle ohne Ausnahme ihren Ursprung unmittelbar von einem Gott oder einem Gott ähnlichen Menschen ab. Die Gallier gaben den Dis oder Pluto für ihren Stammvater aus, daher bestimmten sie jeden Zeitverlauf nicht nach der Zahl der Tage, sondern der Nächte; sie fiengen ihre Geburtstage, die Monate und das Jahr mit anbrechender Nacht an. Sie schickten häufige Kolonien über den Rhein, und bevölkerten die fruchtbarsten Gegenden in Deutschland. **) Die Deutschen leiteten ihren Ursprung von dem Gott Teut und Mannes ab. Von diesen Deutschen erzählet Cäsar, daß sie vor Alters über den Rhein gegangen seyen, und sich der fruchtbarsten Gegenden bemächtigt hätten. ***) Auf diese Weise waren die Bewohner des obern Rheins gallischen, und die Bewohner des untern Rheins germanischen Ursprungs.

Wenn Tacitus die Reinheit des germanischen Blutes, den fürchterlichen Anblick ihres Landes, die auffallende Aehnlichkeit ihres Körperbaues, ihres Wuchses und ihrer Gesichtsbildung betrachtet: so schließt er hieraus, daß diese Völkerart eine eigne, mit andern unvermischte Menschenart seyn müsse. Man läßt also die Rheinbewohner und alle europäische Völker unmittelbar

von

*) Gibbons Geschichte, 1. Th.

) Caesar de bello gallico, lib. VI. §. 18. *) Lib. II. §. 4.

von den Celten abstammen. Die Celtengeschichte fängt man schon von Gomer, Japhets ältesten Sohne an, und erzählet von den Heldenthaten der Celtennation, daß sie sich siegreich vom Rhein bis an den Euphrat verbreitet habe. Herr Hofrath Michaelis sagt in seinem zweiten Theile der Einleitung ins N. T.: „Die Galater seyen Nachkommen der Gallier, die ehemals einen Einfall in Griechenland thaten, und sich nachher in klein Asien niederließen." Hieronymus, der lange in Trier war und also ihre Sprache genau kannte, versichert: „Die Galater hätten noch im fünften Jahrhunderk die gallische Sprache, wie sie in Trier gebräuchlich war, geredet." Durch den blendenden Schein der Legenden, Traditionen, Muthmassungen und Etymologien geleitet, hat man auf dem engern Grunde der Wahrheit einen Koloß von Fabeln aufgeführt. *) Wir müssen allerdings einen Hauptstamm annehmen, der die meisten europäischen Staaten umfaßt

*) Der stolze Irländer, Doktor Keating, läßt in seiner irländischen Geschichte den Riesen Parthalanus, einen Enkel Magogs, Sohn Noahs, den 4ten Mai 1978 an der Küste von Münster landen, und ihn den Stammvater der Irländer werden. Olaus Rudbeck, Professor zu Upsal macht sein Vaterland zum Paradiese, aus welchem die Bewohner aller Erdtheile hervorgehen. Aus Schweden geht die Familie Noahs, die anfänglich nur acht Personen stark ist, aber bald zwanzig tausend Sprößlinge zählt, Colonienweise in alle Erdtheile. Das deutsche Detaschement wird vom Ascenas geführt, andere gehen nach Asien, Afrika und Amerika. Aus Schweden erhalten die Aegypter und Griechen ihr Alphabet, ihre Astronomie und Religion. Der gelehrte Perizon vergleicht die Sprachen, und leitet die Celtengeschichte von Gomer bis auf unsere Zeiten ab. Endlich brachte Schöpflin und Schlözer einiges Licht in das Celtenwesen oder in die Geschichte der alten Gallier und Galater.

faßt, und in Asien hinein bis nach Indien reicht oder vielmehr aus jenem bis ins westliche Europa sich ausbreitete. Die besten Sprachforscher nennen diesen Stamm den Japhetischen, im Gegensatz mit dem Semischen, der die altmorgenländischen Sprachen begreift. Will man aber die Mosaische Erzählung von einer allgemeinen Ueberschwemmung und von den wiederbevölkernden Noachiden nicht einräumen: so nenne man jenen Stamm anders, doch so, daß sein Name nicht gleiche Verwirrung, wie der Celtische, gebähre.

Kapitel IV.

Körperliche Beschaffenheit der ersten Rheinbewohner.

Groß und stark waren ohne Unterschied die Rheinbewohner in der Urzeit. Sieben Schuh hielten die Männer. Blau war ihr Auge, gelb oder röthlich oder blond ihr Haar. Auch das weibliche Geschlecht war wohl gebildet, und gegen die Gewohnheit anderer ungebildeten Nationen, geehrt von den Männern. Sidonius Apollinaris giebt den Bewohnern dieser Gegend allemal das Beiwort Siebenschuhig. Sie waren mehr als einen ganzen Schuh größer als die größten Römer. Cäsar erzählt, daß die Römer wegen ihrer kleinen Statur den Galliern am Rheine verächtlich vorkamen. *) Als sich die römischen Legionen dem Rheine naheten: so ergriff sie ein Schauer beim Anblick der Bewohner; die ungeheure Größe der Rheinbewohner, ihr wilder unerschrockener Muth, der Anblick

*) Cæsar de bello gallico, lib. II. §. 30.

blick ihrer grimmigen Gesichter und ihrer funkelnden Augen verbreitete solche Bestürzung in dem Lager, daß die Soldaten sich weigerten, gegen solche Völker zu streiten. Cäsar hatte alle Kraft der Beredsamkeit nöthig, um den zitternden Legionen Muth einzusprechen. *) Horaz nennt in seinen Gedichten die Rheinbewohner das Cärulische oder bläulichte Geschlecht. Ausonius besingt die Bissula, als ein Mädchen von ungemeiner Schönheit, die eine römische Zunge und ein gallisches oder germanisches Gesicht, das ist, blaue Augen und gelbe Haare habe. Der Name Flavius oder goldhaarig war das gewöhnliche Epitheton der hiesigen Bewohner. Um ihre Haare noch mehr zu verschönern, gebrauchten sie eine gewisse Seife, die sich das römische Frauenzimmer häufig nach Rom bringen ließ, um die Haare eben so zu färben. Der Kirchenvater Tertullian wirft den Afrikanerinnen in einer öffentlichen Predigt vor, daß sie sich schämten in Afrika gebohren zu seyn, und durch ihre Haare für Gallierinnen wollten gehalten seyn. Das Haar der Rheinbewohner wurde nach Rom verkauft, um die Köpfe der Männer und Frauenzimmer zu schmücken. Hierinn bestund ein lucrativer Zweig des damaligen Modehandels. **)

Der edle Römer Tacitus, welcher als Statthalter in den Niederlanden gerade die Bewohner unserer Gegend am besten kennen lernte, schildert die Ursache diese Größe, diese Gesundheit, diese Schönheit den entnervten Römern sehr anschauend. Seine Charakteristick ist folgende: „Nackend und schmutzig erwachsen sie in jeder Familie zu diesen Gliedmassen,

die-

*) Cæsar de bello gallico, lib. I. §. 39.

**) Schmidt Geschichte, 1. Th.

diesen Körpern, die wir bewundern. Jedem reicht seine Mutter die Brust und überläßt es nicht Sklavinnen und Ammen. Den Herrn und Knecht unterscheidet keine zärtliche Erziehung. Unter dem nämlichen Vieh, auf dem nämlichen Boden liegen sie, bis das Alter die Freien scheidet und Tapferkeit sie auszeichnet. Späte Ehe hält unerschöpft die Jugendkraft der Jünglinge wie der Jungfrauen. Gleichheit der Jahre, der Größe und der Kräfte knüpfen diese Ehen, und der Eltern Stärke erben die Kinder. Sie sind auch Erben der Güter, und Testamente gelten nicht. *)

Das Klima und die Erziehung mußten nothwendig diese Wirkung auf die natürliche Beschaffenheit des Körpers haben. Der Grönländer ist nur fünf Fuß hoch; die Eskimos, seine Brüder in Nordamerika sind noch kleiner. Der Kopf ist groß, das Gesicht breit, die Nase eingedrückt, weil die Natur, die nur in der Mässigung und Mitte wirkt, hier noch kein sanftes Oval rundet. Seine Haare sind straubicht, weil es, um weiche und seidene Haare zu haben, an feinen emporgetriebenen Säften fehlt. Das Auge ist unbeseelt und der Geschlechtstrieb ist kalt. Die Lappen bewohnen schon einen mildern Himmelsstrich und sind milder. Ihre Größe ist schon beträchtlicher, die Plattheit des Gesichts nimmt ab. Die Einwohner des heissen Südens, die Afrikaner, haben ein anderes Profil, der Mund tritt hervor, die Nase ist stumpf und klein; das Gesicht hat Aehnlichkeit mit einem Affenschädel. So viel thut das Klima bei der Bildung des Körpers; aber eben so viel thut die Erziehung. Unsere Vorfahren verdarben ihre Kinder nicht durch Einwickeln und über=

*) Tac. de moribus germ. c. 19. 20.

übermässige Wärme. Bei uns hat das neugebohrne Kind oft schon Glieder zerbrochen, ehe es zur Welt kommt; Brüche, Auswüchse und andere traurige Zufälle ziehen unsere überweisen Hebammen herbei. Die Weiber unserer Vorfahren säugten ihre Kinder selbst, reichten ihnen die Brust bis sie satt waren. Sie thaten an dem Kopf des Kindes nichts, sie liessen ihn von der Natur bilden; ihre Kinder genossen immer die reine Luft unter dem freien Himmel im Grase; sie hatten keine ungesunden Federbette; auf Moos, Heu, Laub, Farrenkraut und Thierhäuten schliefen die Kinder, so lange sie wollten. Keine schädlichen Speisen und enge Kleider verdarben die Kinder; nackt liefen sie herum im Schnee, ohne verkältet oder durch enge Kleider schwindsüchtig zu werden. Kein steifes stilles Sitzen machte sie zu Krüppeln; gymnastische Uebungen, Klimmen, Springen, Laufen, Schwimmen u. s. w. gab dem Körper die gehörige Ausbildung.

Kapitel V.

Ihr Karakter.

Wild und roh, wie das Klima und der Boden des alten Rheinufers, war der Karakter seiner Bewohner. Von allen sogenannten Barbaren, welche in ältern und neuern Zeiten bekannt waren, sind sie diejenigen, die sich durch ihren kriegerischen Karakter am meisten auszeichneten. Tacitus, Mela, Strabo, Seneca und alle römische Schriftsteller beschreiben sie als eine kriegerische, vom Geiste der Freiheit und Unabhängigkeit ganz belebte Nation. Alles athmete Krieg, Muth, Unerschrokkenheit und Tapferkeit. Alsdann fieng der Mensch an

zu

zu leben, und wurde als ein Theil der Nation betrachtet, wann er zum erstenmal die Waffen in die Hände bekam, welches allemal mit großer Feierlichkeit in öffentlicher Versammlung geschah. Hatte er einmal die Waffen, so ließ er sie nie von sich. Mit ihnen gieng er zu Tisch, zu öffentlichen Gastmalen, zum Schlafen und vor Gericht; er bekam sie sogar mit sich ins Grab, damit er sich auch in der andern Welt darinn üben und damit vertheidigen könnte. Die Waffen machten den Mann aus, beide Ideen flossen zuletzt in eine zusammen, und selbst nach der Sprache der Gesetze war Lanze und Mann ein gleichbedeutendes Wort. Ein Mann hieß im vorzüglichen Verstande ein Krieger. Mann war gleichbedeutend mit Wehr oder Waffe, in der Folge mit Glewe, Lanze, Spieß, Degen; gleichbedeutend, wie itzt ein Mann und Chapeau. *) Die Waffen waren sogar etwas göttliches; kein Schwur war heiliger als bei den Waffen. Dieser kriegerische Karakter verbreitete sich über alle ihre Handlungen und ihr ganzes Gedankensystem. Ihre Lustbarkeit, ihre Sitten und Gebräuche waren kriegerisch. Selbst diejenigen Ceremonien, die bei Handlungen gebraucht wurden, die nichts als friedliche, sanfte Empfindungen athmeten, z. B. bei Hochzeiten und dergleichen, waren kriegerisch. Ihre Religion war kriegerisch; ihr Himmel war kriegerisch; ihre Weiber waren kriegerisch. Seneca mahlt sehr treffend den Karakter dieser Völker mit den wenigen Worten: „sie werden in den Waffen geboren, erzogen und ihre einzige Sorge geht auf die Waffen; alles übrige vernachlässigen sie."

Dieser kriegerische Karakter zeigt uns die unbekannte Periode, welche die Rheinbewohner schon Jahrtau=

*) Tacitus, Möser, Remer, von Halem.

tausende vor Cäsar und Tacitus müssen durchlaufen haben, in welcher ein solcher Geist gebildet wurde. Der Mensch an sich ist nicht bösartig, kein geborner Feind anderer Menschen. Nur alsdann, wann das Interesse des einen, dem Interesse des andern entgegensteht; wann sich ihre Absichten und Entwürfe durchkreuzen; nur im Drange der Welt, im Gewühle der Geschäfte, im Rausche des Vergnügens, in der Hitze der Leidenschaft: — nur dann werden sie Feinde, nur dann kriegerisch. Die Völker in dem Zustande der Barbarei haben zwar wenige Bedürfnisse; aber diese sind nun um so stärker, da sie nicht durch die Einbildung, sondern durch die Nothwendigkeit erzeugt werden.

Ganze Völkerschaften und Nationen müssen sich durch ähnliche Veränderungen hindurcharbeiten, wie jeder einzelne Mensch. Auch hier giebt es eine Keuschheit, ein Jünglings und ein Männeralter. Erst sahen wir die Nationen in ihrer zarten Kindheit, ganz Einfalt und Unschuld; ein vielversprechender, aber noch unentwickelter Keim; eine schöne, aber noch verschlossene Knospe; alle Reden, alle Handlungen, alle Freuden tragen das unverkennbare Gepräge der kindischen Denkungsart an sich. Nach und nach fangen ihre Kräfte an, sich zu entwickeln; sie versuchen ihren Gebrauch, straucheln beim ersten Versuche, fallen gleich dem unbesonnenen Knaben, von einer Ausgelassenheit in die andere, von einem Fehler in den andern. Dann erweitern sich ihre Fähigkeiten, Entwürfe, Triebe und Leidenschaften, ihre Sinnlichkeit wird erhöhet und verfeinert; sie streben nach Freiheit und Unabhängigkeit, werfen das Joch des Aufsehers von sich, werden ein Opfer ihrer Unvorsichtigkeit, ihres Leichtsinns und ihrer

Ue-

Uebereilung. Müde dieser Uebereilungen sehnen sie sich nach Rath und Klugheit. Tacitus nimmt sicher bei der Beschreibung der Nahrungsmittel auf diese Stufen der allmäligen Bildung Rücksicht. Als erstes Nahrungsmittel der hiesigen Bewohner nennt er die Baumfrüchte. Diese konnten aber nicht lange hinreichen, eine Menge Volks zu nähren. Das zweite Nahrungsmittel war Ermordung der Thiere, theils zur Sicherheit, theils zur Kleidung. Die Ermordung der Thiere erfordert Waffen. Von dem Kriege mit den Thieren ist der Uebergang zum Kriege mit den Menschen leicht. Der Krieg übt die Kräfte, belohnt mit Siegen und mit Beute. Wenn die Jagd nicht mehr hinreicht, die Nation zu ernähren: so ist das nächste Zufluchtsmittel die Viehzucht. Der Hirt macht gleichsam Friede mit einigen Thieren, er nähret und weidet sie, und wird von ihnen genährt. Nun wird seine Lebensart ruhiger; er erhält Muße zum Nachdenken; die Sitten werden sanfter. Die Noth lehrt zuletzt den Ackerbau treiben, aus dessen Schoose Handlung, Künste und Wissenschaften hervorblühen.

Zu den Zeiten des Cäsars und des Tacitus waren also die Rheinbewohner schon aus dem Kindheitsalter oder dem Stande der Wildheit herausgetreten und in das Jünglingsalter oder in den Stand der Barbarei übergegangen. Sie waren eben so begierig nach Freiheit, eben so sehr dem Müssiggang ergeben, eben so voll von wilder Herzhaftigkeit, eben so offen, eben so heftig in ihren Affekten, eben so ausschweifend im Trunke, eben so gastfrei, als Jünglinge zu seyn pflegen, und als die meisten alten Barbaren waren und die neuere noch sind. *) Die Bewohner der Ufer

der

*) Schmidt Geschichte, 1. Th.

der Wolga oder des Don, oder die herumirrenden Horden der Mongalen, Usbecken und Kalmucken in den unermeßlichen Ebenen Scythiens und Tartariens stellen uns ohngefähr das Bild der damaligen Rheinbewohner dar. Als Hirten und Jäger ziehen sie herum; ihre Faulheit weigert sich die Erde zu bauen, ihr unruhiger Geist scheut ein sitzendes Leben. Ihre Pastoralsitte verdient nicht die Attribute des Friedens und der Sanftmuth, welche die Phantasie der Griechen und Römer den Hirtensitten zu geben pflegten; sie nähert sich vielmehr dem wilden kriegerischen Leben. Ihr Nomadenleben macht sie zu Soldaten; ihre Märsche in gehöriger Ordnung geben ihnen die praktische Kenntniß der Kriegsoperationen. Der müssige Hirte tummelt sich mit den Pferden herum, schläft auf dem Pferde, übt sich zu Pferde im Werfen der Spiesse, jagt gegen Hasen, Hirsche, Elendthiere und reizt Bären und Tiger. In der allgemeinen Jagd haben die Anführer Gelegenheit, sich auszuzeichnen; die zahlreiche Kavallerie nimmt einen weiten Umfang, schließt das Wild ein, avancirt langsam gegen den Mittelpunkt; die Märsche dauern oft ganze Tage; die Kavallerie ersteigt Berge, schwimmt durch Flüsse, durchzieht Thäler, ohne die Ordnung zu brechen; der rechte und linke Flügel sieht auf die Zeichen des Kommandanten. Eine wahre Schule der Kriegsevolutionen. So lernen sie die Kriegskunst, lernen das Terrain kennen, lernen Geduld, Tapferkeit, Disciplin und Ordnung. Diese nordischen Hirten haben öfters den Thron Asiens gestürzt, haben dem grossen chinesischen Reich einen Herrscher gegeben. Sie sind es, deren Armeen ehemals Schrecken und Verwüstung in ganz Europa verbreiteten. *)

Ka-

*) Gibbons Geschichte, 1. Th.

Kapitel VI.

Ihre Wohnungen.

Die ersten Wohnungen der Menschen sind Höhlen. Die Natur bot sie den Menschen wie den Thieren zum Schutz und zur Sicherheit an. Die Menschen richteten sie zu ihren verschiedenen Bedürfnissen ein. Man findet noch am arabischen Meerbusen, in Canada und andern wilden Gegenden ganze Völkerschaften in Höhlen wohnen. Man pflegt sie in Kammern einzutheilen. Sie haben zwei Oefnungen, um im Nothfall dem Feinde entfliehen zu können. Sie sind oben enge und mit großen Steinen verschlossen, um vor den wilden Thieren sicher zu seyn. Nach und nach verlassen die Menschen die Höhlen, und ein Höhlenbewohner wird ein Schimpfname; man nennt sie Mördergruben und wirft den Bewohnern schimpfliche Geburt, Unzucht, Blutschande und Räuberei vor. Man erfindet Zelten oder Hütten; sie sind mit Thierhäuten oder Blättern oder Heu und Stroh überzogen, sie ruhen auf Pfählen oder Stangen, die in die Erde geschlagen werden. Sie sind eingerichtet in Abtheilungen nach den Bedürfnissen der Bewohner. Die Seitenwände werden mit Thon angefüllt, um sich vor Kälte und wilden Thieren zu schützen. Endlich lernt man die Kunst Holz zu schneiden, Ziegel zu backen und Häuser zu bauen. Unsere Rheinbewohner durchliefen ebenfalls diese verschiedenen Stufen, ehe sie bequeme Wohnungen erhielten. Zu der Römer Zeiten pflegten sie sich noch Höhlen in die Erde zu graben, und die Oefnung nebenher mit vielem Mist zu belegen. Die gewöhnlichen Wohnungen waren nichts als zirkelförmige Hütten von ungebauenem Holze, mit

Stroh

Stroh gedeckt, oben mit einem Loche, wodurch der Rauch zog. Die Wände waren mit Thon bekleidet. Einige Stellen strichen sie mit einem glänzenden Thon an, daß es aussah wie Malerey und Farbenstreifen. Ihre Festungen bestunden in aufgeworfenen Gräben, ohne alle Kunst aufgeführt, um Weiber, Kinder und Heerden vor einem plötzlichen Ueberfall zu sichern. Sie verachteten sogar die Werke des römischen Fleisses, deren fürchterliche Umzäunungen ihrem Freiheitssinne mehr ein Gefängniß als ein Zufluchtsort zu seyn schien. Als die Stadt Köln in der Römer Zeiten gebaut war, kamen die benachbarten Tenchterer und befahlen ihnen, die Mauern der Kolonie zu schleifen. *) Zwar werden einige befestigte Plätze und Städte am Rheinufer genannt, und wer hat nicht von dem Alterthum der berühmten Stadt Asciburgium im Fürstenthum Meurs oder von dem Alterthum der Stadt Trier gehört? Aber man stelle sich da keine Stadt nach Art unserer heutigen Städte vor. Die isolirten Hütten der Rheinbewohner bildeten nicht einmal ein ordentliches Dorf, nicht einmal ein Schlesisches Dorf, wo die zerstreuten Häuser, die ein Dorf ausmachen, sich viele Meilen weit erstrecken. Ein jeder setzte seinen unabhängigen Heerd an einen Ort, wo ihn ein Busch, ein Feld, oder eine Quelle dazu einlud. Man kannte weder Steine noch Kalk. Erst mit den Römern kam die Kunst, ordent-

*) Postulamus à vobis, muros Coloniæ, munimenta servitii detrahatis; etiam fera animalia, si clausa teneas, virtutis obliviscuntur. Tacit. hist. IV, 64.

dentliche Häuser zu bauen, an den Rhein. *) Menschen und Vieh wohnten auch da noch unter einander.

Es ist bisweilen angenehm, über das Beobachtungen anzustellen, was man beim täglichen Anblick übersieht. Man bemerke nämlich die große Aehnlichkeit der Wohnungen unserer Landleute. Erst kommt man in eine große Scheune, worinn das Korn gedroschen und die Erndte aufbewahret wird. An beiden Seiten der Scheune sind die Viehstellen für den Winter. Das Vieh an seinen Herrn gewöhnt, scheut sich nicht vor den Menschen. Es wendet den Kopf, um eine Handvoll Heu zu erhalten, oder wenigstens gestreichelt zu werden. Aus der Scheune tritt man unmittelbar in eine große Küche. Hier stellt der Landmann sein Hausgeräthe, und alles, was er schönes hat, auf; hier hangen seine Vorräthe; hier leben mit ihm seine Hühner, Tauben, Katzen und Hunde. Hier versammelt ein gemeinschaftliches Feuer alle Hausgenossen. Eine lange Tafel ist mit einem weissen Tuche und irdenen Tellern bedeckt; und am Feuer steht ein großer Topf, aus welchem bald die ganze Gesellschaft speisen wird. Die Frau des Hauses kann vom Heerde aus alles übersehen. Ohne von ihrem Stuhl aufzustehen, sieht sie zu gleicher Zeit drei Thüren, dankt den Hereinkommenden, heißt sie bei sich niedersitzen, behält ihre Kinder und Gesinde, ihre Pferde und Kühe im Auge, hütet ihre Keller und Kammern, spinnt immerfort und kocht dabei. Hinter dem Feuer ist ihre Schlafstelle, aus welcher sie eben diese große Aussicht behält. Sie sieht ihr Gesinde

zur

*) Colunt discreti ac diversi, ut fons, ut nemus, ut campus placuit; suam quisque domum spatio circumdat. Tacit. hist. IV, 64.

zur Arbeit aufstehen und sich niederlegen, das Feuer verlöschen und anbrennen, und alle Thüren auf und zugehen, hört ihr Vieh fressen und beobachtet ihr Eigenthum. Ein rings herum niedrig abhangendes Strohdach schützt die schwachen Wände, führt das Wasser ab, wärmt Haus und Vieh, und wird von ihnen selbst mit leichter Mühe ausgebessert. Ein großes Vordach schützet das Haus nach Westen und deckt zugleich den Schweinekoven. Und endlich, um nichts zu verlieren, liegt der Misthaufen vor der Ausfahrt, wo angespannt wird. Bei diesen auffallenden mit der jetzigen Bauart verknüpften Vortheilen ist es nicht zu verwundern, daß die Wohnungen unserer Landleute noch sind, wie sie vor siebenzehn Jahrhunderten waren. *)

Kapitel VII.

Ihre Kleidung.

Die ersten Materalien, deren sich die Menschen zu Bedeckungen des Leibes bedienten, waren Blätter, Thierhäute und andere Dinge, die ihnen die Erde anbot. Die nordischen Stämme trugen Pelzwerk, welches die Natur gab. Die Rheinbewohner hatten im Winter gegen die strengste Kälte keinen andern Schutz als einen leichten Mantel von Thierhäuten; die allgemeine Tracht war ein Pelz, der mit einem Dorn oder Haken um den Hals befestigt wurde. Gewöhnlich war der Pelz kurz und der größte Theil des Leibes blieb unbedeckt. Brust, Arme und Füße waren immer nackt und blos. Sie pflegten die Auerochsen, Elendthiere, Wölfe und Bären so abzuziehen, daß Hörner, Schwänze und der

ganze

*) De Lüc, Möser, von Halem.

ganze Kopf an der Haut blieb, und dadurch die Gestalt des Thieres kenntlich war. Diese fürchterlichen Häute nun schlugen sie um, und erschienen als aufrechtgehende Auerochsen oder Bären oder Wölfe. Der Anzug der Weiber war kein anderer, als der der Männer, sie trugen ebenfalls einen Pelz oder vielmehr eine Thierhaut oder Brustlatze; Kopf, Arme, Brust und Beine waren nackt. Um den Hals und um die Armen trugen die alten Gaulen Ringe. Je bekannter sie mit den civilisirten Völkern wurden, desto anständiger wurde ihr Anzug. Sehr bald lernten die gallischen Weiber eine Art von Decken weben, mit welchen sie sich bedeckten; bald lernten sie ordentliche Kleider verfertigen. Schon zu Tacitus Zeiten hatten die Rheinbewohner sich dem Wohlstand in der Kleidung etwas genähert. Anstatt der Thierhäute, wobei immer fast der ganze vordere Theil des Körpers unbedeckt blieb, fiengen die Reichern an, ordentliche Kleider zu tragen. Diese Kleider waren aber nicht lang und weit, sondern ganz enge und so eingerichtet, daß der ganze Umriß der Glieder sich zeigte. Die Weiber trugen ebenfalls leinene Kleider. Sogar fieng schon der Luxus an, sich im kleinen zu zeigen. Die Weiber zierten ihre Kleider mit purpurfarbenen Bändern, einer Waare, die man nirgendwo als in Phönizien bereitete und die durch unzählige Hände gehen mußte, ehe sie an den Rhein kam. *)

Indessen dürfen wir die damaligen Kleidungen nicht mit den unsrigen vergleichen, nicht einmal mit denen der Hüttenbewohner. Auch die Kleidung der Römer war davon verschieden. Cäsar gieng mit blo-

sen

*) Schmidt Geschichte, 1. Th.

sen Armen an der Spitze seiner Legionen. Der Kaiser Augustus hatte nicht einmal ein Hemd. Noch vielweniger dürfen wir die feinere, edlere Gefühle, welche die Früchte der Cultur sind und so unendlich viel zur Verschönerung des Lebens beitragen, bei Barbaren suchen. Das Gefühl des Schönen zeigte sich bei ihnen blos in dem Wohlgefallen an den verschiedenen Farben. Alles was glänzte und eine grelle imposante Farbe hatte, war ihnen, wie allen ungebildeten Völkern, angenehmer, als solche Dinge, deren Schönheit erst durch die Bemerkung des Ebenmaasses oder durch Vergleichung mit andern sichtbar wird. Auf eine gar sonderbare Weise bemahlten sie daher oft ihre Kleider, Gesichter und Arme.

Auf ihre Haare waren die Rheinwohner stolz; diese machten den wesentlichsten Theil ihres Putzes aus. Wirklich hatten sie auch Ursache, stolz darauf zu seyn, da selbst die Damen in Rom denselben ihre Bewunderung nicht versagen konnten, und sie zu ihrem eignen Putze nach Rom kommen liessen. Sie waren die sanftesten und ihre Farbe war die gefallendste, gelb oder blond. Sie badeten und färbten ihre Haare mit einer besondern Seife um sie noch mehr zu verschönern, ließen sie flach vom Kopfe, den sie immer blos trugen, fast bis auf die Erde herab hangen oder in natürlichen Locken um den Körper, um Schultern und Brust sich schlängeln.

Kapitel VIII.

Künste, Wissenschaft, Handlung und Schiffahrt.

Die Rheinbewohner hatten nicht den Gebrauch der Buchstaben. Weiber und Männer, sagt Tacitus *) kön-

*) Litterarum secreta viri pariter ac fœminæ ignorant. Tacit. Germ. XX, 19.

können weder schreiben noch lesen. Man kann sich mit dieser Auktorität befriedigen, ohne in die dunkeln Streitigkeiten über das Alterthum der runnischen oder gothischen Karaktere sich einzulassen, welche nach des Celsius Meinung römische Lettern mit krummen Abänderungen waren. Alle gothischen Inschriften sind aus dem dritten Jahrhundert; der älteste Schriftsteller, welcher ihrer erwähnt, ist Venantius Fortunatus, welcher im vierten Jahrhundert lebte. Die Gallier lernten erst durch den Umgang mit den Massiliern, einer griechischen Colonie am mittelländischen Meer, den Gebrauch der griechischen Buchstaben. Cäsar fand in dem helvetischen Lager einen Aufsatz mit griechischen Karakteren, der ein namentliches Verzeichniß der streitbaren Männer, der Weiber, Kinder und Alten enthielt. *) Bekannt ist es, daß die Gaulen keine eigne Buchstaben hatten. So waren also die alten Rheinbewohner des vortreflichen Vorzugs der gebildeten Völker beraubt; so verlohr sich ihre Geschichte, oder wurde durch mündliche Traditionen und Hieroglyphen verfälscht. Welch ein Unterschied zwischen einem unterrichteten Menschen und einem unwissenden Bauer! Jener, zu erhabenen Betrachtungen begeistert und durch die Früchte seines Genius erhellet, vervielfältigt seine Existenz, durchläuft das Weltall und dringt in die entferntesten Jahrhunderte ein. Dieser an den Erdklumpen gefesselt, der ihn gebahr, vegetirt nur einige Jahre. Sein Verstand übertrift kaum den Instinkt des stillen Thieres, womit er arbeitet. Noch größer ist der Unterschied zwischen ganzen Nationen. Ausser einer eignen Methode, die Gedanken durch Figuren oder Hieroglyphen auszudrücken, wird ein solches Volk keine histo-

rischen

*) Cæsar bell. gallic. lib. I., 29.

rischen Monumente aufbehalten. Unfähig sich mit abstrakten Wissenschaften zu beschäftigen, wird es nie mit Erfolg die schönen und englischen Künste treiben. *)

Künste, Ackerbau, Metalle, Gold, Silber, Eisen und Blei waren Dinge, um welche die Rheinbewohner sich nicht bekümmerten. Sie brachten ihre Tage in einem Zustande der Armuth und Unwissenheit zu, welchen man mit dem Namen einer tugendhaften Simplicität zu schmücken gesucht hat. Sie hatten weder die Geduld, noch die Talente, welche nothwendig sind, um aus dem Schoose der Erde die reichen Silberadern zu ziehen, welche die Mühe der heutigen Bergbearbeitung so freigebig belohnen. Das ganze Rheinufer, dessen Metalle so geschätzt sind, kannte seine Schätze nicht. Wenn man die Waffen der damaligen Völker betrachtet, so wird man leicht urtheilen, daß sie wenig Eisen hatten, weil sie nur weniges an ihren Waffen hatten. Die Kriege und Traktaten hatten einige römischen Münzen an die Ufer des Rheins gebracht; aber die entfernteren Stämme hatten nicht einmal eine Idee von Münzen. Ihr eingeschränkter Handel bestand im Tausch, und ihre einfache irdenen Gefäße schienen ihnen weit kostbarer als die silbernen, welche die Römer ihren Gesandten schenkten. **) Diese Thatsachen können einen denkenden Geist besser unterrichten, als eine Menge ungewisser Umstände. Der Werth der Münzen ist nach einer allgemeinen Einstimmung eingeführt, um unsere Bedürfnisse und unser Eigenthum auszudrücken, so wie die Buchstaben erfunden sind, um unsere Gedanken auszudrücken. Münzen und Buchstaben geben der menschlichen Gesellschaft Stärke, verbreiten Energie und

Thä-

*) Gibbons Geschichte, 1. Th.

**) Tacit. Germ. 9.

Thätigkeit und vervielfältigen die Gegenstände, welche sie vorstellen müßen. Der Gebrauch des Goldes und Silbers ist größtentheils idealisch; aber nicht zu berechnen sind die zahlreichen und wichtigen Dienste, welche der Ackerbau und alle Künste von dem Gebrauche des Eisens erhalten haben. Kurz die Münze ist das allgemeine Erweckungs- und Aufmunterungsmittel für die Industrie; aber das Eisen ist das unentbehrlichste und mächtigste Instrument. Nehmet einem Volke diese zwei großen Hülfsmittel; laßt es weder durch das eine ermuntert, noch durch das andere unterstützt werden: so wird es nie aus der rohesten Barbarei heraustreten. *)

Auf diese Weise kann man sich den elenden Zustand des Handels der alten Rheinländer leicht vorstellen. Pelze, Thierhäute, Gänsefedern, Kühe, Pferde, Menschen und Menschenhaare verkauften oder tauschten sie an Ausländer. Die Römer gaben ihnen Geld für ihre Waaren, welches sie aber bald gegen andere wieder zurückgeben mußten. Noch trauriger war die Schiffahrt auf dem Rheine. Ihre ersten Schiffe waren an einander gebundene Eichbäume, welche sie mit ausserordentlicher Mühe, wie Holzflösse, über den Strom ruderten. Hernach höhlte man große Eichbäume aus, um desto bequemer über den Fluß setzen zu können. Die ausgehöhlten Eichbäume wurden mit der Zeit so groß, daß fünfzig Mann darinn überfahren konnten. Als die Römer anfiengen auf dem Rheine Schiffe zu bauen: so lernten sie ihnen diese Kunst bald ab. Eine ganz eigne Lust beseelte nun diese Nation zur Schiffahrt, nicht um Handel, sondern um Seeräuberei zu treiben. Im dritten und vierten Jahrhundert hatten sie es am Unterrheine

*) Gibbons Geschichte, 1. Th. Kap. 9.

rheine schon so weit gebracht, daß nicht allein die britannischen, sondern auch die mittelländischen Küsten vor ihnen zitterten.

Kapitel IX.

Lebensart, Indolenz, Hang zu starken Getränken und Balgereien.

Die Lebensart der alten Rheinbewohner war die traurigste. Wenn sie nicht kriegten oder jagten, so spielten und tranken sie. Wenn sie vom Schlaf erwachten, der gemeiniglich bis an den lichten Morgen dauerte: so badeten sie sich. Nach dem Baden hielten sie ihre Mahlzeit; jeder hatte seinen besondern Tisch, jeder seinen besondern Sitz auf einem Holzblock oder Erdhügel oder einer Rasenbank. Dann giengen sie auf die Jagd oder zu Gastgeboten. Hausgeschäfte, Pflegung des Viehes, Bestellung des Feldes und andere wirthschaftliche Arbeiten waren den Weibern und Schwachen überlassen.

Betrachtet man ein wildes Volk: so scheinen sorgenlose Ruhe, Unempfindlichkeit und Gleichgültigkeit gegen die Zukunft der herrschende Zug seines Karakters zu seyn. In einem civilisirten Staate strebt die Seele empor und sucht sich zu entwickeln; alle Kräfte werden geübt und die wechselseitige große Kette der Bedürfnisse und gegenseitiger Abhängigkeit umfaßt alle Individuen. Der beträchtlichste Theil der Gesellschaft ist immer nützlichen Arbeiten gewidmet. Einige Glücklichere, über diese nothwendigsten ersten Bedürfnisse erhaben, widmen sich den Wissenschaften oder Vergnügungen oder Thorheiten des gesellschaftlichen Lebens. Die Bewohner

des Rheinufers kannten keine von diesen Arten der Unterhaltung und Zeitverkürzungen. Sie überliessen den Alten und Schwachen, den Weibern und Sklaven die häuslichen Angelegenheiten, die Kultur der Erde und die Besorgung der Heerden. Aller Künste beraubt, welche die Muße ausfüllen, begnügt sich der Krieger an der Befriedigung der Begierden, die die Menschen mit den Thieren gemeinschaftlich besitzen und zum Thier erniedrigen. Sie brachten die Tage und die Nächte mit Essen und Schlafen zu. Und doch waren diese sorglose Geschöpfe zugleich die unruhigsten und stürmischsten. Sie liebten den Müßiggang und scheuten die Ruhe. *) Ihre matte Seele, niedergedrückt von ihrer eignen Kraft suchte etwas, womit sie sich unterhalten könnte. Unausstehlich drücken den Menschen die Kräfte, welche in Unthätigkeit gelassen werden. Kinder finden ein Vergnügen am Zusammenreissen eines Gebäudes, wenn auch ihre Kräfte zur Erbauung eines neuen zu schwach sind. Sie lieben den Müßiggang und wollen sich dennoch beschäftigen. Eben so der rohe ungebildete, des wahren Lebensgenusses unkundige, fast bedürfnißlose Naturmensch oder der Barbar. Er will nicht arbeiten, als nur zur höchsten Noth. Das Land bauen, und häusliche Geschäfte verrichten hält er für Schande; dies müßen nur die Weiber, die Alten und Schwachen thun. Er will müßig gehen und sich doch beschäftigen. Wenn er nichts Gutes thun kann, so beschäftigt er sich damit, Böses zu thun. Ganz natürlich entwickelt sich in ihm der Hang zum Trunke.

Und so muß denn auch hier gesagt werden, was so oft schon gesagt, und so allgemein bekannt ist, daß näm=

*) Tacit. Germ. 15.

nämlich unsere Urväter dem Trunke unmäßig ergeben waren, und einen ausschweifenden Hang zu starken Getränken hatten. Tacitus und noch die späteren Geschichtschreiber haben gleiche Bemerkungen über diese tolle Gewohnheit der Rheinländer aufgezeichnet: obwohl nur ein, vielleicht oft elendes, Bier, welches die römischen Skribenten mit einem sauern Weine verglei- chen, ihr gewöhnliches Getränke war, worinn sie sich übernahmen. Um ein Faß Bier verkauften oder vertauschten sie nicht blos Pferde und Kühe, sondern auch Menschen. Leicht kam es bei diesem Saufen zu Balgereien; Verwandte und Freunde wurden todgeschlagen. Aufstand, Krieg oder Revolution ward oft die Folge davon. Horden von ihnen fielen in Nachbarländer ein, um sich ihr starkes Getränke zu verschaffen, denn was sie mit Waffen erobern konnten, dafür ward es ihnen zu mühesam oder zu langweilig es sich durch Arbeit zu verschaffen. Kaum hatten sie endlich einmal den schönen Wein gekostet, so sehnten sie sich nach dem Raube der Länder, die damit bereichert waren. Cäsar berichtet uns von den Sueven, daß sie die Einfuhr des Weines unter ihnen verboten hatten, weil sie fürchteten, daß dies Getränke den Körper weich, und den Muth und die Sitten weibisch machte; *) allein wahrscheinlicher ist es, daß sie für rühmlicher hielten den Wein durch Waffen zu erobern, als zu kaufen. Plutarch erzählt daher mehrere Einfälle dieser Völker in die traubenreichen Gegenden Italiens.

Dies Laster der Völker, bei denen zwar das damalige Klima und die ungeheure Körperkraft diese strafbare Gewohnheit unter ihnen höchstens in etwas entschuldigen

*) Cæsar de bello gall. Cap. IV. 2.

gen konnte, hat sich aber an den Ufern des Rheins noch spät in die Enkelwelt fortgepflanzt, insonders wo die durch den Cäsar nach Gallien hin versetzte Weinrebe nun in verbesserten Arten auf den sonnenreichen Klippen und Hügeln längst dem Flusse endlich mit so vortreflichem Glücke einheimisch ward. Ritter und Prälaten zeigten sich nun bei angefüllten Humpen als würdige Erben jenes Heldenmuths der Urväter und das mit Ehren. — Die Bewohner der Städte und Dörfer folgten mit gleichem Gefühle ihrem Hange sowohl als der Sitte und dem Muster ihrer lieben Herrn. Die alten Schauspiele blutiger Fehden und Faustkriege wiederhohlten sich noch öfters unter groß und kleinen bis fast auf unsere Zeiten. Und selbst mit Solons Strafgesetz, daß derjenige, der sich betrunken treffen ließ, des Bürgerrechts oder aller Ehren im Staate verlüstig würde, hätte man nicht so viel dagegen ausgerichtet, als Noth und Krieg endlich daran gebessert zu haben scheint. Itzt sollten, um die Wiederkehr dieses Lasters im Volke zu verhindern, die angesehensten Bürger im Staate wenigstens einen offenbaren Haß dagegen zeigen. Nie bemerke man bei denen, welche etwas gelten oder gar Vorgesetzte sind, einen Hang zum Saufen. Die übrige Volksklasse wird sich schon langsam nach diesem Beispiel bilden. — Nüchternheit und Mäßigkeit müßten allgemein zum Vorzug und zum Motive der Achtung und des Verdienstes gehoben werden. Aber wenn nur die leidige Büchse der Pandora, wo sich ein Uebel verliert, dafür nicht neue andere, die Menschheit viel gräßlicher verwüstende, die unsern Vätern unbekannt waren, auf die Stelle geschafft hätte!

Ka-

Kapitel X.

Vergnügungen und Belustigungen.

Aus dem Klima und Karakter des alten Rheinländers, aus seinem Hange zum Trunke, seinem Stolz auf geprüfte Leibskräfte und seiner Freude mit dem Raube der Ueberwundenen zu prangen, läßt sich nun schon zum voraus die Idee folgern, wie die Vergnügungen und Feste dieses Volkes beschaffen gewesen seyen. Das ganze Vergnügen zeigte sich immer mehr in Verachtung der Gefahren, als im Sittlichen oder Harmonischen der Glieder-Bewegung, welche auf ein Gefühl des Schönen schließen läßt. Griechische und römische Tänzer schienen ihnen in heroischen Vorstellungen rasende und unsinnige Menschen oder im Pathethischen entnervte Weichlinge zu seyn. Und das Theater, wo sich die Zuschauer leidend verhalten, wird auf keine Weise ihre Aufmerksamkeit gefesselt haben.

Gastmale, Schmausereien, Biergelage, Wagespiele, Balgereien, Pferderennen, Luftspringen, Toben, Tanzen zwischen hergehaltenen Spiesen und Schwerdtern, und dergleichen, waren die gewöhnlichen und beliebtesten Vergnügungen. Bei Gastgeboten zeigte sich der Naturmensch in seiner Lüsternheit. Insonders wenn sie ihre halbgekochten Speisen und Getränke aus geraubtem Hausgeräthe der Ueberwundenen geniessen konnten. Hier war er in seinem Elemente, hier war er gastfrei, und die Menge und Stärke der Esser und Trinker machte seinen Schmaus desto feierlicher und berühmter. Aber durch die darauf folgenden gefährlichen Spiele, oder die, aus leichten Ursachen in den er-

hitz-

hitzten Köpfen entstehenden Zänkereien endigte so ein Gastmal sich selten ohne blutige Köpfe und Todtschläge, oder ohne innere Revolution und Anschlag zu Nachbarnraub und Krieg. Das Spiel war eine andere Art der Belustigungen der alten Rheinländer. Knochen und Würfeln, aufgesetzte Steinsäulen, Kräusel und Schiefer schieben, Pfeile und Spieße werfen, um ausgesetztes Eigenthum, um Thierhäute, Vieh und die ganze Heerde, oft um Balgereien und Lebensgefahr, dienten ihnen hier zur Veränderung. Wenn alles verspielt war, so wurde oft die Freiheit auf den letzten Glückswurf gesetzt, und richtig mußte bezahlt werden, was verspielt war. Diese Gast- und Saufgelagen und die Spiele darauf, dauerten oft Tag und Nacht hindurch, bei Fackeln und Feuer bis tief in den andern Morgen. — Nach jenen Schmausereien däuchten sie sich muthiger und stärker zu rühmlichen Unternehmungen ihrer Art. Wilde, lärmende Musik begleitete diese Vergnügungen — welche zugleich ihre Kriegsmusik war. Das Anklopfen mit den Schildern und Waffen, fürchterliches Blasen auf Auerochsenhörnern, welche sie auch zu Trinkgeschirren brauchten. (Ein Gebrauch, der sich auf spätere Zeiten in Ritterburgen, Abteyen und Zunftgilden erhalten hat;) Pfeifen auf ausgehohlten Baumästen oder auf Schilfrohr und Blättern — Jauchzen und Lärmen der Menge ertönte und wiederhallte in den Rheingebirgen. — Das Spielen auf der Harfe war mehr ein Werk für ihre Sänger und Priester, ihre Tänze waren Corybanten Sprünge, oft fürchterlich und gewagt: ihr Volksgesang war diesem allem ähnlich. Aber hierinn wie im Tanze hatten sie jedoch ihren Rythmus. Rythmus und Reim, Auffindung von Ton und Takt, Empfindung für Aehnlichkeit liegt dem einfachen Naturgefühle gar zu nahe.

Wenn

Wenn ihre Jünglinge ganz nackend zwischen den auf sie ausgestreckten Lanzen und Spießen durchtanzten, hundert Wendungen und Sprünge darunten und drüberher machten, ohne sich zu verletzen — an den langen Lanzenstangen über Graben und Wasser hinsetzten, die höchsten Bäume und Klippen erkletterten, Wurfspieße zum fernsten oder höchsten Ziele brachten; mit den schwersten Schildern geschickt sich decken oder auf die Gegner am gewaltsamsten drucken konnten; oder wenn sie wilde Pferde zähmend — los ohne Sattel und nur mit der sträubenden Mähne sie richtend, sich Meister blieben, oder mit den gebändigten die erstaunlichsten Sätze, Sprünge und Wettrennen versuchten; das waren ihre herrlichsten Schauspiele. Die wilden Pferde in den Wäldern fangen, war ihre vornehmste Jagd, sowohl zu eigenem Gebrauche, als zum Tausche im Handel. Durch Uebung waren sie Meister im Abrichten; im vollesten Gallopp sprangen die Reiter zu jeder Seite vorne und hinten vom eilenden Pferde herab und eben so geschwind überall wieder hinauf, und warfen inzwischen Spieße und Scheiben mit sicherm Treffen aufs Ziel. Auf Sätteln reiten war bei ihnen Schande — Steigbügel kannten sie nicht. Ein vortreflicher, oder in Krieg und Gefahren besonders geprüfter Gaul, war ihnen, besonders dem Meister, ein fast unveräußerliches Pfand.

Baden ohne Unterschied der Jahrszeit, im Winter wie im Sommer war bei ihnen Gebrauch. Männer und Weiber, Mädchen und Jünglinge ohne Geheimniß ihres Geschlechts in einem Flusse; aber mit einer heiligen Sicherheit, welche Nationalsitte war, und keine Gewalt und Verunehrung fürchtete. Sie hielten es

als Mittel für Reinlichkeit, Gesundheit und Härtung der Körperkraft. Selbst die Alten unterliessen es selten.

Bei den Kindern fiengen sie es an, und hier war es ihnen auch der Anfangsversuch zum Schwimmen; denn im Schwimmen thaten die Erwachsenen es den Fischen gleich. Beladen mit einer großen Last schwammen sie über den breitesten Rhein, und überwanden die reissendsten Fluten. Kein Feind war durch einen Fluß vor ihnen gedeckt. Mit Gepäcke und Waffen in der Hand und zwischen den Zähnen waren sie troz Wirbel und Wellen, troz allem Empfang von gegenseitigen Wurfpfeilen, flugs hinüber. Mit Ein- und Untertauchen, Ufer- und Baumklettern wußten sie sich meisterlich zu helfen oder zu retten.

Die hohe Wildjagd (denn früher gab es noch grimmige und größere Arten von Jagdthieren, als wirklich bei uns einheimisch sind) war eines ihrer Nationalgeschäfte und Vergnügungen. Das Fleisch der eßbaren Jagdthiere, die Häute, Klauen und Federn der andern waren ihnen Reichthum zum eignen Gebrauch oder zum Handel. Die Hörner der erlegten Thiere waren ihnen wie Siegeszeichen, sie wurden im vollen Jubel gezeigt, und zu Pokalen beim Zechen angewandt.

In den mehrsten ihrer Feste, welche besonders bei kommendem Frühling anfiengen, brannten nächtlich ihre Feuer und sie vergnügten sich nun an dem Blitze ihrer klingenden Waffen oder am Schalle ihrer Blashörner. Mit Gesang und Tanz hielten sie Feierauszüge kriegerischen Ganges, oder religiöse Prozessionen zu den Hainen, wo sie die Gottheit verehrten, und es gefiel ihnen, wenn Fremde oder selbst von weitem die Feinde diese ihre Triumphe und Feste bemerkten.

Noch

Noch haben einige dieser Belustigungsarten an den Uferländern des Rheines sich spät erhalten. Sollten nicht die Osterfeuer, das Hahnenknüppeln, das Gänsereiten, Vogelschießen und andere dergleichen Volksbelustigungen an den Kirmessen und zur Fastnachtszeit ꝛc. noch Ueberreste oder Spuren jener alten uns barbarisch vorkommenden Gebräuchen seyn?

Die Vergnügungen eines Volkes haben einen entschiedenen Einfluß auf seine öffentlichen Sitten, und sollten immer die Aufmerksamkeit des Staates auf sich ziehen. Sie sollten billig von sichern obrigkeitlichen Personen, wie ehedem zu Rom die Censoren waren, nach ihrer Quelle, Bedeutung, Schicklichkeit und ihrem Einfluß auf den Geschmack und Begriff des Zeitalters untersucht, gemustert, verbessert oder geleitet werden. Unaussprechlichen Schaden richteten ja bei den Römern selbst die Gefechte der Gladiatoren an, wo Sklaven, oder gefangene, oder besoldete und erkaufte Menschen im öffentlichen Amphitheater, endlich gar bei den Gastmalen der Großen, auf Leben und Tod gegeneinander kämpften, und wo diese unmenschlichen Spiele durch den von der bessern Bürgerklasse ihnen geschenkten Beifall, zur allgemeinen Belustigung des Volkes und sogar des zärtern Geschlechts wurden. Den traurigsten Einfluß auf die Moralität müßen eben so die Vergnügungen eines ungebildeten Volkes haben, welches sich auf keine andere Weise von seinen Arbeiten erhohlen kann, als durch niedrige Schwelgereien und jede Art von Ausschweifung: wo man den Menschen, und der Mensch sich selbst nicht mehr kennet. O ihr, die ihr am Ruder des Staates oder auch nur eines Departements, einer Bürgergemeinde sitzet, was liegt euch nicht alles ob,

wenn ihr eure Pflicht gewissenschaft erfüllen wollet! für die Erhohlungen des Volkes leistet man schon viel, wenn man auch nur besorgt, daß sie ohne nachtheilige Folgen auf Gesundheit und Sitten, den Geist und Körper erquicken, und neue Kräfte zu nützlichen Arbeiten schenken; aber wohlthätiger wird noch diese Sorge, wenn durch kluge Richtung und passende Leitung, mit Rücksicht auf den Stand und die Verhältnisse der Volksklasse, die Gefühle für Dezenz, für's harmonische Gute und Schöne, ohne Gefahr der Verzärtelung, geschärft und erhöhet werden; so daß Gewandheit und Stärke des Körpers und die Uebung der Seelenkräfte dadurch gewinnt. Rousseau machte sich in dieser Absicht um Ermenonville sehr verdient; mögten unsere Volkslenker vom Präfekt bis zum ländlichen Schullehrer gerechnet, hierinn sich ihn zum Muster nehmen!

Kapitel XI.

Nachahmungswürdige Keuschheit der alten Rheinbewohner.

Mitten unter den rohen Zügen dieses von den Römern mit dem Namen Barbar geächteten Volkes finden wir aber Tugenden, die uns aussöhnen mit ihren Fehlern, und die von den Römern selbst nicht allein bewundert, sondern auch als Muster zur Nachahmung angepriesen wurden. Die Keuschheit schätzten unsere Väter über alles und hielten sie ganz heilig. Es ist nicht etwa eine Romanentugend, die uns hier entzückt; es ist das schönste und reinste Gemälde der Unschuld, welches am Rheine glänzte. Tacitus wurde gerührt über die Unschuld, die er am Rheine traf; die Zügellosigkeit der römischen Damen

men hatte sein ganzes Gefühl empört, er freute sich, hier einmal reine unschuldige Weiber zu sehen. Meisterlich schildert er den Kontrast der Tugend dieser Barbaren mit der ungebundenen Aufführung der römischen Damen. „Ehebruch, sagt er in seiner schönen Karakteristik der Rheinbewohner *), Ehebruch ist bei diesem zahlreichen Volke äußerst selten, und verzuglos seine Bestrafung; ein Weib dieses Verbrechens schuldig, wird von ihrem Manne mit abgeschnittenen Haaren, entblößt, vor den Augen der Eltern und Verwandten aus dem Hause, und durch das ganze Dorf gepeitscht. Denn niemand scherzt da mit dem Laster, und verführen und verführt werden heißt bei ihnen nicht: Lauf der Welt." Natürlich mußte bei solchen strengen Maaßregeln das Verbrechen der Hurerei und des Ehebruchs am Rheine sehr selten seyn; und so war es auch. Selten brauchte die Strafe vollzogen zu werden. Polygamie war bei ihnen auch nicht erlaubt; nur unter ihren Fürsten hatte sie zuweilen Statt und wurde diesen in dem Falle erlaubt, wenn sie ihre Allianzen damit vermehren konnten.

Diese bekannte Tugend der Rheinbewohner wird in allen Geschichtbüchern mit gebührendem Lobe gerühmt. Gibbon findet dieselbe in den Sitten der Alten sehr begreiflich. Er meint die Künste, welche den heftigsten Leidenschaften der Menschen einen Kappzaum angelegt haben, seyen der Keuschheit nicht vortheilhaft gewesen; die Rafinements der Lebensgenüsse, welche über den Umgang beider Geschlechter so viele Reize verbreiten, schwächen die Unschuld und Reinheit der Seele; das Physische der Liebe wird gefährlicher, wenn das verfeinerte Gefühl ihm einen höhern Grad

der

*) Tacit. Germ. c. 19, 20.

der Stärke verleiht oder es gar misleitet; die Grazien des Umgangs, die Feinheit des Lebens, die Eleganz der Kleidung geben der Schönheit einen blendenden Glanz und entflammen die Sinne durch die Einbildungskraft; unsere Vergnügungen, unsere Lebensweise, unsere Genüsse, unsere Schauspiele und Tänze, wo die Sitten so wenig respektirt werden, sind eben so viele Fallstricke, die der Schwachheit der Weiber gelegt sind, und ihnen eine Menge gefährlicher Gelegenheiten zuführen; Ovid, dieses unglückliche Opfer der Liebe, widmet diesem Gegenstande zwei hundert Versen, worinn er das römische Theater als den eigentlichen Ort der Verführung schildert. Die Armuth, die Einsamkeit und die drückende Sorge des häuslichen Lebens bewahrten die Weiber unserer Väter vor diesen Gefahren. Das Stroh ihrer Hütte war für die eheliche Treue ein sichereres Bollwerk als die Mauren, Stangen und Eunuchen des Harems. Hiezu zählet Gibbon noch eine ehrenvollere Ursache, nämlich diese Völker hatten für ihre Weiber Achtung und Zutrauen; sie fragten sie in den wichtigsten Angelegenheiten um Rath und schrieben ihnen eine Art übernatürlicher Heiligkeit und Klugheit zu; einige unter denselben galten für Freundinnen der Götter und Auslegerinnen der Zukunft; Velleda regierte sogar im Namen der Gottheit die stolze Nation der Brukterer; die Weiber insgesammt genossen die Achtung, welche ihre Keuschheit, ihre Bestimmung, das Heilige der Ehe und ihr unruhvolles Leben einflössen mußten.

Ich sage nicht, daß Gibbon Unrecht hat. Seine angeführten Gründe sind wahr, es liessen sich noch mehrere hinzufügen. Aber ich begreife nicht, warum die Keuschheit nicht eben sowohl unter uns, als bei un-

unsern Vätern herrschende Sitte seyn könne. Der Einfluß des schönen Geschlechts auf die Verfeinerung der Sitten ist bekannt. Den Weibern verdanken wir unsere erste Ausbildung und unsere lezten Kenntnisse. Auf sie muß die Hauptsorge des Staats gerichtet seyn. Nicht genug, daß der Staat Gesetze über Ehen und Ehescheidungen giebt; er muß dafür sorgen, daß die Weiber ihr sanftes liebevolles Wesen und ihre Unschuld behalten. Hätten die Weiber unserer Vorfahren bei den Maaßregeln, die sie faßten, ihr sanftes reizendes Wesen behalten können: so könnte man eben diese Maaßregeln itzt geltend machen. Aber auch ohne ihre Strenge lassen sich Mittel zur Bewahrung der Unschuld denken. Unsere Künste, unsere Tänze, unsere Schauspiele, unsere Eleganz in Kleidungen mögen immer bleiben; man mache sie nur unschädlich, man respektire nur die Sitten. Sinnlichkeit und Armuth sind bei uns die Ursachen des Sittenverderbens. Nur der Hunger kann die Frauenzimmer dahin bringen, ihre Gunstbezeugungen feil zu bieten. Man ahme also wenigstens unsern Urvätern darinn nach, daß man Achtung gegen keusche Weiber habe, daß man häusliche und Privattugenden am meisten ehre, daß man ihre Censur nach unsern Zeiten modificire.

Es ist angenehm, diese alte eigenthümliche Tugend des Rheinufers, die Tugend der strengsten Keuschheit in einigen Dörfern noch anzutreffen. Es giebt wirklich Dörfer am Rhein, wo die Sitten unserer Väter noch gelten. Das treulose Weib wird von dem beleidigten Manne aus dem Hause gestossen und durch das Dorf gepeitscht; man behandelt Hurer und Ehebrecher, wie zu des Tacitus Zeiten.

Die

Die alten Gebräuche, die auf mehreren Dörfern im ehemaligen Jülichschen, Kölnischen und selbst in einigen Feldpfarreien in der Stadt Köln im Schwange waren, z. B. das Peitschenschnalzen um die Häuser der Hörnerträger oder verdächtigen Jugendverführer, das Häckelstreuen u. s. w. haben (in so weit jedoch die Polizei die Unschuldigen dabei in Schutz nehmen konnte) den Zweck der Sittenerhaltung in diesem Punkte selten verfehlt. Unter dem Landvolke wird man schwerlich ein treffenderes Surrogat für diesen Zweck hinstellen können.

Kapitel XII.

Heirathen, eheliche Rechte und Liebe.

Spät schmeckte der Jüngling erst der Liebe Geheimnisse und darum blieb seine Mannkraft unerschöpft. Vor dem fünf und zwanzigsten Jahre durfte niemand heirathen. Cäsar bewundert diese Sitte sehr. „Ein vorzügliches Lob, sagt er, *) ist bei ihnen, lange unverheirathet zu bleiben; denn nach ihrer Meinung trägt lange Enthaltsamkeit vieles zur Größe, zur Stärke, zur Festigkeit der Nerven bei. Man hält es für die größte Schande, wenn jemand vor dem zwanzigsten Jahe einen Umgang mit einem Weibe hat, obschon übrigens, was die Verschiedenheit des Geschlechts angeht, gar kein Geheimniß gemacht wird; denn Jünglinge und Mädchen baden sich unter einander in dem nämlichen Flusse, und gehen bei ihren Thierhäuten oder kleinen Brustlappen von Rennthieren, die ihre ganze Kleidung ausmachen, größtentheils nackend."

Ta-

*) Cæsar bell. gall. lib. 6., 21.

Tacitus, der noch blühender in der Beschreibung der Heirathsgebräuche dieser Völker ist, nennt Rinder, Pferde und Waffen als gewöhnliche Heirathsgaben. *) Cäsar bemerkt: „Soviel Mitgift ein Mädchen mit sich zu ihrem Bräutigam bringt, eben soviel legt der Mann aus seinem Vermögen nach gemachten Ueberschlage hinzu. Ueber dieses Vermögen haben alsdann Mann und Frau gemeinschaftlich die Obsorge. Der Gewinn davon wird zurückgelegt, und wer von beiden Eheleuten den andern überlebt, dem fällt das Zusammengelegte mit dem ganzen Erwerb heim. Die Kinder sind Erben der Güter, und Testamente gelten nicht.

Der Mann ist, wie bei seinen Kindern, auch Herr über Leben und Tod von seinem Weibe. Stirbt ein vornehmer Hausvater, so versammeln sich seine nächsten Freunde im Sterbhause, und wenn man seines Todes wegen Verdacht schöpfen kann: so wird über die Weiber eine so scharfe Untersuchung, als wären sie Sklaven, angestellt; findet man sie schuldig, so werden sie mit Feuer und allen erdenklichen Martern hingerichtet.

Uebrigens hatten sie noch eine Sitte, die kein anderes Volk auf der Erde hat: „Kein Kind hatte einen öffentlichen Zutritt zu seinem Vater, es sey dann, es habe das Alter zu dem Kriegsdiensten; man sieht es bei ihnen als etwas Schändliches an, wenn ein Sohn in der Minderjährigkeit sich vor andern bei seinem Vater sehen läßt. **)

Alle Arbeit, Feldarbeit, Hausarbeit, Aufwartung des Viehes, Erziehung der Kinder — alles ruhte auf den Schultern der Weibern. Dafür genossen aber auch die

*) Tacit. Germ. 18. **) Cæsar bell. gall.

die Weiber eine Liebe, die weder Gefahren noch Tod scheute. Zerstreute und geschlagene Armeen sind oft durch die Liebe der Weiber zum Siege zurückgekehrt. Das Wort der Weiber galt wie ein Orakelspruch. Wenn sie zum Angriff riefen: so wagten sich die Männer in die größten Gefahren. Wenn keine Rettung mehr war: so entzogen sie sich dem Stolze des Siegers und der Sklaverei dadurch, daß sie sich mit ihren Kindern auf den Trümmern der sterbenden Freiheit opferten.

Bewundernswürdig ist dieser Heroismus der Weiber der Vorzeit; aber sie verloren eben dadurch ihr sanftes liebevolles Wesen; die edelsten Gefühle des Herzens, die erste Schönheit und Anmuth womit die Natur das andere Geschlecht ausstattete, verschwand. Schon die Gewerbe, die Arbeiten, die sie treiben mußten, hatten auf Herz und Karakter einen widrigen Einfluß und stumpften die Gefühle ab; die schweren und rohen Arbeiten, die sie ausüben mußten, gaben ihnen jene männlichen Formen, die ihr Geschlecht so wenig kleiden. Noch weniger konnten sie ihre Anmuth behalten, wenn sie umstümm wurden oder sich in Ungeheuer verwandelten.

Kapitel XIII.

Gastfreiheit.

Bekannt ist die Gastfreiheit unserer Väter, als ein Heiligthum verehrte und übte die Nation diese Tugend und nirgend war sie so uneingeschränkt als an den Ufern des Rheins. Unter allen Völkern der Vorzeit, unter kultivirten und unkultivirten, war die Hospita-

lität

lität ein unverletzliches Recht. Zu einer Zeit, wo noch keine ordentliche Landstraßen, keine Posten, keine Gasthöfe waren, ersetzte die Gastfreiheit einigermassen den Mangel derselben. Aber nirgends wurde sie mehr respektirt und williger ausgeübt, als eben hier. Nichts war den alten Rheinbewohnern angenehmer, als einen Fremden bewirthen zu können. Die Neugierde, die ihnen eigen war, fand bei einem Fremden ihre Nahrung. Wenn ein Fremder in ihr Land kam, so umgaben sie ihn von allen Seiten, bestürmten ihn mit Fragen, freuten sich, etwas Neues von ihm zu vernehmen, und stritten um den Vorzug, ihn zu beherbergen. Allen Kaufleuten stand das Land offen, sie genossen nicht allein Sicherheit; sondern auch Freundschaft und Unterstützung bei ihren Reisen durch unwegsame Wälder und Wüsten. Irgend einem Menschen Herberge verweigern, war Ruchlosigkeit und Verbrechen, welches die ganze Nation zu strafen für Pflicht achtete. Jeder bewirthete seinen Gast nach seinem Vermögen und opferte bei dieser Gelegenheit sein Beßtes auf. Fehlte es an den nöthigen Mitteln, so wurde der Fremde begleitet. Beide giengen in das nächste Haus und wurden mit der größten Freundlichkeit aufgenommen. Bekannt oder unbekannt, das machte nach dem Gastrecht keinen Unterschied. Den Abreisenden geben, was sie sich ausbaten, war Sitte, und gegenseitig eben dasselbe von ihm fordern, machte keine Umstände. Sie liebten es, Geschenke zu geben und zu nehmen; aber dies Geben zog nicht etwa eine Art von Aufrechnung und dies Nehmen nicht eine Art von Verbindlichkeit nach sich. Fremde sagt Cäsar *) darf man bei ihnen nicht mißhandeln. Man mag also, aus was für Ursache im-

*) Cæsar de bell. gall. l. VI., 23.

immer ihr Land betreten, so ist man gegen alles Unrecht gesichert und gegen alle Gewaltthätigkeiten geschützt. Ein jedes Haus steht einem offen und ein freier Tisch zu Dienste. Auch diese Sitte hatte sich erhalten unter den Rheinbewohnern; sie sind sehr gastfrei. Unsere Landleute bewirthen unentgeldlich, oft unvorsichtig genug, die Armen, die Bettler und Reisenden. Nur nach einem Kriege, wodurch so viele auffallende Beispiele ungetreuer und unsittlicher Menschen, die Sittenreinheit und Redlichkeit gleichwie durch einen um sich greifenden Gifthauch verpestet wird, merkt man eine so unglückliche Veränderung in diesem sonst billig gepriesenen Karakter des Volkes, daß, theils durch Mißtrauen oder wirklich geprüften Verdacht, theils aber durch die immer anwachsende Macht der inländischen Räuberbanden, die Gastfreiheit in ein anderes Land wandern zu wollen scheint, wenn baldige Rettung sie nicht zurückhält.

Kapitel XIV.

Freiheit und Gleichheit.

Unsere Urväter besassen noch mehrere Tugenden, deren jede ein eigenes Kapitel verdiente, und als Muster der Nachahmung aufgestellt werden könnte. Wer hat nicht von der Offenheit, der Redlichkeit, dem biedern Sinne unserer Vorfahren viel gehört? Allein weil noch so vieles in diesem Abschnitt zu berühren ist: so wird das alles als bekannt vorausgesetzt und blos noch ihrer Freiheit und Gleichheit gedacht. Frei und gleich wurden die Völker gebohren, und diese Freiheit und Gleichheit liessen sie sich um nichts in der Welt

ent-

entreißen. Sie wußten von keinen Abgaben, und der Angesehenste unter ihnen war weiter nichts als Kamerad. Wie wäre es möglich gewesen, daß sich unter ihnen jemand zum Herrn aufgeworfen und eine allgemein erniedrigende Abhängigkeit eingeführt hätte? Wie wäre es möglich gewesen, daß der tausendste Bürger sich als Gebieter des Ganzen, und die unabsehbare Zahl der Nation als unterworfen, wohl gar als sein Eigenthum hätte betrachten können? Daß die Bewohner eines Landes Leibeigene und Unterthanen eines Gebietes seyn; daß die beßten Besitzungen steuerbar seyn; daß nur wenige im Besitz alles Landes, und der große Haufen hingegen nur precäre Bürger seyn müßen; — das waren Dinge, die unsern Vätern nicht einmal denkbar waren, und zu welchen sie sich auf keine Weise entschließen konnten. Völlige Freiheit und Gleichheit herrschte an den Ufern des Rheins. In der Brust ihrer Bewohner schlug ein Freiheitsgefühl, das den Tod der Sklaverei vorzog. Ihre Armuth sicherte ihnen ihre Unabhängigkeit; die stärksten Ketten des Despotismus sind immer die reichen Besitzungen und die unersättlichen Begierden einer Nation. Was Solon und alle griechischen Gesetzgeber bei aller Anstrengung des Verstandes nicht zuwege bringen konnten, das brachten die Bewohner des Rheins durch sehr einfache Grundsätze zu Stande, sie vermieden die Quelle der Faktionen, sie strebten nicht nach Reichthum. Cäsar entwickelt diese Grundsätze, *) sie verdienen gelesen zu werden. Drei hundert Spartaner starben bei Thermopylä für die Freiheit. Man bewundert den Lycurg, der durch seine Gesetze ihnen den heroischen Muth einflößte, und die Waffenbrüder des Leonidas so begeistern konnte.

Aber

*) Cæsar bell. gall. lic. VI., 22.

Aber größere Beispiele der Aufopferung für die Freiheit geben uns die alten Rheinbewohner.

Kapitel XV.

Volksversammlungen.

Ohne alle Konstitution kann kein Volk seyn. Sobald die uralten Rheinbewohner nicht mehr ohne Kleider in Höhlen, Gruben und Hütten von Baumzweigen und Thierfellen einzeln und zerstreut in Wäldern lebten, und sich nicht mehr von Eicheln und Wurzeln nährten; sobald die wilden Familiengesellschaften zu gegenseitiger Erleichterung des Lebens sich sammelten: so mußte bei aller Liebe zur Freiheit eine gewisse bürgerliche Verfassung sich entwickeln. Es wurden wenigstens Vereinigungsverträge zum gemeinschaftlichen Schutz gegen Gewalt und zur innerlichen persönlichen Sicherheit geschlossen. Bürgerliche Verfassungen sind in ihrem ersten Ursprunge nichts anders als freiwillige Associationen zur wechselseitigen Vertheidigung. Die Individuen unterwerfen ihre Handlungen und Meinungen der Mehrheit der Stimmen; es entstehen Volksversammlungen.

Die Rheinbewohner begnügten sich mit diesem unförmlichen aber kühnen Anfang der politischen Gesellschaft. Wenn ein junger Mann sein männliches Alter erreichte: so wurde er in die Rathversammlung der Nation eingeführt; man gab ihm feierlich Lanze und Schild. Er nahm gleich Platz neben seinen Mitbürgern und wurde Mitglied der Republik. Die Glieder der Stämme versammelten sich zu gewissen bestimmten Zeiten oder

bei

bei außerordentlichen Gelegenheiten. Die Verwaltung der Justitz, die Wahl der Obrigkeit und die großen Gegenstände von Krieg und Frieden wurden durch die freie Stimme der Mehrheit aller Bürger entschieden. Die Größten und Angesehensten der Nation trugen wichtige Sachen vor; sie berathschlagten darüber, und suchten die Menge zu überreden; allein das Volk hatte das Recht zu entscheiden und auszuführen. Brutalität und Gewalt karakterisirten daher fast immer die Entschlüsse. Diese Völker, welche die Freiheit in der Befriedigung ihres Willens und Stolzes, und die Tapferkeit in der Verachtung der Gefahren suchten, verwarfen unwillig die schüchternen Vorschläge der Gerechtigkeit und der Politik. Ein dumpfes Murren offenbarte alsdann ihr Misfallen. Aber wenn ein populärer Redner ihnen vorschlug, Unrecht zu rächen, die Ketten des niedrigsten Bürgers zu zerbrechen; oder wenn er sie zur Vertheidigung der Nationalehre, zu einer mühsamen und ruhmvollen Unternehmung aufrief: so gab ein fürchterliches Aneinanderstoßen der Waffen und Schilde den Beifall der ganzen Versammlung zu verstehen. Nie zeigte sich der Rheinbewohner anders, als in den Waffen, und mitten unter den Berathschlagungen war die blinde Kaprice einer stürmischen Menge gefürchtet, die der Geist der Zwietracht und der Gebrauch starker Getränke entflammte. Die im Tumult gefaßten Entschlüsse waren nicht abzuändern, sie wurden allezeit mit Gewalt ausgeführt. Wie oft sah man die polnischen Landtage mit Blut befleckt? Wie oft siegte die zahlreiche Parthie über die vernünftige? Wie oft stimmte man im alten englischen Parlamente mehr durch bewaffnete Macht als durch Mehrheit der Stimmen? *)

Wenn

*) Gibbons Geschichte, 1. Thl. Kap.

Wenn nichts Ungewöhnliches vorfiel: so waren die Neumonde und Vollmonde die festgesetzten Tage der Volksversammlungen; denn da glaubten sie, sey aller Geschäfte Anfang am glücklichsten. Doch erschienen sie nicht zugleich auf einen Tag, wie Befehligte, sondern zauderten zufolge ihrer Freiheit oft zwei bis drei Tage ehe sie alle zusammen waren. So wie sie sich zahlreich genug dünkten, setzten sie sich bewaffnet nieder; die Priester geboten Stille und die Aeltesten oder Angesehendsten unter ihnen trugen die wichtigsten Angelegenheiten vor; sofort sprach jeder, wem Geburt, wem Alter, wem Kriegsruhm, wem Beredsamkeit Vorrang gab; doch mehr in Kraft des Raths, als in Macht des Befehls.

Anklagen, besonders peinliche Anklagen mußten bei der Generalversammlung vorgebracht werden. Das Verbrechen bestimmte den Unterschied der Strafe. Verräther und Ueberläufer hiengen sie an Bäumen auf; Pflichtvergessene und Feige und mit Schandzeichen Beladene wurden in Sümpfe versenkt, und eine Hürde oder Rost auf sie geschlagen. Diese Verschiedenheit der Strafe sollte andeuten, daß man bei Bestrafungen Frevelthaten zur Schau stellen, und Schandthaten dem Auge entziehen müße. Geringere Verbrechen wurden verhältnißmäßig gestraft. Den Ueberwiesenen wurde eine Strafe von Pferden oder Schaafen aufgelegt. Ein Theil des Wehrgeldes war dem Staate und ein Theil den Beleidigten oder dessen Anverwandten zuerkannt.

In keinen andern Fällen, als in den eben genannten, fanden Leibes- oder Todesstrafe Statt. Nichts war den Rheinbewohnern unbegreiflicher, als daß ein Mensch über des andern Menschen Leben Macht haben sollte. Alle Bedrückungen des römischen Statthalters

Va-

Varus ertrugen die Bewohner Niederrheins geduldig; aber der Anblick der römischen Beile und Ruthen brachte sie in eine solche Wuth, daß sie den Varus überfielen und ihn mit seinen Legionen niederhieben.

In den Generalversammlungen wurden auch die obrigkeitlichen Personen gewählt.

Kapitel XVI.
Autorität der Obrigkeit.

Wenn ein Stamm einen Ueberfall zu befürchten hatte, so wählte er einen General, (Herzog). Wenn die Gefahr sehr groß wurde, und dem ganzen Staate drohete, so vereinigten sich mehrere Stämme zur Wahl eines Oberheerführers. Gemeiniglich wählte man den tapfersten und längst bewährt gefundenen Krieger. Dieser hatte aber keine unumschränkte Gewalt; sondern war es mehr durch Vorgang, als Befehl: wenn er wacker, ausgezeichnet im Blick, überall vorn an war, dann schafte ihm Bewundrung Gehorsam. Es gereichte dem Herzog zur Schande, an Tapferkeit übertroffen zu werden; dem Gefolge war es schändlich, dem Herzog an Tapferkeit nachzustehn; aber ewige Ehrlosigkeit und Schmach war es, ohne seinen Herzog aus dem Gefechte zurückzukehren. Dieses Gefolg hatte Stufen nach dem Urtheil dessen, in dessen Gefolg es war; auch war viel Wetteiferung unter dem Gefolge, über den Vorrang bei dem Herzog: und unter den Herzogen selbst, wer die mehresten und rüstigsten Begleiter hatte. In Friedenszeiten erkannte man kein Oberhaupt. Cäsar berichtet uns: *) Wenn ein Staat Krieg anfängt oder sich

*) Tacit. Germ. 7. duces exemplo potius, quam imperio præsunt.

sich zur Gegenwehr rüstet, so werden Obrigkeiten erwählt, die das Kommando führen, und deren Gewalt sich über Leben und Tod erstreckt. Zu Friedenszeiten haben sie keine Oberen, die über den ganzen Staat zu befehlen haben; sondern die Vornehmsten in den verschiedenen Provinzen und Gauen vertreten die Stelle der Richter und schlichten die Streithändel. *) Sie hiessen Gaugrafen, und wurden in den Rathversammlungen ernannt, um die Justitz zu verwalten. Bei der Wahl derselben sah man so sehr auf Geburt als auf Verdienst. Man gab jedem eine Wache und aus dem Volke wurden ihnen Zentgrafen als Räthe beigeordnet, für Stimmententscheidung. Es scheint, daß die Ersten unter ihnen einen Rang und eine Ehre genoßen, welche die Römer bewog, ihnen einigemal den Titel König beizulegen. **) Der Kaiser Valentinian machte den König der Allemanniner Fraomar zum Obristen. Fraomar muß sich also wohl bei dem Ansehen und Gehalt eines römischen Obersten besser befunden haben, als bei dem königlichen Titel und Einkommen.

Die Autorität dieser sogenannten Fürsten erstreckte sich mehr auf das Eigenthum als auf die Personen der Nation. Um sich eine Idee von ihrer Autorität zu machen, braucht man nur die Schilderung des Cäsar zu lesen, ***) sie disponirten nämlich ganz über alle Länder ihrer Distrikte und machten alle Jahr eine neue Eintheilung. Sie wiesen jährlich den Stämmen und Familien Feld an, wie viel und wo es ihnen gefiel, und zwangen sie das Jahr darauf anderswo hinzuziehen.

*) Cæsar de bello gall. lib. IV. 23.

**) Tacit. Germ. 7. reges ex nobilitate, duces ex virtute sumunt.

***) Lib. VI, 22.

hen. Auf der andern Seite verbot ihnen das Gesetz, mit dem Tode zu strafen, gefangen zu setzen oder den geringsten Bürger zu schlagen. *)

Was aber das Merkwürdigste war, ist wohl dieses, daß sie keine Domänen besassen, keine Einkünfte hatten, keine Auflagen machen konnten, sondern sich mit den freiwilligen Beiträgen der Nation befriedigen mußten, sie waren, wie jeder freie Mann, den Gesetzen, der Mehrheit der Stimmen und der Volksversammlung unterworfen. Auch der Dienst, der ihnen geleistet wurde, war freiwillig. Der Rheinbewohner kannte keine andere Pflicht, als die er sich selbst auflegte. Der niedrigste Bürger hielt es für unwürdig, sich einem Fürsten zu unterwerfen. Der Fürst war nichts weiter als Kamerad. Aeußerst unbedeutend war ihr Ansehen; Aufruf zur Volksversammlung, der Vorsitz in derselben, wahrscheinlich ein reichererer Antheil an der gemachten Beute, ist so ziemlich der ganze Vorzug, den sie vor jedem freien Manne genossen. Selbst jede Art von Strafe diktirte nicht Er, sondern die Versammlung; und der Priester, vielleicht selbst ein Mitglied der fürstlichen Familie, vollzog sie. **) Er durfte keinen freien Mann schlagen lassen; dies mußte der Priester im Namen der Gottheit thun.

Kapitel XVII.

Regierungsform und Gesetze.

Nach diesem allen kann es nicht schwer seyn, die Regierungsform der alten Rheinbewohner zu bestimmen.

*) Gibbons Geschichte, 1. Th. Kap. 9.

**) Tacit. Germ. 7.

men. Eine Monarchie ist ein Staat, worinn Einer herrscht, Gesetze giebt und ausführt, die Einkünften verwaltet, und die Armeen kommandirt. Demokratisch ist ein Staat, in welchem das Volk Gesetze giebt und vollzieht, den öffentlichen Schatz verwaltet, die Vorgesetzten und Generäle wählt. Aristokratisch ist ein Staat, in welchem der erbliche Adel an der Spitze der Geschäfte steht. Am ganzen Rheinufer war die Gestalt der Regierung eine Demokratie, die nach den allgemeinen Gesetzen der Geburt, der Tapferkeit, der Beredsamkeit oder des Aberglaubens modifizirt wurde. Es war gleichsam eine militairische Republik, die aber nicht durch Lohnknechte, sondern durch die ganze Nation, welche ohne Unterschied aus lauter Kriegern bestand, regiert wurde. In Gallien entstanden allmälig aus den einzelnen Völkerschaften eben so viele Aristokratien, die einander unaufhörlich bekämpften; aus den Anführern wurden Beherrscher, aus den Anhängern Erbadel und das Volk war Sklave. So fand Cäsar die Einwohner Galliens. *) Denn auch bei den Celten war die Gewohnheit herrschend, sich einen berühmten Führer zu wählen; aber ihre Wahl wurde eine Quelle unaufhörlicher Bürgerkriege, zog den Untergang der Nation, und das Emporsteigen eines Einzigen zur unumschränkten Herrschaft nach sich. Keiner erkannte die Vorzüge des andern, jeder suchte sich an die erste Stelle zu schwingen, hatte seine Anhänger als Vertheidiger in der Volksversammlung. Bürgerkriege endigten sich mit der Schwäche der Nation und dem Umsturz der Verfassung. So nicht bei den Rheinbewohnern. Ihre Anführer traten, wenn der Krieg zu Ende war, in die Klasse der übrigen Bürger zurück. Wer mehr seyn woll=

*) Cæsar bell. gallic. lib. VI., 13.

wollte als Kamerad, der sah sich von seinen eifrigsten Anhängern verlassen.

Geschriebene Gesetze hatten sie noch nicht; aber das Gesetz war in dem Gedächtniß aller Männer. Die noch wenig verwickelten Verbindungen der Menschen ließen selten Streitigkeiten über das Mein und Dein entstehen, und entstanden sie, dann ward es nicht schwer, sie nach der Billigkeit kurz und gut zu entscheiden. Jedes Verbrechen, selbst der Mord konnte mit Erlegung einer Strafe gebüßt werden. Wehrgeld nannte man diese Buße, wovon ein Theil dem Oberhaupt oder dem Staat, ein Theil dem Beleidigten oder dessen nächsten Anverwandten gehörte. Um der schwankenden richterlichen Willkühr zu entgehen, wurde sie nach dem Unterschied des Ansehens des Erschlagenen, und nach dem Maasse der erlittenen Beleidigung genau bestimmt. Alle Wunden waren gemessen, alle Glieder sorgfältig gezählt und zu einem gewissen Preis angeschlagen. Dies Wehrgeld bestand in einer verhältnißmäßigen Anzahl von Pferden oder Kühen oder Schafen. Uebrigens war jeder befugt, sich selbst Recht zu schaffen. Das Geschäft der Obrigkeit war nur, die Feindschaften und Gewaltthätigkeiten nicht zu weit um sich greifen zu lassen. Dies war besonders nöthig, da nach den herrschenden Sitten allemal die ganze Verwandschaft sich des Beleidigten annehmen, und ihm Genugthuung verschaffen mußte. In seinem Hause war jeder freie Mann König und Herr über Weib und Kinder und Knechte.

Kapitel XVIII.

Unterschied der Stände; kein erblicher Adel, aber erbliche Könige und Fürsten.

Das Rheinufer machte keinen zusammenhängenden Staatskörper aus, sondern war wieder in eine Menge kleiner Völkerschaften getheilt, die zwar oft unter sich uneins waren und selbst Kriege führten; aber in ihren Sitten und in ihrer politischen Verfassung meistens mit einander übereinstimmten. Der Unterschied der Stände mußte sich natürlich bald entwickeln. Aber der Rheinbewohner kannte keinen erblichen Adel, sondern Gleichheit aller Mitglieder der Nation. Männer, welche durch ihre persönlichen Talente und Tapferkeit sich auszeichneten, genossen ein großes Ansehen. Erbliche Könige und Fürsten hatte jeder einzelne Volksstamm.

Jeder Sitz war gleichsam ein unabhängiger Staat dessen Haupt der Hausvater war. Die schon angesessenen Hausväter waren bei Ausdehnung ihrer Landwirthschaft bald gezwungen, zur Bearbeitung ihres Landes Gehülfen um sich zu versammeln. Erst nahmen sie dieselben in ihre Wohnung auf: dann gaben sie ihnen gegen gewisse Dienstleistungen einen Theil der Erzeugnisse, oder einen Theil des Ackers zur eigenen Bearbeitung ein und erlaubten ihnen Hütten oder Katen darauf zu bauen. Der fleissige und geschickte Arbeiter erwirbt sich Reichthum; der Arme dient dem Reichen gern und wird von ihm genährt und geschützt. Die Gesellschaft theilt sich in freie und unfreie Menschen. Der Unterschied der Stände beginnt zu wurzeln. Diejenigen, die sich in Volksversammlungen durch den besten Vortrag auszeichnen, oder Streitigkeiten am vernünftigsten schlich-

schlichten, oder eine besondere Geschicklichkeit im Jagen der Thiere, oder außerordentliche Tapferkeit im Kriege zeigen, genießen ein vorzügliches Ansehen. Man glaubt der Väter Kraft erbe auf die Söhne. Der Sohn erbt vom Vater, was dieser erwarb, auch die Verdienste, die er um seine Mitbürger hatte, die Achtung und Dankbarkeit des Volks. War der Vater ein tapferer Vertheidiger ihrer Rechte und Freiheit gegen andere, beförderte er ihren Wohlstand: so ward er von ihnen als ein wohlthätiger Erster, das heißt, als Fürst anerkannt und geehrt. Lehrte und gewöhnte er seinen Sohn zu seyn, wie er: so wird auch dieser als erblicher Beschützer und Richter im Vaterlande anerkannt. Ererbte Reichthümer und der Jahre Lauf befestigten leicht diesen Vorzug auch da, wo ihn die Natur nicht bestätigte. Anfängliche Vergünstigung erschien bald als ein Recht, und gebildet war der Geschlechtsadel, eine Menschenklasse, die sich schon durch die Geburt vor dem gemeinen Freyen ausgezeichnet glaubte, und diesen Unterschied durch erblichen Anspruch auf die ersten Würden im Kriege und bei Volksversammlungen geltend machte. Obwohl die bessere Zielung und Erziehungsart der gesitteten und mehr unterrichteten Menschenklasse auch das ihrige darzu that.

Bei den Galliern schwang sich der Erbadel früh empor; das Volk wurde unterdrückt, seine Unterdrükkung war die erniedrigendste; der Name Sklaverei wurde synonym mit dem Begriffe Knechtschaft. In ganz Gallien, sagt Cäsar, *) giebt es nur zwei Gattungen von Einwohnern die etwas gelten, nämlich die Druiden und die Ritter. Der gemeine Mann wird

hier

*) Cæsar bell. gall. lib. 6, 13.

hier beinahe als ein Sklave behandelt — ist für seine Person mit allem zufrieden und wird zu keiner Berathschlagung gezogen. Der größte Theil davon begiebt sich Schulden halber, oder der schweren Abgaben wegen, oder auch um sich gegen die Gewaltthätigkeiten der Uebermächtigen zu schützen, in eine Dienstbarkeit des Adels. Dieser kann hierauf mit ihnen eben so umgehen, als wie ein Herr mit seinen Sklaven.

Nicht so war es an den Ufern des Rheins, wo meistentheils deutsche Sitten herrschten und deutsche Völker wohnten. Vielleicht war diese Sklaverei und dieser erbliche Adel schon im Trierschen, wo sich bei der Ankunft des Cäsars zwei Große, der Induciomar und Cingetorich um die Oberherrschaft zankten. *) Aber unter den übrigen Stämmen am Rheine hieng das größte Ansehen und der größte Einfluß nicht von der Geburt, sondern von der vorzüglichen Einsicht und Tapferkeit eines jeden freien Mannes ab. Der Sohn konnte in die Achtung der Mitgenossen blos durch gleiche Anstrengung seiner Kräfte treten. **)

Es gehört eine lange Reihe uns unbekannter Erfahrungen dazu, bis diese freie Völkerschaften sich entschließen konnten, mit dem unbeschränktesten Beibehalt ihrer Freiheit, Fürsten und zwar erbliche Fürsten an ihre Spitze zu stellen. Erbliche Fürsten hatten die Rheinbewohner und die Deutschen; das leidet nicht den mindesten Zweifel. Tacitus spricht davon ganz entscheidend. Wenn sich mehrere Völkerschaften zu gemeinschaftlichen Unternehmungen vereinigten oder die Mächtigeren die Schwächeren zur Vereinigung nöthigten; dann zählte das Volk mehr als eine Fürstenfamilie. Aber

das

*) Cæsar bell. gall. lib. 5, 2. **) Tac. Germ. 7.

das Ansehen dieser Fürsten war unbedeutend. Der Fürst war der Erste seiner Mitgenossen, sonst nichts. Die Könige der Eburonen Ambiorich und Kativolk sagten den Gesandten des Cäsars: „ihre Herrschaft sey so beschaffen, daß sie und das Volk gleiche Gewalt übereinander hätten.“ *) Die freie Wahl des Volks mußte auch immer den Fürsten machen, und da man nicht an eine bestimmte Person aus der Familie gebunden war, so wurde kein Muthloser, kein unerfahrner Mann gewählt. Genug das Volk wählte aus den Mitgliedern der erlesenen Familie ihr Oberhaupt im Kriege; aber nach dem Kriege trat der Fürst in die Klasse der übrigen Bürger zurück. Reizte ihn sein bisheriges Ansehen zum Streben nach höhern Dingen: so verließen ihn seine Anhänger; selbst Hermann bezahlte den gewagten Versuch mit seinem Leben. Inkonsequent scheint allerdings diese Regierungsform zu seyn; aber sie blieb doch immer demokratisch und zugleich gegen alle Bürgerkriege gesichert, die nothwendig entstehen mußten, wenn keine erblichen Fürstenfamilien waren.

Kapitel XIX.

Militairische Verfassung.

Krieg war das Element, in welchem die alten Rheinbewohner lebten; militairisch ihre ganze Verfassung und Einrichtung. Der Geist der Freiheit und Unabhängigkeit, der Geist der Tapferkeit und des unerschrockenen Muthes belebte sie. Nur der war Mitglied der Nation, der die Waffen tragen konnte. Ein Mann hieß im vorzüglichen Verstande ein Krieger. Das Klima,

*) Cæsar bell. gall. lib. 5, 27.

ma, die Sitten, die Unwissenheit dieser Menschen, welche weder Buchstaben, noch Künste, noch Sorge für ihre Bedürfnisse hatten, ihre Langeweile im Frieden, ihre Begierde nach Raub und Beute — alles trug dazu bei, ein Heldenvolk zu bilden. Die Römer wissen nicht genug von der Tapferkeit der Rheinbewohner zu erzälen; sie nehmen sie als die vortreflichsten Krieger unter ihre Legionen auf. Die Rheinbewohner machten, wie sonst die Schweizer, die Leibgarde der Kaiser aus; ihr wilder Muth erschröckte die Dacier, als sie in voller Rüstung über die Donau schwammen. — Um den kriegerischen Geist zu erhalten, hatte Niemand ein eignes Feld länger als ein Jahr, nach dessen Verlauf es mit einem andern verwechselt werden mußte, damit sie nicht durch einen beständigen Aufenthalt an einem Orte zu viel Neigung zu demselben bekämen, und ihre Gedanken mehr auf den Landbau, als auf den Krieg richteten. Je weiter eine Nation ihre Gränzen um sich her öde liegen hatte, desto größeres Ansehen hatte sie bei ihnen; denn sie hielten es für einen Beweis der Macht, wenn kein Volk es wagen wollte, nahe bei ihnen zu wohnen. Sie glaubten sich vor einem Ueberfall desto sicherer, falls sie sich vertheidigen oder selbst Krieg anfangen müßten. *)

Krieg und Frieden wurden in den öffentlichen Volksversammlungen entschieden, worinn die Anführer gewählt wurden. Oft schlug ein kühner Mann bei solchen Volksversammlungen einen Raubzug vor: Wer Lust dazu hatte, gab ein Zeichen, huldigte dem Anführer und versicherte ihn seiner Treue. Das Volk stand auf und jauchzte den Kühnen Beifall entgegen. Wenn einer alsdann gegen sein gegebenes Wort den Zug nicht

mit-

*) Cæsar bell. gall. lib. 6, 22-23.

mitmachte, so betrachtete man ihn als einen Ausreißer und Verräther: — in keinem Stücke fand er hernach mehr Glauben. *)

Auf zwiefache Weise führten also die Rheinbewohner Krieg, durch die Heermannie und durch die Geleite. Wenn eine ganze Nation oder mehrere Verbundene aufstanden, sich zu vertheidigen, Beleidigungen zu rächen oder sich neue Wohnsitze zu erkämpfen, dann traten sie in eine Heermannie. Sicher war es solch ein Bündniß, welches den Deutschen den Namen Germanen zuzog. Die Franken sprachen statt Heermannie, vermöge des ihnen eigenen scharfen Hauchs, Chermannie, woraus die Römer Germanien, später Allemannien machten. **) Aber nicht immer nahm eine ganze Nation Antheil am Kriege. Oft wurde er nur vom Geleit geführt. Oft nämlich vermochte ein angesehener kühner Mann seine Landsleute ihm zu kriegerischen Privatunternehmungen zu folgen. Eine solche Schaar nannte man Geleit (comitatus). Der Anführer ließ das Geleit schwören, ihm treu zu seyn, für ihn und seine Erhaltung zu fechten und seinen Ruhm für den ihrigen zu halten. Die Anführer kämpften für den Sieg, das Geleit für seinen Anführer. ***) Dieser Anführer war nun der Lehrer des Krieges, belohnte die Tapferen durch Vertheilung der Beute, und mußte sich vor allen auszeichnen. Unabhängig von den Fürsten oder Königen wagte er, auf eigene Rechnung, seine Expeditionen und erndtete für sich allein den Beifall des Gelingens bei dem Volke

ein.

*) Cæsar bell. gall. lib. 6, 23.

**) V. Halems Geschichte 1. Absch.

***) V. Halems, idem.

ein. Er erhielt Geschenke von dem Volke, unter welchem er lebte, selbst von den benachbarten Stämmen, zu denen sich sein Kriegsruhm verbreitet hatte; denn oft gab sein Beitritt den Ausschlag für die Parthei, deren Sache er zu der seinigen gemacht hatte. Oft hinderte er auch als Vermittler den Ausbruch der Feindseligkeiten. Die Söhne der Könige bildeten sich in der Schule eines solchen Mannes, so wie jeder andere im Volke, dessen Ehrbegierde Auszeichnung suchte. Aus der Hand des Anführers kam die Auszeichnung; Geschenke und gemachte Beute wurden von ihm an jeden seiner Untergebenen nach den abgelegten Proben der Tapferkeit vertheilt. *)

Viele Schriftsteller suchen in diesen Geleitskriegen und gegebenen Geschenken den Ursprung der Lehen. **) Allein mit Recht hat man dagegen bemerkt, daß auch nur der Schein von Lehen den alten Völkern verhaßt war, und ihren Maximen geradezu widersprach. Sie liebten Geschenke, aber sie schämten sich, deswegen irgend eine Verbindlichkeit auf sich zu nehmen. ***) Was aber alle Spuren des Lehnsystems in diesen Zeiten verscheucht, ist die Bemerkung: daß das Ansehen und der Einfluß eines solchen Anführers nicht von der Geburt, sondern von der vorzüglichen Einsicht und Tapferkeit eines jeden freien Mannes abhieng; er mußte sich des Zutrauens der Uebrigen durch lang geprüftes Betragen erwerben, und mit dem unglücklichen Ausgang kühner Entwürfe war es dahin. Noch mehr, alle diese Männer, welche sich durch Privatunternehmungen so sehr aus-

*) Gibbons Geschichte a. a. Ort.

**) Z. B. Schmidt und von Halem.

***) Gibbon, 6 Cap. Tacit. Germ. 21.

ausgezeichnet hatten, Lehrer der Tapferkeit und Kriegskunst für die emporsprossende Jugend wurden, sammelten zur Zeit des Krieges ihre einzelnen Haufen zum ganzen Volk, zur Fahne des Fürsten. Es half ihnen nichts, diesen an Tapferkeit, an Erfahrung zu übertreffen; sein Tod und Leben war ihnen gleichgültig, durch die Ueberzeugung, daß keine Anstrengung sie jemals an seine Stelle bringen könne. Durch Erbschaft behielt die erlesene Familie ihr ausschließendes Recht; das Volk wählte sich aus den Mitgliedern derselben ihr neues Oberhaupt im Kriege. *) Freilich entwickelte sich in der Folge hierdurch der Keim der Unterwürfigkeit und des Lehnsystems. Der Anführer behielte in der Folge seine Leute oder Geleitsmänner im Dienste und räumte ihnen, so lange sie dienten, einen Theil der erbeuteten Ländereien zum Genuß ein. Aber noch war keine Spur davon unter den alten Rheinbewohnern. Ihr Dienst war freiwillig, sie hatten keine Abgaben, sie leisteten Kriegsdienste, weil sie ihnen gefielen, sie waren unumschränkte Gebieter in dem Ihrigen.

Kapitel XX.

Fahnen und Waffen und Truppen.

Die Fahnen dieser Völker waren nichts anders, als die Köpfe wilder Thiere. Sie glaubten sich zu ehren, wenn sie sich nach den besiegten Raubthieren oder andern Lieblingsthieren nannten und ihr Bild als Feldzeichen erhoben. Man sieht die Ueberbleibsel davon noch in den Wappen adelicher Familien. Ihre Uniform wa-

*) Mannert Freiheit der Franken Kap. 1.

waren Thierhäute. Nichts gab dem höchsten Range mehr Glanz und dem Muthe mehr Schwung, als das heroische Ansehen. Einige warfen die Haut der Löwen, andere die Haut der Auerochsen, über welche sie triumphirt hatten, über die Schultern und aus dem Rachen dieser Thierhäute blickten ihre funkelnden grimmigen Augen hervor. Sonst waren sie fast ganz nackend am Leibe, in der Nähe den römischen Dolchen und in der Ferne ihren Pfeilen blosgestellt.

Ihre Waffen waren große Spieße und kleinere Pfriemen, die sie Framen nannten. Diese waren mit einem schmalen kurzen Eisen versehen, und so leicht zu regieren, daß sie damit, wie es die Umstände erforderten, in der Nähe sowohl als in der Ferne streiten konnten. *) Sie hatten keine Pfeile, nur in spätern Zeiten finden wir sie bei ihnen. Einige hatten Panzer und hie und da einer einen Helm oder eine Sturmhaube. Oft erscheinen sie mit Kolben; aber am meisten liebten sie das Handgemenge. Sie hatten auch Schilde, aber meistentheils von Weiden geflochten. Waffenprunk achteten sie nicht. Nur ihre Schilde schmückten sie mit den greellsten Farbenstreifen.

Die Armee war in Fußvolk und Reuterei eingetheilt. Die Reuter hatten ebenfalls Schilde und Pfriemen. Ihre Pferde, sagt Tacitus, nehmen sich nicht durch Wuchs und Schnelligkeit aus, und werden auch nicht abgerichtet rechts und links zu kreistraben. Gerade aus konnten sie oder mit einemmale rechtsum, in einem so fest geschlossenen Kreise, daß keiner zurückblieb. Die Reuter sprangen mitten in dem Treffen von den Pferden ab und fochten zu Fuß. Ihre

Pferde

*) Tacit. Germ. 7.

Pferde waren gewohnt, während dieser Zeit nicht von der Stelle zu laufen. Fanden es die Reuter für gut, so begaben sie sich wieder zu den Pferden zurück und schwangen sich hinauf. Sie gebrauchten keine Sättel. Nach ihrer Sitte war es schändlich auf Sätteln zu reiten. Ein schwacher Trupp Reuter von achthundert Mann, ohne Sättel, hatte den Muth, die fünftausend Mann starke römische Reuterei, die auf Sätteln ritt, anzugreifen, und schlug sie in die Flucht. Ihre größte Stärke bestand im Fußvolk, weswegen sie im Gefecht durcheinander standen. Ihre Fußgänger hatten durch Uebung eine solche Schnelligkeit erlangt, daß sie, wenn sie voran marschiren, oder in Eile sich zurückziehen mußten, so schnell laufen konnten, als die Pferde; indem sie sich an den Mähnen derselben festhielten. Sie fochten nicht in geschlossenen Linien, sondern in keilförmigen Haufen. Ihrem ersten Angriffe konnte nichts widerstehen, ihr fürchterlicher Muth warf alles nieder; aber wenn das erste Feuer vorüber war, so war es ihnen schwer, sich aufs neue in Ordnung zu sammeln. Der erste Verlust sicherte daher oft ihre Niederlage, wegen der entstandenen Unordnung. Zurückweichen, wenn man nur wieder angriff, war nicht Zaghaftigkeit bei ihnen, sondern Klugheit. Die Leichname der Ihrigen schafften sie, wenn auch das Treffen noch unentschieden war, vom Schlachtfelde. Den Schild im Stiche lassen, war die größte Schande. Der Ehrlose dorfte weder bei dem Gottesdienst, noch in der Rathversammlung erscheinen. Sie suchten das Terrain, die Anhöhen, Ebenen, Sümpfe und Wälder zu erkennen und zu benutzen. Kriegslisten, z. B. ein Hinterhalt, aus welchem sie plötzlich hervorstürzten, u. s. w. war etwas gewöhnliches bei ihnen. Die Truppen wurden freilich

nicht

nicht nach dem Zufall oder nach ungefähren Zusammenlauf, sondern nach Familien und Verwandschaften formirt. Ihre Anzahl war fest; jeder Gau lieferte nach seinen Zenten, und diese führten davon unter sich den Namen. Ihre Liebespfänder hatten sie immer in der Nähe, so daß ihnen Weiber- und Kindergeheul hörbar war. Diese waren der stärkste Reiz zur Tapferkeit, die unverwerflichsten Zeugen, die wichtigsten Lobredner.

Kapitel XXI.

Gewöhnliche Manöuvres bei den Rheinbewohnern, Keiltrupp und Phalanx.

Der Keiltrupp (Cuneus) war ihre gewöhnliche Schlachtordnung. Ein Trupp Fußvolk wurde so gestellt, daß er die Figur eines Keiles bekam. Im ersten Gliede stunden drei Mann, im zweiten vier, im dritten fünf und so in den folgenden Gliedern immer einer mehr. Das Reißen des Holzes vermittelst eines Keils scheint auf dieses Manöuvre gebracht zu haben. So wie der Keil allmälig eindringt und das Holz reißt, so suchten sie in der keilförmigen Stellung mit Gewalt in die feindlichen Linien zu dringen, sie dadurch zu trennen und in Unordnung zu bringen. Oft bildete die ganze Armee einen einzigen Keiltrupp. Die Reuterei deckte die Flügel oder war zwischen der Infanterie versteckt. Oft bildeten aber auch die verschiedenen Nationen, welche die Armee ausmachten, für sich einen Keiltrupp, wenn auch die übrigen ein anderes Manöuvre machten;

Der Phalanx war ein anderes gewöhnliches Manöuvre bei den Rheinbewohnern. Das Heer schloß sich

dich-

dichter an einander, die Endglieder deckten die Seiten mit ihren vorgehaltenen Schildern, und die in der Mitte hielten sie über die Häupter, um die Wurfspieße oder andere Waffen von obenher abzuhalten. Oft schlossen sich die Soldaten ins Gevierte und bedeckten die Köpfe mit ihren Schildern, so daß man keinen Mann mehr sehen konnte. Es ward dieses doch so formirt, daß die erste Linie gerade stund, die zweite ein wenig eingedrückt, die dritte noch etwas gebückter und so immer tiefer, bis endlich die letzte auf die Kniee zu liegen kam. Nun war es ganz einem Dache ähnlich, dergestalt daß, wenn ein solcher Trupp gegen den Feind rückte, andere Bewafnete darauf hinan und so erhöht gegen den Feind fechten konnten. Wenn nun die Rheinbewohner Nationenweise getrennt fochten: so mußten sie alsdann mehrere Phalange bilden.

Selten fochten die Rheinwohner in ununterbrochener gedrängter Fronte; sondern fast immer Divisionen- oder Nationenweise; sie stellten sich in Korps, und zwar so geschickt, daß eins das andere ablösen und immer frische unermüdete Truppen an die Stelle der Ermüdeten rücken konnten.

Sie fiengen das Gefecht mit dem Werfen der Wurfspieße an und setzten es mit ihren Pfriemen fort. Sie sprengen auf die Phalange und stachen von oben auf die Feinde herab. Besonders liebten sie das Handgemenge, weil es vorzüglich geeignet war, die persönliche Tapferkeit geltend zu machen. Die Wuth und die Schnelligkeit, womit sie fochten, war bewundernswürdig. Ihr erstaunlicher Muth und die Verachtung aller Gefahren überwand die größten Schwierigkeiten. Wenn die ersten Glieder niedergehauen waren: so stellten sich

die nächstfolgenden auf die Erschlagenen und fochten von den todten Körpern, wie von Hügeln, herab. *) Diejenigen, welche aus dem Kampfe flohen, oder eine Wunde im Rücken bekamen, wurden an Bäume aufgehangen.

Kapitel XXII.

Angriff und Schlacht.

Nichts war fürchterlicher als der Angriff und die Schlacht bei den Rheinbewohnern. Die Wahrsagerinnen untersuchten gewöhnlich durch Loosen, und erklärten, ob es gut sey zu schlagen oder nicht. Die Neumonde und Vollmonde wurden für die glücklichsten Zeiten gehalten, um ein Treffen zu liefern und zu siegen.

Die Truppen wurden dann in gleich weit entfernte Korps, alle Nationenweise, gestellt; die ganze Schlachtordnung wurde an den Seiten und auf dem Rücken mit Kaleschen und Wägen eingeschlossen, damit keiner Hofnung hätte, aus dem Gefecht weichen zu können. Weiber und Mädchen stiegen auf die Wägen und baten mit fliegenden Haaren und Thränen die Soldaten bei dem Ausmarsch zum Treffen: „sie nicht in die Sklaverei der Feinde kommen zu lassen. **)

Das Treffen begann mit einem wilden, alles zerschmetternden Geschrei und während des Treffens hatten sie ein eigenes Kriegsgeschrei, welches sie Barritus nannten und besonders anstimmten, wenn sich der

pfen

*) Cæsar bell. gall. lib. I, 25-52.

**) Cæsar bell. gall. lib. I, 51.

Sieg auf ihre Seite neigte. Es fieng mit einem dumpfen Gesäusel an, wuchs nach und nach und stieg rauschend empor, als wenn Wasserwogen an Felsen brechen. *) Der Barritus rauschte Muth und Unerschrokkenheit dem Verzagten in die Seele, stärkte den Müden, richtete die Gefallenen oder Verwundeten auf und zeigte ihnen die Krone des Sieges. Die Thaten der Väter, die Gegenwart des Kriegsgottes, die Belohnungen im Kriegeshimmel, die schimpflichen Fesseln der Knechtschaft, der schmachvolle Tod derer, die in Gefangenschaft geriethen — alles wurde den Kämpfenden vorgehalten, um ihren Muth zu heben.

Mitten im Treffen wurden die Erschlagenen herausgetragen und im Triumph dem Kriegsgotte übergeben. Zur Rache entflammte der Anblick der gefallenen Brüder oder Gatten oder Freunde. Ihr rauchendes Blut verdoppelte die Wuth und erneuerte den Angriff. Ein besonderer Barritus ertönte den Erschlagenen zur Ehre und den Kämpfenden zur Rache. Aber auch das Fallen der Feinde flößte Muth ein. Nichts war ruhmvoller, als seine Hände färben mit dem Blute der Feinde; muthiger schritt der Krieger über die Leichname der Erschlagenen, und seine Hitze war nicht zu bändigen. Der Barritus benutzte auch diesen Anblick und verkündigte mit hohem Siegestone die Anzahl der gefallenen Feinde, das Röcheln der Erwürgten, und das Rauchen des fließenden Blutes.

Kam die Armee zum Weichen, wollten die Krieger dem Feinde das Schlachtfeld lassen: dann eilten Väter

und

*) Amm. Marcell. hist. lib. 16, c. 12.

und Mütter, Weiber und Kinder und Bräute den Weichenden entgegen, baten mit fliegenden Haaren, mit wildem Geschrei, mit thränenden Augen, sie nicht der Sklaverei preiszugeben. Durch ihre fürchterliche Verzweiflung wurden die zerstreuten und geschlagenen Armeen gesammelt, zum Angriff und oft zum Siege zurückgeführt.

Konnten sie der Macht des Feindes nicht länger widerstehen, dann zogen sie sich zurück in die Wagenburg, warfen sich zwischen Wagen und Räder, und der Kampf begann von neuem. Hier vereinigten sich Weiber und Kinder zum Streiten, es galt Leben oder Tod. Sie warfen Steine, Wurfspieße und womit man sonst Abbruch thun konnte, auf den anrückenden Feind. Von den Wagen herab und unter den Wagen her brachten sie Tod und Wunden unter die Feinde. *) Wurden sie auch hier überwunden, dann entzogen sich Männer und Weiber der Insolenz des Siegers und der schimpflichen Gefangenschaft durch Selbstmord. Man hat Beispiele, daß die Weiber ihre Kinder mit Stricken an die Zehen banden, und sich so mit den Kindern an den Bäumen und Wagenrädern aufhiengen.

Kapitel XXIII.

Angriff bei Festungen.

Die befestigten Plätze der alten Rheinbewohner waren von keiner Bedeutung. Meistentheils waren ihre Festungen von der Natur gebildet; Sümpfe, Wälder und Inseln waren die befestigten Plätze, welche Cäsar

am

*) Cæsar bell. gall. lib. 1, 26.

am Rheine fand. Indessen hatten sie doch einige Plätze nach ihrer Art befestigt, mit einem hohen Walle verschanzt, tiefe Gräben umhergezogen und mit spitzigen Pfählen besetzt. Tiefer in Gallien hatte man schon Mauern und künstlichere Festungen. Die Hauptstadt der Suessonier, Soissons widerstand der römischen Belagerung lange. *) Fast alle gallische Mauern, sagt Cäsar **) sind auf folgende Weise gebaut. Man legt gerade Balken gleichweit aus einander, zwei Schuh entfernt, auf den Boden. Diese Balken werden mit Queerbalken verbunden und mit Erde überschüttet, die Zwischenräume werden vorne mit großen Steinen ausgestopft. Wenn nun die erste Reihe so gelegt ist: so fängt eine neue an, so daß der Zwischenraum von zwei Schuhen allzeit bleibt, jedoch nicht Balken auf Balken zu liegen kommen, sondern in gleich weiten Zwischenräumen allezeit abwechseln und durch Steine dazwischen eingefaßt sind. So wird der ganze Bau fortgesetzt, bis er die gehörige Größe hat. Eine solche Mauer ist dem Ansehen und ihrer Mannigfaltigkeit nach, indem Balken und Steine in gerader Linie abwechselnd fortlaufen, nicht häßlich; hernach verschaft sie den Städten sehr großen Vortheil und vielen Schutz, denn durch ihre Steine ist sie gegen den Brand und durch das Holzwerk vor den Stößen des Mauerbrechers gesichert. Gemeiniglich ist das Holzwerk inwendig durch Querbalken aus einem Stücke von vierzig Schuhen mit einander verbunden, so daß man es nicht durchbrechen oder von einanderreissen kann.

Gegen die römischen Festungswerke waren allso die gallischen und rheinischen von gar keiner Bedeutung. Selbst

*) Cæsar bell. gall. lib. II, 23. **) lib. 7, 23.

Selbst von der Art, wie die Römer ihre Lager in der Geschwindigkeit befestigten, hatten die Rheinbewohner keinen Begriff. Kein Wunder, daß sie bei ihren Angriffen auf diese befestigten Lager der Römer sehr viel litten. An Muth fehlte es ihnen nicht; sie verachteten ohnehin die Römer wegen ihrer kleinen Statur. Ohne Vorsicht näherten sie sich den Wällen derselben, warfen ihre Wurfspieße hinüber auf den Feind und wollten mit Ungestüm das ganze Lager bestürmen. Tausende spießten sich selbst auf den spanischen Reutern, die sie gar nicht vermutheten, und ihre Leichname füllten die Gräben des Walles. Doch legt Cäsar einige ruhmvolle Zeugnisse von ihrem Angriff auf Festungswerke ab. Die Kelten und Belgier, sagt er *) pflegen auf eine Weise und zwar auf folgende, einen Ort anzugreifen. — Erst wird die ganze Stadt mit Mannschaft eingeschlossen, und dann auf allen Seiten mit Steinen auf den Wall geworfen. Ist nun die Besatzung von dem Walle getrieben, so rücken sie in ein Schilderdach geschlossen, vor die Thore und stürzen den Wall ein. Vor der großen Menge, die mit Steinen und Wurfspießen der Besatzung auf dem Walle zusetzen, kann sich niemand darauf halten. An einem andern Orte **) heißt es, der Gallier ist ein emsiger Mensch, hat von Natur aus ungemein viel Anlage, alles nachzumachen und zu verfertigen, was ihm gezeigt wird. Sie hielten deswegen mit Schlingen und Stricken unsere Mauerbrecher von der Mauer ab. Hatten sie nun diese fest ergriffen, so zogen sie dieselbe sogar mit Maschinen in die Stadt. Unsern Erdschutt unterminirten sie, und dieses zwar um so geschickter, weil alle Arten vom Unterminiren bei ihnen bekannt und gebräuch-

lich

*) Cæsar bell. gall. lib. 2, 6. **) Lib. 7, 22.

lich sind. Um die ganze Stadtmauer herum wurden Thürme an Thürme gesetzt, die man mit Leder überzogen hatte. Bei ihren häufigen Ausfällen, sowohl bei Tag als bei Nacht, zündeten sie entweder die Faschinen bei dem Erdschutt an, oder fielen über die Soldaten bei der Arbeit her. Soviel unsere Thürme auch durch die tägliche Erhöhung des Erdschuttes immer höher stiegen, eben soviel erhöheten sie ihre Thürme durch große Bäume, die sie auf die Thürme legten. Unsere Arbeiter in den offenen Laufgräben wurden durch spitzige vorn angebrennte Pallisaden, durch heißes Pech oder durch sehr schwere Steine verwundet.

Kapitel XXIV.

Religion.

Die Götter der alten Rheinbewohner waren sinnliche Gegenstände *), Sonne, Mond und Feuer. Den Rhein-

*) Gibbon, im ersten Theile seiner Geschichte Kap. 9, fängt seine Beschreibung der Religion der Deutschen allso an: „Ihr religiöses System, wenn man anders diesen Namen den rohen Begriffen einer wilden Nation geben kann, hatte nichts anders zum Gegenstand, als ihre Bedürfnisse, ihre Furcht und Unwissenheit. Tacitus hat diesen dunkeln Gegenstand in wenig Worten, und Cluver in 124 Seiten abgehandelt. Der erste findet bei ihnen die Götter Griechenlands und Roms; der andere versichert ganz zuverlässig, daß diese Barbaren unter dem Bilde der Sonne, des Mondes und Feuers die heilige Dreieinigkeit angebetet hätten. — Hume und andere philosophische Geschichtschreiber nehmen hier Gelegenheit zu beweisen, daß alle Religion Aberglaube, gefährlich für den Staat, und äußerst sittenverderbend sey. Leider! berufen sie sich auf Thatsachen, die jeder Freund der Religion aus den Jahr-

Rheinbewohnern mußte es besonders angenehm seyn, wenn sie in ihren waldigten und frostigen Gegenden nach langen Winternächten, die Sonne sich nähern sahen, und Menschen und Thiere durch die Erleuchtung, Erwärmung und Befruchtung der Erde neu belebt sich fühlten. Die Sonne (Sun) war allso ihre Gottheit, wovon unser Sonntag den Namen führen soll. Der Mond that ihnen bei den langen Winterabenden nicht nur große Dienste, sondern begünstigte ihre Hauptbeschäftigung, die Jagd. Der Mond (Maen) war ihr Gott, von ihm hat unser Montag den Namen. Das Feuer schützte sie gegen die Kälte und war daher ihre angenehmste Gesellschaft; das Gefühl der Dankbarkeit erwachte, man suchte sich dieser Wohlthat für die Zukunft zu versichern; sie verehrten allso das Feuer oder den Vulkan als Gott. Ein Volk, dessen Hauptbeschäftigung Krieg war, hatte sicher einen Kriegsgott, der seine Unternehmungen begünstigte und ihm gegen seine Feinde beistand. Der Kriegsgott der Rheinbewohner war Othin oder Odin, oder God, Godan, Wodan. Alles von ihm ist dunkel. Er scheint der Oberste der Götter (Alfader) gewesen zu seyn. Der Mittwoch, welcher noch heut zu Tage am Niederrheine fast allenthalben auf dem Lande Godestag genannt wird, scheint von ihm den Namen zu haben. Der Donner erschütterte die Seele und die Einbildungskraft; sie verehrten nun den

Jahrbüchern der Geschichte vertilgen zu können wünscht. Die Zeiten der tiefsten Frömmelei waren auch die Zeiten der rohesten Wildheit und der schändlichsten Barbarei, einer Immoralität, eines Stolzes, einer Wollust, die Schaudern erregen. Fünf Millionen Leichen bedecken ein Land, wo die Christen Befriedigung ihres Aberglaubens und ihrer Grausamkeiten suchten. Wenige Religionen setzen die höchste Tugend in das Wohlthun gegen seinen Nächsten. Alle sagen einstimmig: übt das Gute; aber vorzüglich bleibt eurer Glaubenslehre getreu; jeder, der nicht alles glaubt, was diese lehret, ist ein verworfener, verruchter Mensch.

den Gott des Donners (Thorus oder Thor), von ihm kommt unser Donnerstag. Der mächtige Trieb der Fortpflanzung, den die Natur in Menschen und Thiere legte, hatte seine Vorsteherinn, sie hieß Freya; unser Freitag scheint von ihr, so wie unser Samstag, der bei uns auf dem Lande Sotersstag heißt, von einer andern Gottheit, Sother oder Crodo, benamset zu seyn. *) Die Göttinn Hertha (Erde) wurde ebenfalls verehrt. Die Ankunft des Frühlings machte tiefe Eindrücke. Die Göttin des Frühlings wurde unter dem Namen Ostera verehret. Man versammelte sich an ihrem Feste auf den Bergen, zündete große Feuer an, hielt Gastmähler, sang und tanzte.

Außerdem zeugte das Bedürfniß verschiedener Landstriche verschiedene Provinzialgötter. So sollen die Friesen, welche unaufhörlich mit den Fluten des Rheins um Gut und Leben zu kämpfen hatten, eine Deichgottheit unter dem Namen Stavo verehret und diese durch einen rohen Klotz oder durch einen Stab vorgestellt haben.

Es giebt keine Religion, die den Sündern nicht schreckliche Strafen droht, und dem Tugendhaften nicht glänzende Belohnungen verspricht. Die Unsterblichkeit der Seele ist daher Hauptlehrsatz. Ihr Himmel war ein Kriegshimmel (Walhalla), wo man sich ewig mit Gefechten belustigt und aus den Hirnschädeln der Feinde Bier trinkt, welches auserlesene schöne Jungfrauen immer einschenken. Die Feigen liegen in abscheulichen Kerkern, mit glühenden Ketten gebunden und werden ewig gebraten. Einige glaubten, die Seele wandele nach

*) Man würde irren, wenn man diesen Sother mit dem Saturn verwechseln wollte; die Ideale der deutschen Götter überhaupt waren nicht die der Römer und Griechen. Der Mond z. B. war bei den Römern eine weibliche Gottheit; bei den Kelten war er ein schöner Jüngling mit geschornem Haupte. Ossian.

nach dem Tode des Menschen von einem Körper in den andern. Sie sahen diesen Lehrsatz als ein Mittel an, den Tod zu verachten und Tapferkeit einzuflößen. Uebrigens handelten sie noch verschiedene Sätze von den Sternen und ihrem Laufe, von der Größe der Welt und der Erde, von der Naturkunde, von der Gewalt und Macht der unsterblichen Götter ab. *)

Die Rheinbewohner hatten keine Tempel. Sie glaubten es schicke sich nicht für die Größe der Götter, in Wände eingeschlossen zu werden. **) Dunkele Wälder, alte Eichbäume waren ihre Tempel. Hier residirte die Majestät ihrer Götter; hier wurden Opfer gebracht, Prozessionen angestellt und Gebete verrichtet. In den Wäldern wurden der Gottheit zu Ehren weiße Pferde unterhalten, die nie zu einer Arbeit gebraucht werden durften. Bei feierlichen Prozessionen führte sie der Fürst durch die Provinzen. Das unbekannte Symbol der Göttin Hertha, bedeckt mit einem geheimnißvollen Schleier, zog oft im feierlichen Pomp auf einem Wagen von jungen Kühen bespannt, durch die Gauen, um Ruhe und Ordnung wieder herzustellen. Während ihres Zuges ruhten alle Streitigkeiten; das Geschrei des Krieges verstummte; der Krieger, der nie seine Waffen ablegte, warf sie alsdann von sich und schmeckte die Annehmlichkeiten des Friedens.

Prophetinnen, welche von der Gottheit getrieben zu seyn vorgaben, hatte großen Einfluß auf jede Unternehmung und namentlich auf Krieg und Frieden. ***) Berühmt ist die Wahrsagerin Velleda, die in einer ver-

*) Cæsar bell. gall. lib. 6., 14.

**) Tac. hist. lib. 4, de morib. germ. c. 67. Cicero lib. II. de leg.

***) Cæsar bell. gall. lib. 1, 50.

verborgenen Höhle wohnte und sich von keinem Menschen sehen noch sprechen ließ, außer nur von einigen ihrer nächsten Anverwandten, welche demjenigen, der sie um Rath fragte, die Antwort überbrachte. Ganna und Aurinia waren so berühmt, daß römische Kaiser sie um Rath fragten. *)

Schrecklich waren die Opfer, welche die Rheinbewohner brachten. Bei schweren Krankheiten oder im Treffen und Todesgefahren opferten sie Menschen oder thaten das Gelübde, einen Menschen zu opfern. Verschiedene Stämme hatten ungeheuer große Figuren, deren Glieder aus Weiden und Reisig zusammengeflochten waren und mit lebendigen Menschen angefüllt wurden, worauf sie die Figuren ansteckten und die Menschen lebendig verbrannten und erstickten. Gewöhnlich opferte man Diebe, Straßenräuber und Bösewichter, wenn es aber daran fehlte, so nahmen sie auch Unschuldige dazu. **)

Die Religionsgebräuche bestunden größtentheils in Divinat-Ausübungen, Opfern, Prozessionen und Tänzen; sie wechselten nach der Beschaffenheit der Lage und Umstände ab, und die nämlichen Verschiedenheiten, welche wir noch itzt bey den rohen Nationen finden, ***) hatten auch an den Rheinufern Statt. In Guinea, wo das Meer und die Schlangen fürchterlich sind, wird die Schlange und das Meer, in Brasilien, wo Gewitter häufig und schrecklich sind, der Donner unter dem Namen Tupan verehret. Der Bewohner des afrikanischen Juida betet die Schlange an, worauf die dortigen Schwei-

*) Tacit. Germ. 8.

**) Cæsar bell. gall. lib. 6, 16.

***) Ruinen von Volney.

Schweine sehr begierig sind; wenn ein Schwein die Schlange verschlingt, die der Neger anbetet, dann geräth das ganze Land in Schrecken; das Schwein wird proscribirt, Wallfarten und Prozessionen werden angestellt. Die Teleuten, eine tartarische Nation, werden oft von russischen Dragonern, deren Uniform roth und grün ist, übel behandelt; sie kleiden also ihren Gott in Roth und Grün, und beten in einem russischen Dragoner ihren Gott an. Der Kamtschadale, dem es unter seinem eiskalten Himmelstrich nicht immer zum Beßten geht, denkt sich seinen Gott als einen eigensinnigen und mürrischen Alten, der seine Pfeife raucht, auf Schlitten fährt und Marder fängt. Die indianischen Nationen finden ihre Götter in Thieren; ungeheure Figuren doppelter, dreifacher, vierfacher menschlicher Gestalten, mit Löwen- Schweins- Elephanten-Köpfen, mit Fischschwänzen, Schildkröten u. s. w. sind ihre Götter; sie finden die Seelen ihrer Aeltern in Ungeziefer, stiften Freystätten für Raubvögel, Schlangen und Razzen; reinigen sich mit dem Mist und dem Urin der Kuh, und glauben sich durch die Berührung eines Menschen unbefleckt; sie tragen ein Netz vor dem Munde, aus Furcht, in einer Fliege eine leidende Seele zu verschlucken. Die Anhänger Bramas geben ihrem Gott den Lingam zum Fußgestell; der Bramine wirft ihm alle Morgen etwas Wasser über die Schulter zu, und singt ihm ein Loblied. Die Anhänger Vischeneus haben das Bild des Geiers mit rothem Leibe und weissem Kopfe; ihr Gott wird Fleisch in der Gestalt eines Ebers, oder Löwen, oder Pferdes, zerreißt die Eingeweide der Menschen, verdunkelt die Gestirne, und erschüttert die Erde. Die Anhänger der Chiven geben ihrem Gott das Zeichen der Zeugung zum Sinnbild; sie bekennen

Keusch-

Keuschheit und Schamhaftigkeit, und tragen doch das unzüchtige Bild des Lingams öffentlich, kränzen es mit Blumen, und besprengen es mit Milch und Hönig. Alle indianischen Völker stellen ihren Gott verschieden dar, bald als Mann, bald als Weib, bald als Zwitter. Der Chineser betet den Fot, die Bewohner Ceylons den Beddhou, die Peguaner den Phta, der Bewohner Tibets den Budd und La an; aber alle diese Nationen feiern sein büssendes Leben, seine Fleischeskreuzigung, seine Fasten, sein Mittler- und Versöhneramt; nur sind sie uneins über die Mittel, ihm zu gefallen. In der grossen Tartarei wird der Daley Lama verehrt, er sitzt in einem Käfig eingesperrt; alles an ihm ist heilig; der Bart wird nie gekämt; seine Nägel werden nie geschnitten; seine Excremente sind ein Heiligthum, und werden eingeweiht; zu Tibet hat er seinen Sitz, und läßt sich niemals sehen; seine Anhänger lachen über die Dummheit der Indianer, die den Mist der Kuh verehren, und sie selbst weihen die Excremente ihres Pabstes ein. Andere Tartaren beten in Bildern der Thiere, Vögel und Insekten die guten und bösen Geister an; ihre Schamanen krümmen sich in künstlichen Verzuckungen unter einem Bock von Leder, mit Schellen, Glocken, eisernen Bildern, Vogelklauen, Schlangenhäuten und Eulenköpfen geziert, wecken durch magische Ausrufungen die Todten, und betrügen die Lebendigen.

Kapitel XXV.

Druiden.

Die Priester oder Geistlichen der alten Gaulen und Germanier heissen Druiden. Zwar behauptet Cäsar, *) daß die Germanier keine Druiden hatten; allein Tacitus, der die Germanischen Sitten besser und genauer beschreibt, versichert, **) daß die Germanier eben sowohl, wie die Gaulen ihre Druiden hatten. Rohe, barbarische Völker verehren die Geistlichen wie Götter. Ausser der Bedienung des Altars und der Besorgung der übrigen Pflichten, hatten sie auch die Staatsregierung und die Aufsicht über die Erziehung der Jugend. Sie waren frei von allen Kriegsdiensten; sie hatten die Polizei und die peinliche Gerichtsbarkeit; sie entschieden über Verbrechen, und vollzogen die Strafen. Wer sich weigerte, sich ihrem Ausspruch zu unterwerfen, wurde mit den schwersten Strafen belegt. Er wurde in den Bann gethan; ihm wurde der Zutritt zu den Opfern und den gottesdienstlichen Feierlichkeiten untersagt; er war aller Gemeinschaft mit den übrigen Bürgern, selbst in den Geschäften des Lebens beraubt; seine Gesellschaft wurde als Profan, als gefährlich vermieden; die Gesetze versagten ihm ihren Schutz; der Tod war für einen solchen Elenden die erwünscheste Zuflucht, der Schande zu entgehen. Nichts war gefürchteter, als die Strafe der Druiden. Ausser den harten Strafen, die sie in dieser Welt auflegen konnten, lehrten sie auch eine ewige Strafe, und breiteten dadurch

durch

*) Cæsar bell. gall. lic. VI., 21.

**) Tacit. Germ. 7. 10, 11.

durch Furcht und Schrecken unter die leichtgläubigen Seelen. Sie begiengen ihre Gebräuche in dunkeln Hainen und in geheimen schauerlichen Oertern. Um ihre Herrschaft sicherer zu behaupten, lehrten sie ihre Sätze blos den Eingeweiheten, die bei ihrer Aufnahme einen Eid ablegen mußten, was sie lernen würden, niemanden zu offenbaren; *) auch übergaben sie ihre Lehren nicht schriftlich, damit sie nicht einstens der Untersuchung des Pöbels ausgesetzt seyn möchten. Diejenigen, die sich dem Druidenorden widmeten, mußten wohl zwanzig Jahre lang Unterricht genießen, und eine Menge von Versen auswendig lernen. Während der Zeit ihres Studierens war es ihnen nicht erlaubt, ihre Aeltern zu besuchen. **)

Die Druiden hatten in Regierungssachen eine Gewalt, die der Fürst nicht zu nehmen wagte. Der Barbar, der keine Herrschaft der Gesetze anerkennen wollte, unterwarf sich blindlings den Schrecken des Aberglaubens. Der stolze Krieger, der sich vor nichts fürchtete, zitterte vor der Zuchtruthe der rächenden Gottheit. Der Druide war die göttliche Autorität und ersetzte den Mangel der civilen Macht. In den Volksversammlungen konnten nur die Druiden Ruhe gebieten. Auf ihr Wort herrschte Todesstille unter der Menge. Sie heiligten die kühnsten, oft ungerechtesten Unternehmungen durch ihr Gutheißen oder vielmehr durch die Approbation des Himmels und durch Versprechungen eines glücklichen Erfolgs. Sie entschieden über Krieg und Frieden. Auf ihr Wort glänzten die Kriegeszeichen auf dem Schlachtgefilde; auf ihr Wort flog alles zu den

Ar-

---

*) Schedius de Diis germau. pag. 435.

**) Cæsar de bell. gall. l. 6. 14, 18.

Armeen. Ohne ihren Rath zog keiner zum Kampf, ohne sie ward keine Schlacht gewagt, kein Sieg errungen. Sie widmeten die Armeen unter den schrecklichsten Verwünschungen der Feinde den Göttern des Krieges und des Donners. Sie bestraften die Feigheit als das größte aller Laster; der unglückliche Krieger, der seinen Schild verlohr, wurde von dem Himmel ausgeschlossen; aber den Tapfern ward die Gunst der Götter und ein seliges Leben in Walhalla versprochen. In diesem überaus lieblichen, mit wohlriechenden Blumen besäeten Thale von Milch und Weinbächen durchflossen, sollten sie in ewigen Gefechten ewig siegen, während der ganzen Ewigkeit aus den Hirnschädeln der Feinde trinken, und unaufhörlich zechen. Ein Leben, in Schlachten zugebracht und ein ehrenvoller Tod auf dem Kampfplatze hatte die größten Freuden, die höchsten Seligkeiten jenseits des Grabes zu erwarten.

Solche Barbaren waren leicht durch Vorstellung eines Walhalla zu den größten und gewaltsamsten Thaten zu entflammen. Aber die Autorität Druiden erstreckte sich noch weiter. Man glaubte von ihnen, sie verstünden den Willen der Götter, mit welchen sie einen genauen Umgang hätten. Das sämmtliche Volk hielte sie für fromm und gerecht, daher geboten sie selbst den mächtigsten und ungestümsten Begierden und Leidenschaften Stille; vor ihnen schwiegen die unruhigsten Affekten; sie wußten sogar der Habsucht und dem unbändigsten Geiz ihrer Völkerschaften einen Zügel anzulegen. Die im Krieg gemachte Beute wurde im freien Felde aufbewahrt, oder auch den Gottheiten in den Wäldern gewidmet, ohne irgend eine andere Wache, als das Schrecken des Aberglaubens. Diejenigen wurden

den mit den grausamsten Martern belegt, welche es wagten, etwas von der Beute unterzuschlagen oder zu rauben. Keiner hatte das Herz, das Gebot der Druiden zu entweihen, aus Furcht, daß sich die Gottheit durch Bliz und Donner, durch Erdbeben oder Tod gleich an ihm rächen würde. Man denke sich den starken Hang zu Getränken, die überspannten Begriffe von Freiheit und Unabhängigkeit, die Neigung zu Balgereien und Müßiggang dieser Hordenvölker, und man wird es bewundern müßen, daß die Druiden so viel Einfluß über sie haben konnten. Kein Gözendienst hat sich ein solches Ansehen über die Gemüther zu erwerben gewust, als der Gözendienst der Druiden. Als die Römer nach Eroberung des Rheinufers es unmöglich fanden, diese Nationen an die Geseze und Gebräuche ihrer neuen Herren zu gewöhnen, so lange die Autorität der Druiden fortdauerte: so waren sie genöthigt, die Macht der Druiden durch Strafgeseze einzuschränken; eine Maasregel, deren sich die Römer bei keinem andern Volke bedienten. *)

Bei allen rohen und unkultivirten Völkern herrscht eine abergläubische Verehrung der Geistlichen. Die Russen beten den liederlichsten Popen, der sich alle Tage in Brandwein voll säuft und auf den Straßen herumtaumelt, dessen ungeachtet, als den Liebling Gottes an. Und welche erniedrigende Verehrung wird nicht den Derwischen, Schamanen, Imans, Mullas, Muftis, Destours, Bonzen, Braminen und überhaupt den Dienern der Indianischen und Afrikanischen Gotthei-
ten

*) Suetonius vita Claud.

ten erwiesen? Aber größere Gewalt, als die Druiden hatten, findet man schwerlich bei irgend einem Volke. Die Druiden führten oft das Kommando im Kriege. Divitiak, den wir bei dem Kriege mit den Römern kennen lernen, war ein Druide. Es war unter ihnen ein Oberdruide, den die Druiden aus ihrer Mitte wählten. Dieser wichtigen Stelle wegen wurden zuweilen die blutigsten Kriege geführt. *)

Kapitel XXVI.

Barden.

Neben den Druiden besassen die Barden bei den Rheinbewohnern das höchste Ansehen. Diese besondere Menschen haben die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf sich gezogen und zu ganzen Abhandlungen Veranlassung gegeben. Man kennt itzt so ziemlich das Genie und den Karakter der Barden. Sie waren die Nationaldichter und Nationalsänger, welche die Thaten der Väter in Volksliedern aufbewahrten, die sie bei verschiedenen Gelegenheiten, besonders in Schlachten absangen. Sie zogen mit ins Feld, sangen während des Gefechts und von ihrem Gesange hieng der Ausgang des Treffens ab. Man kann sich kaum eine Vorstellung machen, welchen Muth, welchen Enthusiasmus, welchen militairischen Geist sie in die Brust des wilden Kriegers sangen. Leise fieng gewöhnlich ihr Gesang bei Schlachten an, erhob sich nach und nach und rauschte zuletzt wie Stürme und Wetter dahin. So wechselten sie immer ab, stärkten den sinkenden Arm des Helden, hielten den Muth der Verwundeten empor und entflammten

ten

*) Cæsar bell. gall. lib. 6, 21.

ten zum neuen Angriff, wenn die Hoffnung des Sieges schwand. Sie sicherten den fallenden Helden den Kranz der Unsterblichkeit, mahlten ihnen die Freuden des Walhalla mit begeisterndem Schwunge, und entschieden, wenn ihr Gesang nur nicht verstummte, den Sieg. Beim Homer und Tasso begeistert uns schon ein martialisches Feuer; welchen rasenden Durst nach Ruhm, welche Verachtung des Todes müßen die Barden eingehaucht haben, wenn sie im Augenblick der Schlacht oder bei Siegesgeschrei die Thaten der Helden celebrirten? Tyrtea flößte einmal den zitternden Spartanern einen unüberwindlichen Heldenmuth in die Seele ein; so war der Fall bei den Rheinbewohnern immer. Ohne Barden entsank ihnen der Muth in der Hitze des Kampfes; aber mit ihnen wuchs er zur unüberwindlichen Stärke.

Das Instrument, dessen sich die Barden bedienten, war hauptsächlich die Harfe. *) Da aber die Harfe mehr zu sanften und schmelzenden Gefühlen zu stimmen pflegt: so bedienten sie sich der Schilde, auf welchen sie einen schmetternden, alles erschütternden Ton zu bilden wußten.

Sehr verächtlich ist das Urtheil, welches die Römer über die Barden und ihre Gesänge fällten. Als Kaiser Julian am Rhein kommandirte, ließ er sich von den Barden einige Gesänge vorsingen. Ihr Gesang mißfiel ihm so sehr, daß er ihn mit dem Geschrei der wilden Vögel verglich. *) Venantius Fortunatus sagt in einem Briefe an Gregor von Tour, daß die Barden keinen Unterschied zwischen Schwanengesang und Gän-

*) Venantius Fortunat.

Gänsegeschrei zu machen wüßten. Das Urtheil der Römer ist in dieser Sache sehr relativ und immer partheiisch. Einem Römer, der an italiänische Sänger und Sängerinnen, an Theater und Opern gewohnt war, konnte der kriegerische Gesang der Barden nicht gefallen. Hiezu kam noch, daß sie sie nicht an ihrer rechten Stelle hörten und ihre Sprache nicht verstanden. Genug die Barden erreichten ganz ihre Bestimmung. Sie sangen das Lob ihres Wodans, verewigten das Andenken ihrer Helden, feuerten ihre Zeitgenossen zu gleichen Thaten an, und ihre Gesänge waren die Jahrbücher und die Schule der Nation.

Wenn auch vieles übertrieben ist, was man von den nordischen Poesien rühmliches sagt: so ist doch wahr, was man von den Poesien der Hersen und Skandinavier behauptet. Kraft, Nachdruck, hoher Schwung, ein Götterfunken wehete darin. Die Empfindungen und Gesinnungen der Hersischen Gesänge sind edel und erhaben, sie sind Liebe, Ehre, Ruhmbegierde und Patriotismus. Deswegen giengen die Barden vornehmlich mit in die Schlacht, um die Thaten selbst zu sehen, die sie besingen wollten. Schlachtgesang und Kriegesgeschrei wurde miteinander verbunden; durch das Getöse des Gesanges und der Waffen waren sie fürchterlich. Der Bordiet oder Heeresgesang tönte oft wie Wellen, die an Felsen schlagen. **) Nach ihm urtheilte man von dem Ausgang der Schlacht, schreckte oder frohlockte, je nachdem der Bordiet tönte. Der Bordiet war harmonischer durch den vereinten Muth als durch die Stimme. Die Barden wählten rauhe und gebrochene Töne, sie hielten den Schild gegen den Mund, damit die Stim-

*) Julian. in Misop. **) Amm. Marcel. lib. 16, 12.

Stimme durch den Wiederhall stärker und kriegerischer wurde. Tacitus berichtet: „die Nacht, welche auf den ersten Tag des Treffens folgte, brachten sie bei festlichen Mahlen und damit zu, daß sie bald mit frohem Gesang, bald mit furchtbarem Getöne die Thäler und wiederhallende Berge erfüllten.“ Das Wiehern und Schnauben der weißen Pferde war das Heiligste und Hofnungsvolleste unter ihren Auspicien. Das Schlagen der Fittige und das Geschrei der Vögel wurde genau bemerkt und als eine Vorbedeutung besungen. In der Hermanns Schlacht läßt Klopstock die Barden also singen:

O Wodan, der im nächtlichen Hain
Die weissen siegverkündenden Rosse lenkt,
Heb hoch mit Wurzel und Wimpel den tausendjärigen Eichenschild
Erschüttr' ihn, daß fürchterlich sein Klang dem Eroberer sey;

Ruf in des Wiederhalls Felsengebirg'
Durch das Grau'n des nächtlichen Hains,
Daß dem Streiter vom Tigerstrom
Es ertöne wie ein Donnersturm!

Wink deinen Adlern, die mehr als ein Bild
Auf einer hohen Lanze sind!
Flamm' ist ihr Blick und dürstet nach Blut!
Sie verwandeln Leichen in weißes Gebein.

Die Räder am Kriegswagen Wodans
Rauschen wie des Waldes Ströme die Gebirg' herab!
Wie schallet der Rosse gehobener Huf!
Wie weht die fliegende Mähne in den Sturm!

Weit halle dein Schild! Dein Schlachtruf töne,
Wie ein Donnersturm in dem Felsengebirg'!
Furchtbar schwebe dein Adler; und schreie nach Blut und trinke Blut!
Und die Thale des heiligen Hains decke weißes Gebeine!

Ka=

Kapitel XXVII.

Leichenbegängnisse und Grabmäler.

Die Leichenbegängnisse der alten Rheinbewohner waren zum Theil prächtig und kostspielig. Alles, was dem Verstorbenen bei seinem Leben lieb und werth war, wurde ins Feuer geworfen oder begraben. Menschen, Thiere und Waffen, die dem Verstorbenen lieb waren, folgten ihm im Tode. *) Noch vor kurzer Zeit, sagt Cäsar, wurden die Sklaven und Schutzgenossen, von denen man wußte, der Verstorbene habe sie geschätzt, nach dem Leichenbegängnisse verbrannt. Die Asche wurde alsdann in Urnen gesammelt, und begraben. Nur die Vornehmeren wurden verbrannt; bei weitem die Meisten wurden begraben. Waffen, Hunde, Pferde, Instrumente und Knechte wurden mit begraben. Die Nordländer begruben mit ihren berühmten Seefahrern Stücke von den Schiffen, die sie zu ihren Unternehmungen gebraucht hatten. Die Gaulen behielten die Ringe, welche sie um Hals und Armen zu tragen pflegten, auch im Grabe. Die Sklaven, welche Ringe um den Beinen trugen, behielten sie ebenfalls im Grabe. Oft gab man den Todten auch Geld mit, um sich auf der Reise zum Himmel vor Mangel zu schützen. Ohne Ordnung wurden die Leichname übereinander geworfen, oft nur drei Fuß mit Erde bedeckt; oft aber auch mit großen Hügeln. Um und über die Leichname wurden große rohe Steine geworfen und auf einander gethürmt, damit die wilden Thiere, welche die damaligen ungeheuren Wälder erfüllten, sie nicht ausscharren möchten. Das Andenken der Grabstätten grosser Männer wurden durch hoch aufgeworfene Hü-

gel

*) Cæsar bell. gall. lib. 6, 19.

gel und ungeheuer große Steine erhalten. Diese Steine sind oft so groß, daß man kaum begreifen kann, wie Völker, welche doch wenig Kenntniß von der Mechanik hatten, sie bewegen konnten. *)

Man hat viele Grabmäler der alten Gaulen und Germanier gefunden. Die großen Gebeine, welche man in denselben fand, hielt man für Menschengebeine. Man machte daraus den Schluß, daß die ersten Bewohner dieser Länder Riesen gewesen waren. Eine nähere Untersuchung hat uns von diesem Wahne zurückgebracht.

Zu Tournay entdeckte man das Grabmal des fränkischen Königs Childerichs; nebst Waffen fand man die wunderlichsten Dinge, die zu zahllosen Untersuchungen der Gelehrten Gelegenheit gaben. Zu Poitiers entdeckte man mitten im Felde ein solches Grabmal mit rohen Steinen angefüllt. **) Im vorigen Jahr fanden die Arbeiter zwischen der großen Route und dem Schlosse Wolon, eine Stunde von Sens, eine große Zahl Menschenskeletten, deren Gebeine beim Anrühren in Staub zerfielen; verschiedene Gegenstände um den Leichnam, und einige andere Merkmale an dem Orte gaben deutlich zu erkennen, daß dieses Grabmäler der alten Gaulen waren. Die Körper schienen ohne alle Ordnung begraben zu seyn; die Beine lagen untereinder gebogen, und nur drei Fuß mit Erde bedeckt. Rings umher waren rohe Steine, ohne alle Figur, ohne Inschrift und Karaktere gethürmt; unbekannte Instrumente, Lanzen, zweischneidige Säbel, große und kleine kupferne Ringe an den Armen, eine Urne mit Asche in der Mitte der Skeletten, eine kleine Kette und an-

*) Schmidt, Gesch. 1. Th. **) Abbé le beuf, Keisler.

andere durch die Länge der Zeit fast verzehrte Sachen entdeckte man. *)

Merkwürdig sind die sogenannten Hunnendenkmale. Sie finden sich im ganzen Norden, im Zütphenschen, Münsterschen, Oldenburgschen, Dänischen, im Sächsischen, auf den schottländischen Inseln, auf Rügen u. s. w. Man theilet sie gewöhnlich in zwei Gattungen, in Hunnenbette und Hunnengräber. Erstere sind mäßige Erd- und Rasenhügel, viereckigt oder oval, bald von größeren, bald von kleineren Felssteinen eingeschlossen; sie enthalten Gebeine oder Aschentöpfe, und sind wohl gemeine Gräber. Die eigentliche Hunnengräber haben etwas Imposantes und Staunenswürdiges. Sie bestehen aus Erd- und Rasenhügeln von sehr beträchtlicher Höhe und Größe mit Steinen und mächtigen Felsenklumpen im Viereck oder Oval umgeben. Auf diesen Hügeln erheben sich drei ungeheure, und in ein Dreieck gesezte Steine. Diese tragen als Pfeiler einen andern Stein, der flach darüber liegt, und alle andre an Größe übertrift. Einige haben nur Einen kolossalischen Stein, und stellen eine Felsenmasse vor; andre tragen auf zwei Pfeilern einen großen Stein; noch andre stellen einen Altar vor, auf welchem geopfert wurde. Auf der Insel Rügen ist das merkwürdigste Hunnendenkmal, es ist fünfzig Schritte lang, acht und zwanzig breit und sechzehn Ellen hoch; der Deckelstein hat zwanzig Ellen im Umfang und sechs in der Dicke. Kosegarten hat dieses und noch andre beschrieben. Im Geldrischen, im Jülichschen und besonders hier auf den Gebirgen um Stollberg, im Limburgschen und Lüt-

tich-

*) Journal des Défenseurs de la patrie du 10 Vendémiaire an 10 N°. 2108.

tichschen habe ich verschiedene Spuren solcher Hunnendenkmäler bemerkt. Sie vereinigen vieles in sich, was man als Merkmal jener Denkmäler angiebt. Sie genauer zu untersuchen, hat man bis hiehin nicht der Mühe werth gehalten, und noch weniger ist es die Sache eines einzigen Mannes. Eine Stunde von Stollberg, in einer Gegend, wo alle Spuren einer ehemaligen Stadt oder wenigstens eines römischen Kastels, viele Denkmäler der römischen Baukunst und römischen Münzen zu sehen sind, finde ich eine Menge aufgeworfener Hügel mit Steinen besetzt. Vielleicht sind dieses Ueberreste der römischen Eisenhütten; vielleicht aber sind sie auch Hunnendenkmäler, welche vor der Römer Zeit waren.

Daß die Hunnendenkmäler die Grabstätten der alten Völker waren, daran ist wohl kein Zweifel, aber man ist uneinig oder ungewiß, woher sie den Namen: Hunnendenkmäler führen? *) Die Meinung, daß er von den Hunnen herkomme, widerlegt sich von selbst, denn diese Völker waren nie in der nördlichen Gegend. Sie kamen hinter dem schwarzen Meer hervor, verheerten auf ihren Zügen Panonien oder das jetzige Ungarn, das südliche Deutschland, Gallien und Italien. Auf dem Hunsrücken hatte ihre Streiferei ein Ende. Hier schlug sie Kaiser Gratian, drängte sie bis an die Gränze von Siebenbürgen zurück, wo sie als Siculi oder Szekler noch bekannt sind. Dem Reste von den Geflüchteten wurde der Hunsrücken zur Wohnung angewiesen, und dieser Berg mit vielen darauf gelegenen

nen

*) Der westphälische Anzeiger von 1800 oder 99 machte die Motion, woher das Wort Hünn käme? Herr Aschenberg lieferte darüber eine schöne Abhandlung, welche viel Licht über die Sache verbreitete.

nen Oertern trägt noch ihren Namen. Wahrscheinlicher ist die Meinung, daß diese Hunnendenkmäler von Hünn d. i. Riese herkommen. Man sah die Größe dieser Ruhestätten und der darin enthaltenen Gebeine, und glaubte, daß da Riesen begraben lägen. Hünne ist noch im Märkischen gebräuchlich, und die ursprüngliche Bedeutung ist so viel als Riese. In diesem Sinne wird das Wort noch vom baltischen bis zum adriatischen Meer, vom Pregel bis an die Maas gebraucht. Der Mythus von einem Riesengeschlecht ist allen Nationen eigenthümlich, wir finden ihn bei den Hebräern, Griechen und Römern; er gieng mit den Menschen aus Asien in alle andre Weltgegenden. Als Riesen kamen unsere Väter den Römern vor. Die Leibgarde der röm. Kaiser, die aus unsern Gegenden, besonders aus dem Jülichschen und Lüttichschen war, ragte einen ganzen Kopf über den größten röm. Soldaten hervor. Kein Wunder, daß man in den folgenden Zeiten, die Urbewohner dieser Gegend für Riesen hielt.

So ehrten alle Völker zu allen Zeiten die Todten, so heilig und ehrwürdig war ihnen ihre letzte Pflicht gegen Hingeschiedene. Sey es eine Mumie, ein Cypressenzweig, ein Mausoleum, ein Eichenbaum oder Grabstein; es ist immer Huldigung der Todten, nur in verschiedenem Ausdruck!

Kapitel XXVIII.

Alte Völker des Rheinufers.

Ein sonderbares Gemisch von Völkern stellt uns das Rheinufer in der alten Zeit dar. Abwechselnd wurde es bald von germanischen, bald von gallischen Völkern

bewohnt, die in ihrem Aufenthalte, wie die jetzigen nomadischen Tartaren, abwechselten. Civilisirte Nationen sind durch Gesetze, Regierungsform, Künste, Ackerbau und Industrie an ein Land, an einen Wohnort gebunden. Die nomadischen Völker haben keinen festen Sitz; sie wechseln nach Belieben, wandern aus, erobern andre Länder, und bekommen durch Vereinigung mit andern Stämmen auch andre Namen. Cäsar sagt ausdrücklich *), daß die Gallier ehemals tapferer, als die Germanier waren, sie von freien Stücken bekriegten, und aus Mangel an Land wegen ihrer großen Volksmenge häufige Kolonien über den Rhein schickten; daß aber hernach die Germanier die Gaulen aus dem Felde schlugen, sie zurückdrängten, und sich ihrer fruchtbaren Länder bemächtigten. Zu Cäsars Zeiten bewohnten folgende Völker den Rheinstrom, die ihm eine Armee von fünfmal hundert tausend Mann entgegenstellten:

Die Belgier, welche die weitläuftige Landschaft zwischen den Küsten des Ozeans, den Ufern der Seine, der Mosel und des Rheins bewohnten. Sie waren alle deutschen Ursprungs, deutscher Sitten und deutschen Geistes **), aber diese Belgier machten keinen zusammenhängenden Staat; sie waren in zahllose Stämme und Völkerschaften getheilt, die sich zur Zeit der Noth miteinander vereinigten und Truppen stellten. Sie versammelten sich alsdann auf einem Kreistage, und versprachen eine gewisse bestimmte Anzahl von Truppen zu liefern. So waren sie versammelt, als sie von der Annäherung Cäsars hörten, und bestimmten, ihm eine

*) Cæsar bell. gallic. lib. VI., 24.

**) Cæsar bell. gall. lib. II, 4.

eine Armee von viermal hundert tausend Mann entgegen stellen. Zu diesen Belgiern gehörten folgende Stämme:

Die Remer, die nächsten Nachbaren der Kelten; sie bewohnten die jetzige Champagne, ihre Hauptstadt hieß Durocortorum, itzt Reims. Diese Völker hatten sich ebenfalls mit den übrigen Belgiern verbunden; allein Cäsar rückte so schleunig in ihr Gebiet, daß sie nicht die gehörige Anstalten zur Vertheidigung machen konnten; sie schickten ihm Gesandten entgegen, ergaben sich, und waren niederträchtig oder feige genug, ihre Verbündung mit den übrigen Belgiern zu läugnen, und ihre Alliirten zu verrathen.

Die tapferste, angesehenste und zahlreichste Nation unter den Belgiern waren die Bellovaker; sie bewohnte das sonstige Gouvernement Isle de France, und besonders das Stück Land le Beauvaisis in der Picardie. Ihre Hauptstadt Bellovacum ist die itzige Stadt Beauvais am Flusse Terain. Sie konnten allein hundert tausend Mann stellen, und foderten das Kommando in dem Kriege gegen Cäsar.

Ihre Nachbaren, die Suessonier, besaßen ein weitschichtiges, fruchtbares Gebiet. Ihre Hauptstadt war Noviodunum, itzt Soissons, am Flusse Aisne in der Picardie. Sie hatten zwölf große Städte. Divitiak der mächtigste Fürst in ganz Gallien, der auch über Britannien und viele andre Länder König war, bekam das Kommando. Sie stellten fünfzig tausend Mann.

Die

Die wildeste Nation unter allen Belgiern waren die Nervier, ebenfalls eine Völkerschaft des alten Germaniens, die ihren Wohnsitz in dem heutigen Hennegau oder da herum an den Ufern der Samber hatten. Sie lieferten fünfzig tausend Mann gegen die Römer.

Die Atrebater bewohnten das heutige Artois. Ihre Hauptstadt war Atrebatoe, beim Ptolomäus Origiacum, itzt Arras. Sie stellten fünfzehn tausend Mann.

Die Ambianer bewohnten die Picardie, wo die Hauptstadt Amiens liegt, bis an die See.

Die Mornier, eine Völkerschaft in der Grafschaft Boulogne oder an der Küste von Boulogne bis ohngefähr in die Gegend, wo itzt Dünkerken liegt, südwärts aber bis Ypern in Flandern. Sie gaben fünf und zwanzig tausend Mann.

Die Aduatiker, Nachkömmlinge der Cimbrer und Teutonen, welche ehemals in einem Streifzug gegen Rom zurückgeblieben waren, bewohnten das brabäntische Gebiet. Ihre Hauptstadt war Aduaticum, itzt Tungern; sie lieferten neunzehn tausend Mann.

Die Eburonen erstreckten sich über das Lüttische, Luxemburgische und Limburgische Gebiet. Es war eine äußerst wilde, kriegerische und kühne Nation. Kein Volk hat seine originellen Züge durch alle Revolutionen so hinübergerettet, als das Lüttichcr Volk. Das wahre Eburonengesicht und den ganzen Eburonengeist sieht man auf den gedrängten Straßen und Märkten von Lüttich. Cäsar entrüstete sich über die Ränke, Treulosigkeit und Wildheit dieser Nation so sehr, daß er

Be=

Befehl gab, sie ganz auszurotten. Mehr als einige hundert tausend Eburonen wurden massacrirt und alle Hütten und Felder ruinirt. Aber es war den Römern unmöglich diese Nation ganz zu vertilgen. In der Leibgarde der römischen Kaiser finden wir die Eburonen. Gewöhnlich waren es Eburonen oder Lütticher, welche in den traurigen Zeiten Roms die Kaiser mordeten und das Kaiserthum verkauften. Zu den Eburonen rechnet man auch

Die Condruser, Segner, Caräser und Pämaner; sie führten gemeinschaftlich den Namen Germanier. Die Condruser bewohnten den großen Strich Landes, der sich von der Maas längst der Mosel bis an den Rhein erstreckt. Ihre Nachbaren waren gegen Mittag die Trevirer, mit denen sie alliirt waren, gegen Mitternach die Menapier, gegen Abend die Eburonen und gegen Morgen der Rhein von Andernach bis Zons. Zu ihrem Oberhaupt hatten sie den berühmten Catiwulf, einen Bruder des Ambiorichs, der Oberhaupt der Eburonen war, und einen Aufstand gegen Cäsar erregte und beinahe die römischen Legionen niedergemacht hätte. Die Segner, Caräsen und Pämaner bewohnten das Niederkölnische, das Jülichsche, Meursische, einen Theil vom Clevischen und Geldrischen. Sie stellten vierzig tausend Mann. *)

Die Menapier wohnten anfänglich an beiden Ufern des Niederrheins und der Niedermaas; ihre Nachbaren waren die Eburonen und Moriner; ihr Haupegebiet erstreckte sich über die Gegenden, wo Venlo, Stralen, Roermond, Echt, Süstern, Heinsberg, Wassenberg, Dalen, Brüggen, Gladbach, Ravenstein und

das

*) Cæsar bell. gall. lib. II, 4. lib. VI., 32.

das Clevische am linken Rheinufer, Goch, Udem, Sonsbeck, Santen u. s. w. liegt. Sümpfe und Wälder deckten das Land. *) Zu den Sümpfen kann man den sogenannten Peel rechnen, welcher von dem Dorfe Niederwerth bis nach Grave zwischen Herzogenbusch, Kassel und Kuyk zwölf Stunden weit sich erstreckt; ebenfalls gehört zu den Sümpfen das sogenannte Veen, ein Bruch, welches einige Meilen weit von Venlo an den Ufern der Maas liegt. Zu den Wäldern kann man die von Elmt und Echt rechnen. Die Hauptstadt der Menapier war das itzige Kessel an dem linken Ufer der Maas, zwischen Venlo und Roermond. Außer Cäsar giebt uns Ammian Marcellin in seinem siebenzehnten Buche Nachricht davon. Beide beschreiben es als eine feste Stadt an der Maas. Die Ruinen der alten Gebäude sieht man noch theils in den Fluten der Maas, theils auf der Anhöhe, auf welcher eigentlich Kessel liegt. Das ganze Feld zwischen Kessel und Barloe an der Maas ist voll Denkmäler, besonders römischer Münzen. Eine Menge ist nach Holland verkauft, und noch ist eine Menge alter Münzen mit den Bildnissen der Kaiser Constantin, Valentinian, Theodosius, Arcadius und Honorius in Kessel zu sehen. Zu Horn bei Roermond steht ein viereckigter Stein mit der Inschrift:

Marti
Halomar. D.
sacrum
F. Domit. vindex
Ͻ. leg. XX. V. V.
V. S. L. M.

Jo=

*) Cæsar bell. gall. lib. 6.

Johann Buchel, Bibliothekär zu Düsseldorf erklärte sie zu seiner Zeit also:

Marti
Halomar dedicavit
sacrum
Faciundum Domitianus vindex
Centurio legionis vicessimæ Monumentum.

Noch andere dergleichen Steine in Form der Säulen hat man in der Kirche zu Horn bewahrt. Die Menapier wurden von den Usipetern und Tenchteren vom Rheine vertrieben. Tacitus fand sie noch am linken Ufer der Maas; aber hernach zogen sie sich herab nach dem Meere, ließen sich zwischen der Aa und Iser nieder, ohngefähr da, wo itzt die Markgrafschaft Bergen in Flandern liegt. Auch die Menapier wollte Cäsar niederhauen lassen, weil sie den Anführer der Eburonen, den Ambiorich aufgenommen hatten. Schon rückte Labien mit einigen Legionen in ihr Gebiet; aber die Menapier flohen in ihre Wälder und Sümpfe. Die Römer mußten sich begnügen, ihre Hütten, ihr Getreide und ihre Vorräthe zu verbrennen.

Alle diese Völker waren Belgier, alle deutscher Herkunft und Sitten, alle Germanier. Neben diesen Belgiern und besonders neben den Kondrusen, höher den Rhein hinauf, in den trierschen Landen wohnten die Trevirer, eine zahlreiche, tapfere und berühmte Nation, an beiden Seiten der Mosel bis an den Rhein. Hier war der Ardenner Wald, der größeste in ganz Gallien, welcher vom Rheine und dem Trevirischen bis an das Nervische Gebiet, das jezige Hennegau, in einer Strecke von fünfmal hundert tausend Schritten

lief.

lief. *) Die Trevirer hatten ohne allen Vergleich die schönste Reuterei und vieles Fußvolk. **) Bei den Kriegen, welche sie täglich wegen der Nähe ihres Landes mit den Germaniern hatten, waren sie fast eben so roh und wild, als die Germanier selbst. ***) Ihre Hauptstadt war das itzt noch blühende Trier. Diese Stadt hat nicht allein die sehenswürdigsten Denkmäler aus der Römer, sondern auch aus der Urväter Zeit. Tapferkeit und Freiheitsliebe beseelte diese Nation. Nimmermehr hätte Cäsar dieses Volk unterjocht, wenn nicht Faktionen im Lande gewesen wären. Induciomar und Cingetorich strebten nach der höchsten Würde und hatten ihre Anhänger. Cingetorich verrieth seinen Rivalen, den Induciomar, den Römern, die ihn schlugen und in den Furthen eines Flusses ihm den Kopf abschnitten; Cingetorich wurde auf Cäsars Geheiß König. Dessen ungeachtet mußten die Trevirer doch immer mit einem Kriegsheere zum Gehorsam gehalten werden.

Da, wo das ehemalige Hochstift Worms liegt, wohnten in den alten Zeiten die Kangioner; und da, wo das ehemalige Hochstift Speier liegt, wohnten die Nemeter; beide ursprünglich deutsche Völker, welche über den Rhein gekommen waren und die Gallier vertrieben hatten. Die große Landschaft am Rheine, wel-

*) So beschreibt Cæsar de bell. gall. lib. VI, 29 diesen Wald. Entweder hat er vor lauter Bäumen den Wald nicht gesehen, oder der Text ist kastrirt. Ein geometrischer Schritt, das gewöhnliche Maaß der Römer, enthält fünf Schuh oder zwei Gehschritte. Man kann fünf tausend und noch einige mehrere auf eine deutsche Meile rechnen.

) Cæsar bell. gall. lib. 5, 3. *) Lib. 8, 25.

welche Ober- und Unterelsaß oder das jezige Ober- und Unterrheindepartement ausmacht, wurde vor Alters von den Raurakern, Sequanern und Mediomatrikern bewohnt. Der Hauptsiz der Mediomatriker war Metz, der Rauraker Basel. Die Sequaner waren eine alte gallische Nation zwischen dem Rheine, der Rhone, Saone und dem Juragebirge; sie wohnten in der Grafschaft Burgund. Ihre nächsten Nachbarn waren die Aeduer, deren Hauptstadt Augustodunum, itzt Autun, in Bourgogne lag; und die Leucer, eine alte germanische Nation, welche in Lothringen und im Bisthum Toul ihren Wohnsitz hatten.

Das rechte Rheinufer

wurde fast von noch mehreren Volsstämmen bewohnt. Im jezigen Gröningen, Ost- und Westfriesland, in einem Theil von Holland, Utrecht, Geldern und Oberyssel wohnten die Friesen und Chauken, welche unter allen Völkern zulezt überwunden wurden, und auch dann, wann sie überwunden waren, das Joch ihrer ohnmächtigen Beherrscher zerbrachen und als ein freies, sogar als ein eroberndes Volk bis über das linke Rheinufer sich verbreiteten. Die Bataver, welche ehemals einen Theil der Katten ausmachten und an der Adrana im Waldeckschen wohnten, wurden aus ihren Wohnsitzen vertrieben. Sie zogen sich herab durch das Bergische und Clevische in den unbewohnten Strich Landes oder in die Insel, welche damals die beiden Arme des Rheins mit dem Ocean bildeten, zwischen der Leck und der Waal. Die Kaninefatten, Mattiaker, Maresatten und andere kleinere Völker können zu ihnen gerechnet werden. Tacitus schildert die Bataver als kriegerische Völker, die einen Theil der

Kat-

Katten oder Hessen ausmachten und durch Bürgerkriege vertrieben wurden, die aber ihre Sitten und Freiheit behaupteten. Dieses wilde Volk erlegte seinen Tribut in Soldaten, und diese wurden von ihren Ueberwindern, gleich Pfeil und Schwerdt nur für Schlachten gespart. *) Sie halfen dem Agricola Britannien erobern. **)

Die Sicamber, oder wie sie wohl besser geschrieben werden, Sigamber, Sugamber, wohnten am rechten Rheinufer, den Menapiern gegenüber, an den Ufern der Lippe, Ruhr und Wupper. An ihren Grenzen lag der Teuteburger Wald, den Varus Niederlage und Hermanns Sieg merkwürdig gemacht haben. Der geldrische Geschichtschreiber Knippenberg giebt ihnen den ganzen Landstrich von der Grafschaft Zütphen bis nach Deutz inne. Von ihnen soll Nassau-Siegen, das Schloß Siegenburg und das Kloster Siegenberg den Namen haben. ***) Cäsar lernte dieses Volk von einer furchtbaren Seite kennen. Als er Boten an sie sandte, mit dem Begehren, ihm die zu ihnen geflüchteten Usipeter und Tenchterer auszuliefern: so gaben sie zur Antwort: Roms Herrschaft höre bei dem Rheine auf. Cäsar gieng über den Rhein, um diesen Stolz zu demüthigen; allein die Furcht vor solchen kriegerischen Leuten ließ ihn bald zurückkehren. In achtzehn Tagen hatte er den Zug hin- und zurückgelegt; er kam nicht einmal recht ins Sigambersche, höchstens nur bis in die Gegend von Elberfeld. ****); aber die

*) Tacit. hist. lib. IV, 12.

**) Dio cass. lib. XLIX. Tacit. agricol. 36. Annal. lib. II, 15.

***) Knippenberg hist. eccles. p. 4.

****) Cæsar bell. gall. lib. 4, 16.

Sigamber folgten ihm; er selbst erzählt, *) die Sigamber, die nächst dem Rheine wohnen, brachten zwei tausend Reuter auf die Beine und giengen dreißig tausend Schritte unter meiner abgeworfenen und mit einem starken Kommando besetzten Brücke, auf Schiffen und Flössen über den Rhein, rückten in das Eburonische und suchten den Cäsar auf. Sie überfielen das Lager des Cicero, hieben eine Menge Römer nieder und kehrten wieder mit der Beute über den Rhein. Unter Augustus versetzte Tiberius, ohngefähr acht Jahre vor Christi Geburt, vierzig tausend Sigamber nach Gallien unter die Menapier, da wo itzt Nimwegen, Gennep, Straalen, Venlo, Roermond, Montfort ist. Die Häupter der Sigamber wurden darüber so entrüstet, daß sie sich lieber das Leben nehmen, als auf eine so schimpfliche Art das Vaterland verlassen wollten. Die meisten blieben also am rechten Rheinufer. Oft beunruhigten sie von da aus die römischen Legionen; Deutorix, ihr Fürst, wurde endlich von Germanicus überwunden und zu Rom im Triumph aufgeführt. Die übrigen Sigamber zogen sich hinab, verlohren sich unter andern Völkern und wurden vielleicht ein Theil der Franken. **) Die Sigamber, im Bunde mit den Tenchteren und Usipetern, waren aufgebracht, daß sich römische Legionen am Rheine niederließen; sie griffen sie an, kreuzigten die Gefangenen und überrumpelten den römischen Befehlshaber Marcus Lollius im Lager zu Santen. Der Adler der fünften Legion gieng verlohren, und Sueton hält diese Niederlage der Römer unter Lollius jener unter

Va-

*) Cæsar de bell. gall. l. 6, 35.

**) Sueton. in vita August.

Varus gleich. Kein Wunder, daß solche Nation in Rom Sensation machte. Alle Dichter bedienten sich des Epithetons: Sigambrisch, wenn sie etwas Wildes, Furchtbares und Schauervolles schildern wollten. Horaz beschreibt sie in seinen Oden als ein Volk, das nur an Mord und Krieg seine Freude habe. *) Es war der höchste Lobspruch, wenn ein Feldherr oder Kaiser Sieger der Sigamber genannt wurde. Wenn die Dichter ihren Kaisern etwas Großes wünschen wollten: so wünschten sie ihnen den Triumph über die Sicamber. Horaz singt in einer Ode an den Antonius Julus: „Sing in heroischen Hymnen den Cäsar, wie er geziert mit dem verdienten Lorbeerkranz die wilden Sigamber über den heiligen Hügel im Triumph führt. **) Die Clevischen Geschichtschreiber verstehen durch den hier genannten heiligen Hügel sogar Cleve. Der Geldrische Geschichtschreiber Knippenberg macht die Bewohner Gelderns an der Wahl zu Nachkömmlingen der Menapier. ***) Gregor von Tour läßt den König der Franken Chlodwig von den Sigambern abstammen. Remigius soll ihn bei der Taufe Sigamber genannt haben. ****)

Die

*) Cæde ac bello gaudentes Sicambri.

**) Horat. *ode* II *lib.* IV.

Concinnes majore poeta plectro
Cæsarem, quandoque trahet feroces
Per sacrum clivum, merita decorus
Fronde Sicambros.

***) Sidonius Apollinaris singt: Detonsus Vahalim bibet Sicamber.

****) Mitis depone colla Sicamber.

Die Usipeter und Tenchterer wohnten ostwärts um die Us herum zwischen der Lahn, Nidda und Sieg. Sie waren Nachbaren der Ubier und wie diese, nicht mehr Nomaden, sondern wohnten in Dörfern und trieben den Ackerbau. Sie wurden von den Sueven oft überfallen und gedrängt; sie widerstunden eine geraume Zeit den suevischen Anfällen, wurden aber zuletzt aus ihrem Lande vertrieben. Mit Weib und Kindern flohen sie vier hundert und dreißig tausend Köpfe stark. Drei Jahre lang zogen sie in verschiedenen Gegenden Germaniens herum und kamen endlich in die fruchtbaren Gegenden des Rheins, wo die Menapier ihre Felder, Wohnungen und Dörfer hatten. Die Menapier, erschrocken bei der Ankunft eines so großen Schwarms, verließen ihre Wohnungen am rechten Rheinufer, flohen mit ihren Schiffen über den Rhein und besetzten das linke Ufer, um den Usipetern und Tenchterern den Uebergang zu wehren. Als diese Völker vergebens den Uebergang versuchten: so nahmen sie einen verstellten Rückzug. Die Menapier bezogen nun wieder ganz sorgenlos ihre alten Wohnungen am rechten Rheinufer. Nach einem Marsch von drei Tagen kehrten die Usipeter und Tenchterer wieder zurück, überfielen unversehens die Menapier, hieben sie nieder, bemächtigten sich ihrer Schiffe, setzten über den Rhein in der Gegend, wo er sich theilt und in den Ozean strömt, ehe die Menapier, die am linken Rheinufer wohnten, etwas von dem ganzen Vorgang hörten. Auch dieser Wohnungen bemächtigten sie sich und lebten den Winter hindurch von dem erbeuteten Vorrath von Lebensmitteln. *) Dies geschah ohngefähr vier und fünfzig Jahr vor Christi Geburt. Sie rückten weiter ins Eburonische, Trierische und

Kon-

*) Cæsar bell. gall. lib. 4, 4.

Kondrusische. Hier widersetzt sich ihnen Cäsar. Es kommt zu Unterhandlungen, worinn ihnen ein Aufenthalt unter den Ubiern versprochen wird. Während der Unterhandlungen schlagen acht hundert Reuter der Usipeter und Tenchterer fünf tausend römische Reuter, es kommt zum Gefecht, die meisten Usipeter und Tenchterer blieben; der Rest und besonders ein Corps, welches über die Maas zum Fouragiren geschickt war, floh ins Sigambrische. Dies war die Ursache, warum Cäsar über den Rhein gieng. Als die Sigamber hernach auf das linke Rheinufer versetzt wurden, nahmen die Usipeter und Tenchterer ihre Wohnsitze ein, vereinigten sich mit den zurückgebliebenen Sigambern und wohnten nun im Münsterschen, Lippischen, Paderbornschen, Märkischen und Bergischen, von wo aus sie beständig Gallien beunruhigten. Nach Tacitus Bericht wohnten hier vor den Usipetern und Tenchterern die Chamaven, Tubanten, und acht und fünfzig Jahre nach Cristi Geburt suchten sich die Ansibarier und Friesen hier niederzulassen, die aber von den Römern zurückgejagt wurden. Neben diesen Völkern finden wir im Märkischen und Bergischen an den Ufern der Lippe, Ruhr und Wupper die Brukterer, Juhoner und Attuarier. Die Tenchterer hatten nach dem Berichte des Tacitus den Cheruskischen Fürsten Segest zum Oberhaupt, welcher unweit Dortmund die Siegburg erbaute, wo er von Hermann belagert und von Germanicus entsetzt wurde.

Die sichersten Nachrichten haben wir von den Ubiern. Ihr Name blühet noch in ihren Nachkommen, den Bewohnern Kölns. Der Rath der Stadt Köln nannte sich bis itzt mit Recht: Rath der Ubier. Der Name

aller

aller übrigen Völkerschaften am Rheine ist verschwunden, keine Spur ihrer Abkunft und ehemaligen Form ist mehr sichtbar. Nur Köln allein hat den Namen seiner Urväter, die Denkmäler seiner Herkunft durch alle Epochen und Revolutionen glücklich hinüber gerettet. Die Ubier bewohnten zur Zeit, als die Römer in unsere Gegenden kamen, den Landstrich am rechten Rheinufer, von Mülheim am Rhein bis Mainz hinauf. Sie hatten den Namen von den Ufern des Rheins und gaben vielleicht Veranlassung zu der nachherigen Benennung: Ripuarier (Uferer). Cäsar beschreibt die Ubier als eine große und am meisten civilisirte Nation, die nicht blos dem Nomadenleben entwachsen war und ordentliche Wohnungen und Ländereien hatte, sondern die auch auf dem Rheine starken Handel trieb und von den Galliern Urbanität und gefällige Sitten angenommen hatte. Tacitus rühmt mit Cäsar ihre Leutseligkeit, ihre Willfährigkeit, wodurch sie sich beliebt machte. Sehr viel hatten die Ubier, so wie alle andere Völker, von den Sueven zu leiden. Oft wurden sie von ihnen überfallen, und würden, wie die übrigen Völker, genöthigt gewesen seyn, zu fliehen und herumzuirren, wenn die Römer nicht gekommen wären. An diese schlossen sie sich an, leisteten ihnen allen Beistand, boten ihnen Lebensmittel und Schiffe an und machten gleichsam eine Allianz mit ihnen. Um den beständigen Anfällen der Sueven zu entgehen, erbaten sie sich die Freiheit, auf das linke Rheinufer ziehen zu können. Schon sieben und dreißig Jahre vor Christi Geburt fiengen sie an, sich am linken Rheinufer anzusiedeln. Vipsanius Agrippa führte sie ganz herüber auf das diesseitige Ufer; sie bauten die Stadt der Ubier, welche von der Kolonie, die Agrippina dahin schickte, den Namen Köln bekam.

Die

Die Sueven waren die größte und wildeste Nation in ganz Deutschland und bestanden aus vielen Stämmen. Sie hatten den großen Strich Landes zwischen dem Rhein und Main, zwischen der Donau und Elbe inne. Katten, Senonen, Longobarden, Avioner, Angler, Reudniger, Warnier u. s. w. gehörten zu ihnen. Schwaben, Suevia, hat den Namen von ihnen; sie selbst sollen von ihren langen Haaren, die sie als einen Schweif zusammenflochten, Sueven oder Schweifen genannt seyn. Sie wohnten erst zwischen der Weichsel und Oder, zogen über die Elbe an den Main, die Donau, den Neckar und Rhein. Fürchterlich ist die Beschreibung, welche Cäsar von ihnen macht. *) Wild strömten sie aus dem Herzynischen Walde, der vom Rhein bis in Polen reichte, groß und rauh war ihr Körper, feuerspeiend ihr Auge, nackt giengen sie in Thierfellen. Jenseits der Elbe, wo itzt die Lausitz ist, war ein Wald der Religionssitz der Sueven. Niemand gieng ungebunden hinein, und jeder mußte durch Kniebeugung die Gottheit verehren. Der Patriotismus heiligte diesen Sonnenwald oder das Holz der Sennonen. Hier soll die Nation ihren Ursprung erhalten haben. Die zahllosen Stämme, die sich zu dem Hauptstamm der Sueven rechneten, schickten zu gewissen bestimmten Zeiten ihre Gesandten dahin: um vereinigt mit allen Stämmen das Andenken ihrer gemeinschaftlichen Herkunft durch Menschenopfer zu feiern. Einige Geschichtschreiber leiten den Namen Sueven von Schweben, von ihrem beständigen Umherschweifen ab; wie jenen der Vandalen von Wandeln; der Gallier von Wallen; der Usipeter von Hausvater; Tenchterer von Gedingten, weil

sie

*) Cæsar bell. gall. lib. 4, 9.

sie von den Hausvätern zum Kriegsdienst gedungen wurden, u. s. w.

Die Katten oder jetzigen Hessen gehörten zu den Sueven, und waren die nächsten Nachbaren der Ubier. Die Allemannen erschienen auf einmal an den Ufern des Rheins. Eine Armee von Freiwilligen, die in der Eile gehoben war, bildete sich nach und nach zu einer großen Nation, die aus einer Menge suevischer Stämme zusammengesetzt scheint. Sie nannten sich Allemannen, vielleicht All-Mann, allerlei Männer. Sie machten sich bald den Römern furchtbar. Nach der Beschreibung des Cäsars stritten sie vorzüglich zu Pferde, ihre Reuterei erhielt eine neue Stärke durch die geschwinden und starken Fußgänger, aus welchen jeder Reuter seinen eigenen Mann, gleichsam zu seinem Schutze, im Treffen beständig zur Seite hatte. Diese waren geübt, in den längsten Märschen und in den wütendsten Gefechten und Rückzügen den Pferden zu folgen. Sie schlangen ihre Hände um die Pferdemähnen und galloppirten mit ihnen. Ward ein Reuter verwundet oder fiel er vom Pferde, so standen sie ihm bei. Gewöhnlich setzt man die Allemannen in die Gegend zwischen dem Rheine und dem Schwarzwalde; hernach verbreiteten sie sich längst dem Rheine.

Kapitel XXIX.

Kessel, Asciburgium und Trier, Städte der Urzeit, vor der Ankunft der Römer.

Vor den Zeiten der Römer suchen wir vergebens Städte an dem Ufer des linken Rheinufers, wenn auch

die Eitelkeit mancher Schriftsteller den Ursprung ihrer Vaterstädte bis in das graueste Alterthum hinauf zu beweisen strebet. Aber die genannten Städte lassen sich auch von dem entscheidendsten Skeptiker vor der Römer Ankunft nicht wegläugnen.

Kessel haben wir schon kennen gelernt. Dieser Ort, der itzt ein schöner Flecken auf der reizendsten, etwas erhöheten Flur, an dem linken Ufer der Maas, gerade zwischen Venlo und Roermond ist, war die Hauptstadt der Menapier. Der römische Geschichtschreiber Ptolomäus nennt sie ausdrücklich Castellum Menapiorum. Merkwürdig sind noch die dortigen Ruinen der Vorzeit. Wenig wissen wir sonst von dem eigentlichen Ursprung des Orts, so sehr man auch darüber fabelt. Aber in der Römerzeit wurde er merkwürdig. Wir werden ihn unter ihnen näher kennen lernen.

Asciburgium oder Aßburg ist berühmt und ohne allen Zweifel schon vor der Römerzeit ein beträchtlicher Ort. Schon zu Tacitus Zeiten, vor achtzehn hundert Jahren, war er so alt, daß man glaubte, Ulysses sey auf seiner fabelhaften Irrreise daselbst angelandet und habe ihn erbaut. *) Einige halten Asciburgium, Aßburg für die Stadt der Usipeter, welche Usi oder Assi genennt wird. Andre leiten den Namen vom Gott Häsar oder Hees oder Aß, dem Mars der Deutschen ab, der in dem Meursischen Walde Hees seinen Sitz und hier seine Burg hatte. **) Andere leiten es von dem alten Wort Ask, das ist Schiff ab, so viel als Wasserburg. Ausgemacht ist es, daß die alte Stadt As-

*) Tacit. d. m. G. c. 3. Van Meteren Gesch. B. 19.

**) Luc. IV, v. 445 horrens ille feris altaribus Hæsus.

Asciburgium auf dem sogenannten Hochfelde zwischen Meurs und dem Rheine gelegen hat. Noch finden sich daselbst die Ruinen einer Stadt, ganze Keller, Mauern und tausend alte Denkmäler. Der Rhein umströmte sie in zwei Armen, deren Spuren das Essenberger und Oerdinger Bruch noch zeigen. Die Römer benutzten diese feste Lage, um die Menapier, Tongrer, Eburonen, Sigamber und andere Völker im Zaume zu halten. Auch diese Stadt finden wir wieder in der Römerzeit.

Und wer darf das Alterthum der Stadt Trier in Zweifel ziehen? Wer weiß es nicht, daß ein Sohn des Ninus, Trebeta, die Stadt erbaute; daß sie also einige tausend Jahre vor Christi Geburt schon geblüht habe? Doch abgerechnet, daß dieser Mythus etwas zu stark ist; so ist doch gewiß, daß Trier vor der Römerzeit erbaut war und eine der ältesten Städte unseres Rheinufers ist. Sie allein hat nicht nur ihre Merkwürdigkeiten, sondern auch ihren Flor behauptet. Sie war die Residenz der occidentalischen römischen Kaiser; sie trägt Spuren ihres Alterthums und bewundernswürdiger Denkmäler an sich; sie wird öfter in dieser Geschichte vorkommen.

Drit-

Dritter Abschnitt.

Geschichte

des

linken Rheinufers unter den Römern.

Kapitel I.

Ueberblick der römischen Geschichte und Verfassung.

Die eigentliche Geschichte des linken Rheinufers fängt mit der Ankunft der Römer an. Ohngefähr ein halbes Jahrhundert vor Christi Geburt kommen diese Eroberer an den Rhein, pflanzen die Adler ihrer Legionen hier auf, machen diesen majestätischen Strom zur Grenze des römischen Reichs und bleiben vier Jahrhunderte Herren dieser Länder. Eine wichtige Periode voll der gewaltsamsten Umwälzungen! die Gestalt des linken Rheinufers verwandelt sich; die Bewohner wechseln; römische Sprache, Gesetze, Sitten, Gebräuche und Verfassung verdrängen die alten eigenthümlichen Einrichtungen; Gebäude und Städte steigen empor, Kanäle werden gegraben, Dämme aufgeführt, Wälder niedergehauen, Seen und Moräste ausgetrocknet, Landstraßen angelegt, Wasserleitungen meilenweit fortgeführt, Berge bearbeitet, Haiden urbar gemacht, Feld- und Gartenfrüchte aus Italien hiehin gebracht, Tempel aufgeführt und Armeen disciplinirt. Noch bis auf unsere Tage haben sich so viele Denkmäler der großen römischen Regentenkunst, die Wunder der Menschenhand, die künstlichen Kanäle, die bewundernswürdigen Wasserleitungen, ganze Städte, ganze Landstraßen u. s. w. durch alle Revolutionen erhalten. Wo ist eine Gegend am linken Rheinufer, welche nicht Spuren des Aufenthalts der Römer aufweisen kann?

Von

Von der Gründung Roms bis zu ihrer Ankunft an den Rhein ist ein weites unermeßliches Feld, durch die unermüdeten Bemühungen gelehrter und verdienstvoller Männer itzt über alle Vergleichung besser bearbeitet, als in den vorigen Zeiten: wir begnügen uns, soviel auszuheben, als zum Verständniß dieser Geschichte gehört.

Die Geschichte, sobald sie Griechenland verlassen hat und sich mit Rom beschäftigt, nimmt einen finstern dogmatischen Karakter an; die Fabeln, auf welchen Roms Größe gebauet ist, haben etwas Melancholisches und Wildes, und dieses finstere Kolorit ruht auf allen Erzählungen. Fünf bis sechs Jahrhunderte nach der Entstehung dieses Volkes fieng man erst an, seine Geschichte zu schreiben. Zuverläßige Nachrichten von dem Ursprunge der römischen Republik hat man nicht. Man weiß nicht, ob Rom seinen Ursprung einer kleinen Kolonie der Lateiner oder einem Haufen von Flüchtlingen und Straßenräubern zu danken hat. Ob sie von dem Trojaner Aeneas oder von dem Griechen Leander abstammen, oder ob sie Straßenräuber aus verschiedenen Ländern ohne Sitten und Gesetze waren. *)

Von der Erbauung Roms, ohngefähr achthalb hundert Jahr vor Christi Geburt, bis auf die Verjagung der Könige, sind etwa zwei hundert vierzig Jahre. Romulus, der Stifter Roms, war, wie alle Helden, von einem unbekannten Vater gezeugt; seine Mutter war Rhea Sylvia, Tochter des Numitors, Königs von Alba-Longa. Sie gebar Romulus und Re-

*) Man lese darüber den Verfasser über die Glückseligkeit der Völker.

Remus zugleich. Von dem ersteren, als dem Stifter Roms, erzählt die Fabel viel Wunderbares, er wird von einer Wölfin genährt. Aber er ist weiter nichts als ein Aventurier, dessen Numitor sich bediente, um sich an seinem Bruder, dem lateinischen König Amulius, zu rächen. Dieser wird erschlagen und Numitor kommt auf den Thron. Allein der Usurpator traut dem Mörder Romulus selbst nicht, sucht ihn je eher je lieber sich vom Halse zu schaffen und setzt ihn in den Stand, eine Kolonie anzulegen. Romulus zog also junge Leute in die Stadt Alba, erschlug seinen Bruder Remus und bevölkerte seine neue Stadt dadurch, daß er allen Flüchtlingen eine Freistätte darin eröfnete. Um diesen Vagabunden einige Form zu geben, sonderte er die Freigebornen von denen ab, deren Väter, Heimath und Lebensart unbekannt war. Die erstern nannte er Patricier; aus diesen nahm er die Senatoren und Staatsbedjente. Die letztern, welche größtentheils Sklaven, Räuber und Vagabunden waren, nannte er Plebejer. Die Patricier hatten alles in Händen, die Regierung, die Religion und Auspicien. Die Plebejer waren von allem Antheil an der Regierung ausgeschlossen, sie hatten kein Erbrecht; ihre Ehen geschahen nicht nach den Regeln, sie waren blos Zusammenwohnungen und hatten nichts von den Rechten, welche den Patriciern zugestanden wurden. Räubereien und Krieg entstunden, daher die Form der Legionen; die Kolonie mußte bevölkert werden; daher entführten sie den Sabinern ihre Weiber und Töchtrr. Die Kolonie mußte beständig fechten, daher die Einschränkungen der Erbschaften und die Frugalität. Romulus wird aus dem Wege geräumt, und nach seinem Tode unter dem Namen Quirinus als Gott

verehrt. Die folgenden Könige organisiren und vergrößern den Staat; des letzten Königs, Lucius Tarquinius, Sohn schändet die Lucretia, Gemahlin eines römischen Patriciers. Die königliche Würde wird abgeschaft.

Von der Verjagung der Könige bis zur gänzlichen Eroberung Italiens sind ebenfalls zwei hundert vierzig Jahre. Statt der Könige werden zwei Consuln gewählt, welche nebst den Quästoren, Tribunen, Censoren und Prätoren regieren. Die Royalisten empören sich und ungeachtet der Siege am Regillischen See sieht Rom seine Feinde auf dem Janiculus kampiren, und verdankt seine Rettung blos der Tapferkeit eines einzigen Mannes, dem Horatius Kokles. Der Clusinische König Porsenna, welcher die verjagten Tarquinier wieder einsetzen wollte, wird durch den muthvollen Patriotismus des M. Scävola zurückgeschreckt. Die Familie der Fabier zeichnet sich im Vejentinischen Kriege aus und Camillus endigt ihn. Unter Anführung des Brennus bringen die Gallier Furcht und Schrecken über Rom, schlagen vierzig tausend Römer am Flusse Allia, wo er sich in die Tiber ergießt. Weiber und Kinder fliehen aus Rom, die mannbaren Streiter retten sich aufs Kapitol, die Vestalinnen eilen mit dem heiligen Feuer nach Etrurien, achtzig der ältesten Senatoren opfern sich, zur Besänftigung des Zorns der Götter, dem Schwerdte der Gallier; Rom wird geplündert und in Brand gesteckt. Beinahe wäre das Kapitol erstiegen, wenn nicht das Geschrei der Gänse sie verrathen hätte. Der verwiesene Camillus vergaß das ihm angethane Unrecht und schlägt die Gallier zurück. Die Tarentiner rufen den Pyrrhus, König

von

von Epirus zu Hülfe, welcher sich mit einer Menge Elephanten vor Rom zeigt, er wird überwunden, Italien ist erobert.

Vom ersten Punischen Kriege bis zur Zerstörung der Stadt Karthago sind hundert neun und neunzig Jahre. Rom ist oft am Rande des Untergangs. Hannibal schlägt den letzten Rest der römischen Armee bei Cannä in Apulien, P. Scipio wird der Retter Roms, und sein Enkel zerstört Karthago; Griechenland, die asiatischen und afrikanischen Küsten werden erobert; aber schrecklich sind die Verheerungen, die sie anrichten. Nach der Schlacht bei Cannä suchen die Römer die Götter dadurch zu versöhnen, daß sie einen Gallier und eine Gallierin, einen Griechen und eine Griechin lebendig begraben. Rhodus, die schönste Insel Griechenlands muß alle hinrichten lassen, die sich gegen Rom erklärt hatten. Balbius, des Paulus Aemilius Unterbefehlshaber, läßt aus Privaterbitterung fünf hundert fünfzig der vornehmsten Aetolier morden. In Spanien läßt Lucullus gegen sein gegebenes Wort zwanzig tausend Einwohnern die Gurgel abstechen. Galba hintergeht ein ganzes Volk, versammelt es unter großen Versprechungen an einen eingeschlossenen Ort und läßt es auf der Stelle niederhauen. Aquilejus vergiftet alle Brunnen einer Provinz. Der weise Scipio läßt vier hundert jungen Leuten aus der kleinen Stadt Lucia die Hände abhauen, weil sie ihren Alliirten, den Numantinern, beigestanden.

Rom hat sich die civilisirtesten Nationen unterworfen; und der Schätze der Erde sich bemächtigt. Die sieben ersten Jahrhunderte stellen eine schnelle Folge von Triumphen dar, welche die Frucht der tiefen Weis-

heit des Senats, des Eifers der Konsuln, und des militairischen Enthusiasmus des Vols waren. Eine freie Constitution, der mächtige Einfluß der Gesetze, Tapferkeit und Disciplin machten die Republik furchtbar.

Der Senat, der aus Patriciern und oft aus tausend Mitgliedern bestand, hatte die souveräne Gewalt. Die Konsuln, die Tribunen, Censoren und Quästoren wurden vom Volke gewählt. Die Catone und Cicero mußten um die Stimme des Volks betteln. In den Provinzen regierten die Procunsuln, sie waren Generäle und vereinigten die bürgerliche und militairische Gewalt. Allgemeine Toleranz herrschte im ganzen Reich. Alle Arten des Gottesdienstes wurden von dem Volke für gleich wahr, von den Philosophen für gleich falsch und vom Magistrat für gleich nützlich gehalten. Der Aberglaube des Volks wurde durch keine theologischen Fehden gereizt. Jeder blieb den Ceremonien seines Landes getreu; aber keiner verachtete die Ceremonien des andern. Wenn der Römer den Zorn der Tiber beschwor, so verachtete er nicht den Aegypter, der vor dem Nil niederfiel und ihm Früchte opferte. Der Römer hatte seine eignen Tempel, Götter, Hohepriester, Priester, Feste, Auspicien; er erfüllte Flüsse und Büsche mit Göttern, und wenn er seine Helden nicht für Götter hielt, so glaubte er sie doch der Verehrung werth. Er fand es ganz natürlich, daß jedes Volk seine eigenen Schutzgötter habe. Alle Tugenden waren Gottheiten, und das Laster hatte sogar seinen Altar. In ihren Schriften behaupteten die Philosophen die Würde der Vernunft; aber in ihren Handlungen unterwarfen sie sich den Gesetzen und der Gewohnheit. Ein Atheist war oft Vogeldeuter und Hohepriester; er

nä-

näherte sich mit Ehrfurcht dem Altar des Jupiters, den er verachtete. Die Souverains, die Konsuln waren beständig Oberpriester. Diese Vereinigung der Regierung mit der Religion unterhielt die öffentliche Ordnung, und die Religionsfeste bildeten die Sitten des Volks. Neben seiner eigenen Religion duldete der Römer alle andere Religionen. Man wollte einmal den Dienst der Isis und Serapis verbieten, aber es war unmöglich, auch Isis und Serapis erhielten ihre Tempel. Die Censoren wachten über die öffentlichen Sitten. Aber ihre Censur war himmelweit entfernt von der Censur unserer Zeit. Die Freiheit zu schreiben und zu lesen wurde nicht im mindesten dadurch eingeschränkt.

Das Militär der Römer bestund aus lauter Bürgern, die ihr Vaterland liebten und ihr Eigenthum zu vertheidigen hatten. Die Disciplin war die schönste, auf Vaterlandsliebe, Religion und Ehre gegründet. Ein heiliger Eid band sie, der alle Jahr erneuert wurde. Vergoldete Adler an der Spitze der Legionen waren die Kriegsgötter. Centurionen hatten das Recht, die Schuldigen zu schlagen, und die Prätoren und Generäle konnten mit dem Tode strafen. Die Exercitien waren ihre Hauptschäftigung. Schon der Name Armee (exercitus) bezeichnet bei den Römern Waffenübung. Abends und Morgens hielt sich der junge Soldat unter den Waffen, und selbst die Veteranen erneuerten alle Tage die Uebungen, die sie in der Jugend gelernt hatten. Man lehrte die Soldaten marschiren, fechten, laufen, springen, schwimmen, schwere Lasten tragen, und auf den Ton der Flöte Evolutionen machen. — Eine Legion bestund größtentheils aus Infanterie, die in sechs Cohorten und in fünf und fünfzig Kompagnien

getheilt war, und unter den Befehlen einer gleichen Anzahl von Tribunen und Centurionen stund. Der erste Posten und die Garde des Adlers gehörte der ersten Cohorte, die aus fünfzehn hundert Soldaten bestund; jede der andern Cohorten bestund nur aus fünf hundert fünfzig Soldaten. Sie trugen einen offenen Helm mit einer großen Feder, einen Küraß oder Pànzer und Stiefeln; in der linken Hand hielten sie einen weiten ovalen und hohlen Schild, vier Fuß lang, zwei und einen halben breit, von leichtem Holz mit Rinderhaut und mit Platten von Bronz bekleidet. Ihre Waffen waren ein langer Wurfspieß, den sie mit der rechten Hand und aus der Ferne warfen, er war sechs Fuß lang und endigte sich in eine stählerne Spitze von achtzehn Zoll, in Form eines Triangels; demnächst ein leichterer Spieß und ein Degen an beiden Seiten geschärft, womit sie schlagen und stechen konnten. So bald der römische Soldat seinen Wurfspieß geworfen hatte, lief er mit dem Degen in der Faust voll Ungestümm auf den Feind. Die Legionen waren gewöhnlich in acht Linien, zwei Fuß von einander gestellt. Die Kavallerie der Legion war in zehn Eskadrons getheilt; die erste, als Begleiterin der erstern Cohorte, bestund aus hundert zwei und dreißig, und die neun andern, jede auf sechs und sechzig Mann. Die Kavallerie jeder Legion bestund allso aus sieben hundert sechs und zwanzig Pferden. Die übrigen Truppen waren Auxiliärtruppen, den Legionen gleich, und behielten die Waffen ihres Landes oder ihrer Provinz, unter Anführung eines Präfekts. Die Lager der Römer waren wie befestigte Städte, viereckigt, mit großen breiten Straßen; die Wälle waren zwölf Fuß hoch, mit Pallisaden und einem tiefen Graben umgeben, welche die Legionen machten. Die Trompete

gab

gab das Zeichen zum Abmarsch. Die Legionen trugen außer den Waffen, ihr Küchengeschirr, Fortifikationswerkzeuge und Vorrath. Sie machten sieben Stunden des Tages. Bei Annäherung des Feindes, legten sie ihr Gepäcke ab; marschirten in Kolonnen und formirten die Schlachtordnung. Der Vortrab scharmuzirte an der Spitze, die Auxiliärtruppen bildeten die erste Linie; die Legionen unterstützten sie, und die Kavallerie deckte die Flanken. Sie führten ebenfalls Artillerie mit sich, die aus zwölf großen und fünf und fünfzig kleinen Belagerungsmaschinen bestund. Die Zahl der Legionen scheint an zwölf tausend fünf hundert zu steigen, unter welchen sechs tausend acht hundert ein und dreißig römische Bürger waren. Die ganze Armee, mit Inbegriff der Marine, Auxiliärtruppen, Kavallerie, stieg an viermal hundert fünfzig tausend Mann. *)

Ka=

*) Diese hier berührte römische Alterthümer findet man in zahllosen Büchern weitläuftig beschrieben. Rosinus handelt in zehn Büchern von dem Ursprung der Stadt Rom, von den sieben Hügeln, worauf sie gebaut ist; von den Tempeln, Sacellen, Altären, Weihungen und Festen; von den Göttern und Göttinnen, Saturnus, Rhea, Cybele, Jupiter, Juno, Diana, Merkur, Minerva, Nemesis, Venus, Bachus, Ceres, Vulkan, Neptun und den zahllosen Gottheiten des Glücks, des Sieges, der Wälder, Flüsse, Geburten u. s. w.; von den Priestern, Auguren, Haruspicen, Vestalinnen, Opfern und Gefässen; von den öffentlichen Spielen und Comitien, von den Senatoren, Präfekten, Tribunen, Censoren, Quästoren, Prätoren und Aedilen; von den Gerichten, Anklägern, Zeugen, Sentenzen, Todesarten und endlich von der militärischen Verfassung. — Ramler hat uns eine der vortrefflichsten Götterlehren geschenkt. — Gibbon hat am schönsten die nöthigen Aufklärungen seiner Geschichte angebracht. Bekannt sind die römischen Schriftsteller, aus welchen man die gehörigen Kenntnisse sammeln muß: Livius, Plutarch, Dionysius Halicarn. Dion, Terentius Varro, Polybius, Cicero u. s. w.

Kapitel II.

Cäsar kommt an den Rhein.

So ungefähr war der Zustand der römischen Republik, als nicht lange vor Christi Geburt, etwa acht und fünfzig Jahre vor der christlichen Zeitrechnung, Cäsar die römischen Heere über die Alpen führte, und den Rhein zur Gränze der röm. Republik machte. Das eigentliche Gallien, welche sich damals vom adriatischen bis zum aquitanischen Meerbusen erstreckte, war schon eine römische Provinz. Es war in zwei Theile, in das Gallien dies- und jenseit der Alpen getheilt. Die Länder, welche sich vom adriatischen Meerbusen bis zu den den Alpen erstreckte, folglich das ganze nördliche Oberitalien, die Lombardei oder Mailand, Venedig, Mantua, Modena, Parma, Savoyen und Piemont, hießen Gallien diesseit der Alpen oder das Cisalpinische Gallien; ein Name, der bei der Schöpfung der Cisalpinischen Republik wider hervorgerufen wurde. Die Länder an der westlichen Seite der Alpen, an den Ufern der Rhone, Saone, Loire und Seine, hießen Gallien jenseit der Alpen oder das transalpinische Gallien oder Celtenland. Ueber diese Länder, über das Cis- und transalpinische Gallien erhielt Cäsar das Prokonsulat oder die Verwaltung, und hier war es, wo er seine lang genährten ehrsüchtigen Plane auszuführen suchte. Alle die Länder zwischen dem Meere und dem Rheine von der Seine bis in Holland waren noch nicht unterjocht. *) Cäsar unternimmt es, sie zu unterwerfen; er disciplinirt eine Armee von ungefähr sechzig tau-

*) Cæsar bell. gall. lib. 1, 1.

tausend Mann, die sich auf seinen Zügen mit vielen Auxiliärtruppen vermehrt. Neun Jahre mußte er diesem Kriege widmen, den er mit eben so viel Pomp beschrieben, als mit Heroismus geführt hat.

Es ist unnöthig, die Ursachen zu untersuchen, die ihn bewogen, ein Volk zu unterjochen, welches nicht die mindeste Veranlassung zu einem Kriege gegeben hatte. Die Geschichte dieser Ursachen bleibt sich überall gleich. Man kennt schon die Sprache der Helden, mit allen Gründen, womit sie ihre Eroberungsplane rechtfertigen. Ueberall ist es die Wohlfahrt und Sicherheit des Landes, oder Rache wegen zugefügter Beleidigungen, welche in allen Kriegerklärungen und Manifesten angegeben werden. *) Unverschuldet war sicher der Ueberzug. Unsere Väter hatten gewiß keinen Antheil an dem feindlichen Einbruch, welcher etwa hundert Jahre vor Christi Geburt die Cimbrer, Teutonen und Ambronen, Völker des jetzigen Jütlandes, Schleswigs und Holsteins, mit unglücklichem Erfolg gegen die Römer wagten. **)

Wohl-

*) Cæsar bell. gall. lib. I, 14, 43 etc.

**) Diese Völker geriethen auf einmal, man weiß nicht aus welchen Ursachen, auf den Gedanken, sich mit den Waffen in der Hand neue Wohnungen zu suchen. Sie ergossen sich, wie ein reissender Strom, der immer anwächst, von Norden nach Süden, nahmen Illyrien weg, und näherten sich der Hauptstadt Rom. Geschreckt durch diese furchtbare Armee, stellen ihnen die Römer drei Heere unter Anführung der tapfersten Männer entgegen, und werden geschlagen. Es wäre um Rom geschehen gewesen, wenn nicht Marius den schnellen Fortgang ihrer Siege gehemmt hätte. Er traf sie an den Ufern der Rhone, als sie eben in Italien einbrechen wollten. Marius durfte kein Treffen wagen; aber seine Verschanzungen

gen

Wohlthätig wäre indessen die Unterwerfung unter der Römer Joch gewesen, wären diese Welteroberer zu unsern Vätern gekommen, wie die Britten kommen zu den Bewohnern des Südmeeres. Aber ihre Ankunft glich mehr der Ankunft der Spanier in Amerika. Die Zahl der Menschen, welche Cäsar in diesem Kriege schlachtete, kann man zuverläßig auf eine halbe Million rechnen. Es ist ein großes Geschrei, welches die Römer über die Grausamkeit der nordischen Völker, die in Italien einfielen, erheben; aber sie vergessen, daß diese Grausamkeiten nicht zu vergleichen sind mit denen, welche Cäsar am Rheine ausübte. Er verheerte nicht allein diese Länder, führte nicht allein die kraftvollesten Menschen weg; sondern er gab seinen Legionen Befehl, die Eburonen, Menapier und Trevirer ganz auszurotten.

Der

gen ermüdeten die Barbaren. Sie brachen voll Unwillen über solche Feigheit auf, um durch Deutschland über die trientische Alpen in Italien einzudringen, und fragten die Römer, ob sie etwas an ihre Weiber zu bestellen hätten! Marius, um nicht abgeschnitten zu werden, bricht eilends auf, erreicht sie bei Aix in der Unterprovence, und schlägt sie. Ihr König Teutobach, der sieben Pferde zu überspringen gewohnt war, wurde gefangen und zierte den Triumph zu Rom. Aber die übriggebliebenen Cimbrer und Teutonen erkletterten im härtesten Winter die Alpen und nahmen Venetien weg. Hier gefiel ihnen der Wein und sie blieben. Marius grif sie in der größten Sonnenhitze an und nahm seine Stellung so, daß die Feinde Sonne, Staub und Wind im Gesichte hatten. Sie wurden total geschlagen. Die vordersten Glieder hatten sich mit Ketten aneinander geschlossen, und die Weiber vertheidigten mit ihren Hunden die Wagenburg. Als alles verloren war, erhenkten sie sich und ihre Kinder. Plutarch. in vit. Mar. Telones. lib. III.

Der erste Schlag traf die Helvetier, welche die gebirgichte Gegend zwischen dem Rheine, der Rhone und dem Jura bewohnten. Diese Völker faßten den Entschluß, ihr Vaterland zu verlassen und die fruchtbaren Gefilde zwischen der Seine und Loire zu bewohnen. Sie verbrannten ihre zwölf Städte und vier hundert Dörfer, und sammelten sich, drei hundert acht und sechszig tausend Köpfe stark, an dem linken Ufer der Rhone. Hier weigert ihnen Cäsar den Uebergang. Alle Vorstellungen, Unterhandlungen, Versprechungen und Drohungen sind vergebens, sie sollen zurück in ihre verlassenen Wohnungen kehren. Sie machen nun Anstalten, die römische Provinz zu umgehen, bitten die Sequaner und Aeduer, Völker, die an den Ufern der Saone in der Franche-Comté wohnten, um einen freien Durchzug, der ihnen bewilligt wird. Sie nehmen den engen beschwerlichen Paß zwischen der Rhone und dem Juragebürge, wo kaum ein Wagen fortkommen, und wenige Mannschaft das Eindringen verwehren kann. Sie legen diesen Weg glücklich zurück, erreichen das flache Land und fangen an, über die Saone zu setzen. Cäsar will diese Gelegenheit benutzen, sich an ihnen zu rächen, daß sie ehemals den Consul L. Cassius niedergehauen, sein Heer geschlagen und durch das Joch hatten kriechen lassen. *) An den Ufern der Saone wird ein großer Theil niedergemacht. Die Hauptschlacht beginnt in Bourgogne zwischen Bibrakte, itzt Beuvraix, und der Saone, die Helvetier müßen sich ergeben und in ihr verlassenes Land zurückgehen.

*) Cæsar b. g. 1, 7. Durch das Joch kriechen lassen, war der größte Schimpf. Zween Spieße wurden in die Erde gesteckt, oben ein dritter an ihnen festgemacht, und die Besiegten mußten nach abgelegten Waffen halb nackend durchkriechen.

gehen. Von den ausgezogenen drei hundert acht und sechzig tausend Menschen kamen nur hundert und zehn tausend wieder in ihr Land.

Gerade um die Zeit, als Julius Cäsar mit dem Plane umgieng, die Gegenden des Rheins unter die römische Botmäßigkeit zu bringen, giengen die Deutschen mit denselben Absichten über den Rhein. In Gallien herrschten allenthalben Faktionen, die um die Oberherrschaft stritten und die Deutschen zu Hülfe riefen. So auch die Aeduer und Sequaner. Der Suevische König Ariovist oder in der deutschen Sprache Ehrenvest überwand die Aeduer, und zum Lohne eignete er sich den besten Theil des Landes zu. Schaarenweise zogen sie über den Rhein in die schönen Gegenden Frankreichs um die Saone herum. Die Gallier, selbst zu schwach etwas gegen sie zu unternehmen, wandten sich an den Cäsar, dessen Heldenruhm durch den Sieg über die Helvetier allenthalben erscholl. Dem Cäsar war dies eine erwünschte Gelegenheit, sich mit Anstand in die Gallischen Angelegenheiten zu mischen, und unter dem Deckmantel der Ehre des römischen Volks den Grund zu einer Universalmonarchie zu legen. Aber seine Soldaten waren um so furchtsamer. Die Größe, Stärke und Herzhaftigkeit der Germanier wurde ihnen von den zaghaften Galliern so schrecklich gemahlt, daß sie mehr an den Tod als an den Sieg dachten. Im Lager hörte man nichts als Testamente machen und Murren gegen den Feldherrn, der seinem Ehrgeiz die Wohlfahrt der Republik aufopferte. Der Feldherr wußte allen Hindernissen zu trotzen und führte seine Legionen auf freie, ebene Gegenden, der furchtbaren Armee des Ehrenvests entgegen; die Schlacht, die er ihm lieferte, war eine

der

der blutigsten und entschied über das linke Rheinufer. Bei Besanzon in der Franche-Comté oder bei Strasburg fiel dieses denkwürdige Treffen vor, welches Cäsar selbst mit soviel Genügsamkeit als Eleganz beschrieben hat. *) Ehrenvest wird geschlagen; bis an den Rhein, der etwa eine Stunde vom Schlachtfeld entfernt war, wird er verfolgt; Ehrenvest erreicht glücklicherweise einen Nachen, auf welchem er entflieht; seine beiden Weiber werden gefangen, Tausende niedergemacht, Tausende ersaufen im Rheine. Cäsar siegte, weil er den Aberglauben dieser Völker zu benutzen wußte; er hatte gehört, daß die Prophetinnen der Deutschen über die Zeit zum Schlagen gewöhnlich entschieden und itzt erklärt hätten: die Deutschen könnten nicht siegen, wenn sie vor dem Neumonde ein Treffen lieferten.

Nach diesem Siege gieng Schrecken vor Cäsars Schlachtenzuge her. Er setzte seine Eroberungen durch Artois, Flandern, Hennegau, Brabant, Lüttich und Jülich fort bis an den Niederrhein. Viermal hundert tausend Mann setzten ihm diese Völker entgegen; allein er verstärkte seine Armee mit den Hülfstruppen der Gallier und Trevirer, überrumpelte die Belgier, ehe sie sich sammeln konnten. Die Römer waren ihnen durch ihre Waffen, durch ihre Exercitien und Evolutionen überlegen. Cäsar schlug die Suessonier, Bellovaker, Ambianer, Nervier und Aduatuker, durchlief die Ufern der Schelde, der Samber und Maas. Von allen römischen Generälen war er der erste; der diese Länder betrat. Täglich hörte der Senat zu Rom durch Eilboten Völker nennen, deren Name noch kein Geograph bemerkt hatte, Auf Cäsars Bericht von diesen Feldzügen

*) Cæsar bell. gall. 1, 50-54. Florus l. III, 10.

gen wurde vom Senat ein fünfzehntägiges Dankfest angeordnet. Eine Ehre, die seither noch niemand erlebt hatte. *)

In dem folgenden Feldzuge führte Cäsar sein Heer in das Morinische und Menapische; allein diese eilten in ihre Wälder, thaten Ausfälle auf die Römer, und Cäsar mußte sich begnügen, ihr Land zu verheeren, und ihre Dörfer und Wohnungen anzuzünden. **)

Den folgenden Winter kamen die Usipeter und Tenchterer, welche von den Sueven verdrängt, drei Jahre in verschiedenen Gegenden Germaniens herumgeirrt hatten, an den Rhein, überfielen unversehens die Menapier, giengen über den Rhein in der Gegend, wo er sich in die See ergießet, und bemächtigten sich der Menapischen Wohnungen an den fruchtbaren Ufern des Stroms. Die Menapier, welche zwischen zwei Feinden sassen, befreundeten sich mit den neuen Ankömmlingen und beredeten die Usipeter und Tenchterer gegen Cäsar zu ziehen. Mit viermal hundert dreißig tausend Mann zogen diese gegen Cäsar ins Eburonische und Kondrusische, überfielen einen Theil der römischen Legionen und droheten den Untergang der Römer. Cäsar versammelt die Landtage in Gallien, befiehlt ihnen, Reuterei zu liefern und marschirt gegen den Feind. Während der Unterhandlungen mit diesen Völkern, welche Cäsar in das Land der Ubier setzen wollte, schlugen acht hundert Reuter ein ganzes römisches Reuterkorps von acht tausend Mann. Hierüber aufgebracht, läßt Cäsar ihre Gesandten und Geisseln gefangen nehmen

*) Es ist der Mühe werth, die pompöse Beschreibung dieses Krieges selbst zu lesen in Cæsar bell. gall. l. II, 1-35.

**) Cæsar bell. gall. lib. III, 28-29.

men und liefert ihnen ein Haupttreffen, dessen sie sich, vor der Zurückkunft ihrer Gesandten, nicht versahen; sie werden geschlagen auf den Gefilden bei Koblenz. Der Rest floh über den Rhein oder fand in den Fluten sein Grab. *)

Stolz stand nun der Sieger an dem Ufer des Rheins; die goldnen Adler der Legionen strahlten zum Erstenmal aus des prächtigen Stromes hellem Spiegel; Cäsar hatte seinen Plan ausgeführt; der Rhein war die Gränze der römischen Republik; Rom ertönte von Dankfesten und Siegesgesängen. Allein Cäsar konnte dem Drange nicht wiederstehen, über den Rhein zu gehen; hier war es, wo er seinem Heldenruhme die Krone aufsetzen und ein Denkmal der Unsterblichkeit sich errichten wollte. Ursachen genug boten sich ihm dar. Die Hauptursache, sagt er selbst, war, den Germaniern eine solche Furcht vor den römischen Legionen einzuflössen, daß sie es nie wagen sollten, über den Rhein zu gehen und die römischen Provinzen anzufallen. Eine Scheinursache war, daß die Sigamber die geschlagenen und geflüchteten Tenchterer und Usipeter aufgenommen hätten. Hiezu kam noch, daß die Ubier, welche immer von den Sueven angefallen, und besonders nach der Niederlage des Ehrenvests gedrängt wurden, ihn um Hülfe gegen diese wüthenden Feinde baten. Cäsar läßt seinen Uebergang bekannt machen, schickte Boten an die Sigamber mit dem Befehl: man solle ihm die Leute, die ihn und Gallien bekriegt hätten, ausliefern. Roms Herrschaft, das war die Antwort der tapfern Germanier, höre bei

dem

*) Cæsar b. g. VI, 1-16. Gewöhnlich haben die Ausgaben: ad Confluentum, Mosæ et Rheni; allein die Handschriften haben: Mosellæ et Rheni.

dem Rheine auf. Wenn es Cäsar für ein Vergehen hielte, daß die Germanier ohne seine Erlaubniß in Gallien übergiengen, aus was für Gründen dann er jenseit des Rheins etwas befehlen oder Gewalt üben wollte.

Die Ubier machten sich anheischig, eine Menge von Schiffen zu stellen, über welche Cäsar die Armee führen könne. Aber das war seinem Stolze nicht entsprechend; wie ein Halbgott wollte er auf einer noch nie gesehenen Heerstraße über den breiten, tiefen und schnellen Fluß seine ganze Armee führen; er wollte ihnen ein Schauspiel geben, welches Feinde und Freunde in Bewunderung und Bestürzung setzte. Der Bau der Brücke wird angefangen, in zehn Tagen steht sie da, und Cäsar führet, mit dem Selbstgefühle eines schöpferischen Helden, sein Heer hinüber. Furcht und Schrekken geht vor seinem Schlachtenzuge her; der Bau der Brücke hatte alles in dumpfes Staunen gesetzt. Die meisten Gauen und Völker schicken ihm Abgeordnete entgegen, und bitten um Friede und Freundschaft. Aber die Sigamber zogen sich zurück in ihre Wälder, Cäsar wagte es nicht, sie aufzusuchen, er begnügte sich ihre verlassenen Wohnungen anzuzünden und ihr Land zu verwüsten. Er zog ins ubische Gebiet, und tröstete diese damit, daß sie nun von den Sueven nichts mehr würden zu fürchten haben, und gieng nach achtzehn Tagen auf das linke Rheinufer zurück und ließ die Brücke abwerfen. *)

Man

*) Man lese die pompöse kunstmäßige Beschreibung der Brücke und des Zuges über den Rhein Cæsar. lib. 9. IV, 17 — 19. Der Schluß ist: Satis et ad laudem et ad utilitatem profectum arbitratus se in gallios recepit.

Man hat lange über den Ort gestritten, wo Cäsar die erste stehende Brücke über den Rhein angelegt habe. Essenberg im Meursischen, Mülheim am Rhein, Deutz und Andernach machen auf diese Ehre Anspruch. Allenthalben will man sogar die Pfähle zeigen; allein die Gründe des trierischen Annalisten Browers und Cluvers sind überzeugend. Andernach hat die Ehre, in seiner Nähe die erste stehende Brücke gehabt zu haben. Hier schlug Cäsar die Usipeter und Tenchterer; hier war das Trierische und Kondrusische, wo die Feinde eingefallen waren; hier war Holz in Menge, um eine solche Brücke zu verfertigen.

Cäsar glaubt mit Gallien fertig zu seyn und faßt den Entschluß, Britannien zu unterjochen. Leicht findet er eine Ursache dazu; er wußte wohl, heißt es, daß in allen Kriegen die Feinde Roms von Britannien aus unterstützt waren. *) Er bringt achtzig Schiffe zusammen, legt einige Legionen in das Menapische und Morinische; mit den übrigen setzt er aus den Häfen von Boulogne und Calais nach Britannien über. Der erste Versuch mislingt; er muß unverrichteter Sache auf das feste Land zurückkehren. Bei dem Landen wird er von den Morinern überfallen und nur mit Mühe gerettet. Das Morinische und Menapische wird zum zweitenmal verheeret. Zu dem Proconsulat des Cäsars gehörte ebenfalls Illyrien, auch dort waren Unruhen ausgebrochen, welche er stillen mußte. Bei seiner Rückkunft in Gallien fand er die Trierschen Lande in vollem Aufruhr. Kaum ist dieser gestillt: so fährt er aufs neue nach Britannien über. Auch dieser Versuch mis-lingt

*) Cæsar bell. gallic. lib. IV., 20.

lingt, er muß noch einmal unverrichteter Sache die Insel verlassen. Bei seiner Ankunft in Gallien fand er, daß er seinen Triumph zu früh gefeiert habe. Ganz Gallien war in Aufruhr. Alle Völker schüttelten das Joch der Römer ab. Ambiorich, der Anführer dieser Völker hatte alle römischen Lager angefallen; sie waren in Gefahr, eine gänzliche Niederlage zu leiden; Cäsars Ankunft rettete sie. Die Trevirer, Nervier und Menapier riefen die Germanier zu Hülfe. Cäsar drang zuerst mit drei Divisionen ins Menapische, verheerte Häuser und Flecken, nahm Menschen und Vieh weg. Die Trevirer wurden von Labien zur Ruhe gebracht. Cäsar selbst gieng zum zweitenmale, ein wenig oberhalb der Gegend, wo er die erste Brücke angelegt hatte, über den Rhein; ihn unterstützten die Ubier; allein die Sueven flohen in ihre Wälder; Cäsar mußte zurück, legte einen Brückenkopf an, den er mit zwölf Cohorten besetzte. Der Schlachtenzug gieng nun auf Ambiorich ins Eburonische und Menapische; das Hauptquartier ist zu Tungern; einige Legionen wurden an die Ufer der Sambre, andere an die Schelde, andere ins Brabändische detaschirt. Die Eburonen wurden vogelfrei erklärt; alle Nationen wurden eingeladen, das Eburonische zu plündern, das Volk und den Namen dieses Staates auszutilgen. *) Diese Erklärung erscholl auch über den Rhein; die Sigamber, Usipeter und Tenchterer brachten zwei tausend Reuter auf die Beine, giengen unterhalb der Brücke auf Flößen über den Rhein, rückten in das Eburonische und plünderten. Was plündert ihr, sagte ein Gefangener, dieses arme und elende Volk, da ihr das größte Glück in Händen habt? in drei Stunden seyd ihr zu Tungern, wo die gan-

*) Cæsar bell. gall. lib. 6, 34.

ganze Bagage der römischen Armee steht; geht hin, schlagt die schwache Bedeckung und ihr seyd reich. Wie ein Gewittersturm verbreiteten sie sich über das Lager, wo Cicero kommandirte; ein allgemeiner Schrecken überfiel das ganze Lager und niemand hatte Gegenwart des Geistes genug, das Kommando zu führen. Ein einziger Hauptmann, der krank im Lager zurückgeblieben war, stellte die Ordnung wieder her und vertheidigte das Lager. Das ganze Eburonische war so verheeret, daß Cäsar glaubte, wenn auch einige Eburoner sich noch versteckt hätten, sie aus Mangel an Lebensmitteln verhungern müßten. *)

Noch war die Ruhe nicht hergestellt. Es verbreitete sich unter den Galliern das Gerücht, in Rom selbst seyen Unruhen ausgebrochen, Cäsar sey abgereist, sie zu stillen. Man hielte Zusammenkünfte in den Wäldern, beklagte den Tod des Akko, welchen Cäsar als Anstifter der Empörung zu todt hatte geißeln lassen; man beschloß der Römer Joch abzuschütteln und den Cäsar von der Armee abzuschneiden. Wie ein Feuer verbreitete sich der Geist der Empörung über alle Länder Galliens und Belgiens. Unendliche Mühe kostete es, die Unruhen beizulegen. Schlag auf Schlag folgten Angriffe, Gefechte, Niedermetzelungen, die uns weitläuftig in dem siebenten und achten Buche des gallischen Krieges beschrieben sind. Cäsar mußte, um seinen Heldenruhm nicht zu verlieren, seine Zuflucht zu jener Politik nehmen, welche Roms listige Räuber von jeher anwandten, fremde Länder zu unterjochen. Er suchte diese Völkerschaften bald durch Milde, bald durch Eh-

*) Diese grausame Ausrottung der Eburonen erzählet Cäsar mit kaltem Blute, bell. gall. VI, 30-44.

Ehrentitel und Hofnungen, bald dadurch zu gewinnen, daß er unter ihnen Zwiespalt stiftete. Er benutzte Gesandten und Geißeln, Verbündete und Feinde zu seinen Absichten und legte Castellen an. Nichtsweniger, so heißt es am Ende der pompösen Beschreibung des gallischen Krieges, nichtsweniger liebte Cäsar, als noch beim Ende seines Proconsulats sich in die Nothwendigkeit versetzt zu sehen, einen Krieg zu führen, damit ja nicht bei seinem Abzuge aus Gallien Unruhen entstünden. Er bezeugte deswegen viele Achtung gegen die Staaten, machte den Großen ansehnliche Geschenke, bürdete keine Lasten auf und erhielt dadurch Gallien, das der vielen unglücklichen Treffen wegen ganz entkräftet war und seinen Zustand unter der römischen Bothmäßigkeit erträglich fand, in Ruhe. *) Er glaubte itzt, mit den in den Rheingegenden angeworbenen tapfern Soldaten im Stande zu seyn, die römische Republik zu stürzen und auf ihren Trümmern den Thron der Universalmonarchie zu errichten. Er reiste ab, und wirklich entschieden unsere Väter auf den Pharsalischen Gefilden den Sieg des Cäsars über den Pompejus. Als Pompejus in dieser mörderischsten aller Schlachten, die jemals auf Griechenlands Fluren geliefert wurden, seine zahlreiche Reuterei dem Cäsar in den Rücken fallen ließ: so griffen die Cohorten, welche Cäsar aus den tapfern Rheinbewohnern gebildet hatte, die Pompejanische Reuterei so herzhaft an, daß es schien, die Pompejaner kämpften zu Fuß und die Rheinbewohner zu Pferde; diese stürmten auch zuletzt in die Pompejanischen Legionen, und Cäsar war Alleinherrscher von den weitläuftigen römischen Ländern. **)

Ka-

*) Cæsar bell. gall. lib. 8, 49.

**) Florus de gest. Rom. l. 4, 2.

Kapitel III.

Verfassung des linken Rheinufers unter dem römischen Senate.

Man stellt sich die Unterjochung des linken Rheinufers und die veränderte Regierungsform zu schnell vor. Wir gleichen den Reisenden, die von der Höhe eines Berges die weite Ebene überschauen, hin und wieder ein Dorf, einen Kirchthurm bemerken, und dann in der Einbildung, daß sie das Land kennen, zurückkehren. Man glaubt, Cäsar habe gleich anfangs alles unterjocht, die ganze Verfassung geändert, Landstraßen angelegt, Gebäude und Dämme aufgeführt. Wie viele Thürme, Städte, Inschriften und Münzen werden nicht von ihm hergeleitet? Allein die Zeit, welche er an unserm Rheinufer zugebracht, war zu kurz, als daß wir ihm vieles zuschreiben können. Er dachte nur an die Ausführung seines ehrsüchtigen Planes, und wenn er auch ziemlich despotisch sich über die Befehle des Senats wegsetzte: so behauptete doch dieses ehrwürdige Korps seine ganze Würde. Es vergiengen noch einige Jahre, ehe die freie republikanische Konstitution Roms gestürzt und die Monarchie gegründet wurde. Die Verfassung unsrer Länder unter dem römischen Senate verdient einige Aufmerksamkeit.

Diese blieb, wie sie war; die Rheinbewohner wurden für Freunde und Bundsgenossen erklärt, behielten ihre Freiheit, ihre Gesetze, ihre Obrigkeiten; die Fürsten wurden mit Ehrentiteln, einige mit dem Titel König beschenkt; ihre Anhänglichkeit, ihre Verdienste und Tugenden wurden reichlich belohnt; sie wurden nach Rom

eingeladen, und mit dem Titel Bürger beehrt. Ihre Religion, ihre Sitten, ihre Gebräuche wurden respektirt. Nur Kastelle und Bollwerke wurden angelegt. So war der Römer Weise. Sicher in ihren Kastellen drückten sie auf mancherlei Weise die Einwohner umher. Diese gewöhnten sich allmälig an ihre neuen Gäste, an ihre feinen Sitten. Man lernte ihre Münzen schätzen, nahm sie an und ließ sich selbst ihre Gesetze und Herrschaft gefallen. Dann rückten die Römer mit ihren Kastellen weiter, und das Land befand sich endlich, ehe es daran dachte, in den Händen dieser listigen Räuber. *) Verschiedene Kastelle legte Cäsar am Rheine und an der Maas an. Cleve leitet seinen Schwanenthurm, Jülich seinen Namen und andre Oerter ihr Entstehen von Julius Cäsar her. Das Lager bei Santen, das Kastell Asciburgium im Meursischen, Andernach, Kessel an der Maas wurden von Cäsar befestigt. Vier Legionen, ungefähr fünfzig tausend Mann, ließ er zur Besatzung in Belgien. **) Die Lagerstätten dieser Legionen waren auf gewisse Distanzen vertheilt und von ungeheurem Umfang. Jedem Soldaten wurden einige Morgen Land angewiesen, die er bebaute. Sie legten sich Häuser, Gärten, Wasserleitungen, nach Art der römischen Städte an. Sie hatten ihre Tempel, ihre religiösen Gebräuche und machten gleichsam im Staat einen Staat aus.

Ein änderes Mittel, dessen sich der römische Senat zur allgemeinen Unterjochung der Länder bediente, waren die Kolonien. Schon Romulus erfand dieses Mittel; wenn er einen Feind überwunden hatte, so nahm er

*) V. Halems Geschichte 1. Absch. S. 60.
**) Cæsar bell. gall. lib. VIII.

er einen Theil der Einwohner mit sich nach Rom, und schickte an ihrer Statt Römer hin, die sich mit den natürlichen Einwohnern vermischten, um sie an Roms Einrichtung zu gewöhnen. Gewöhnlich waren drei Personen von Ansehen, denen man die Ueberführung einer solchen Kolonie anvertraute; sie wurden Triumviri deducendæ coloniæ genennet. Diese theilten jedem Manne so viel Morgen Land aus, als er haben sollte; sie machten einen Plan von der Stadt oder dem Kastell, welches man bauen wollte und richteten die Lebensart nach der Weise einer Republik ein. In ihren Gesetzen und so gar in der Gestalt ihrer Häuser richteten sie sich nach der Mutterstadt Rom; ihre politische Regierung beruhete nach der Art der röm. Burgermeister und Senatoren auf Duumviren und Decurionen. Diese Kolonien waren gleichsam so viele Besatzungen, um sich der fremden Völker zu bemächtigen. Eine solche Kolonie bestund oft aus Tausenden. Julius Cäsar schickte eine ab von achtzig tausend Menschen; Augustus eine von 120 tausend. In Gallien waren dreißig dergleichen Kolonien. Bekannt ist die trajanische Kolonie und unser Köln führt noch seinen Namen von einer dahin geschickten Kolonie. Der Römer etablirte sich, so weit er die Waffen tragen konnte. *) Die Veteranen waren gewohnt, wenn sie ihren Sold in Geld oder Ländereien erhielten, sich mit ihren Familien in den Ländern zu etabliren, welche der Schauplatz ihrer Thaten gewesen war. Den Rheinbewohnern, die so gastfrei und neugierig waren, mußten dergleichen Kolonisten sehr angenehm seyn; unvermuthet wurden sie durch diese Gäste ganz Römer.

Der

---

*) Seneca. Plinius.

Der römische Senat kannte sehr gut den Einfluß der Sprache auf die Sitten und Anhänglichkeit der Völker, und suchte deswegen die lateinische Sprache mit ihren Waffen zu verbreiten. Völkern, welche selbst keine Buchstaben hatten, und die Kunst zu lesen und zu schreiben nicht kannten, mußte das römische Alphabeth willkommen seyn. Die lateinische Sprache wurde sehr bald am Rheine die Sprache der Honoratioren; nur der Bauer und Sklave behielt seine alte celtische Sprache bei. Bald erschollen an den Ufern des Rheins Homers und Horazens Gedichte.

Der Tribut, den die Bewohner des Rheinufers an den Senat zu bezahlen hatten, war sehr gering; im Anfang waren sie fast ganz von Auflagen befreit. Sie hatten noch nichts, wovon sie Abgaben bezahlen mußten. Die gewöhnlichen Abgaben bei den Römern waren die Zehnten von den Früchten der Ländereien; das sogenannte Pastio oder Geld, welches jährlich von den Besitzern des Rindviehes und andrer Heerden für jedes Stück bezahlt wurde, man könnte es Weidegeld nennen; eine Art Zoll von allem, was man aus- und einführte, er hieß Porterium oder Portarium. Diese Tribute brachten der Republik ungemein Viel ein; die einzige Landschaft Kleinasien brachte zu den Zeiten des Sylla und Pompejus daran zwanzig tausend Talente ein, ohngefähr zwölf Millionen Thaler; Sicilien lieferte an Zehnten, Weidegeld und Waarenzoll jährlich eine Million. Von allen diesen Abgaben, welche zuletzt so drückend wurden, waren die Rheinbewohner gänzlich frei. Ausser diesen Realabgaben war auch noch eine jährliche Kopfsteuer, Capitatio. Aegypten allein, welches damals sieben und eine halbe

Mil-

Million Menschen enthielt, zahlte an Kopfgeld zwölf Millionen Thaler. Diesen Tribut mußten die Rheinbewohner gleich bezahlen. Es läßt sich freilich nicht berechnen, wie viel das Rheinufer allein daran bezahlte; indessen kann man sich schon einigermaaßen vorstellen, wie viel diese Kopfsteuer betrug, wenn man bedenkt, daß die Provinz Gallien zwanzig Millionen Thaler an Kopfsteuer bezahlte. Der Umfang der römischen Republik trug damals blos an Kopfsteuer hundert fünfzig Millionen Thaler ein. Zur Besoldung der Soldaten mußte der zwanzigste Theil von Testamenten und Vermächtnissen; der fünf und zwanzigste von dem Verkauf der Knechte; der hundertste Theil von allen verkäuflichen Waaren bezahlt werden. Dies brachte eine Summe von fünf und siebenzig tausend Talenten ein; *) jedes Talent wog achtzig ägyptische Pfund; jedes ägyptische Pfund machte nach unserm Gelde hundert Thaler; folglich eine Summe von sechs hundert Millionen Thaler. **)

Vorzüglich erlegten die Rheinbewohner ihren Tribut in Soldaten. In den schönsten Jahren der Republik waren die Waffen nur den Bürgern anvertraut. Blos die Städte Italiens von den Alpen bis an die Spitze Calabriens nährten die natürlichen römischen Bürger, und blieben die Wiege der Senatoren und der ausübenden Macht. Der gemeinste Soldat besaß mehr als neun hundert Pfund, zu einer Zeit, wo eine Unze siebenzig Pfund Erz werth war. Der Pöbel, welcher nach der alten Konstitution vom Militär ausgeschlossen war, wurde erst durch Marius hinzugelassen. Cäsar errichtete eine eigene Legion, unter dem Namen Alauda, von Galliern und Germaniern

*) Appianus. **) Varro, Plinius, Pererius.

niern, die er nach seinen Siegen entließ, und denen er zur Belohnung das römische Bürgerrecht schenkte. Dieser Tribut konnte einem Volke, dessen Karakter so kriegerisch war, nicht lästig seyn; die Rheinbewohner ließen sich gern anwerben und kämpften mit Muth, um sich emporzuschwingen; sie gelangten bald zu den wichtigsten Posten, errangen oft die Stelle der Tribunen; zuletzt wurden sie die Leibwache der Dictatoren und Kaiser.

Der römische Senat wußte die fremden Völker auch durch ihre eignen Streitigkeiten zu unterjochen. Ganz Gallien und auch das ganze Rheinufer war voll Faktionen. *) Diese Faktionen wurden durch die Politik Roms aus eigennützigen Absichten genährt, um sich mit Vortheil in ihre Händel zu mischen.

Diejenige Landschaften, welche sich freiwillig in den Schutz der Römer warfen, hießen Municipia; ihre Bürger wurden in Rom als Einheimische behandelt. Dergleichen waren am Rhein vorzüglich die Ubier. Diejenigen, welche sich der Untreue gegen die Römer schuldig machten und wieder erobert wurden, hießen Präfecturä, und stunden unter einem Präfekt. Andere, wo das Forum oder der Gerichtshof war, hießen Fora. Ueber die eroberten Länder wurde ein Proconsul oder Proprätor gesetzt. Die Consuln wurden nach der Niederlegung ihres jährlichen Consulats, Proconsuln über diese oder jene Provinz, die ihnen durch das Loos zufiel. Sie behielten ihre Ehrenzeichen in den Provinzen, die Prætexta, ein Kleid mit Purpur geziert; Sellam curulem, einen elfenbeinenen Stuhl, auf welchem sie saßen, wenn sie Gericht hielten; zwölf Lictores mit Ruthenbüschel

*) Cæsar bell. gall. lib. 6, 11.

büschel, aus deren Mitten Beile herausgiengen; eine Leibwache von Soldaten, welche Apparitores hießen, und etliche Bediente, die man Viatores nannte. Jeder Proconsul hatte seinen Vicarium, der Legatus genannt wurde, ein Mann von erfahrner Klugheit, der mit Rath und That ihm beistund. Er führte auch seinen Quæstor mit sich, welcher die Kasse führte, die Soldaten auszahlte, die Steuern und Einkünfte der Republik einnahm und nach Rom schickte. Die Proconsuln besassen alle militairische und bürgerliche Gewalt, waren mit aller Macht der Souverainität bekleidet, führten, wie die türkischen Großveziere, in der einen Hand den Kommandostab und in der andern das Siegel; auf dem Tribunal trugen sie den Rock der bürgerlichen Gerechtigkeit und an der Spitze der Legionen die Waffenrüstung. Das Proconsulat dauerte nur ein Jahr und wenn ein Prokonsul länger im Amte bleiben sollte, so mußte er vom Senate aufs neue bestätigt werden. Bei seiner Zurückkunft nach Rom mußte er dem Senate von seiner Verwaltung Rechenschaft geben, und wurde nach seinem Verhalten belohnt oder gestraft.

Kapitel IV.

Licinius Crassus, Marcus Lollius und der Kaiser Augustus treten am Rheine auf.

Wegen der glänzenden Siege und Eroberungen, welche Cäsar am Rheine errungen hatte, bestätigte ihn der Senat neunmal in seinem Proconsulate und rief ihn dann zurück. Cäsar strebte nun wieder nach dem Consulate, durchreißte in dieser Absicht die Munizipal und Pflanzstädte in Oberitalien, um theils für

sei-

seinen Quästor, den Antonius, die Augurstelle und theils für sich das Consulat zu erbitten. Aber er hatte Feinde in Rom, Pompejus besonders widersetzte sich seinen Absichten und strebte ebenfalls nach dem Consulat. Cäsars Absichten wurden vereitelt. Er beklagte sich darüber beim Senat und bat wenigstens um die Bestätigung der Statthalterschaft in Gallien. „Väter des Volks, schrieb er dem Senate, lasset mir meine Statthalterschaft, oder wenn ihr mich zurückruft, so ruft auch andere zurück aus den Provinzen.“ Der Senat hielt es den Gesetzen und der Freiheit gefährlich, ihn in seinem Proconsulat zu bestätigen. Pompejus ward zum Imperator gegen den Cäsar erklärt. Der Bürgerkrieg brach aus. Selbst Cato und Cicero konnten die Flammen nicht löschen. Wie ein Wettersturm stürzte Cäsar mit seinem Legionen über Italien, alle Städte ergaben sich ihm, Pompejus mit den Consuln flohen. Nach zehn Jahren betrat nun wieder Cäsar die Stadt Rom und handelte als Sieger. Er bemächtigte sich des Schatzes im Tempel des Saturnus, nahm 1435 Pfund Gold und erklärte, ohne Einwilligung des Senats und den alten Gebräuchen zuwider, den Licinius Crassus zum Proconsul von Gallien. Während der ganzen Zeit, daß Cäsar die Pompejanische Provinz Spanien wegnahm, den Pompejus in Thessalien aus den Pharsalischen Gefilden schlug, Kleinasien, Aegypten und Afrika sich unterwarf, war Licinius Crassus Proconsul in Gallien, schickte seine Unterbefehlshaber an den Rhein und trieb Steuern ein.

Cäsars immer steigender Ehrgeiz vermehrte die Zahl seiner Feinde, er ward endlich zu Rom von meh-

re-

reren Verschworenen, mitten im Senate, ermordet. Unter der Regierung des ersten Kaisers Augustus, der den Mord des Cäsars an dem Cassius und Brutus rächte, den Antonius an dem griechischen Vorgebürge Actium schlug und das stolze Gebäude der Monarchie errichtete, wozu sein Großonkel Cäsar den Grund gelegt hatte, ereignen sich am Rheine die denkwürdigsten Begebenheiten. Dumpfe Stille, wie sie vor einem schweren Ungewitter herzugehen pflegt, scheint während der bürgerlichen Kriege in Italien, am Rheinufer geherrscht zu haben. Die Kastellen und Lagerplätze, welche Cäsar am Rheine und an der Maas angelegt hatte, und die nun schon alte Lagerplätze (vetera castra) genennet wurden, scheinen die Rheinbewohner in Ruhe gehalten zu haben. Aber diese Stille verwandelt sich plötzlich in heftige Stürme. Der Geschichtschreiber Dio erzählet: August habe im Jahre sieben hundert fünf und zwanzig nach Erbauung Roms über einige gallische und germanische Völker einen Triumpf gefeiert; F. Carinus habe die Moriner und andre mit ihnen im Bunde stehende Rebellen bezwungen. Bei der Beschreibung dieses Triumphs singt Virgil: „In langen Reihen gehen die besiegten Völker einher, die am äußersten Ende wohnen, da, wo der Rhein sich theilt.“ *)

Die erste Veränderung, welche Augustus mit den Ländern am Rheine vornahm, bestund darin, daß er sie nicht mehr von Prokonsuln, sondern von Prätoren verwalten ließ. Hiebei zeigte sich sein ganzer heuchlerischer Karakter und sein Streben nach der Alleinherrschaft. Dem

*) Incedunt victæ longo ordine gentes
Extremique hominum Morini, Rhenusque bicornis.

Dem Anscheine nach läßt er dem römischen Senate die souveräne Autorität, aber die ausübende Gewalt ist in seinen Händen. Nach der Schlacht bei Actium steht er als Sieger an der Spitze von vier und vierzig Legionen oder dreimal hundert tausend Mann. Das Volk, zufrieden mit dem Frieden den der Sieger erringt, freut sich nur der Ruhe, und der Senat, welcher den Umsturz der Republik fürchtet, wird geblendet durch täuschende Künste; ein dreitägiger Triumph, eine verschwenderische Freigebigkeit und das Schliessen des Janustempels macht das Volk trunken. Um nicht als Tyran zu erscheinen, stellt er den Senat in seiner ganzen Würde wieder her. Der Senat, seiner großen Männer beraubt, bestund mehr als aus tausend Personen, welche sich eingeschlichen und die Verachtung dieses ehrwürdigen Körpers bei dem Volke gewirkt hatten. Viele werden aus dem Senate gejagt; wer Senator seyn will, muß wenigstens hundert tausend Thaler besitzen. In einer prächtigen Rede legt Augustus seine konsularische und souveräne Macht nieder. Man bittet ihn, sie wider unter dem Titel eines Imperators oder Cäsars anzunehmen, weil man das Verderben der Sitten und die Ausschweifung der Soldaten fürchtet. Er übernimmt auf langes Bitten die Regierung und das Kommando wider, legt sie bald wieder ab, und wird aufs neue zur Behaltung derselben gebeten. Neunmal spielt er diese Komödie, legt das Konsulat endlich ganz nieder, entfernt sich von Rom, und zwingt den Senat, ihm lebenslang das Konsulat zu übertragen. Aber mit dem allen nicht zufrieden, bekommt er die Würde des Pontifex und des Censors. Die Republik ist nicht mehr, nur den Namen und die Form der freien Konstitution läßt Augustus. Noch jährlich erwählt das

Volk

Volk mit den gewöhnlichen Zeremonien die Konsuln, die Prätoren, die Tribunen, die Aedilen und Quästoren. Selbst August bat um die Stimme des Volks für seine Freunde, und Niemand wagte es, sie ihm abzuschlagen. Aber nun begann der letzte Stoß, der das Gebäude der Konstitution ganz stürzte: „Ich bin nicht Willens, sagt er dem Senat, Eure Wohlthaten zu misbrauchen und die Republik ihrer Herrschaft über die Welt zu berauben. Unter den vielen Provinzen, welche das Reich ausmachen, sind viele ganz ruhig. Sie sind die Quellen der Fülle und des Reichthums für Rom; nie werde ich mir einfallen lassen, auf diese goldenen Einkünfte des Senates und des römischen Volks Anspruch zu machen. Ich behalte mir von der Regierung nur dasjenige vor, was sie zu beschwerlich findet. In einigen Gränzprovinzen, ist entweder wirklicher Krieg oder er ist zu befürchten, und die Einkünfte derselben werden durch die zahlreichen Heere, die man daselbst unterhalten muß, verzehrt. Diese Gegenden, welche wirklich in Krieg verwickelt sind, oder in welchen die Treue der Völker noch verdächtig ist, sollen der Gegenstand meiner Vorsorge seyn. Das römische Volk und der Senat behalte die Herrschaft über die friedlichen Gegenden, und geniesse der Früchte ihres Ueberflusses; der Senat ernenne die Prokonsuln derselben, ziehe die Einkünfte, und regiere sie mit der nämlichen Gewalt, die Ihr mir über die Provinzen aufdringt, die im Krieg verwickelt sind. Meine einzige Sorge wird seyn, dem Staate Sicherheit zu verschaffen, und alle Länder gegen feindliche Anfälle zu schützen.“ Man erstaunte über die Mässigung des Augustus; um noch größeres Staunen zu wecken und alles zu erhalten, fügt der Redner hinzu: „Glaubet nicht, daß ich willens bin, die Herrschaft,

welche

welche Ihr mir über die Heere und Provinzen auftragt, denen ein naher Krieg droht, auf immer zu behalten. Die Last würde unerträglich seyn, wenn ich sie niemals ablegen sollte. Ich übernehme dieselbe nur auf zehn Jahre. Vielleicht kann ich sie auch noch eher niederlegen, wenn die Angelegenheiten eher wider hergestellt sind." Auf diese Rede des Cäsars wurden die Provinzen ohne Bedenken getheilt. Die morgenländischen Provinzen, Griechenland, Asien und Afrika behielt der Senat; die abendländischen, Gallien, die Rheingegend und andre bekam Augustus.

Ehemals war ein Unterschied zwischen den Prokonsuln und Prätoren. Die Prokonsuln, die vom Senat ernannt waren, genossen größere Ehre. Der Senat ernannte keine andere dazu, als abgegangene Consuln und Prätoren. August gab den Prätoren gleichen Rang. Er wählte sie nach Willkühr, sahe nicht auf die Würden, die sie schon in der Republik bekleidet hatten, sondern blos auf Tapferkeit und Anhänglichkeit an seine Person. Sie hatten zur Begleitung sechs Lictoren, unumschränkte Gewalt über Soldaten und Bürger; von ihnen galt nur die Appellation an den Kaiser; sie erschienen im Kriegskleid und mit dem Degen an der Seite.

Zufrieden mit dem Siege, den Augustus über die Freiheit Roms erhielt, führte er den Geist der Mässigung in die öffentlichen Rathschläge; er glaubte bei neuen Eroberungen mehr fürchten als hoffen zu dürfen und die Furcht, daß eben die ungeheure Größe des römischen Reichs, welche die Republik gestürzt hatte, auch die Monarchie zu Grunde richten möchte, bewog ihn, allen Eroberungen zu entsagen. Nur die

äußer-

äußersten Gränzen des Reichs, Aethiopien, der Rhein und Britannien machten eine Ausnahme. Hier konnten die Generäle und Legionen ihren Durst nach Ruhm und Sieg stillen. Kaum waren die römischen Provinzen getheilt, kaum hatte August Gallien und den Rhein erhalten: so ließ er das Volk zählen; es mußte die nämlichen Abgaben erlegen, welche man im ganzen Reich bezahlte; Abgaben an Zehnten, Weidegeld, Zöllen, Kopfsteuer, den 20ten Theil von Testamenten und Vermächtnissen, den 25ten Theil von verkauften Sklaven, den 100ten Theil von verkäuflichen Waaren. Allgemeines Murren erhob sich gegen diese Verordnungen; aber noch brach die Flamme des Aufruhrs nicht aus.

Eine der merkwürdigsten Begebenheiten, die sich unter Augustus ereigneten, war die Ueberführung oder Uebersetzung der Ubier auf das linke Rheinufer. Gedrängt von den Sueven hatten sie keine Ruhe mehr in ihren Besitzungen, welche sich am rechten Rheinufer von Mainz bis unterhalb Mülheim erstreckten. Schon Julius Cäsar hatte sich ihrer angenommen; einige waren schon herübergekommen und hatten sich angesiedelt. Augustus giebt ihnen die völlige Erlaubniß, sich auf dem linken Rheinufer niederzulassen. Ungefähr 37 Jahre vor Christi Geburt schlugen sie ihre Wohnungen neben den Trevirern und Kondrusen in Gallien auf. Vipsanius Agrippa, der uns im Cornelius Nepos *) beschrieben wird, führte sie herüber. Sie legten den Grund zu der Stadt Köln, welche sie damals Stadt der Ubier nannten.

Eine

*) T. P. Atticus, XII.

Eine große Niederlage erlitten die römischen Legionen am Rheine unter dem Legaten M. Lollius. Die Lollische Familie war eine der vornehmsten in Rom; ihr hat Horaz verschiedene Gedichte gewidmet. *) M. Lollius, ein Mann von unersättlichem Geize und dem abscheulichsten Karakter, **) gieng über den Rhein, um zu plündern. Die Sigamber, Usipeter und Tenchterer, welche schon längst unwillig waren, daß die römischen Legionen am Rheine lagen, schlugen den Lollius zurück; kreuzigten die gefangenen Römer, giengen über den Rhein, überfielen das Lager bei Santen, bemächtigten sich des fünften Adlers, lockten die gegen sie geschickte römische Reiterei in einen Hinterhalt, umzingelten sie auf allen Seiten und richteten fast alle am Rheine liegende Römer zu Grunde. Die römischen Geschichtschreiber gedenken eines Sieges, den Lollius über die Sigamber erfochten habe; aber entweder schmeicheln sie den Römern oder die Germanier haben sich nach der ersten Schlappe wieder gesammelt und die erlittene Niederlage bitter gerächt. Dio schreibt ausdrücklich, daß die Sigamber, Usipeter und Tenchterer einige Römer gefangen und ans Kreuz geschlagen hätten, daß sie darauf über den Rhein gegangen wären und den Lollius gänzlich geschlagen hätten. Suetonius ***) erzählt, daß die Lollische Niederlage weit größer uud schimpflicher gewesen wäre als die Varische. Eben so nennt Dio ****) diese Lollische Niederlage die größte, die selbst den August bewog, an den Rhein zu kommen. Im Clevischen fiel die Hauptschlacht vor

und

*) -- -- lib. IV, ode IX, lib. I. epist. II, et epist. XVIII.

**) Vellejus Paterc. 2 c. 27.

) Vita August. c. 25. *) l. LIV.

und erstreckte sich durch das Geldrische zwischen der Maaß und dem Rhein hinauf bis an das Gebiet der Ubier. Damals lag die V. und XXI. Legion bei Santen. Dies, sagt Tacitus, *) dies beweisen die Nummern auf den Ziegeln, welche dort ausgegraben werden.

Im dreizehnten Jahr vor Christi Geburt kam August an den Rhein und hielt sich zwei Jahre abwechselnd bald zu Santen, bald zu Köln, bald zu Trier, bald zu Lyon auf. Um seine Gesetze und Verordnungen einzuführen und den Römern den Wunsch nach seiner Rückkunft aufzudringen, hatte er sich ohnehin entschlossen, sich von Rom zu entfernen. Eine Liebe zu der Terentilla, der Gemahlin des Mecenas, die er mehr als seine Livia liebte, mochte etwas zu der Reise beigetragen haben. Die Lollische Niederlage vermogte es über ihn, an die äussersten Gränzen von Gallien zu reisen und den Stolz der Sigamber zu demüthigen. Die blose Nachricht von seiner Annäherung war hinreichend die Germanier zu schrecken. Sie flohen, gaben Geissel und versteckten sich in ihre Wälder. Ohne ein Treffen zu liefern machte August dem Kriege ein Ende. Er hielt es nicht für rathsam, mehr zu fordern, als die Germanier anboten; noch weniger hielt er es für rathsam, über den Rhein zu gehen und sich wegen der Lollischen Niederlage zu rächen. Er machte Friede, sobald die Sigamber ihre Geisseln gestellt hatten.

Schreckliche Erpressungen erlaubt sich L. Licinius in Gallien im Angesicht des Kaisers. Dieser Gallier, wel-

*) Hist. l. I.

welcher ehemals ein Sklave des Julius Cäsar gewesen und von Augustus freigelassen war, wurde Quästor oder erhielt die Oberaufsicht über die Einnahme der Steuern und Auflagen in den gallischen Ländern bis an den Rhein. Lyon wählte er zu seinem Aufenthalt, lebte prächtig wie ein König und übte seine Tirannei von den Alpen bis an das britannische Meer und an den Rhein aus. Es herrschte in Gallien die Gewohnheit, daß alle Familien dem Obereinnehmer monatlich den zwölften Theil der Abgaben bezahlten, welche sie für das ganze Jahr entrichten mußten. Der geldgierige Licinius erdachte eine grobe List, die Gallier zu schinden. Er theilte das Jahr in vierzehn Monate und behielt die Zahlung der zwei hinzugefügten Monate für sich. Die Völker klagten über diese Erpressung beim Kaiser. Aufgebracht über diesen Tyrannen ließ ihn der Kaiser vor sich bringen. „Nicht für mich, sprach Licinius, sondern für dich habe ich das Volk gepreßt; deinen Schatz will ich vermehren.“ Freigesprochen wurde der Tyrann und das klagende Volk abgewiesen. August schickt sich an, die abendländischen Provinzen zu verlassen. Ihn ruft die Sehnsucht der Römer, ihn rufen die schmeichelhaften Gedichte des Horaz und Virgils zurück. Ehe der Kaiser diese Länder verläßt, stiftet er noch verschiedene Pflanzstädte, die seinen Namen tragen. Zu diesen gehören am Rheine die Städte Trier und Speyer, die erstere nennt August Augusta Trevirorum und die andere Augusta nemetum. Aus dem Schwäbischen, welches August für zu bevölkert hielt, versetzte er vierzig tausend Mann nach Gallien; zwischen dem Rhein und der Maaß dürfen sie sich einen bequemen Aufenthalt wählen. Die Ankunft des Augustus in

Rom

Rom war ein Fest; alles strömte zum Pallast des Kaisers, um ihm die Glückwünsche darzubringen. Aber das alles war ihm nicht genug. Um das Volk zu fesseln, stellte er einen Zug nach dem Capitolium an, um dem Jupiter seine Danksagung abzustatten; er warf sich nieder vor dem Altare und legte die Lorbeeren, die er von den Büscheln seiner Lictoren ablößte, zu den Füßen der Gottheit. Dieses Gaukelspiel machte ihn dem Volke noch theurer, als der Glanz seiner Thaten. Alles, was er verordnete, wurde als ein Orakel angenommen.

Sogar eine Leibwache erlaubte der Senat dem Kaiser. Auf immer verschwindet die Autorität des Senats. Dem Kaiser, mit einer bewafneten Macht umgeben, darf Niemand sich widersetzen. Um sich der Treue dieser Garde zu versichern, wählet Augustus sie nicht aus Römern, sondern meistentheils aus fremden Nationen. Die Rheinbewohner, diese tapfere, starke Soldaten erhalten die Ehre, den Thron zu bewachen, der auf den Trümmern der Republik errichtet wird. Von den Ufern des Rheins und der Maaß werden die schönsten Leute nach Rom gezogen, sie blieben, wie in unsern Zeiten die Schweizer, Jahrhunderte hindurch die Leibwache des Kaisers.

Kapitel V.

Drusus.

Die Eroberung Germaniens lag dem Kaiser Augustus sehr am Herzen; dieses große Geschäft übertrug er seinem Stiefsohn, dem Drusus, einem Jüngling von 25 Jahren, der, wie Vellejus Paterculus

sich ausdrückt, so viele und große Tugenden besaß, als die Natur nur geben und der Fleiß erwerben kann. Die Ufer des Rheins sind der Schauplatz, wo Drusus glänzte, wo seine Thaten noch erschallen und seine Kunstwerke noch zu sehen sind. Groß war der Plan, den er sich entwarf, kühn die Thaten, die er begann; siegreich waren seine Waffen, und seine Arbeiten verdienen noch unsere Bewunderung. Er brachte Ruhe und Sicherheit den Bewohnern des Rheins, lehrte sie die Bequemlichkeiten des Lebens kennen, gewöhnte sie an römische Sprache und Sitten, unterwies sie in Künsten und Wissenschaften und machte ihnen die Ketten leicht und angenehm, in welche Rom sie geschlagen hatte. Unter ihm erscheint eine Flotte auf dem Rhein; unter ihm werden die Sigamber auf das linke Ufer geführt; unter ihm wurde der Rhein eine eigene Provinz und in das untere und obere Germanien eingetheilt.

Ungefähr eilf Jahre vor Christi Geburt kam Drusus zu Lyon an. Um die Steuern und Auflagen in Ordnung zu bringen, befahl er eine Zählung der Gallier. Diese Verordnung sah man als einen Eingrif in die geringe Freiheit an, deren sich die Völker noch freuten. Durch Güte und Sanftmuth besänftigte Drusus die Gemüther und als er den Tempel einweihete, welchen die Einwohner an dem Zusammenfluß der Rhone und Saone dem Julius Cäsar erbaut hatten, brachte er es dahin, daß die Häupter der Gallier ihrer Verschwörung entsagten und dem Augustus auf eine schmeichelhafte Art huldigten. Sechzig Völkerschaften vereinigten sich, dem Augustus einen Altar zu bauen und ihn noch bei seinem Leben als einen Gott zu verehren; sie setzten dem Kaiser zu Ehren in der Stadt

Lyon

Lyon Spiele ein, nach Art der Nemeischen und Isthmischen; sie waren eine Anweisung zur Beredsamkeit, welche die Gallier schon damals sehr hoch achteten.

Die Ruhe in Gallien ist hergestellt, Drusus kehrt seine Waffen gegen die Germanier. Die Sigamber, Usipeter und Tenchterer hatten Friede mit Augustus gemacht, waren für Freunde und Bundesgenossen erklärt; sie glaubten also von allen Abgaben frei zu seyn. Als Drusus auch ihnen Abgaben auflegt, wollen sie sich mit den Galliern vereinigen und die Fahne des Aufruhrs gegen Rom schwingen. Sie sammeln Truppen; allerlei Völker, Noriker, Illyrier, Panonier, Dalmatier, Mesier, Thracier, Sarmater und Dacier sind unter ihrem Heere, sie nähern sich dem Rheine und denken nicht, daß die Gallier sich schon mit den Römern könnten ausgesöhnt haben. Drusus erwartete sie am Rheine, um ihnen beim Uebergang ein Treffen zu liefern. Er schlug sie bald und trieb sie in ihre Gränzen zurück; aber er wußte zugleich seinen Sieg zu benutzen und allen Streifereien auf einmal ein Ende zu machen. Er gieng an der batavischen Insel, da, wo der Rhein sich in zwei Arme theilt, über den Fluß. Schrecken gieng vor ihm her und Siege begleiteten seine Schritte. Zuerst bezwang er die Usipeter und Tenchterer, welche damals in dem Clevischen am rechten Rheinufer wohnten, schlug eine Brücke über die Lippe, trieb die Cherusker, Sigamber und Katten vor sich her, verheerte ihre Länder mit Feuer und Schwerdt. Einige Geschichtschreiber behaupten sogar, er habe auf diesem Zuge auch die Markomannen an den Ufern des Neckars an=

angegriffen und mit der von ihnen erhaltenen Beute einen erhabenen Ort zum Andenken seines Sieges geziert; auf diesem Hügel sey das Schloß Wirzbürg gebaut. *)

Drusus führte seine siegreichen Legionen auf das linke Rheinufer in die Winterquartiere, und versetzte schon einige Sigamber, Usipeter und Tenchterer unter die Menapier zwischen Maas und Rhein. Die außerordentlichen Schwierigkeiten, die er bei seinem Zuge durch Deutschland angetroffen hatte; das schlecht angebaute Land, die wenig gebahnten Straßen, die ungeheuren Waldungen, die ihm so viele Beschwerlichkeiten verursacht hatten, brachten ihn zu dem Entschluß, mit einer Flotte den Rhein herab durch den Ozean in das Herz von Deutschland zu dringen. Die Flotte wurde den Winter hindurch ausgerüstet; ein Kanal, der nach ihm der Drusische heißt, wurde gegraben, und die alte Issel mit der neuen verbunden. Im Frühling schifte er seine Legionen in der Gegend von Santen ein, fuhr den Rhein hinab nach den Niederlanden, schloß ein Bündniß mit den Einwohnern, gieng durch den gegrabenen drusischen Kanal, weiter durch das Fly (Flevus, Südersee) in den Ozean. Den Friesen legte er er einen mäßigen, in Ochsenhäuten bestehenden Tribut auf, und lief nun, um bis zu den Chauken, welche den östlichen Theil von Friesland und das Oldenburgische bewohnten, vorzudringen, in die Ems (Amisius) ein; nicht ohne Gefahr zu scheitern. Denn er gerieth bei der Ebbe auf den Sand (Watt) und ward nur mit Mühe von den Niederländern wider flott gemacht. Itzt fuhr er weiter die Ems hinauf, und suchte die Bruc-

terer

*) Ægid. Bucher, in belg. rom. p. 38 § 8.

terer (jetzige Münsterländer) heim. Dann gieng er wieder von der Ems hinunter, und legte, um sich den Chauken furchtbar zu machen, an der Mündung des Flusses ein Kastell oder Bollwerk an, das er Amisia (Emden) nannte. *) Der Winter nahete heran, das römische Heer wurde auf das linke Rheinufer in die Winterquartiere geführt; Drusus kehrte zurück nach Rom und wurde zum Prätor ernannt. Dieses richterliche Amt schickte sich nicht zum Besten für einen der ersten Helden, der sich durch seine Thaten einen so großen Namen erworben hatte; aber Augustus wollte es so haben; die Söhne der Livia sollten alle Grade der öffentlichen Bedienungen durchgehen. Doch bei der Wiederkehr des Frühlings glaubte der Kaiser, daß die Gegenwart des Drusus in Germanien nöthiger als zu Rom wäre.

Zum zweitenmale kam der junge Feldherr an die Ufer des Rheins, gieng als Eroberer über diesen Fluß, und drang bis an die Weser vor. Dieser Fluß würde ihn nicht zurückgehalten haben, wenn es dem römischen Heere nicht auf einmal an Lebensmitteln gefehlt und der Winter nicht angefangen hätte, Leuten, welche an eine gemäßigtere Himmelsgegend gewohnt waren, empfindlich zu werden. Drusus nahm daher den Aberglauben zum Vorwand, um sich zurückzuziehen; er ließ seine Legionen einen Bienenschwarm bemerken, welcher sich auf einem ihrer Zelten niedergelassen hatte. Man legte diesen Umstand für eine unglückliche Vorbedeutung aus. Zufälligerweise traf die Weissagung ein. Auf dem Rückzuge kam das Heer in einen Hohlweg, von

*) Von Halem oldenb. Gesch. 1. Th. Schmidt Gesch. 1. Th.

von allen Seiten mit hohen Bergen umgeben, wo sich die Germanier in einen Hinterhalt gelegt hatten. Das römische Heer sah sich umringt, und würde niedergehauen worden seyn, wenn nicht die Germanier durch ihre Uebereilung und allzugroße Zuversicht, die Gelegenheit vereitelt hätten, ihre Freiheit zu behaupten. Die Legionen schlossen sich fest aneinander, und empfiengen den Feind mit enschlossenem Muth. Drusus und sein Heer fochten mit einer solchen Verzweiflung, daß sie sich endlich durch zwei Reihen von Feinden, welche auf dem Platz bleiben, einen Weg bahnten. Die Römer behielten das Schlachtfeld und zum Denkmal des Sieges ließ Drusus am Zusammenfluß der Lippe und der Alm nicht weit von Nienhaus im Bisthum Paderborn, ein Kastell anlegen. Glücklich kommen die Legionen zu Santen an; Drusus wird von den Soldaten zum Imperator, von Augustus zum Konsul ernannt. Die Ehre der Ovation wird ihm gestattet. *)

Drusus widerhohlte seine deutschen Feldzüge; in dem letzten Zuge gieng er von Mainz aus, drang bis an die Weser, von da bis an die Elbe, wohin noch nie ein Römer gekommen war. Hier errichtete er Siegeszeichen, und wollte noch weiter ins Holsteinische vordringen. Aber ihm erschien, so gieng die Sage, ein Weib von ungeheurer Größe. „Wie weit, rief es ihm zu, wird Deine ungemäßigte Begier Dich treiben? Weiter

*) Die Ovation war ein kleiner Triumph, hatte den Namen ab ove cæsa, vom Opfer eines Schaafes, welches dabei statt des Ochsens geschlachtet wurde. Der Sieger gieng nicht in Purpur, wie beim Triumph, sondern in weissen Kleidern, fuhr nicht im Wagen, sondern ritt nur, war mit Myrthen statt der Lorbeeren gekrönt, uud zog so in die Stadt und zum Kapitol.

ter zu schauen, vergönnt das Schicksal Dir nicht; Du bist mit Deinen Thaten, wie mit Deinem Leben am Ziele!" Vielleicht, sagt Herr von Halem, war dies wunderbare Weib eine der deutschen Wahrsagerinnen, die unsre klugen Vorfahren dem Sieger entgegenschickten, um ihn von ferneren Fortschritten abzuschrecken. Vielleicht ists eine der vielen Prophezeihungen, die erst nach dem Erfolg erdacht werden. Genug Drusus stürzte auf seiner Rückkehr, noch ehe er den Rhein erreichte, vom Pferde, und starb bald nachher. Seine deutschen Feldzüge verschaften ihm den Ehrennamen des Deutschen (Germanicus).

Dreißig Tage nach dem Sturz vom Pferde, wo er an einem Schenkel verwundet wurde, im dreißigsten Jahre seines Alters, starb Drusus in dem Lager zwischen dem Rhein und der Sala; hier mußte er sein Heer ausruhen lassen, weil es ganz entkräftet war. Er selbst war auch entkräftet und empfand große Schmerzen an seiner Wunde. Die Hitze der Jahreszeit, die Ermüdung und das Geschwür der Wunde zog ein heftiges Fieber nach sich. Augustus empfieng diese Nachricht in seinem Lager an dem Ufer des Rheins, und schickte gleich einen reitenden Boten an den Tiberius, welcher ein römisches Heer in dem südlichen Deutschland kommandirte. Tiberius, welcher 60 Meilen weit entfernt war, eilte zu seinem kranken Bruder, den er in den letzten Zügen antraf. Dieser Vorfall gab Veranlassung, daß sich das Gerücht verbreitete, der Kaiser und Tiberius hätten sich des Gifts bedient, um den Tod des jungen Helden zu beschleunigen; ein Gerücht, welches durch alle glaubwürdige Geschichtschreiber und durch alle Umstände widerlegt wird.

Nie

Nie ward ein Feldherr mit solcher Wehmuth beweint, als Drusus. Die Legionen trauerten über ihn, als ihren Vater. Tiberius befahl, daß man seinen Leichnam nach Rom bringen sollte; allein die Soldaten errichteten ihm ein Grabmal bei Mainz, und setzten eine Spitzsäule auf dasselbe. Hier versammelten sich seitdem am 11ten Julius, als am Tage seines Todes die zurückgebliebenen Römer, und hielten ihm zu Ehren kriegerische Uebungen. Tiberius selbst führte den Leichnam nach Rom. Unterwegs kamen alle Befehlshaber aus den Munizipal- und Pflanzstädten dem Leichenzug entgegen, und begleiteten ihn von einer Stadt zur andern. Das zahlreiche Leichengepränge hielt seinen Einzug in Rom. Augustus kam aus Gallien zurück, das Leichenbegängniß mit seiner Gegenwart zu beehren. Er selbst hielt eine Leichenrede zum Ruhm des Vollendeten in dem flaminischen Circus. „Möchte es den Göttern gefallen, so schloß er mit Thränen im Auge, und unter dem Schluchzen der Menge, „möchte es den Göttern gefallen, daß mein Tod so rühmlich wäre, als der Seinige, und daß meine Enkel ihm gleich würden.“ Als ein aufrichtiges Denkmal seines Schmerzes verfertigte er selbst eine Grabschrift in Versen, und ließ sie in das marmorne Grabmal des Prinzen graben. Nach einem Jahr der Trauer und der Einsamkeit nahm er erst wider an den öffentlichen Festen Antheil. Tiberius hielt eine andre Leichenrede auf dem öffentlichen Platz, woselbst der Leichnam zur Schau ausgesetzt war. Von da wurde er durch römische Ritter nach dem Marsfelde gebracht, daselbst verbrannt, und die Asche in dem Grabmal des Augustus beygesetzt. Der Rath verordnete dem Drusus Bildsäulen und einen Triumphbogen von Marmor zu errichten. Seine Gemah-

mahlin Antonia blieb untröstlich; dem Andenken ihres Gemahls getreu, hielt sie keinen andern würdig, ihn zu ersetzen, und wieß alle Anträge ab. Der Senat ließ ihr Bildsäulen errichten, und tröstete sie durch Ehrentitel. Münzen wurden zum Andenken des Drusus geschlagen, welche allenthalben vertheilet wurden. Am Rheine hat man deren noch gefunden. Auf den Inschriften stund das Brustbild des Drusus mit dem rühmlichen Zunamen Germanicus, welchen sein Geschlecht behielt. Der Rhein ist auf diesen Schaumünzen unter der Gestalt einer Gottheit ausgedrückt; ein Triumphbogen, die Kriegsfahnen und die Siegeszeichen mit der Umschrift de Germanis sind auf denselben karakteristische Denkmäler der Helden.

Alle römische Schriftsteller, welche damals und hernach lebten, sind voll von Lobsprüchen auf den jungen Eroberer. Florus, Suetonius, Tacitus, Vellejus Paterculus und andere haben uns ganze Biographien von Drusus, und Nachrichten von seinen Werken am Rheine hinterlassen. Ein eignes Buch müßte man schreiben, wenn man alle Thaten und Werke, welche von Drusus herrühren, untersuchen und beschreiben wollte. Nur einiges mag hier stehen. Drusus wurde als Eroberer von Deutschland betrachtet, Augustus nahm keinen Anstand, Germanien für eine römische Provinz zu erklären, er theilt es ein in das obere und untere Germanien (Germania prima et secunda) nach dem Laufe des Rheins. Florus berichtet uns, *) daß Drusus an der Weser, Elbe und Maas Besatzungen und Kastellen angelegt und am Rheine mehr als 50 Kastelle erbaut habe. Ausser den Kastellen und Lagerplätzen des

Cä-

*) Lib. 4. c. 12.

Cäsars wurden nun eine Menge andrer hinzugefügt, von denen itzt noch manche Oerter den Namen führen. Es ist nicht möglich, sie genau anzugeben. Auf der Peutingerischen Karte, welche Abrah. Ortelius mit Bemerkungen erläutert hat, und auf der Reiseroute des Antonius kann man sie am beßten finden. Zu den Kastellen, welche Drusus an der Maaß anlegte, gehören wohl, ausser dem vom Cäsar befestigten Kessel, Gennep, Venlo, Mastricht und Lüttich; an der Ems Emden; an der Lippe Lisborn; am Main, auf dem Taunusgebürge, auf der sogenannten Höhe bei Idstein. Das alte Moguntiacum (Mainz) ist von denen am Rhein merkwürdig. Kassel, Mainz gegenüber, war ein zur Bedeckung der Brücke angelegtes Kastell. Andernach, Remagen und Godesberg waren schon unter Cäsar angelegt. Bonn gehört unstreitig unter die von Drusus angelegten Kastelle. Tacitus sagt selbst, die 6te Legion habe daselbst ihre Winterquartiere gehabt. Unterhalb Bonn, ausser Castra Agrippina oder Köln, Deuz. Duromagum oder Boruncum hatte nicht das Glück zu einer berühmten Stadt aufzublühen; Duromagum itzt Dormagen ist ein ziemliches Dorf, vier Stunden von Köln. Boruncum ist, nach Taschenmacher, Woringen, ein Dorf, nicht weit von Dormagen, wo sonst ein schönes Schloß war. Novesium ist bekannt unter dem Namen Neuß; Ammian rechnet es schon zu Julians Zeiten unter die berühmten Städte am Rhein. Gelduba ist, nach Erich, das Dorf Geld, oberhalb Oerdingen am Rhein, wo viele römische Münzen und andere Denkmäler des Alterthums gefunden wurden. Darauf folgte Asciburgium, dann Castra vetera, da, wo Xanten liegt; die 5te und 21te Legion hatten daselbst ihr Lager. Castra ulpia war un-

terhalb Xanten, es heißt auch Tricessima, weil die 30te Legion daselbst lag, hernach bekam es den Namen Castra Trajana. Burginatium, da, wo das schöne Landgut Born liegt. Harenatium, ohnweit Cleve, wo noch unzählige römische Denkmäler gegraben werden; zu den Zeiten Julians bekam es den Namen Quadriburgum. *) Arenacum, itzt Arnheim, ist bekannt als ein von Drusus angelegtes Kastel. Am Oberrhein nennt man als drusische Kastellen Koblenz, Altripp, Strasburg, Worms, Basel und andere. In Friedenszeiten blieben die Römer nicht in ihren Kastellen und Lagerplätzen; ausser den Festungen verbreiteten sie sich weit und breit über fruchtbare Ebenen; bauten das Land, legten Gärten und Häuser an, und gaben den Oertern und Häusern ausserhalb des Lagers einen von dem Kastell verschiedenen Namen, daher oft die Verwechselung dieser Namen mit denen, welche die Kastellen trugen. Der Drususgraben, die jezige Issel, bleibt ein ewiges Denkmal des römischen Helden.

Drusus legte, nach den römischen Geschichtschreibern, mehrere Kanäle am Rhein an; von ihm scheint der Damm, angefangen zu seyn, welchen Paulinus Pompejus 63 Jahre hernach vollendete. Die verschiedenen Lager zwischen der Maas und dem Rhein müßen Communication mit einander gehabt haben, dazu gehörten ordentliche Wege; verschiedene alte Straßen, welche man noch unter der Erde entdeckt, müßen von ihm

*) Man hat ganze Bücher, welche die alten römischen Lagerplätze und Kastelle beschreiben. Man sehe die Peutingerische Karte, Abr. Olearius, Teschenmacher, Erichius. Man vergleiche damit die römischen Schriftsteller Florus, Tacitus, Vell. Paterc., und andere.

ihm herrühren. Zur Erbauung seiner Flotte auf dem Rheine hatte er Eisen nöthig, von ihm rühren also wohl noch viele Stollen her, welche zur Bearbeitung der Bergwerke nöthig waren, wenn wir sie auch nicht genau bestimmen können. Die Römer bearbeiteten die Bergwerke nicht von oben herab, sondern von unten auf; daher die verschiedenen fast verfallenen Eingänge am Fuß vieler Berge. Die Römer liebten die Bäder und Wasserleitungen; für seine Legionen legte Drusus viele an. Die Bäder zu Wisbaden, die Wasserleitung zu Zahlbach, wovon noch 59 Pfeiler zu sehen sind, beweisen dies.

Drusus hatte den Deutschen eine solche Furcht durch seine verheerenden Züge eingeflößt, daß sie es nicht wagten, etwas gegen die Römer zu unternehmen. Eine solche Stille, ein solcher Friede, sagt Florus, herrschte bei den Deutschen, daß die Menschen und die Erde, ja selbst der Himmel sanfter und heiterer geworden zu seyn schienen. Ein Clevischer Geschichtschreiber, Johannes Hinsen, leitet die in den untern Rheingegenden gewöhnliche Verwünschung: „der Dauß soll dich hohlen" von Drusus ab, als hieße es: „Drusus soll dich hohlen." Nicht übel. *).

Ka-

*) Es existirt eine Clevische Geschichte von Joh. Hinsen, 2 B. in Folio, lateinisch; aber nur in Manuscript. Herr Prof. Berg besaß den ersten Band, ohngefähr 3 Finger stark, welchen er mir zum Excerpiren überließ. Das Manuscript wäre des Druckes werth, es besteht aus Auszügen aus den röm. Geschichtschreibern, in so weit sie sich auf den Rhein beziehen.

Kapitel VI.

Tiberius, Varus, Fürst Hermann.

Nach dem Tode des Drusus übernahm dessen Bruder Tiberius das Kommando am Rheine. Augustus, der die angefangene Eroberung Deutschlands gern vollenden wollte, ließ zwei Heere in Germanien rücken, eins unter der Anführung des Drusus und das andere unter den Befehlen des Tiberius. Tiberius beschäftigte sich an der Spitze des einen Heeres nur damit, Deutschland von einigen ungehorsamen Völkern zu reinigen. Die Breunier oder Breucier, ein ungarisches Volk, und die Dalmatier, welche einen Einfall ih dasige Gegenden gethan, waren eine leichte Eroberung für ihn. Er führte sie über den Rhein und wieß ihnen an dem linken Ufer dieses Flusses einige Gegenden an, wo sie sich niederlassen konnten. Diese neue Kolonie war 40,000 Mann stark;

Ungefähr 7 Jahre vor Christi Geburt bekam Tiberius die Statthalterschaft über Ober- und Niederdeutschland, um die von Drusus angefangene Eroberung zu vollenden. In seinem Gefolge war der berühmte Geschichtschreiber Vellejus Paterculus, der uns die besten Nachrichten von dieser Periode aufbewahret hat. An dem linken Rheinufer herrschte tiefer Friede. Tiberius gieng über den Rhein, folgte dem Wege, den Drusus ihm gebahnet hatte; siegend zog er, ohne Verlust, durch alle Länder zwischen dem Rhein und der Elbe; der Schrecken des Drusus gieng vor ihm her; die Sigamber, Cherusker, Katten und alle Völker bis an die Elbe schickten ihm Abgeordnete ent-

entgegen, um Frieden zu bitten und erhielten ihn. Tiberius verstand von Jugend auf die Kunst, sich zu verstellen, Leute zu gewinnen und zu hintergehen; er erwarb sich den Ruhm, den Völkern Germaniens das römische Joch aufgelegt zu haben; alle unterwarfen sich ihm, nur die Katten bestanden darauf, ihre Freiheit zu behaupten.

Das Merkwürdigste, welches Tiberius am Rheine ausrichtete, war die Uebersetzung der Sigamber, Usipeter und Tenchterer auf das linke Rheinufer in die Gegenden, wo sonst die Menapier wohnten. Die Anzahl der Köpfe stieg an 50,000, welche sich in den Gegenden des Clevischen und Geldrischen vom Rheine bis an die Maaß festsetzten. Die Häupter der Sigamber entrüsteten sich über diese schimpfliche Wegführung aus ihrem Vaterlande so sehr, daß viele sich das Leben nahmen und viele entflohen. Eine Menge von ihnen blieb zurück auf dem rechten Rheinufer. Ihr Fürst Deutorix sammelte sie, Germanicus überwand sie und führte den Deutorix im Triumph auf. Die Uebriggebliebenen zogen sich den Rhein hinab und machten vielleicht in der Folge einen Theil der Franken aus. Durch diese Uebersetzung wurde das rechte Rheinufer ganz entvölkert. Die Römer gestatteten keinem Volke sich daselbst niederzulassen. Die Friesen, welche unter Nero Besitz davon nehmen wollten, mußten abziehen. Die Römer behielten diese schönen Waiden für ihre Kavallerie. Das Völkerverpflanzen wurde itzt Mode. Die Salather und Rhätier, Völker der Alpen, wurden ebenfalls auf das linke Rheinufer geführt.

Die Thaten des Tiberius hielt man in Rom höher, als die Thaten des Drusus. Tiberius erhielt

hielt das Consulat, reisete nach Rom, hielt sich in einer der Vorstädte auf und empfieng den Senat ausser den Ringmauern in dem Octavianischen Pallast. Hier erzählte der junge Sieger seine Thaten und der Triumph wurde ihm zuerkannt; eine Ehre, die ihm allein unter den Kaisern wiederfahren ist. Die Schilde und Waffen der Germanier und die eroberten Siegeszeichen wurden mit güldenen und silbernen Platten überzogen. Die gefangenen Könige, auf deren Angesicht Stolz und Wuth funkelte, erschienen in einer prächtigern Kleidung als sie gewöhnlich in ihrem Lande trugen. Die Abbildung des Rheins wurde dabei gezeigt, sein Haupt war mit Schilf umwunden und das Wasser, welches aus seinem Topfe floß, schien mit Blut gefärbt. In zahlreicher Begleitung von Gefangenen, von Abbildungen der eroberten Städte, im Gefolge der Legionen, des Senats und des stürmenden Volkes saß Tiberius auf einem Triumphwagen und hielt den prächtigsten Einzug, den seine Mutter Livia mit Millionen Geschenken an das Volk erhöhte.

Ungefähr um die Zeit der Geburt Christi lachte volle 8 Jahre hindurch ein heiterer erquickender Friede an den Ufern des Rheins. Die Legionen, die Kolonien, die Einwohner lebten im besten Einverständnisse, machten Haiden urbar, bauten Häuser, legten Dämme, Kanäle, Chausseen, Wasserleitungen an, und übten Künste und Wissenschaften. Selbst die Germanier liebten die Römer, begaben sich gern in ihre Kriegsdienste. Hermann oder wie die Römer ihn aussprechen Arminius, Sohn des Fürsten Segemer bekam das römische Bürgerrecht und die Würde eines Ritters. Sie hielten es für eine Ehre, die Leibgarde des Kaisers

auszumachen. Die Germanier hatten nichts dagegen, daß die Römer ihre Quartiere an dem Ursprung der Lippe bei Lippspring nahmen, welches doch immer ein deutlicher Beweis von den Eroberungsplanen der Römer war. Aus den Winterquartieren wurden bald Festungen, wohnbare Oerter, und aus diesen Hauptstädte der Provinzen.

Während dieses stillen Friedens war Lucius Domitius Aenóbarbus, Großvater des Nero und Marcus Vincius Oberbefehlshaber am Rhein. Der erstere hat seinen Aufenthalt durch ein wichtiges Werk verewigt. Er legte zwischen dem Teutoburger Wald und der Mainzischen Rheinbrücke den langen Mohrdamm, einen schmalen Pfad zwischen ungeheuren Morästen an. Marcus Vincius folgte ihm. Unruhen entstehen, Tiberius wird wieder an den Rhein geschickt.

Acht Jahre lang hatte sich Tiberius von Rom entfernt, ünd in strenger philosohischer Einsamkeit seine Tage auf der Insel Rhodus verlebt. Eifersucht über die Enkel des Augustus, die ihm den Weg zum Throne streitig zu machen schienen, und Zorn über die liederliche Aufführung seiner Gemahlin Julia, hatten ihn von Rom entfernt. Seine Mutter Livia, eine Dame von unbegränztem Ehrgeiz und alles besiegender Klugheit, wußte ihn dem Augustus zu empfehlen und wieder nach Rom zu bringen. Seine Gemahlin Julia, welche ihre schamlose Ausschweifung so weit trieb, daß sie ihre nächtlichen Buhlereien nach den Kronen berechnete, mit welchen sie jeden Tag die Bildsäule des Marsias krönte, *) wurde ins Elend verwiesen.

Die

*) Die Fabel sagt, Marsias habe sich unterstanden, dem Apoll den Preis in der Tonkunst streitig zu machen, und sey

von

Die Rivalen des Tiberius, die Enkeln des Augustus wußte Livia zu entfernen. Einer davon stirbt plötzlich in Massilien, nicht ohne Verdacht der Vergiftung. Tiberius wird adoptirt. Der Aufstand in Germanien, den Marcus Vincius vor drei Jahren schon einmal gestillt hatte, brach aus. Tiberius war der einzige, den Augustus den Germaniern entgegensetzen konnte; ihm gab er den C. Sentius, den Konsul, zum Aufseher und Unterfeldherrn mit. Seine bloße Gegenwart unterwarf die Völker wider; die Caninefater, itzt Utrechter; die Attuarier und Brukterer, itzt Münsterländer; die Cherusker, itzt Lüneburger und Hanoveraner — alle machten Frieden. Tiberius war Herr von den Ufern des Rheins und der Weser, und hatte sein Hauptquartier an den Ufern der Lippe. Unruhen in Rom und Eifersucht über seine beiden Neffen, des Drusus Söhne, riefen ihn nach Rom; er machte sich beliebt beim Volk und kehrte an den Rhein zurück. Wenn man dem Vellejus Paterculus glauben darf, so verbreitete nie ein Eroberer seine Siege weiter und schneller aus. Er unterwarf, so sagt Paterculus, die Chauken zwischen der Ems und Weser, die Longobarden, die wildesten Völker in der jetzigen Mark Brandenburg; die Semnoner und Hermundurer, Völker in dem heutigen Meissen, Thüringen und Schlesien zitterten vor ihm. Seine Flotte lief in die Mündung der Elbe und führte Mundvorrath herbei. Dio Cassius beschreibt diesen Zug ganz anders und richtiger. Er durchzog, sagte er, den ganzen Strich Landes zwischen

von ihm lebendig geschunden. Die Römer errichteten ihm auf dem öffentlichen Platz eine Bildsäule, Redner und Sachwalter zierten sie mit so vielen Kronen, als sie Rechtssachen gewannen.

schen der Elbe und Weser, und verrichtete nichts Merkwürdiges. Dessenungeachtet wurde er und sein Unterfeldherr Sentius als Sieger gekrönet.

Quinctilius Varus wurde mit einem Heere in der Gegend, wo die Lippe entspringt, zurückgelassen, als Tiberius aufbrechen mußte, um einen Aufruhr der Markmänner und Dalmatier zu dämpfen. Marbod, der König der Markmänner, hatte seine Jugend in Rom zugebracht, und die Römer und ihre Kriegskunst genau kennen gelernt. Er führte seine Völker aus der gefährlichen Nachbarschaft der Römer, und setzte sich in Böhmen nieder. Er rebellirte gegen die Römer, und mit ihm die Dalmatier. Tiber zog mit zwölf Legionen gegen ihn; Sentius führt eine Kolonne über den Harz, Tiber eine andre gegen Böhmen. Der Friede mit den Markmännern, Panoniern und Dalmatiern wird wider hergestellt.

Quinctilius Varus übereilte den Plan, die Deutschen durch Einführung römischer Gesetze und Prozesse zu Römern zu machen. Er saß selbst zu Gericht, hörte die Partheien, und verwaltete die Justitz, als wäre er mitten in Rom Prätor. Dies erregte den Unwillen der Deutschen. Der Anblick der römischen Beile und Ruthen war ihnen unerträglich.

Hermann, ein Fürst der Cherusker, der das römische Bürgerrecht hatte, benutzt diese Gelegenheit, Deutschland auf immer zu retten. Er verbündet sich mit den Vornehmsten, schwächt den Varus dadurch, daß sich die Vornehmere unter allerlei Vorwand römische Bedeckung ausbitten, und lockte ihn, ohngeachtet Segest, dessen Tochter Hermann entführt hatte, ihn warn-

warnte, in den Teutoburger Wald im Paderbornischen. Hier wurde das römische Heer von den Deutschen umringt, und erlitte eine schreckliche Niederlage. Varus selbst fiel in sein eigenes Schwerdt. Der Haß der siegenden Deutschen brach vor andern gegen die römischen Anwälde aus, die sie mit Processen nach römischem Zuschnitt heimgesucht hatten. Ein erbitterter Deutscher riß einem die Zunge aus, hielt sie in der Hand, und rief: „Wirst du Natter noch zischen?" Dem Varus hieben sie den Kopf ab, schickten ihn zum Marbod, dieser zum Augustus, und dieser zu den Anverwandten. Viele Römer wurden den Göttern geopfert, viele in Ketten geschmiedet, die sich mit den Ketten das Gehirn zerschlugen. Die Legionen waren niedergemacht, die Fahnen und Adler verlohren. Augustus hörte die Nachricht mit Wahnsinn, durchlief seinen weiten Pallast und rief: „Varus, Varus, gieb mir meine Legionen wider!" Dieser große Sieg, neun Jahre nach Christi Geburt erfochten, entschied die Unabhängigkeit. *) Ein Denkmal, welches man zu Santen ausgegraben hat, stellt einen mit Lorbeer gekrönten Helden vor, welcher einen Kommandostab in der rechten Hand hält; neben ihm sieht man zwei kleinere Brustbilder, wovon das eine an der rechten Seite die Aufschrift unter sich hat:

M. CAELIVS
M. L.
PRIVATVS.

Das

*) Diese Herrmannsschlacht und Varusniederlage ist bekannt; Schmidt hat sie weitläuftig beschrieben; ganze Abhandlungen haben Florus, Dio und Tacitus und Vellejus Paterculus hinterlassen, und zahllos sind die Untersuchungen über den Ort, wo die Schlacht vorgefallen.

Das andere, an der linken Seite, hat folgende Inschrift:

M. CAELIVS
M. L.
THIMIANUS.

Privatus und Thimianus, welche zur Seite des Caelius gestellet sind, sollen Freye gewesen seyn, welche in der varianischen Schlacht mit ihrem Patron das Leben verlohren. So erklärt es Teschenmacher und Dithmar. Unter dem großen Brustbild steht folgende Aufschrift: M. CAELIO. T. F. LEM. BONO.... LEG. XIIX ANN. LIII... CEDIT. BELLO VARIANO OSSA... INFERRE LICEBIT. P. CAELIVS. T. F. LEM. FRATER. FECIT. Diese Grabschrift wird also interpretirt: Marco Cælio, Titi filio, Lemoniæ (Tribus) bono nomine primo et Legato Legionis duodevigesimæ annorum quinquaginta trium cecidit bello Variano, ossa inferre licebit Publius Cælius, Titi filius Lemoniæ (Tribus) frater fecit. Dieser Cälius war einer von den unglücklichen Generälen, welche die Deutschen lebendig gefangen bekamen. Er schlug mit den Ketten, die er trug, die Stirn, daß das Gehirn heraussprützte, der Leichnam wurde von den reichen Anverwandten gekauft, und auf den elysischen Feldern bei Xanten verbrannt.

Mit vieler Mühe und durch harte Mittel brachte August wider ein Heer für den Rhein zusammen; die Niederlage des Varus hatte alle römische Bürger abgeschreckt, keiner wollte mehr nach dem Rheine. Tiberius sammelte zu Santen die noch geretteten Cohorten und führte die neu Angeworbenen über den Rhein; aber er drang nicht tief ein und richtete nichts aus. Der Geist der erschlagenen Römer schwebte ihm vor; er

suchte

suchte lieber zu unterhandlen. Einige deutsche Völker versprachen ihm Treue. Segest, der Schwiegervater Herrmanns, schmeichelte ihm, und Marbod blieb sein Freund. Ruhig blieb alles in den Rheingegenden bis auf den Tod des Augustus. Tiberius gieng nach Rom und nahm den Purpur.

Kapitel VII.

Germanicus.

Germanicus, der Sohn des tapfern Drusus, hatte schon gemeinschaftlich mit Tiberius am Rheine kommandirt. Beide giengen nach einigen Zügen durch Deutschland zurück nach Rom. Germanicus wurde Konsul und Tiberius mußte ihn adoptiren, ob er gleich selbst schon einen Sohn hatte. Germanicus erhielt darauf den Oberbefehl über die acht Legionen am Rheine. August war auf einer Reise nach Neapel zu Nola gestorben, mit den Worten: „Habe ich nicht meine Rolle auf der Bühne der Welt gut gespielt? Sie ist vollendet, schlagt in die Hände, und gebt mir Euren Beifall. Lebe wohl, Livia, erinnere Dich oft an mich und an die Bande, die uns fesselten!" Livia war im Verdacht, ihren Gemahl vergiftet zu haben; sie ließ den Pallast und alle Zugänge stark besetzen, den Tod des Augustus und den Regierungsantritt des Tiberius zu gleicher Zeit bekannt machen. Agrippa wurde erobert. Die Konsuln, der Senat, die Ritter und ganz Rom huldigten dem Tiberius. Allein Tiberius befolgte die Kunststücke des Augustus, weigerte sich, die schwere Last der Regierung, die er doch schon an sich gerissen hatte, auf seine Schultern zu nehmen. Nur auf demüthiges Bitten des Senats bequemte

quemte er sich dazu. Dem Germanicus übertrug er, mit der Nachricht von Augustus Tode, die prokonsularische Würde in Gallien und am Rhein.

Während des Gaukelsspiels, als Tiberius den Senat und ganz Rom täuschte und in die niederträchtigste Sklaverei stürzte, brach die Flamme des Aufruhrs unter den Legionen an den Gränzen aus. Drei Legionen in Panonien rebellirten, ermordeten ihre Centurionen, und droheten dem Bläsius, ihrem Oberbefehlshaber, mit eben der Strafe. Tiberius schickte seinen Sohn Drusus dahin ab; dieser wurde im Lager festgehalten; eine Mondfinsterniß und andre widrige Zufälle brachten die Legionen zum Gehorsam. Drusus bewilligte ihnen, was sie forderten. Weit bedenklicher war der Aufruhr der Legionen am Rhein. Die öffentliche Trauer- und Freudenfeste hatten die Soldaten von den gewöhnlichen Kriegsübungen dispensirt; die Ruhe machte sie muthwillig, sie sprachen von dem neuen noch wankenden Fürsten; von ihren zerstümmelten, zerfetzten Leibern; von den schweren Arbeiten beim Schanzen, Kanäle graben, Dämme anlegen; von den Schlägen, womit die Centurionen sie behandelten; sie riefen alle laut: „Nun ist die Zeit da, wo die alten Soldaten eine baldige Erlassung ihrer Dienste, die jungen einen stärkern Sold und alle Linderung ihres Elends fordern und sich wegen der Grausamkeit der Centurionen rächen können. Das römische Reich steht in unsern Händen; unsere Siege erweitern die Republik, von uns nehmen die Imperatoren den Beinamen Germanicus." Plötzlich fiel der rasende Soldat mit entblößtem Degen die Centurionen an und warf sie in den Rhein. Nichts konnte die Wuth der Soldaten stillen. Ein Glück, daß Germanicus in

der Nähe war, sonst hätte Tiberius den Purper verlohren.

An dem Ufer des Rheins stunden damals zwei Heere, davon das eine, welches das obere hieß, von dem Legaten Cajus Silius, und das untere vom Aulus Cäcinna kommandirt wurde. Ueber beide war Germanicus Oberbefehlshaber, der damals in Gallien mit Einrichtung und Betreibung der Auflagen beschäftigt war. Das obere Heer unter Silius blieb ruhig und wollte den Ausgang des Aufruhrs im untern Heere abwarten. Das untere Heer gerieth in volle Wuth; die ein und zwanzigste und die fünfte Legion machten den Anfang, sie rissen die erste und die zwanzigste mit sich hin; denn sie stunden miteinander in einem Lager an den Gränzen der Ubier, bei Bonn, und waren ganz müßig. *)

Germanicus hört den Aufruhr und eilet ihn zu dämpfen. Vor dem Lager kamen ihm die Legionen mit niedergeschlagenen Augen entgegen; sie ergriffen seine Hand, küßten sie, ließen ihn in den Mund fühlen, daß sie keine Zähne mehr hätten; andere zeigten ihm ihre vom Alter gekrümmten Glieder. Germanicus befahl, sich in Ordnung zu stellen und ihre Fahnen vor sich her zu tragen. Er bestieg das Tribunal, sprach von der Ehrfurcht gegen den August, von den Siegen und Triumphen des Tiberius und von den großen Thaten der Legionen; er erhob die Treue der Gallier und fragte endlich: „Wo ist euer Gehorsam; Wo der Ruhm eurer alten Disciplin? Wie habt ihr euch gegen eure Tribunen und Centurionen betragen?“ Alle Soldaten wurden

*) Ich habe hier die Geschichte des Tacitus vor mir, den ich, so viel als möglich ist, wörtlich abschreibe oder doch epitomire. Man sehe Tacit. hist. l. I.

den unruhig, entblößten ihre Leiber, zeigten die Narben ihrer Wunden, die Striemen von den Schlägen; sie schrieen über das Geld, daß sie für einige Freiheit von Arbeiten geben müßten, über ihren geringen Sold, über ihren schweren Dienst, über das Schanzen, über das mühsame Zusammenschleppen der Fütterung, der Faschinen oder Pallisaden; die alten Soldaten beschwerten sich, daß sie schon über 30 Jahre gedient hätten, forderten das von Augustus ihnen vermachte Geld, und riefen dem Germanicus ihre Wünsche zu, er möchte sich des Reichs bemächtigen, sie seyen bereit ihm zu dienen. Bei diesen Worten sprang Germanicus vom Tribunal und rief: „er wollte lieber sterben als dem Kaiser untreu werden“ er riß den Degen von der Seite und setzte ihn auf die Brust; die Umstehenden hielten ihn zurück; die Hintersten riefen: „stoß zu!“ Ein Soldat bot ihm seinem entblößten Degen mit den Worten dar: „dieser ist schärfer.“ Die noch Gutgesinnten retteten den Germanicus in sein Zelt.

Hier berathschlagte man sich, was zu thun sey; die Nachricht lief ein, daß die Aufrührer Abgeordnete an das obere Kriegsheer schickten, um es mit in die Empörung zu ziehen; daß die Stadt der Ubier zerstört werden sollte und daß sie nach der Plünderung dieser Stadt in Gallien fallen würden. Germanicus war gezwungen, den Legionen zu bewilligen, was sie forderten, und sie aus seinen eigenen Mitteln zu befriedigen. Cäcinna führte die erste und zwanzigste Legion mit ihren Fahnen und Adlern in die Stadt der Ubier. Germanicus gieng zum obern Kriegsheer; die zweite, dreizehnte und sechszehnte Legion leisteten ohne Anstand den Eid der Treue; die vierzehnte trug einiges Bedenken; ihr wurde ungefordert Geld und Abschied gegeben. Im Lande der Chauken rebellirten

die

die Legionen unter Anführung der Vexilliarier oder Recruten. Der Tribun Mennius ließ zwei davon hinrichten; als die Soldaten sich darüber seiner bemächtigen wollten, rief er: „Ihr vergreift euch nicht an mir, sondern an eurem Feldherrn Germanicus und an eurem Kaiser Tiberius;“ er ergriff die Fahne, kehrte sie gegen das Ufer und rief: „Wer nicht in Reih und Gliedern bleiben wird, soll als ein Ausreißer angesehen werden.“ So führte er das Volk ruhig in die Winterquartiere zurück.

Ein Zufall zündete die Flamme des Aufruhrs am Rheine von neuem an. Es kamen Gesandten vom Senate, welche den Germanicus bei dem so genannten Altar der Ubier antrafen. *) Hier lagen zwei Legionen, die erste und zwanzigste, nebst den verabschiedeten alten Soldaten. Sie glaubten die Gesandten würden das widerrufen, was sie durch den Aufruhr erpreßt hatten. Um Mitternacht überfielen die Soldaten den Germanicus, rissen ihn aus dem Bette, und zwangen ihn, die Fahnen heraus zu geben. Die Gesandten eilten zum Germanicus, sie sollten ermordet werden; sie flohen zu den Fahnen und Adlern und suchten an diesem Heiligthum Schutz. Am Morgen bestieg Germanicus das Tribunal, ver-

*) Man hat sehr gestritten und viel geschrieben, ob die Stadt Bonn der Altar der Ubier heisse, oder ob ein wirklicher Altar nahe bei der Stadt der Ubier aufgerichtet gewesen sey. Es ist fast allgemein angenommen, daß die Ubier einen Altar errichteten, an welchem sie den Göttern dankten, als sie glücklich vom rechten Rheinufer auf das linke durch Vipsanius Agrippa gebracht waren. Bei Godesberg hat man ein Fanum des Mercurs wirklich ausgegraben; daher der Name Gottesberg oder Götzenberg. Unterdessen halten andere, vielleicht nicht ohne Grund, dafür, daß der erste Altar der Ubier dem Gott Mars gewidmet gewesen seye. – Die hernach bekehrten Ubier bauten da eine dem Erzengel Michael geheiligte Kirche.

verwieß den Soldaten ihre Rebellion, und klagte über das beleidigte Recht der Gesandschaft. Unter Bedeckung von Hülfsvölkern ließ er die Legaten begleiten; seine schwangere Gemahlin und seinen Sohn umarmte er mit Thränen und brachte sie dahin, das Lager zu verlassen. Ein Haufe klagender Frauenzimmer begleitete sie; die fliehende Gemahlin des Heerführers hatte ihren kleinen Sohn auf dem Schooße. Das rührte die Soldaten; sie beneideten die Trierer, denen Germanicus seine Gemahlin lieber anvertrauen wollte. Sie traten der Agrippina in den Weg, baten sie mit Thränen zu bleiben; andere giengen zum Germanicus, warfen sich ihm zu Füßen, beweinten ihren Aufruhr und gelobten, zu ihrer Pflicht zurückzukehren, wenn er seine Gemahlin nicht nach Trier schicken, sondern bei ihnen im Lager lassen wollte. Diese Gelegenheit ergreift Germanicus, den Soldaten mit aller Stärke ins Herz zu reden. „Nicht meine Gemahlin, sprach er, nicht mein Sohn sind mir lieber als das Vaterland; gern opfere ich sie für euern Ruhm auf; aber in meinem Blute allein sollt ihr eure Bosheit abkühlen. Was habt ihr euch an diesem Tage erkühnt? Wie habt ihr das Heiligste beleidigt? Wie soll ich diesen Haufen nennen? Soll ich euch noch Soldaten nennen, da ihr doch den Sohn eures Kaisers feindlich eingeschlossen habt? Soll ich euch noch Bürger nennen, da ihr das Ansehen des Senats mit Füßen tretet? Ihr habt das, was selbst Barbaren oder Feinde respektiren, ihr habt das heilige Gesandschaftsrecht, ihr habt das Völkerrecht verletzet. Der göttliche Julius stillte den Aufruhr seines Heeres mit dem einzigen Worte: Quirites. *) Der göttliche

Au-

*) Suetonius erzählt, die Soldaten der 10ten Legion forderten im afrikanischen Kriege ihren Abschied. Cäsar gab ih-

August machte mit einem einzigen Blicke die Legionen bei Actium zittern. Und mir dankt ihr also? Unbedachtsame, warum habt ihr mir das Schwerdt entrissen, welches ich mir den ersten Tag in die Brust stoßen wollte? Ich wäre gefallen, ohne ein Zeuge so vieler Verbrechen meines Heeres zu seyn. Möchten doch die Götter nicht zugeben, daß die Belgier, die sich dazu anbieten, den römischen Namen retten und die Deutschen im Zaum halten! Dein Geist, göttlicher August; dein Bild, du mein Vater, Drusus, umschwebe die Soldaten daß Schaam und Reue sie ergreife, daß sie ihren Schandflecken abwaschen und ihre Feindseligkeiten von den Bürgern abziehen und auf den Untergang der Feinde richten!" — Diese Rede brachte die Legionen zum Gehorsam zurück; sie warfen sich zu den Füßen des Germanicus, baten um Bestrafung der Schuldigen, um Verzeihung für die Verführten, um die Rückkunft seiner Gemahlin Agrippina und seines Sohnes Caligula. Sie baten, er möchte sie gegen den Feind führen.

Dieser Aufruhr war gestillt; aber die 5te und 21te Legion in Castra vetera oder Santen waren noch in vollem Wüthen; die Reue und Strafe ihrer Kameraden schreckte sie nicht. Germanicus zog gegen sie ein Heer zusammen, um sie mit Gewalt zum Gehorsam zu bringen. Doch versuchte er noch den Weg der Güte. Er schrieb an den Cäcinna, daß er mit einem starken Heere käme und alles ohne Unterschied niedermachen würde, wenn sie nicht die Schuldigen selbst bestrafen wollten. Cäcinna laß diesen Brief denen, die die Fahne und

---

nen den Abschied, aber mit dem Worte Quirites, wie er sie nannte, lenkte er sie um, sie antworteten, wir sind Soldaten und folgen dir.

und Adler trugen und einigen Vertrauten vor; er bat sie dringend, das ganze Lager der Schande und dem Tode zu entreißen. Die Gutgesinnten fielen nun mit gewafneter Hand über die Aufrührer her; ein schreckliches Blutbad entstund; diejenigen, welche denselben Tag mit einander gegessen und die Nacht beisammen geschlafen hatten, waren gegen einander und hieben sich nieder;. Geschrei, Wunden und Blut hörte und sah man auf dem dortigen Ufer des Rheins. Germanicus kam im Lager an und sagte mit Thränen im Auge, daß dies nicht ein Arzneimittel, sondern ein Blutbad sey; er befahl, die Körper zu verbrennen. Die noch wilden Gemüther forderten schleunig gegen den Feind geführt zu werden, um ihre Wuth auszusöhnen; sie glaubten, die Geister ihrer ermordeten Kameraden könnte nicht eher zur Ruhe kommen, bis ihre unmenschliche Brust rühmliche Wunden aufweisen könne. Germanicus folgte diesem wilden, kriegerischen Feuer, schlug eine Brücke über den Rhein, und gieng mit 12,000 Mann von den Legionen, mit 26 Cohorten von den Bundsgenossen und acht Regimenter Reuterei hinüber.

Geradezu zogen die Römer gegen die Deutschen; sie schlugen ihr Lager in den Limiten auf, die Tiberius angefangen hatte, und hinten und vorn und auf beiden Seiten mit Gräben, Wällen und Verhacken bedeckt waren. Die Kundschafter brachten die Nachricht, daß die Deutschen diese Nacht ein Fest feierten und bei Gastmalen lustig wären; der helle, gestirnte Himmel erleuchtete den Zug der Römer; sie erreichten die Sitze der Marsen; die Feinde lagen auf ihren Lagern oder an ihren Tischen und schliefen ohne Furcht, ohne einmal Schildwachen ausgestellt zu haben. Germanicus richtet

ein

ein schreckliches Blutbad an; auf 50 Meilen im Umkreise verheerte er alles mit Feuer und Schwerdt; weder Alter noch Geschlecht, weder Tempel noch Heiligthum wurden geschont; der berühmte Tempel dieser Völker, welcher der Tempel der Tanfana hieß, wurde der Erde gleich gemacht. Dieses Blutbad setzte die Brukterer, Turbanter und Usipeter in Bewegung; sie fielen die Römer von allen Seiten an; schon waren die leichten Cohorten in Unordnung gebracht; Germanicus ritt auf die ein und zwanzigste Legion zu, und sprach: „Itzt ist es Zeit, den Schandfleck eures Aufruhrs zu tilgen; eilet, eure Schande in Ehre zu verwandeln." Mit Wuth flogen sie in die feindlichen Glieder und schlugen sie. Ruhig ziehen die Legionen in die Winterquartiere nach Santen, Köln, Bonn, Andernach und Mainz.

Im Frühling gab Germanicus dem Cäcinna vier Legionen, 5000 Mann Hülfstruppen und zusammengeraffte Haufen von Rheinbewohnern; er brach selbst mit eben so viel Legionen, mit noch einmal so viel Hülfsvölkern auf; auf dem Berge Taunus legte er auf den Trümmern der alten Schanze, die sein Vater aufgeführt hatte, eine neue an; mit seinem ganzen Heere gieng er in der größten Geschwindigkeit auf die Katten los; überfiel sie, zündete Mattium (Marburg), die Hauptstadt dieses Volks an, plünderte das platte Land aus und zog wieder über den Rhein. Die Cherusker wollten seinen Nachtrab anfallen, aber Cäcinna schreckte sie und schlug die Marsen in einem entscheidenden Treffen.

Hermann hielt seinen Schwiegervater Segest belagert; dieser schickte Gesandten an die Römer, um ihre Hülfe zu ersuchen. Der Sohn des Segest, Segimund, war mit unter den Gesandten. Ungern gieng der Jüng-

ling mit, denn in dem Jahre, da Deutschland sich empörte, hatte er als ein erwählter Priester bei dem Altar der Ubier die geheiligte Binde zerrissen und war zu den Feinden übergegangen. Weil man ihm aber Hofnung auf die Gnade der Römer machte, so kam er mit der Gesandschaft an das linke Rheinufer, wurde gütig aufgenommen, und Germanicus rückte mit seinem Heere vor, grif die Belagerer an, und riß den Segestes mit vielen seiner Freunde aus ihren Händen. Hermanns Gemahlin, des Segests Tochter, war mit unter den Gefangenen; sie zeigte mehr des Gemahls, als des Vaters Gesinnung, war weder zu Bitten noch zu Thränen zu bewegen; sie faltete ihre Hände in ihren Schooß, und sah auf ihren schwangern Leib nieder. Man eroberte viele Beute, welche die Feinde bei Varus Niederlage gemacht hatten. Segest, ein großer, ansehnlicher Mann, erschien als Freund; Germanicus nahm ihn und die Seinigen liebreich auf, und gab ihm einen Wohnsitz an dem linken Rheinufer. Arminius Gemahlin kam mit einem Sohne nieder, der zu Ravenna erzogen wurde. Germanicus wird vom Tiberius zum Imperator erklärt.

Hermann war über den Raub seiner Gemahlin, und die Knechtschaft, in welche die Frucht seiner Liebe gerieth, ganz rasend, flog durch das Gebiet der Cherusker, und forderte sie auf, die Waffen wider den Segestes und den Germanicus zu ergreifen. Mit der äußersten Heftigkeit, mit donnernder Beredsamkeit sprach er: „Ey, ein vortrefflicher Vater! ein großer Feldherr! ein tapferes Heer! so viele streitbare Männer führen ein einziges junges Frauenzimmer gefangen. Ich allein habe drei Legionen und so viel Feldherren niedergehauen; ich führe keinen Krieg mit Verrätherei,

auch

auch nicht gegen schwangere Weiber. Noch sieht man in unsern geheiligten Hainen die Fahnen der Römer; mag Segestes an dem überwundenen Ufer wohnen und seinem Sohne das Priesterthum widergeben. Nie könnten es Deutsche verantworten, daß sie Ruthen und Beile und die Toga zwischen der Elbe und dem Rheine sehen. Andre Völker, welche die römische Herrschaft nicht kennen, kennen ihre Strafen nicht, wissen nichts von ihren Auflagen. Auf zu den Waffen! Erschreckt nicht vor einem unerfahrnen Jünglinge und einem aufrührischen Heere; folgt mehr dem Hermann, dem Vertheidiger eurer Ehre und Freiheit, als dem Segest, der euch in eine schändliche Sklaverei führt!" Diese Rede entflammte nicht blos die Cherusker, sondern auch alle benachbarten Völker; selbst Inguiomar, der Onkel Hermanns, der lange bei den Römern im großen Ansehen stund, kam auf Hermanns Seite.

Germanicus suchte das feindliche Heer zu theilen, schickte den Cäcinna mit vierzig Cohorten Römer durch das Land der Brukterer an die Ems; er selbst schifte sich mit vier Legionen ein, und zog, wie sein Vater, den Rhein hinab, durch den drusischen Kanal, durch die Südersee in die Nordsee, von da in die Mündung der Ems, zog die Ems hinauf; die Chauken sandten ihm Hülfstruppen, und so drang er bis an die Lippe, wo Varus sechs Jahre vorher geschlagen war. Da begrub er gerührt die zerstreuten Gebeine seiner Landsleute, suchte dann entbrannt von Rache, Hermann, den Sieger auf. Er fand ihn, ohne in diesem Feldzuge Rache üben zu können. Todesschauer ergrif die Legionen beim Anblick des varianischen Lagers, die Todtengebeine lagen zerstreut oder in Haufen; Gewehre,

Gerippe von Pferden und Menschenköpfe an Bäume genagelt; Altäre, wo die Tribunen und Centurionen geschlachtet waren; — das alles zeigte sich noch. Hermann floh indessen, lockte die Römer in einen Hinterhalt; nur die Klugheit des Feldherren rettete sie, daß nicht eine völlige Niederlage erfolgte.

Im folgenden Jahre lief Germanicus wieder mit tausend Schiffen in den Emsstrom ein. Er ließ die Flotte zu Emden, und zog mit seinem Heere bis an die Weser in der Gegend von Bremen. Am jenseitigen Ufer zeigte sich Hermann in Schlachtordnung. Viele Haufen Reuter hielten sich nicht, und sprengten voran durch den Fluß. Während daß diese mit den Deutschen fochten, setzte Germanicus mit dem ganzen Heere hinüber, und es kam zu einer blutigen Schlacht. Die Römer siegten, und Hermann selbst würde gefangen seyn, hätten nicht die Chauken, die als Hülfstruppen unter den Römern fochten, ihn erkannt, wie er das Gesicht mit Blut bedeckt, zu fliehen suchte. Die Deutschheit regte sich bei ihnen, und sie liessen den Fliehenden durch. Das Blutbad dauerte bis in die Nacht; das Feld umher war zehntausend Schritte mit Leichnamen und Waffen der Deutschen bedeckt. Die siegenden Römer errichteten schon auf dem Wahlplatze einen Rasenhügel und thürmten darauf als Siegeszeichen die Waffen der Deutschen, mit Inschrift der Namen der überwundenen Völkerschaften. Dieser Anblick brachte die geschlagenen Deutschen bis zur Raserei. Nichts konnte sie abhalten. Vornehme und Geringe, Jünglinge und Greise, alle rafften Gewehre zusammen, und stürmten von neuem auf die Römer ein. Das Gefecht ward hartnäckiger als vorher. Es fochte Mann gegen Mann, und Ger-

manicus war unter den vordersten Streitern. Wären die Römer den Deutschen nicht in der Kriegszucht und in der Beschaffenheit der Waffen so sehr überlegen gewesen, und wäre nicht Hermann verwundet worden, die Deutschen hätten ihnen noch den Sieg entrissen. Aber nun wichen sie zum zweitenmal, und liessen den Römern einen vollkommenen Sieg.

Germanicus gieng bald über die Weser zurück, schifte seine Truppen zu Emden wieder ein und die Fahrt begann glücklich. Die Römer freuten sich an dem Rauschen der Ruder und dem Flattern der Segel von tausend Schiffen. Aber die Freude war kurz. Ein schrecklicher Sturm erhob sich und zerstreute die Schiffe. Es hielt kein Anker mehr, kein Pumpen schützte mehr vor dem eindringenden Wasser und ringsum erblickte man nichts, als feindliche Küsten oder eine gränzenlose hohe See. Ein Theil der Schiffe ward verschlungen; viele scheiterten an fernen unbewohnten Inseln, wo die gerettete Mannschaft Hungers starb, ausser wenn angespülte Pferde ihr das Leben fristeten. Germanicus war in Verzweifelung. „Ich, rief er unaufhörlich, nur ich bin Schuld an dem schrecklichen Unglück.“ Kaum konnten seine Freunde ihn zurückhalten, daß er sich nicht ins Meer stürzte. Endlich landete seine Galeere am Gebiete der Chauken, und allmählig kamen mehrere Schiffe, einige mit Mänteln, statt der Segel bespannt, andere von den größern geschleppt, zurück.

Die Deutschen triumphirten, im Wahne, die stolzen Römer nun gedemüthigt fliehen zu sehen. Aber Germanicus war größer als sein Unglück. Mit neuer Kraft und rascher, wie zuvor, drang er in sie ein. Die Deutschen flohen und gestanden fliehend, daß die Römer

mer unbesiegbar seyen. Keiner zweifelte, daß durch einen dritten Feldzug der Krieg geendigt und die Deutschen unterjocht seyn würden. Aber die Eifersucht des Tiberius rettete sie. Er misgönnte seinem Brudersohne den Ruhm, diesen schweren Krieg geendigt zu haben. Der tapfere Germanicus ward zur Unzeit zurückgerufen. *)

Germanicus hatte indessen den Rhein vor feinlichen Ueberfällen gesichert. Ruhe und Friede blühet an seinen Ufern. Die Deutschen wenden ihre Waffen gegen sich selbst. Der König der Markmänner, der bekannte Marbod herrschte mit unumschränkter Gewalt. Marobod, so redete Hermann seine Völker an, ist ein Tyrann, ein Verräther des Vaterlandes, ein Trabant des römischen Kaisers. Auf, laßt uns ihn schlagen! Marobod wurde geschlagen und als er bei den Römern Hülfe suchte, ließ Tiberius ihm sagen, er habe kein Recht, die römischen Waffen gegen die Cherusker um Hülfe zu bitten, da er den Römern wider eben diesen Feind niemals beigestanden habe.

Drusus, der Sohn des Tiberius, kommandirt am Rheine und erwarb sich die Ehre, den Saamen der Uneinigkeit unter die Deutschen auszustreuen. Katuald überfällt den Marobod, dringt in die Hauptstadt und in das Schloß. Tiberius nimmt den unglücklichen Flüchtling auf und weist ihm seine Wohnung zu Ravenna an.

Im 21ten Jahr nach Christi Geburt lassen sich die Trierer durch einen Julius Florus zum Aufruhr verleiten; sie sind unzufrieden mit den immerwähren-
den

*) V. Halems Old. Gesch. 1. Th. S. 62-66.

den Auflagen, mit den schweren Zinsen, mit der Grausamkeit der Statthalter. Die Armee war uneinig, als sie den Tod des Germanicus vernahm. Itzt, sagt Florus, ist die beste Zeit, die Freiheit wieder zu erlangen, schwach ist Italien, das Volk unfähig zum Kriege, die Stärke der Armee besteht blos in fremden Truppen. Florus wirbt eine Armee; Visellius und Silius stellen ihm ihre Legionen entgegen. Florus tödtet sich selbst; der triersche Aufstand hat ein Ende.

Im vorigen Jahre war Hermann schon gestorben. Adgandester, ein Fürst der Katten, schrieb an den römischen Senat, er wolle den Hermann tödten, wenn man ihm zur Vollziehung des Mordes Gift schickte. Mit Verachtung antwortete Tiberius: die Römer rächen sich nicht durch Verrätherei, sondern mit den Waffen an ihren Feinden. Hermann strebte seit dem Rückzuge der Römer und nach der Vertreibung Marobods nach der unumschränkten Herrschaft. Seine Mitbürger empören sich dagegen, greifen zu den Waffen, mit abwechselndem Glück wird gestritten; Hermann kommt durch Verrätherei seiner Verwandten um, im 37ten Jahr seines Alters.

Im 28ten Jahr der christlichen Zeitrechnung setzte ein Aufstand der Friesen die Legionen am Rheine in Bewegung. Drusus hatte den Friesen eine geringe Steuer an Ochsenhäuten aufgelegt. Olennius, einer der Primizilaren, las die Ochsenhäute aus und forderte, daß alle Häute der Auerochsen so groß seyn sollten. Anfänglich gaben sie ihre Ochsen, ihr zahmes Rindvieh, hernach ihre Aecker und endlich die Leiber ihrer Weiber und Kinder in die Sklaverei hin. Endlich brach ihr Zorn aus, sie nahmen die Soldaten,

wel-

welche zur Eintreibung der Steuern bestellt waren, und schlugen sie an Galgen. Olennius floh in das Schloß Flevum an der Küste des Meeres. L. Apronius, der Proprätor in Niederdeutschland, sammelte eine Armee, schifte sie auf dem Rhein ein und zog gegen die Friesen. Fast alle Römer wurden niedergemacht, in dem Haine Baduhenna wurden 900 Römer und an einem andern Orte 400 getödtet. Apronius sammelte den Rest der Legionen und zog sich zurück.

Am Ende der Regierung des Tiberius verwüsteten die Deutschen einige Gegenden am Rhein; allein sie wurden bald zurückgetrieben. Tiberius näherte sich dem Tode im 78ten Jahre seines Alters, im 23ten Jahre seiner Regierung und im 37ten nach Christi Geburt; Macro erstickte ihn unter Decken, als er sich von einer Ohnmacht, die man für den Tod hielt, erhohlte.

Kapitel VIII.

Cajus Caligula, Claudius, Nero, Galba, Otto, Vitellius, Vespasianus, Titus und Domitian.

Unter der Regierung dieser Kaiser, welche fast alle eines gewaltsamen Todes sterben, in einem Zeitraum von 60 Jahren, ereignen sich am Rheine wichtige Begebenheiten. Eine Kolonie wird nach der Ubier Stadt geschickt, wovon sie den Namen Köln erhält; sie bleibt die Hauptstadt der unteren Gaul oder Niedergermaniens; Mainz bleibt die Hauptstadt der oberen Gaul oder Obergermaniens; die Rheinbewohner helfen Britannien unterjochen; Hordeonius Flaccus giebt

der Stadt Uerdingen seinen Namen; Claudius Civilis überfällt die römischen Lagerplätze und schlägt sie zurück.

Nach dem Tode des Tiberius nahm Cajus, der Sohn des tapfern Germanicus, der im Lager geboren und von der Agrippina in Zelten erzogen war, den Purpur. Die Soldaten hatten ihm den Beinamen Caligula gegeben, weil er schon als Knabe eine Art kleiner Stiefel trug, die man Caligæ nannte. Die ganze Regierung dieses Cajus Caligula war lächerlich, und am allerlächerlichsten sein Aufenthalt am Rheine. *) Cajus gieng einmal in einer Vorstadt Roms spazieren und wollte die Quellen des Clitumnus in Umbrien besuchen. Auf einmal fällt

*) Kaum kann man alles Lächerliche glauben, was Suetonius, Dio und Josephus von ihm erzählen. Was Tacitus von ihm schrieb, ist leider verloren gegangen; aber er sagt, daß die Geschichte der ersten Kaiser, womit man sich zu seiner Zeit trüge, sehr ungetreu sey. Suetonius und Dio erzählen, Cajus habe viele Unschuldige tödten, den wilden Thieren vorwerfen und entzwei sägen lassen; habe den Circus mit kostbaren Farbstoffen, mit Zinober, statt Sand bestreuen lassen; habe auf einer Jagd 500 Bären, die man aus Afrika brachte, erlegt; habe mit der Drusilla und seinen übrigen Schwestern ausschweifend gelebt; keine vornehme römische Frau sey sicher gewesen vor seinen Gewaltthätigkeiten; er habe als Gott sich gestellt; habe seinem Pferde Incitatus eine elfenbeinere Krippe, ein prächtiges Haus bauen lassen, ihm Köche, Domestiken bestellt, habe es zu Gast gebeten, mit vergoldeter Gerste gefüttert, ihm eine purpurne Decke mit Perlen aufgelegt; habe eine Mahlzeit von 350,000 Rthlr. gegeben; eine große Perle verschluckt; habe ein Schiff mit Weingärten und Perlen besetzt, und eine Schiffbrücke von Bajä bis Puteoli, drei Viertel Meile über das Meer, bauen lassen und einen Triumph gehalten. — Alles zeigt, daß Caius eine Krankheit gehabt habe, wenigstens sagen die Geschichtschreiber, daß er mit der Epilepsie behaftet war.

fällt es ihm ein, nach Gallien zu gehen und den Rhein zum Schauplatz seiner Thaten zu machen. Die Legionen bekamen Befehl, eiligst aufzubrechen, Werbungen wurden auf das schärfste angestellt, und Vorrath aller Art mußte auf das schleunigste herbeigeschafft werden. Mit solcher Geschwindigkeit reißte er fort, daß die Soldaten der Leibwache, um ihrem Kaiser zu folgen, ihre Bagage und Fahnen zurücklassen und auf Lastthieren nachbringen lassen mußten. Bisweilen reißte Cajus wieder ganz langsam und feierlich, ließ sich in einer Sänfte von acht Sklaven auf den Schultern tragen; die Heerstraßen, die er passirte, mußten gekehrt und gewaschen werden. Cajus kommt an den Rhein, stellt sich an die Spitze von den daselbst liegenden acht Legionen, etwa 40,000 Mann, und mustert sie mit übertriebener Schärfe. Die verdienstvollesten Generäle setzte er ab und den Veteranen verkürzte er ihren Sold.

Die Germanier dachten an keinen Krieg und Cajus wollte auch keinen haben, nur eine lächerliche Komödie wollte er aufführen. Es mußten auf seinen Befehl einige Germanier der Leibwache über den Rhein ziehen und sich in Wälder verstecken; hierauf mußte mit grossem Lärmen die Nachricht gebracht werden: Der Feind nähere sich. Gleich gab Cajus Befehl zum Aufbruch, hielt ermunternde Reden an die Soldaten, flog mit der prätorischen Reuterei vorauf, stürmte auf den Wald und bemächtigte sich der Soldaten, die sich auf seinen Befehl versteckt hatten. Siegend zog er mit Fackeln zurück an den Rhein, ließ hohe Siegeszeichen an den Ufern errichten, schmälte heftig auf die Trägheit und Zaghaftigkeit der Legionen, die nicht geschwind genug gefolgt waren, und belohnte diejenigen, die an seinem

Sie-

Siege Theil hatten, mit Kränzen von neuer Art, an denen sich die Bilder von Sonne, Mond und Sternen zeigten. Er selbst legte sich den Ehrennamen Germanicus bei.

Kurz darauf fieng er ein eben so kindisches Spiel an. Er ließ einige junge Geisseln aus der Schule, wo sie in Wissenschaften unterrichtet wurden, weghohlen und einen ziemlichen Weg vorausgehen. Man mußte ihm die Nachricht bringen, als ob sie die Flucht ergriffen hätten; plötzlich steht er vom Tisch auf, setzt ihnen nach, hohlt sie ohne Mühe ein, bringt sie in Ketten und Banden zurück, setzt sich wieder an den Tisch und redet diejenigen, welche diesen schweren Feldzug mitgemacht hatten, mit den Worten an, welche Virgil dem Aeneas in den Mund legt: „Seyd muthvoll und tapfer, meine Waffenbrüder, und erhaltet euch für bessere Zeiten.“ Mit prächtigen Worten schrieb er nach Rom seine Heldenthaten und schmälte auf das Volk und den Senat, daß sie während der Zeit, daß ihr Kaiser mit den Feinden im Handgemenge und in so sichtbarer Gefahr sey, sich den Lustbarkeiten überließen, vergnügt bei Tische säßen, den Circus besuchten und Schauspiele sähen.

Bei allen diesen Pralereien zeigte sich seine feige, furchtsame Seele in ihrer ganzen Blöße. Er gieng einmal über den Rhein, sein Wagen passirte einen Hohlweg, der so enge war, daß die Leibwache sich nahe an einander drängen mußte. Von ungefähr sagte einer von den Soldaten: „es würde eine entsetzliche Verwirrung und Unordnung entstehen, wenn sie itzt plötzlich vom Feinde angegriffen würden.“ Cajus hörte dies, erschrack, sprang aus dem Wagen, schwang sich auf

ein

ein Pferd und galloppirte zurück zu der Rheinbrücke. Die Brücke war mit dem Troß des Kriegsheeres und den Soldaten besetzt, er konnte nicht durchkommen; er ließ sich also aus einer Hand in die andere über die Köpfe wegheben, und war nicht eher ruhig, bis er sahe, daß er in Freundes Land wäre. — Zu einer andern Zeit erhob sich ein Geschrei, die Germanier griffen zu den Waffen und machten Anstalten in das Reich zu fallen. Cajus wußte sich nicht anders zu retten, als mit der Flucht. Er ließ sogar eine Flotte bauen, um im Nothfall in die orientalischen Provinzen zu fliehen, von deren Treue er am meisten überzeugt war.

Im folgenden Jahre richtete er sein Augenmerk auf die Britannische Küste. Ein dasiger Fürst, Adminius, mußte vor seinem erzürnten Vater, Cinobellinus, König der Britten, fliehen und nahm seine Zuflucht zum Cajus. Das war dem närrischen Kaiser schon Eroberung, er schrieb in den pompösesten Ausdrücken nach Rom, er habe die ganze Insel unterjocht. Der Kourier, welcher die Nachricht nach Rom brachte, hatte den gemessensten Befehl, in einem kleinen Wagen auf dem römischen Markt stille zu halten, den Brief an Niemand, als an die Konsuln und den Senat abzugeben, die sich im Tempel des Mars versammeln und die wichtige Eroberung verkündigen sollten. Er sammelte die ganze Macht, 250,000 Mann, zog damit nach Boulogne an den Ozean; auf der Küste stellte er das Herr in Schlachtordnung, er selbst stieg in ein Schif, das drei Ruderbänke über einander hatte, stach damit in See und kehrte bald darauf wieder ans Ufer zurück. Hierauf ließ er das Zeichen zur Schlacht geben und mit allen Trompetten blasen. Alle diese Zurüstungen liefen

end-

endlich darauf hinaus, daß er dem gewaltigen und zur blutigen Schlacht geführten Kriegsheere Befehl ertheilte, Muscheln aufzulesen, wovon das Ufer voll lag. Das nannte Cajus die dem Ozean entrissene Beute, welche verdiente, auf das Kapitolium und in den kaiserlichen Pallast getragen zu werden. Zum Andenken seines Sieges ließ er einen Thurm aufführen, welcher den Schiffen zu einem Pharus oder Leuchtthurm dienen sollte. Zur Belohnung ließ er jedem Soldaten hundert Denarien, ungefähr fünfzehn Thaler mit den Worten austheilen: „Geht, meine Waffenbrüder, macht Euch ein Vergnügen, Ihr seyd nun reich genug.“

Während dieser Feldzüge hatte er sich siebenmal zum Imperator ausrufen lassen, und wollte nun seinen prächtigen Triumph in Rom halten. Auf einmal faßt er den unmenschlichen Entschluß, alle Legionen am Rheine zu ermorden, weil sie vor fünf und zwanzig Jahren bei Augustus Tode rebellirt hatten, und sein Vater Germanicus und er selbst als Kind bei der Ubier Altar gefangen war. Mit vieler Mühe redete man ihm diesen grausamen Vorsatz aus dem Kopf; allein darauf bestund er unerschüttert, den zehnten Mann tödten zu lassen. Er ließ die Legionen unbewaffnet zusammenkommen und mit Reuterei einschliessen. Allein die Soldaten merkten sein Vorhaben, wußten in der Stille ihre Waffen herbeizuschaffen, und setzten sich zu Wehr. Cajus erschrack, verließ eilends den Rhein, und floh in einem fort bis in seinen Pallast zu Rom.

Dio erzählt uns viele Grausamkeiten, welche Cajus während seines Aufenthalts am Rhein und in Gallien begangen habe. Die Gallier waren reich, und Cajus suchte sie zu plündern. Das ganze Volk wurde un-

ter dem Scheine eines freiwilligen Geschenks mit schweren Abgaben geplagt; die Reichen verurtheilte er zum Tode und konfiszirte ihre Güter. Ein Gallier gab dem Bedienten des Kaisers 200,000 Sesterzien, daß er nur einmal mit dem Kaiser speisen möchte. Cajus erfuhr dieß, fühlte sich dadurch geehrt, verkaufte ihm eine Kleinigheit für 200,000 Sesterzien mit den Worten: „Du sollst diesen Abend mit dem Kaiser speisen, und bist hiermit von ihm selbst eingeladen." Cajus ließ die Kleinodien und das Hausgeräthe von seinen Schwestern und von sich nach Gallien bringen, um sie hier theuer zu verkaufen; alle öffentliche Wägen und Müllerpferde wurden dazu in Requisition gesetzt, so daß es in Rom an Brod gebrach. Bei dem Verkauf bediente er sich aller merkantilischen Betrügereien und Kunstgriffe, um sie recht hoch zu veräußern. Lyon war der Marktplatz, wohin alles vom Rhein kommen mußte; unsägliche Geldsummen zog er von den Galliern. Er führte daselbst den berühmten Wettstreit der griechischen und lanischen Beredsamkeit ein. Diejenige, deren Arbeit keinen Beifall fand, mußten ihre eigene Schrift mit dem Schwamme oder mit der Zunge auslöschen, wofern sie nicht wollten sich mit Ruthen peitschen oder in die Rhone werfen lassen.

Lentulus Getulicus, Oberbefehlshaber der Legionen in Obergermanien, faßte den Entschluß, einen solchen unsinnigen Menschen aus der Welt zu schaffen. Cajus erfährt die Verschwörung, Getulicus wird hingerichtet; des Kaisers Schwester Agrippina, welche in einer lasterhaften Verbindung mit einem anderen Verschworenen, Lepidus, lebte, wurde mit darein verwikkelt, sie mußte den ganzen Weg aus Gallien nach Rom

die

die Urne, worin die Asche des Lepidus verschlossen war, in ihren Armen tragen. An die Stelle des Getulicus kam Galba an den Oberrhein; dieser schlug die Germanier, welche in die Länder des linken Rheinufers fielen, glücklich zurück. Cajus glaubte nun, die Ehre des Triumphs mit Recht fordern zu können. Er schrieb an seinen Rentmeister, die Anstalten zu dem prächtigsten Triumph zu machen, aber nicht von seinem Gelde, denn er könnte ja das Vermögen aller Menschen dazu in Anspruch nehmen. Galba mußte ihm die gefangenen Germanier zur Auszierung des Triumphs geben; die schönsten und größten Leute am Rheine nahm er ebenfalls dazu, sie mußten ihre Haare weiß färben und waschen. Die Schiffe mit drei Ruderbänken, worauf er zu Boulogne in See gestochen hatte, ließ er zu Lande nach Rom schaffen; die Muscheln, welche die 250,000 Mann am Ocean aufgelesen hatten, wurden ebenfalls nach Rom transportirt. Als alles veranstaltet war, schlägt er den Triumph aus, und zieht mit dem mäßigen Gepränge der Ovation in Rom ein. Die vernünftigen Patrioten waren des Unsinns müde; Chärea ersticht den Kaiser auf dem Wege zum Bade, und rettet das Vaterland von einem Tyrannen.

Chärea, ein Rheinbewohner von Geburt, war Centurio bei einer germanischen Legion, als nach dem Tode des Augustus alles am Rhein rebellirte; itzt war er Tribun einer prätorischen Cohorte, er hatte die reinste Absicht bei der Ermordung des Cajus, nämlich Widerherstellung der alten republikanischen Konstitution. Der Senat ergrif die Zügel der Regierung; allein die Soldaten fühlten ihre Gewalt und die Schwäche der Civilen Macht. Die militärische Regierung, diese Stütze

der

der kaiserlichen Gewalt, wird insolent. In achtzehn Monaten werden vier Fürsten ermordet. Claudius Tiberius Drusus, ein Bruder des Germanicus, wird von den Soldaten zum Imperator ausgerufen, und der Rath muß die Wahl bestätigen. Dieser Kaiser, gutmüthig und schwach von Natur, ließ sich von seinen Weibern und Freigelassenen regieren. Nachdem er die Plantia und Aelia verstoßen hatte, nahm er die durch ihre Ausschweifungen berüchtigte Messalina zur Gemahlin, die ihrer Eifersucht und Rache das vornehmste Blut zum Opfer brachte. Pallas, Narcissus und Callistus waren seine vertrauten Freigelassene, welche unermeßliche Schätze plünderten. Seneka wird nach Corsika verwiesen. *) — Am Unterrhein war Galba Oberbefehlshaber der Legionen, welcher die alte Disciplin wieder einführte. Am Oberrhein kommandirte Gabinius Secundus. Er überwand die Marsen und die Chauken, welche ein Niederländer, Namens Gannascus, vorher Anführer der deutschen Hülfsvölker, gegen die Römer anführte. Ein römischer Feldherr, Corbulo, schlug die Chauken; Gannascus wurde durch List gefangen und getödtet. Die Chauken hiedurch noch mehr erbittert, strengten von neuem ihre Kräfte an. Aber der römische Feldherr, Publius Gabinius, siegte widerhohlt über sie, und erwarb sich diesen durch Sieg den Ehrennamen: Der Chauke.**)

Plinius, welcher um diese Zeit lebte, hat uns einige schöne Züge von Claudius hinterlassen. Italien war mit Gärten und Lusthäusern der Vornehmen angefüllt,

*) Plinius, Sueton. in vita Claud. 28, 29. Joseph. antiq. XIX, 1. Senec. epist. 117. Dio 35.

**) Suet. in Claud. c. 24. Tac. ann. XLC. 18 — 20. Dio lib. 60.

füllt, und brachte nichts zum nöthigen Unterhalt hervor. Alles Getraide wurde zur See gebracht; dieses zu erleichtern, legte er am Ausfluß der Tiber einen Hafen an, wo die Flotten aus Alexandrien und Afrika sicher landen konnten. Dreißig tausend Menschen arbeiteten eilf Jahre an der Ableitung des fulcinischen Sees. Claudius zierte Rom mit der schönsten Wasserleitung. Ein gewölbter Kanal leitete das Wasser vierzig Meilen weit, und führte es so hoch; daß alle sieben Berge in dem Bezirke der Stadt damit versehen wurden. Ein gewisser Verrius, der von der britannischen Insel vertrieben war, suchte bei Claudius Schutz und Beistand, um wieder auf die Insel zu kommen. Claudius ertheilte dem A. Plautius Befehl, mit einem Theil der am Rheine stehenden Legionen in Albion oder Britannien einzurücken. Nach vielen Gefechten kam Plautius bis an den Ausfluß der Themse. Auf die Nachricht von diesen Siegen gieng Claudius über Marseille durch Gallien nach Boulogne, wo er sich einschifte, und glücklich bei seinem Kriegsheere an dem Ufer der Themse landete. Nach den Berichten des Suetonius that er nichts in Britannien, kehrte nach sechzehn Tagen wieder zurück, ließ sich siebenmal zum Imperator von den Soldaten ausrufen. Der Senat verschwendete an ihn alle Ehrenbezeugungen, legte ihm und seinem Sohne den Beinamen Britannicus bei, erkannte ihm den Triumph zu, ließ einen Triumphbogen zu Rom, den andern zu Boulogne ihm bauen; alle Jahre wurde ein Fest zum Andenken dieser Heldenthaten gefeiert. Britannien vertheidigte noch seine Freiheit, Plautius mußte alle Tage schlagen; Vespasianus, der eine Legion kommandirte, lieferte dem Feind dreißig Schlachten, nahm zwanzig Städte weg, überwand zwei brittische Völker und bemächtigte

sich der Insel Wigth. Der südliche und nördliche Theil der Themse wurde zur römischen Provinz gemacht.

Claudius ließ die Schande der Messalina durch den Henker vertilgen. Nach ihrer Hinrichtung vermählte er sich mit der Agrippina; sie war eine Tochter des Germanicus, am Rheine, in der Stadt der Ubier geboren. Die Ubier waren von ihrem Großvater, Agrippa, der sie in Schutz genommen hatte, über den Rhein geführt worden. Aus dem römischen Lager war ihre Stadt entstanden. Agrippina herrschte bald über den schwachen Claudius. Um ihre Geburtsstadt zu ehren und an der Gränze des Reichs ihre Macht auch den Bundesgenossen zu zeigen, verschönerte sie dieselbe mit öffentlichen Gebäuden und ließ eine Kolonie von verdienten Kriegern und edeln Römern dahin bringen, nun wurde die Stadt der Ubier Colonia Agrippina genannt. *) Zu eben der Zeit, (im Jahr 50 nach Christi Geburt) trieben die Katten in dem oberen Deutschland Straßenräubereien. L. Pomponius ermahnte die Kangioner und Nemeter (Worms und Speier) als Hülfsvölker, sie zu vertreiben. Die Soldaten umzingelten die Feinde im tiefen Schlafe. Ihre Freude wurde dadurch vermehrt, daß sie einige, welche bei der Niederlage des Varus in die Sklaverei gerathen waren, befreiten. Auf dem rechten Rheinufer wurden die Katten total geschlagen. Mit Beute und Ruhm beladen, kehrten die Soldaten nach dem Berge Taunus zurück, wo Pomponius mit den Legionen wartete. Die Katten schickten Geiseln und Gesandten und machten Friede. Pomponius erhielt die Ehre des Triumphs, die ihm nicht so viel Ehre, als seine Gedichte brachten. Agrip-

*) So drückt sich Tacitus hierüber aus, dessen Geschichte mit dem eilften Buche wieder anfängt. Man sehe Tacit. hist. lib. XII. c. 27.

Agrippina läßt ihren Gemahl, den Kaiser Claudius vergiften, und erhebt ihren Sohn Domitius Nero auf den Thron. Unter seiner Regierung war am Rhein alles ruhig, weil die Feldherren, nachdem die Ehrenzeichen des Triumphs so gemein gemacht wurden, mehr Ehre von der Fortdauer des Friedens hoften. Paulinus Pompejus und L. Vetus waren damals Oberbefehlshaber am Rheine. Damit der Soldat nicht müßig wäre, ließ P. Pompejus den Damm, welchen Drusus vor drei und sechzig Jahren angefangen hatte, um die Ueberschwemmungen des Rheinstroms zu verhindern, zu Stande bringen; Vetus machte Anstalten, den Arar (Saone) durch einen Kanal in die Mosel zu leiten, damit die Kriegsvölker, welche über das Meer geschickt würden, zuerst auf der Rhone und dem Arar, hernach durch diesen Kanal in die Mosel, so dann in den Rhein, und von diesem in das Weltmeer kommen könnten. Aelius Gracilis, der Unterfeldherr in der belgischen Provinz, misgönnte ihm die Ehre, ein solches Werk zu Stande zu bringen, und wußte ihn durch Vorstellung der Schwierigkeiten daran zu hindern. Am Unterrhein war schon unter Claudius der Anfang zu einem Kanal zwischen Maas und Rhein von 33,000 Schritten angelegt und vollendet; noch heißt er Maaslandt-Sluys oder Vliet.

Auf einmal, da die Heere am Rheine in beständigem Müßiggang lebten, erscholl das Gerücht von der Annäherung der Feinde. Claudius hatte schon Veranlassung dazu gegeben. Die Römer hatten noch immer am rechten Rheinufer ihre durch Wälle, Gräben, Pallisaden, Kastelle und Thürme befestigte Gränzen, auf die Art, wie man in unsern Zeiten die Linien und

Brückenköpfe anlegte. Diese befahl Claudius zu verlassen, und zog alle Besatzung auf das linke Rheinufer zurück, welches als hinreichend zur Schutzwehr gegen die Deutschen betrachtet wurde. Die Deutschen schlossen richtig daraus, man habe in Rom den Gedanken aufgegeben, Deutschland zu bezwingen. Ein gefährliches Geständniß für einen Feind, der fest entschlossen ist, die Waffen nicht eher aus den Händen zu legen, bis er gesiegt habe oder überwunden sey!

Die Friesen kamen zuerst, sie rückten mit ihrer jungen Mannschaft vor, um die ledigen Plätze am rechten Rheinufer, welche zur Fouragirung bestimmt waren, zu besetzen. Ihre Anführer waren Verritus und Malorix. Sie bauten sich Häuser, besäeten die Felder, als ob es ihr Eigenthum wäre. Dubius Avitus, den Paulinus zum Unterbefehlshaber am Niederrhein gelassen hatte, drohet ihnen mit der römischen Macht, wofern sie nicht zurückgehen würden. Verritus und Malorix giengen nach Rom, um sich diese ledigen Plätze auszubitten. Sie konnten den Nero gleich nicht sprechen, sie mußten warten. Um sich die Zeit zu kürzen, giengen sie in das Schauspiel des Pompejus, wo sie nichts verstanden. Bei der langen Weile erkundigten sie sich nach dem Platz der Ritter und Räthe. Als sie auf den Sitzen der Senatoren einige in auswärtiger Tracht sahen, fragten sie: Wer diese wären? Das sind die Gesandten fremder Völker, welche Freunde der Römer sind, war die Antwort. Kein Volk, riefen sie, übertrift die Deutschen an Tapferkeit und Treue, sie giengen herab und setzten sich unter die Senatoren. Dies gefiel den Römern, Nero schenkte ihnen das Bürgerrecht, befahl aber, daß die Friesen die Ländereien

räu-

räumen sollten, deren sie sich bemächtigt hatten. Sie wollten nicht gehorchen, die römische Kavallerie vertrieb sie.

Eben dieser Ländereien bemächtigten sich hernach die Ansibarier, ein weit mächtigeres Volk. Die Chauken geriethen mit ihren südlichen Nachbaren an der Ems, den Ansibariern (Emsfahrern) in einen Krieg, weil sie durch eine große Wasserflut aus ihren eignen Sitzen verdrängt wurden. Die Ansibarier lagen unter und wurden gänzlich aus ihren Wohnungen vertrieben. Einer, Namens Bojocalus, der bei diesen Völkern berühmt und der Römer Freund war, nahm sich ihrer an, und führte sie in das Land, welches sich die nahen Römer zur Grasung vorbehalten hatten. „Eure Heerden, sprach Bojocalus, haben ohnehin genug zu weiden, warum wollt ihr lieber die Aecker öde liegen lassen, als freundschaftlichen Völkern zum Gebrauch vergönnen. Der Himmel gehört den Göttern, die Erde dem Menschengeschlecht; sonst gehörten diese Länder den Chamaven, dann den Tubanten, zuletzt den Usipiern, itzt sind sie ohne Herren, ein jeder hat Recht dazu.“ Hierauf wandten alle ihre Augen zur Sonne, redeten die Gestirne an, und fragten: „Habt ihr Lust einen öden Boden zu sehen?“ Avitus wurde hierüber entrüstet, und sprach: „Man muß sich dem Befehl der Mächtigeren unterwerfen. Eben die Götter, die ihr anfleht, haben es den Römern gegeben; die Römer allein sind Richter darüber.“ Bojocalus zürnte; Avitus versprach ihm Aecker; aber er schlug sie aus als einen Lohn der Verrätherei, und fügte hinzu: „Es kann uns wohl an Erde fehlen, worauf wir leben, aber nimmermehr an solcher, worauf wir sterben.“

Die

Die Ansibarier riefen die Brukterer, Tenchterer und entfernte Völker zu Hülfe; Avitus schrieb an den Curtilius Mancia, den Unterfeldherrn des obern Heers zu Mainz, daß er über den Rhein gehen und ihnen in den Rücken fallen sollte. Er selbst führte die Legionen in das Land der Tenchterer. Diese verliessen nun die Ansibarier, welche lange umher irrten und allenthalben verjagt, wo nicht ihr Leben, doch ihre Freiheit einbüßten. *)

Ein allgemeiner Sturm erhebt sich von allen Seiten gegen Nero. Britannien rebellirt, die Römer leiden eine schreckliche Niederlage, Pompejus Suetonius schlägt die Britannier. Nero wüthet in Rom, wie ein Tyran. Er läßt die Stadt anzünden, erpreßt von den Provinzen ungeheure Auflagen; die würdigsten Menschen werden hingerichtet, in dieser Zahl ist seine Mutter Agrippina und der Philosoph Seneca. Aller Haß verfolgt ihn, die Nationen stehen gegen ihn auf. Cajus Julius Vindex, Statthalter über das Celtische Gallien schwang zuerst die Fahne des Aufruhrs, und stund bald an der Spitze von 100,000 Mann. Er bot dem Galba die Kaiserwürde an, welcher sie annahm, als er die Nachricht bekam, Nero habe über ihn das Todesurtheil gefällt. Die Befehlshaber am Rheine erklären sich gegen ihn. Virginius Rufus, Oberbefehlshaber der Legionen zu Mainz, Trier; die Hauptstadt der Belgischen Provinz Langres, und Lyon erklären sich gegen Vindex. Fontejus Capito, Oberbefehlshaber der untern Legionen zu Köln vereinigt sich mit dem obern Heere des Virginius Rufus. Virginius rückte an der Spitze seiner Legionen bis Besanzon

vor.

*) Tacit. hist. lib. XIII, 55.

vor. Vindex kam der Stadt zu Hülfe. Beide Feldherrn verstehen sich, aber nicht zum Vortheil des Galba. Gegen den Willen ihrer Feldherren, sagt Plutarch, wurden beide Heere handgemein. Vindex lag unter, und nahm sich aus Verzweiflung das Leben. Das Treffen kostete 20,000 Galliern das Leben, die Legionen erhielten ohne viele Gefahr und Mühe viel Ruhm und Beute. Die siegenden Soldaten zertrümmern die Bildnisse des Nero, und rufen ihren Feldherren, den Virginius Rufus zum Kaiser aus. Standhaft und edel schlug er diese Würde aus. Vor seinem Tode, der unter der Regierung des Nerva nach dreißig Jahren erfolgte, verordnete er, auf sein Grab zu setzen, daß er durch seinen Sieg über Vindex das Reich nicht für sich, sondern für sein Vaterland erfochten hätte. Cornelius Tacitus hielt ihm eine Lobrede, und der jüngere Plinius bezeugte, er könne nicht genug gelobt werden. Der Tod des Nero war unvermeidlich. Nymphidius Sabinus, ein Obrister der prätorischen Garde verbreitete unter den Soldaten die Nachricht, Nero sey entflohen und versprach ihnen, im Namen des Galba, große Geldsummen; wenn sie den Galba als Kaiser erklärten. Die Soldaten wurden dadurch getäuscht, verließen noch während der Nacht den Nero und riefen Galba zum Kaiser aus. Nero erwachte in der Nacht aus dem Schlafe, staunte, daß er keine Wache sah und sein Zimmer geplündert wurde, klopfte an verschiedene Thüren; niemand machte ihm auf, er suchte jemand, der ihn tödten sollte, aber weder Feind noch Freund wollte ihm diesen traurigen Dienst erweisen; selbst eine Flasche mit Gift, welche die berühmte Locusta für ihn bereitet hatte, war weggenommen; er wollte sich in die Tiber stürzen; allein er zog die

Flucht

Flucht vor, schwang sich mit verhülltem Gesicht und einem Mantel auf ein Pferd, begleitet von vier Freigelassenen. Ein Blitzstrahl, ein Erdbeben, die Nähe des Lagers und die Schmähungen gegen ihn, erfüllten seine Seele mit namenlosem Schrecken, die Geister der Erschlagenen schwebten um seine bebenden Glieder. Phaon wieß ihm in seinem Landhause, eine Meile von Rom, eine verborgene Wohnung an, wo er einen Theil der Nacht und des Tages in tausend Aengsten zubrachte; die Worte eines alten Dichters sprach er immer nach: „Mein Vater, meine Mutter und meine Gemahlin verdammen mich zu einem elenden Tode.“ Der Senat erkannte Galba als Kaiser, erklärte Nero als einen Feind des Vaterlandes und verordnete, daß er nach altem Gebrauch nackend durch die Straßen geschleift, an einen Galgen aufgehangen, bis auf den Tod mit Ruthen gepeischt, von dem Tarpejischen gestürzt und sein Leichnam mit Hacken in den Fluß geschleppt werden sollte. Sein Aufenthalt wurde entdeckt und ein Hauptmann mit etlichen Reutern abgeschickt, ihn gefangen zu nehmen. Nero erschrack über das gefällte Urtheil, wollte sich tödten, warf die Dolche wieder fort, ließ eine Grube machen, einige Stücke Marmor darein legen, Wasser bringen, um den Körper zu waschen und Holz, um ihn zu verbrennen, und schrie: „Muß ein solcher Künstler auf diese Art umkommen?“ Die Wache kam, ihn gefangen zu nehmen, er gab sich einen tödlichen Stich in den Hals und starb im 31ten Jahre seines Alters. Galba konnte den Soldaten unmöglich die Summen geben, welche ihnen versprochen waren; ein allgemeines Murren entsteht; Nymphidius Sabinus, der selbst nach dem Reiche strebte, unterhielt die Unruhen. Galba kam aus Gal-

lien

lien nach Rom, sein Weg war mit Blut bezeichnet, in Rom fielen Tausende von Soldaten. Fontejus Capito wurde zu Köln auf Befehl Galbas hingerichtet. Man haßte also den Galba, und sein hohes Alter war den Römern eckelhaft. Das eigentliche Gallien war wegen des neuen Geschenks des römischen Bürgerrechts dem Galba verpflichtet, aber den Städten, welche zunächst bei den deutschen Heeren und am Rheine lagen, wiederfuhr nicht eine gleiche Ehre, sondern einigen wurde sogar ein Theil ihres Gebietes genommen; dies brachte sie gegen Galba auf. Die Heere am Rheine haßten den Galba, und die Hinrichtung ihres Anführers, des Fontejus Capito, vermehrte den Haß.

Das Heer am obern Rheine verachtete seinen Befehlshaber, Hordeonius Flaccus, der vor Alter und wegen gelähmter Füsse zu keiner Unternehmung fähig war, er konnte die Legionen also nicht in Ruhe halten; die Legionen am Unterrhein hatten lange keinen konsularischen Feldherrn gehabt, bis Galba den A. Vitellius dahin schickte. Das ganze Rheinufer erkläret sich mit den Legionen laut gegen Galba und alle Galbianer. Der Haß war allgemein, von einem Ende des Reichs bis zum andern, und die Empörung schlägt in vollen Flammen aus. Rom wurde auf das äusserste gebracht, als Galba die von Nero gemachten Geschenke zurückfordern läßt. Otho ergreift diese Gährung der Gemüther, macht sich bei den Soldaten beliebt, läßt Geld unter sie austheilen. Die Nachricht von dem Abfall des Rheinheeres stärkte den Aufruhr. Otho wird von den Soldaten in Rom als Kaiser gegrüßt. Galba wußte nichts davon und fuhr fort, den Göttern für seine Herrschaft zu opfern. Piso, den Galba vor

sechs

sechs Tagen adoptirt hatte, suchte durch eine Anrede die Kohorte, welche im kaiserlichen Pallast die Wache hatte, zu gewinnen. Vincius räth dem Galba, im Pallast zu bleiben; andere rathen ihm, sich nicht einschliessen zu lassen, sondern zum Lager zu eilen. Den letztern Rath befolgt Galba. Otho wird im Lager auf einem erhabenen Ort, auf welchem vorher die goldene Bildsäule des Galba stand, mitten unter die Fahne gestellt, und alle leisten ihm den Eid der Treue. In einer donnernden Rede schildert Otho die Fehler und Grausamkeiten des Galba, die Soldaten ergreifen die Waffen gegen Galba. Auf dem Markte treffen sie ihn an, am Curtischen See wird er erstochen, seine Arme und Beine werden zerfleischt.

Während dies in Rom vorgieng, ward zu Köln am Rheine Vitellius zum Kaiser ausgerufen. Die Legionen und Rheinbewohner waren aufgebracht gegen die Gallier, welche von Galba Vorzüge erlangt hatten und ihm ergeben waren, der vierte Theil der Schatzung war ihnen erlassen und eine Anzahl Aecker zur Beschimpfung des Heeres ihnen geschenkt. Ohnehin waren die Rheinbewohner den Sequanern, Aeduern und andern gallischen Völkern nicht gut, sie dachten darauf, ihre Städte und Reichthümer zu erobern, die Ländereien zu verwüsten und die Häuser zu plündern. Der Unterfeldherr am Niederrheine Fabius Valens ermunterte den Vitellius nach der Kaiserwürde zu streben. Am Oberrheine dachte der Unterfeldherr Alienus Cäcinna, ein junger Mann von ansehnlicher Gestalt und gränzenloser Ehrbegierde, ebenfalls Kaiser zu werden; er haßte den Galba, der ihn als Räuber angeklagt hatte. Die Trevirer und Lingoner haßten den Galba ebenfalls, weil er ihre

Grän-

Gränzen eingeschränkt hatte. Die Stadt der Lingoner, (Langres) sandte, nach altem Gebrauch, den Legionen goldene oder silberne Hände als ein Zeichen der Gastfreundschaft. Die Abgesandten zogen in schlechten Kleidern und mit traurigen Gesichtern durch die Hauptstraße des Lagers und in den Gezelten herum, klagten über das von Galba zugefügte Unrecht und die Beschimpfung der Legionen. Das Feuer des Aufruhrs glimmte und wäre ausgebrochen, wenn Hordeonius Flaccus ihnen nicht befohlen hätte wegzugehen. Die vierzehnte und achtzehnte Legion zerbrachen und zertrümmerten nach dem Abzuge der Gesandten die Bildnisse des Galba. Am Unterrhein warf die erste und fünfte Legion mit Steinen nach Galbas Bildniß. Hordeonius Flaccus hatte nicht Herz, die Wüthenden zu zämen, vier Hauptleute, welche die Bildnisse beschützen wollten, wurden weggerissen und in Bande gelegt. Der Adlerträger der vierten Legion brachte dem Vitellius die Nachricht, die Bildnisse des Galba seyen zur Erde geworfen und dem Senat und Volke der Eid der Treue geleistet. So macht denn auch einen Kaiser, sagte Vitellius, denn das Heer von Oberdeutschland ist auch abgefallen und das Volk hat sich noch für keinen erklärt. Der Unterfeldherr Fabius Valens erklärte sich am ersten für Vitellius, am folgenden Tage gieng er mit der Reuterei der Legion und der Hülfsvölker in die Stadt Köln und rief den Vitellius zum Kaiser aus. Alle Legionen am Rhein, die Agrippinenser oder Kölner, Trevirer, Lingoner und andere folgten mit einem großen Wetteifer, sie erboten sich, Hülfsvölker, Pferde, Waffen und Geld zu geben; selbst die gemeine Soldaten gaben ihr Zehrgeld, ihre Wehrgehänge, Pferdezeug und Silber an den Waffen für Vitellius her.

Vi=

Vitellius theilte die kaiserlichen Bedienungen aus, ließ den Pompejus Propinquus, Statthalter von Belgien, der den Fontejus Kapito angeklagt hatte, tödten; alle Anhänger des Galba wurden ermordet. Die Soldaten begehren mit Ungestüm nach Italien geführt zu werden, um Rom einzunehmen. Allein Vitellius war schläfrig und genoß die Glückseligkeit des Kaiserthums in der Stadt Köln unter Schwelgereien und verschwenderischen Gastmalen. Am Mittag war er schon trunken. Dessen ungeachtet war der Soldat ihm treu, sie stellten sich in Ordnung zum Heerzuge und forderten ernstlich das Zeichen dazu. Sie gaben dem Vitellius den Ehrentitel: Germanicus; Cäsar aber wollte er sich, auch als er Sieger war, nicht nennen lassen. Valens brach auf mit seinem Heere ins Triersche, als zu Bundsgenossen; aber in der Hauptstadt der Mediomatriker, Divodurum (itzt Metz), wo sie freundlich aufgenommen wurden, überfiel sie, man weiß die Ursache nicht, eine plötzliche Bestürzung; sie griffen zu den Waffen und nur die dringendsten Bitten der Feldherrn konnten sie kaum zurückhalten, 4000 Menschen verlohren das Leben. Ganz Gallien zitterte vor diesem Heere, alle Städte giengen den Soldaten entgegen, Weiber und Kinder warfen sich zu ihren Füßen und baten um Gnade. Die Einwohner der Stadt Vienne hielten ihnen Hauptbinden und Infuln, ein Zeichen der Unterwerfung, vor, umfaßten ihre Kniee und Waffen, versorgten sie mit Lebensmitteln und leisteten dem Vitellius den Eid der Treue. Die Nachricht von Galbas Tod und Othos Regierungsantritt kam beim Lager an, und entflammte es zum Kampfe. Beide Rivalen suchen sich mit einer Summe Geld abzumachen und stellen sich einander vergebens nach dem Leben.

Die

Die Vitellianischen Truppen erleiden hie und da Niederlagen; aber im Ganzen sind sie Sieger; alle Städte zwischen dem Po und den Alpen schwören dem Vitellius. Am Zusammenfluß des Po und der Etsch kommt es zwischen den beiden Heeren zum entscheidenden Treffen, Vitellius bleibt Sieger und Otho ersticht sich. Mit Blut ist des Vitellius Weg nach Rom getränkt; das größte Blutbad entstand sieben Meilen von Rom, wo Vitellius seine Soldaten ausruhen ließ. Das Volk scherzte mit den Soldaten und schnitt ihnen die Wehrgehänge ab. Hierüber aufgebracht fielen sie über das Volk her und der größte Theil ward niedergehauen. Siegend und im Triumph wird Vitellius vom Senat in Rom geführt, er erwirbt sich anfänglich aller Liebe und schmeichelt dem Senate.

Kurz war die Freude des Vitellius; seine Schwelgereien und unordentliche Lebensart ziehen ihm allgemeinen Haß zu. Die Licenz der Soldaten stieg immer höher; die orientalischen Legionen hatten schon den Vespasian, der sich im jüdischen Krieg auszeichnete, zum Kaiser gewählt, sie ziehen gegen den Vitellius, bei Cremona kommt es zum entscheidenden Treffen; Antonius schlägt die Vitellianer; Rom wird erobert; Vitellius versteckt sich an einem schmutzigen Ort im Pallast; ein Obrister zieht ihn hervor, bindet ihm die Hände auf den Rücken, schleppt ihn mit zerrissenen Kleidern über die Straßen, ein deutscher Soldat zieht den Degen, stieß auf den Vitellius, der nach vielen Wunden tod zur Erde fiel. Vespasian ist Kaiser, sanft ist seine Regierung, seine Söhne Titus und Domitian folgen ihm in der Regierung. Das Reich schmeckt die Glückseligkeit des Friedens unter Titus, und das Andenken dieses

Für-

Fürsten ließ die Laster seines Bruders, während fünfzehn Jahren, vergessen. Aber am Rheine ereigneten sich unter den hier erwähnten Stürmen die wichtigsten Begebenheiten, sie verdienen ein eignes Kapitel.

Kapitel IX.

Claudius Civilis.

Die bürgerlichen Kriege zwischen den Kaisern Galba, Otho, Vitellius und Vespasian benutzten die Deutschen, das römische Joch abzuwerfen. Die Batavier machen den Anfang. Julius Paullus, ein vornehmer Bataver von königlichem Geblüte, war von Fontejus Capito, unter der falschen Beschuldigung einer Empörung hingerichtet; Claudius Civilis war in Bande gelegt, zum Nero geschickt und von Galba losgesprochen. Civilis gab sich für einen andern Sertorius oder Hannibal aus, mit welchem er auch ein gleiches Gebrechen, nämlich nur Ein Auge hatte. Er stellte sich als Freund des Vespasians und hintergieng durch die schlauesten Künste den alten Hordeonius Flaccus. — Dieser Hordeonius hielt sich vielleicht damals am meisten in der Gegend von Oerdingen auf, welches von ihm seinen Namen herleiten soll. — Civilis rief die Vornehmsten und Muthigsten des Volks, unter dem Scheine eines Gastmals, in einen Lustwald *) zusammen, und bringt den stummen Gram zu einer blutigen Erklärung. „Gesteht, so redet er seine Mitbürger an, Batavier, wird uns von die-

*) Nach den klevischen Geschichtschreibern Hinsen, Erichius, Teschenmacher, Dithmar und andern ist dieser heilige Wald der Clevische, zwischen Cranenburg und Cleve.

diesen Römern noch, wie sonst, als Bundesgenossen begegnet, oder nicht als Knechten? Ihren Statthaltern sind wir ausgeliefert, die, wenn unser Raub und unser Blut sie gesättigt hat, von andern abgelößt werden — die Werbungen reissen Kinder von Aeltern, Brüder von Brüdern und überliefern eure kraftvolle Jugend der römischen Unzucht. Jetzt, Batavier ist der Augenblick unser. Nie lag Rom danieder, wie jetzt. Lasset euch diese Namen von Legionen nicht schrecken, ihre Läger enthalten nichts als alte Männer und Beute. Wir haben Fußvolk und Reuterei. Germanien ist unser und Gallien lüstern sein Joch abzuwerfen. — — Es sind noch unter uns, die geboren wurden, ehe man den Römern Schatzung erlegte. Die Götter halten es mit dem Tapfersten." Feierliche Eidschwüre weihen diese Verschwörung. Das ganze Volk jubelt dem Civilis Beifall entgegen; ihre Nachbaren, die Caninefater, gesellen sich zu ihnen; ihr vornehmster Bürger Brinno, der den lächerlichen Feldzug des Cajus mit Verachtung gesehen hatte, wurde auf einen Schild gesetzt, auf den Schultern hin und her geschwenkt und zum Heerführer der Caninefater erwählt. Die Kohorten, die dem Agricola Britannien erobern halfen und zu Mainz lagen; die Friesen am rechten Rheinufer halten es mit ihnen; Civilis überfiel zwei Kohorten, erobert das Lager, und plünderte die römischen Marquetender und Handelsleute, welche in vollem Frieden herumschwärmten. Der römische Oberhauptmann Aquilius sammelt Fahnen, Standarten und Soldaten; aber Vitellius hatte den Kern der Kohorten weggeführt. Civilis stellte seine Leute in die ihnen gewöhnliche spitzgeformte Ordnung gegen den Feind; die Tungrer liefen zu ihm über; die Flotte von 24 Schiffen wird erobert und die Germanier

und

und Gallier werden auf seine Seite gelockt. Hordeonius Flaccus befahl dem Unterfeldherrn, Mummius Lupercus, sich dem Civilis mit einer Legion Ubier und der Reuterei der Trevirer und einer Schaar Bataver entgegenzustellen. Vom Gesange der Männer und vom Geheule der Weiber ertönt die Schlachtordnung des Civilis; die Schaar der Bataver geht zu ihm über, die Hülfsvölker der Ubier und Trevirer flohen, die Legionen retten sich in das alte Lager bei Santen. Die Kohorten der Bataver und Caninefater, welche auf Vitellius Befehl nach Rom fortrückten, hohlte ein Bothe ein, und vereinigte sie mit dem Civilis. Hordeonius schrieb an den Befehlshaber in Bonn Herennius Gallus, er sollte den Batavern den Uebergang verwehren, er selbst wolle mit dem Heere ihnen beständig in den Rücken fallen. Civilis näherte sich dem Lager bei Bonn, ließ dem Gallus sagen: Er habe keinen Krieg mit den Römern, er suche nur Ruhe; wenn Niemand sich ihm widersetze, so würde er Niemanden Leid thun; käme man ihm aber mit den Waffen entgegen, so werde er sich mit dem Schwerdt einen freien Durchzug verschaffen. Drei tausend Mann von den Legionen, einige Belgier und Marquetender fallen aus allen Thoren des Lagers, das Treffen beginnt. Civilis ordnete seine Truppen in eine Keilform, alle standen dicht aneinander, waren von vorne, im Rücken und auf allen Seiten gesichert; so brachen sie durch die römischen Linien, hieben die meisten nieder, verfolgten sie bis ins Lager, die Gräben lagen voll Leichname; nicht blos durch Schwerdt und Wunden, sondern durchs Gedränge stürzten die meisten. Die Sieger vermieden die Agrippinensische Pflanzstadt (Köln), thaten ihr nichts zu Leide und entschuldigten sich wegen der Schlacht bei Bonn, wozu man sie gezwungen hätte.

Noch

Noch war Civilis bedächtig, die römische Macht schien ihm zu furchtbar; er stellte sich also als Freund des Vespasians, ließ seine Truppen dem neuen Kaiser den Eid der Treue schwören, und schickte Abgeordnete an die zwei Legionen, die er geschlagen hatte, und die ins alte Lager geflohen waren, daß sie eben den Eid leisten sollten. Sie antworteten, daß sie weder eines Verräthers noch des Feindes Rath befolgten; Vitellius sey ihr Kaiser, für diesen wollten sie bis zum letzten Athemzug kämpfen. Hierüber entrüstet, sammelte Civilis alle Batavar zu den Waffen; die Brukterer, Tenchterer verbanden sich mit ihm, und ganz Deutschland wurde zur Beute und zum Ruhm aufgefordert. Krieg erschallte ringsumher; die Befehlshaber Mummius Lupercus und Numisius Rufus befestigten ihre Läger mit Gräben und Wällen und Mauren; die Gebäude, welche bei langwierigem Frieden nicht weit vom Lager, nach Art einer Freistadt, aufgeführet waren, wurden niedergerissen; aber für Proviant sorgten sie nicht. Civilis besetzte beide Ufer des Rheins, und ließ die Reuter in den Feldern auf die Römer ansprengen; die Schiffe wurden gegen den Strom aufgetrieben, furchtbar war der Anblick. Auf der einen Seite waren die Fahnen der Kohorten, auf der andern die Bildnisse wilder Thiere. Schrecken überfiel die Belagerten. Vergebens wird das Lager gestürmt, muthigen Widerstand leisten die Römer. Alle Maschinen, welche die Deutschen von den Gefangenen und Ueberläufern verfertigen lernen, werden von den Römern durch Steine und Feuer zernichtet. Die Batavar müssen thun, was Civilis schon anfänglich gerathen hatte; sie müssen das Lager durch Hunger bezwingen.

Uneinigkeit war das erste, was das Lager und die Legionen verwirrte. Hordeonius schickte, so bald er erfuhr, daß das Lager eingeschlossen war, nach Gallien, um Hülfsvölker zu suchen. Dem Befehlshaber der achtzehnten Legion, Dillius Vocula, übergab er eine auserlesene Kohorte, um mit derselben in starken Zügen am Ufer fortzueilen. Hordeonius Flaccus war mit den vornehmsten Offizieren dem Vespasian, der gemeine Soldat dem Vitellius geneigt. Man beschuldigte nun den Hordeonius Flaccus des Einverständnisses mit Civilis, und sagte ohne Scheu, er habe die Batavischen Kohorten aus Mainz gelassen, man sollte ihn tödten oder dem Vitellius schicken. Noch größer wurde der Haß, als vom Vespasian ein Brief gebracht wurde. Den Haß zu mildern, las ihn Hordeonius öffentlich vor, und schickte die Abgesandten an den Vitellius. Die Soldaten wurden dadurch besänftigt, und kamen nach Bonn, wo die erste Legion im Winterlager war. Hier war alles gegen Hordeonius Flaccus aufgebracht. Auf seinen Befehl, hieß es, wären sie gegen die Bataver in Schlachtordnung gestellt, als ob die Legionen von Mainz nachfolgten; durch seine Verrätherei wären sie niedergehauen, weil keine Hülfsvölker gekommen wären. Hordeonius las, um diese Beschuldigungen zu widerlegen, alle Briefe, die er nach Gallien, Britannien und Spanien um Hülfsvölker geschickt hatte, vor, ließ einen von den Aufrührern binden. Das Heer rückt von Bonn in die Agrippinensische Pflanzstadt, die Gallische Hülfsvölker kamen, aber kehrten bald wieder um; der Zorn der Legionen stieg immer höher. Vocula bestieg die Richtbühne, und ließ den gefesselten Aufrührer zur Hinrichtung abführen. So scheu gemacht, gehorchten die Bessergesinnten den Befehlen, und riefen Vocula

zum

zum Feldherrn aus, Flaccus überließ ihm das Befehlshaberamt. Allein der Mangel an Sold und Getreide, die Weigerung Galliens, Soldaten und Schazzung zu liefern, eine unter diesem Himmelsstrich ganz unbekannte Seichtheit des Rheins, die ihn unschiffbar machte, schreckte sie, als Strafe der Götter. Als sie nach Novesium (Neuß) gekommen waren, vereinigte sich die dreizehnte Legion mit ihnen; der Unterfeldherr, Herennius Gallus, wurde dem Vocula zugegeben, und weil sie sich nicht unterstunden, dem Feind entgegenzugehn, schlugen sie zu Gelduba (Geld) ihr Lager auf. Um den Soldaten etwas zu thun zu geben, ließ Vocula sie exerciren, Pfahlwerke und Schanzen anlegen, und führte einige zur Beute in die nächsten Gegenden der Gugerner, welche mit Civilis in Bündniß getreten waren. Es fügte sich, daß die Deutschen nicht weit vom Lager ein mit Korn beladenes Schif, welches auf den Untiefen war sitzen geblieben, nach ihrem Ufer hinzogen; Gallus, der mit einem Theil der Armee im Lager geblieben war, schickte eine Kohorte zu Hülfe. Darauf mehrt sich auch die Anzahl der Deutschen, es entsteht ein Treffen; die Römer werden geschlagen, und beschuldigen den Vocula der Verrätherei, ziehen ihn aus dem Zelt, zerreissen ihm die Kleider, und schlagen ihn. Der Haß gegen Hordeonius entbrannte aufs neue, man legte ihn in Bande, aus welchen er erst bei der Ankunft des Vocula befreit wird. Die Aufrührer werden hingerichtet.

Während des Aufruhrs bei den Legionen vermehrt sich die Macht des Civilis. Er befiehlt, das Land der Ubier und Trevirer, der Menapier und Moriner zu verheeren. Am feindseligsten wurden die Ubier behan-

delt, weil sie deutschen Ursprungs waren, und den römischen Namen Agrippinenser führten. Die Einwohner in dem Flecken Marcodurum (vielleicht Düren) wurden niedergemacht. Die Ubier versuchten zwar Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und Beute in Deutschland zu machen; allein sie wurden nach einem glücklichen Anfang umringt und mußten fliehen. Civilis gab Befehl, das Lager der Römer zu bestürmen; allein auch dieser Sturm mislang. Er mußte die Hofnung, das Lager mit Gewalt zu erobern, fahren lassen; blieb aber ruhig vor dem Lager liegen, und suchte durch Bothen und Versprechungen die Treue der Legionen wankend zu machen.

Unterdessen kam die traurige Nachricht von der Schlacht zu Cremona durch den überwundenen Befehlshaber einer Kohorte, Alpinus Montanus, an. Die Gallischen Hülfsvölker fielen gleich vom Vitellius ab; nur die alten Soldaten leisteten dem Vespasian mit einem leisen Gemurmel den Eid. Zu Gelduba wurde man eins, den Montanus an den Civilis zu schicken, ihm zu sagen, wenn es sein Vorhaben gewesen wäre, Vespasian zu unterstützen, so wäre nun seine Absicht erreicht; Vespasian sey Kaiser, man könne also itzt die Waffen aus den Händen legen. Allein Civilis antwortete: „Welchen Lohn bekomme ich für meine Mühen und die Ermordung meines Bruders; ihr Trevirer und ihr übrigen knechtischen Seelen, welche Belohnung erwartet ihr für euer so oft vergossenes Blut? Nichts als neue Kriegsdienste, unaufhörliche Schatzungen, Ruthen, Beile und Launen eurer Herren gegen die Sklaven. Auf, laßt uns in Freiheit setzen! Vielleicht erringen wir die Freiheit; oder werden wir be-

besiegt: so wird doch unser Zustand nicht schlimmer, als er jetzt ist." Die Feindseligkeiten beginnen; den größten Theil der Truppen behielt Civilis bei sich, den Julius Maximus und Claudius Victor, seiner Schwester Sohn, schickte er mit den alten Kohorten und Deutschen gegen den Vocula. Unterweges plündern sie das Winterlager einer Schaar Reuter, die zu Asciburgium lag, und drangen so unvermuthet in das Lager, daß Vocula seine Truppen nicht einmal in Schlachtordnung stellen konnte; es war keine Schlacht, sondern nur ein Niedermetzeln; bis zu den Legionen drangen die Deutschen. Plötzlich kommt Hülfe für die Römer; Galba hatte einige Vaskoner geworben und hieher beordert, da diese sich dem Lager näherten, hörten sie das Geschrei und fielen den Feinden in den Rücken. Allgemeines Schrecken überfiel die Deutschen, sie glaubten, alle Kriegsvölker von Neuß und Mainz wären angekommen, die Bataver wurden geschlagen, nur die Reuterei entkam mit den Fahnen und Gefangenen, welche sie im Anfange des Treffens gegriffen hatten; der Kern der deutschen Truppen blieb, auf der Römer Seite blieben meist ungeschickte Rekruten. Beide Feldherren begiengen gleiche Fehler; hätte Civilis mehrere Truppen in die Schlacht geführt, so würde er von so wenig Kohorten nicht haben umringt und aus einem schon eroberten Lager verdrängt werden können; Vocula hingegen hatte den ankommenden Feind nicht ausgekundschaftet; und wurde daher, so wie er ausgerückt war, auch geschlagen. Hätte er hernach seinen Sieg verfolgt, so hätte er Civilis auf immer besiegt.

Vocula unterließ die Flüchtigen zu verfolgen, und verwahrte nur den Wall und die Thürme des Lagers.

In-

Indessen drückte ihn Mangel an Lebensmitteln. Er schickte also das Fuhrwerk der Legionen und die zum Kriege Untüchtigsten nach Neuß, um von da zu Lande Getreide zu bringen, weil die Feinde sich des Flusses bemächtigt hätten. Der Vortrab zog in Sicherheit, weil Civilis noch nicht völlig von einem Sturz mit dem Pferde genesen war. Kaum aber erfuhr Civilis, daß einige schwache Kohorten den Transport nach Neuß begleiteten: so grif er sie an; lange fochten sie mit ungewissem Glück, bis die Nacht dem Treffen ein Ende machte. Die Kohorten setzten ihren Weg nach Gelb fort, und das Lager blieb, wie es gewesen war. Man glaubte, daß der Rückzug mit der äußersten Gefahr verbunden seyn würde, weil diejenigen, welche Getreide hohlten, beladen und erschrocken waren. Vocula schickte ihnen also aus der fünften und fünfzehnten Legion, die bei Santen waren eingeschlossen gewesen, noch tausend Mann auserlesener Truppen zur Bedeckung. Noch mehrere, als beordert waren, zogen mit ihnen fort, und sagten auf dem Zuge murrend, daß sie den Hunger und die Hinterlist der Feldherren nicht mehr ertragen wollten; die Zurückgebliebenen beschwerten sich, daß der größte Theil der Legionen abgeführet und sie verlassen würden. Ein doppelter Aufruhr entstand.

Unterdessen schloß Civilis das alte Lager bei Santen ein; Vocula gieng nach Gelb, von da nach Neuß; Civilis erobert Gelb und liefert bald darauf bei Neuß ein glückliches Treffen mit der Reuterei. Alles trug dazu bei, die Legionen gegen die Feldherren zu erbittern. Die fünfte und funfzehnte Legion kam hinzu, sie forderten das Geld, welches vom Vitellius sollte angekommen seyn; Hordeonius theilte es ihnen im Namen

men des Vespasians aus; das gab dem Aufruhr noch mehr Nahrung, die Soldaten schwelgten, rebellirten, rissen den Hordeonius aus dem Bette, und tödteten ihn, ohne daß ein Unterfeldherr oder Obriste das Herz hatte, sich ihnen zu widersetzen. Vocula mußte sich in Sklavenkleidern retten, und Gallien um Hülfsvölker und Sold bitten. Civilis griff sie in dieser Unordnung an, und schlug sie in die Flucht. Reue ergrif endlich die erste, vierte und achtzehnte Legion, und sie folgten dem Vocula; sie legten den Eid der Treue ab, und giengen, um Mainz zu entsetzen, welches von Katten, Usipetern und Mattiakern besetzt war; diese flohen bei Annäherung der Römer; aber die Fliehenden wurden angegriffen, und diejenigen, welche zerstreut umherirrten, niedergemacht. Auch die Trevirer hatten Wälle und Landwehren an ihren Gränzen aufgeführt, und stritten gegen die Deutschen mit abwechselndem Verlust, endlich befleckten sie ihre ausnehmende Verdienste um die Römer durch Abfall.

Als des Vitellius Tod in Gallien und Deutschland ruchbar wurde, verdoppelte sich der Krieg. Civilis verbarg seine Gesinnungen nicht länger, er gieng auf die Römer los. Die Vitellischen Legionen wollten sich lieber einer fremden Herrschaft unterwerfen, als den Vespasian zum Kaiser haben. Die Gallier glaubten, die römische Herrschaft habe ein Ende; die Druiden legten die Einäscherung des Capitoliums, das durch die Soldaten des Vitellius im Feuer aufgegangen war, als ein Zeichen der Götter aus, welche die Beherrschung der Welt den Galliern übergäben. Sie liessen sich in eine Unterhandlung mit dem Civilis ein. Classicus, der Befehlshaber einer Schaar der Trevirischen Reuterei, von

kö-

königlichem Geschlechte, Julius Tutor, ein Trevirer, der von Vitellius über den Rheinstrom gesetzt war; Sabinus, ein Lingoner, welcher glaubte, seine Aeltermutter habe mit dem vergötterten Julius, da er in Gallien Krieg führte, Ehebruch getrieben; — diese kamen zu Köln in einem Privathause zusammen und schrieen um die Wette: „das römische Volk ist von Zwietracht rasend, die Legionen sind niedergehauen, Italien ist verwüstet, Rom erobert, die Heere irren verlassen umher; Gallien kann seine Freiheit erobern; die Alpen können die Gränzen seiner Macht werden." Vocula rückt gegen die Feinde und ist nicht weit von dem alten Lager (Santen) entfernt: als er hört, daß Tutor und Classicus ihre Verträge mit den Deutschen befestigten. Umsonst sucht Vocula sie von ihrem Abfall zurückzubringen, er ändert seinen Zug und geht nach Neuß. Zwei tausend Schritte davon lagerten sich die Gallier in den weiten Ebenen. Die römischen Hauptleute und Soldaten ließen sich erkaufen und legten den Feinden den Eid der Treue ab, tödteten ihre eigenen Feldherren oder legten sie in Bande. Vocula wagt das äusserste, spricht mit Muth und Unerschrockenheit. Dich, so beschließt er seine Rede, dich, o großer Jupiter, den wir 820 Jahre hindurch in so vielen Triumphen verehret haben; dich, o Quirinus, du Vater der Römer, rufe und flehe ich an, daß, wenn es euch nicht gefällt, unter meinen Befehlen dieses Lager unbefleckt zu erhalten, ihr doch wenigstens nicht zugeben möget, daß es von dem Tutor und Classicus befleckt und besudelt werde. Gebet den römischen Soldaten ihre Unschuld oder eine zeitige Reue." Ohne Wirkung bleibt diese Rede; Vocula geht weg und will sich selbst entleiben; Freigelassene und Knechte hindern

ihn

ihn. Classicus läßt ihn durch den Befehlshaber der ersten Legion, Aemilius Longinus, hinrichten und die Unterfeldherren, Herennius und Numisius, in Bande legen; er selbst nimmt die Ehrenzeichen des Befehlshabers, kommt ins Lager, liest den Eid vor; die Anwesenden schwören für die Herrschaft der Gallier; Tutor schließt Köln ein, zwingt die Einwohner und die Soldaten am Oberrhein, denselben Eid zu schwören; zu Mainz läßt er die Obristen hinrichten. Classicus läßt die übrigen zwischen Verzeihung oder Hunger und Schwerdt wählen.

Die Legionen zu Santen ergeben sich. Hunger und Mangel trieb diese so lange belagerten Soldaten zu einer schändlichen That; alles Lastvieh, alle übrigen unreine Thiere waren verzehrt; zuletzt brachen sie Zweige ab und zogen die Kräuter, welche zwischen den Steinen wuchsen, heraus; sie waren ein Beispiel des Elendes und der Geduld, bis sie ihren Ruhm durch ein schändliches Ende befleckten. Sie schickten Gesandte an Civilis und baten um ihr Leben; nicht eher wird ihr Gesuch angenommen, bis sie Gallien den Eid der Treue schwören; die Beute des Lagers läßt Civilis bewachen und die Abziehenden durch leicht gerüstete Mannschaft auf dem Zuge begleiten. Ungefähr fünf Meilen davon brachen die Deutschen hervor und griffen den wehrlosen Haufen unvermuthet an. Die meisten und Tapfersten wurden niedergemacht, die übrigen flohen nach dem Lager zurück. Civilis klagte über diese Verletzung des gegebenen Worts, als wenn es ihm Ernst wäre. Das Lager wurde geplündert, Feuer hineingeworfen und die vom Treffen Uebriggebliebenen verbrannt. Civilis hatte ein Gelübde gethan, seine rothgefärbten Haare wachsen zu lassen,

und

und nicht eher abzuschneiden, bis die Legionen niedergemacht wären. Jetzt schnitt er sie also ab. Er soll sogar seinem kleinen Sohne einige Gefangenen vorgestellt haben, um mit kleinen Wurfspießen sie zu treffen und Pfeile auf sie abzuschießen. Den Galliern huldigte Civilis selbst nicht, er glaubte durch den Ruf seiner Thaten die Oberhand zu behalten. Mummius Lupercus, der Befehlshaber einer Legion wurde unter andern Geschenken der Velleda *) zugeschickt; Lupercus aber wurde unterwegs getödtet. Alles war besiegt, keine Besatzung am Rheine war mehr zu bezwingen; alle angelegte Kastellen und Vestungen, woran die Römer so lange gearbeitet hatten, wurden niedergerissen; Mainz am Oberrhein und Vindonissa in der Schweiz (Windisch, bei dem Kloster Königsfeld, wo das Begräbniß der Grafen von Habsburg ist) ließen sie allein stehen; der Rheinstrom war so frei, als ehemals, da noch kein Römer in diese Gegend gekommen war.

Die dreizehnte Legion bekam Befehl, sich mit den Hülfsvölkern, die sich auch ergeben hatten, nach der Pflanzstadt der Trevirer zu begeben. Furcht und Schaam bemächtigte sich ihrer, sie fürchteten, wie die beim alten Lager, niedergemacht zu werden; die Stunde des Abzugs kam; die Bildnisse der Kaiser wurden abgerissen, ihre Fahnen waren ohne Zierde und die der Gallier glänzten; der Zug war ganz stille und einer langen Leichenbegleitung ähnlich; Claudius Sanctus, nur mit einem Auge, von widriger Gesichtsbil-

*) Velleda, eine berühmte Prophetin der Brukterer am Lippstrom, ihr Ansehen war damals sehr groß, weil sie prophezeiht hatte, die Deutschen würden siegen und die Legionen niedermachen.

bildung und noch häßlicherer Seele, war ihr Führer. Die andere Legion von Bonn gesellte sich zu ihnen. Das Gerücht von ihrer Gefangennehmung verbreitete sich, alle, denen noch kurz zuvor der römische Name Schrecken einjagte, liefen von den Aeckern, aus den Häusern und andern Oertern herbei, und bezeugten über dieses ungewöhnte Schauspiel ihre Freude. Die Picentinische Reuterei, aufgebracht über das Frolocken des Pöbels, riß aus und gieng nach Mainz; Longinus, der Mörder des Vocula, begegnete ihnen, sie schossen mit Pfeilen auf ihn und machten den Anfang, ihre Schande abzuwaschen. Die Legionen folgten aber dem Sanctus und lagerten sich unter den Mauern vor Trier.

An Köln wollten die Deutschen ihre ganze Wuth kühlen. Schon Civilis und Classicus wollten die Pflanzstadt der Agrippinenser den Heeren zur Plünderung übergeben; allein die Gesetze des Krieges hielten sie zurück von der Begierde, die Stadt zu vertilgen. Auf den Civilis wirkte zugleich das Andenken an die Wohlthat, daß die Agrippinenser seinen Sohn bei der ersten Unruhe in der Stadt auf eine ehrenvolle Art geschützt hatten. Aber den Völkern am rechten Rheinufer war diese Stadt wegen ihres Reichthums und Wachsthums verhaßt; sie glaubten, der Krieg werde nicht eher aufhören, als wenn die Stadt zerstöret und die Ubier zerstreut wären. Die Tenchterer schickten also Gesandten an die Versammlung der Agrippinenser; der Muthigste und Beredteste sprach: „Wir danken den Göttern und wünschen euch Glück, daß ihr zu dem Körper und Namen Deutschlands zurückgekehret und als freie Leute unter freien Leuten seyd. Bis

itzt

itzt hatten die Römer Flüsse und Länder, ja den Himmel verschlossen, damit sie unsere Unterredungen und Besuche verhinderten, oder, was noch schimpflicher ist, daß wir unbewafnet und fast nackend, unter einer Wache und gegen Erlegung von Geld zusammen kommen durften. Damit aber unsere Freundschaft und unser Bund auf ewig gültig bleibe, so verlangen wir von euch, daß ihr die Mauern eurer Stadt, als Bollwerke der Knechtschaft, niederreisset, denn auch die wilden Thiere, wenn man sie einsperrt, verlernen die Tapferkeit. Ihr müßt alle Römer in euren Gränzen tödten; die Güter der Hingerichteten müßen alle vertheilt werden; uns und euch muß es erlaubt seyn, beide Ufer zu bewohnen; die Natur hat, wie allen Menschen das Tageslicht, so den Tapfern alle Länder freigegeben; nehmt die Sitten und Gewohnheiten eurer Väter wieder an, schaft die Ergötzlichkeiten ab, wodurch die Römer mehr als durch ihre Waffen gegen ihre Unterjochten ausrichten: so werdet ihr als ein unbefleckes Volk, das die Sklaverei abgeworfen hat, mit uns in gleicher Freiheit leben, oder über andere herrschen." Die Agrippinenser baten sich Bedenkzeit aus; die Furcht vor der Zukunft erlaubte ihnen nicht, in die vorgelegten Bedingungen zu willigen und der gegenwärtige Zustand gebot ihnen, sie nicht öffentlich zu verwerfen. „Wir haben, so antworteten sie, die erste Gelegenheit mit Begierde ergriffen, uns mit euch und den übrigen Deutschen zu vereinigen; aber unserer Sicherheit wegen müßen wir die Mauern unserer Stadt eher befestigen als niederreißen, damit die römischen Heere uns nicht überfallen. Die Fremden unserer Stadt hat der Krieg aufgerieben oder verjagt. Diejenigen, die ehemals hieher geführet und durch Heirathen mit uns verbunden

sind

sind, erkennen mit ihren Söhnen dies für ihr Vaterland. Wir halten euch nicht für so unbillig, daß ihr verlangt, wir sollen unsere Aeltern, Brüder und Kinder tödten. Den Zoll oder was sonst im Umgang beschwerlich ist, haben wir aufgehoben. Zu einander kommen wollen wir ohne Wache: aber nur bei Tage und ohne Waffen, bis die neuen Rechte durch die Gewohnheit in alte verwandelt werden. Civilis und Velleda mögen unsere Schiedsrichter seyn und die Verträge bei ihnen geschlossen werden." So wurden die Tenchterer besänftigt, sie schickten Abgeordnete an den Civilis und Velleda, welche alles nach dem Wunsche der Agrippinenser zu Stande brachten; nur das ward ihnen nicht gestattet, persönlich zu der Velleda zu kommen, denn sie wohnte auf einem hohen Thurm und einer ihrer Verwandten überbrachte, als Bote der Gottheit, ihre Antworten und Entschließungen. Die Macht des Civilis war durch das Bündniß mit den Agrippinensern sehr vermehret; mit ihm vereinigten sich noch die Tungrer, Bethasier und Nervier. Claudius Labeo, der sich ihm an der Maaß widersetzte, wurde von den Deutschen, die über den Fluß schwammen, im Rücken genommen; mitten im Gefecht schrie Civilis: „Wir führen nicht deswegen Krieg, daß die Batavier und Trierer über die Völker herrschen sollen; nehmt unser Bündniß an, ich gehe zu euch über, ihr möget mich nach eurem Gefallen zum Anführer oder Soldaten machen." Der große Haufe ward dadurch gerührt und steckte den Degen in die Scheide, Campanus und Juvenalis, die vornehmsten Tungrer, übergaben ihm das Kommando über ihre Völker; Labeo entfloh. Unterdessen ließ Julius Sabinus die Denkmäler des mit den Römern geschlossenen Bündnisses zernichten, nahm den Namen Cäsar, an und stürmte

un-

unter die Sequaner; er wird geschlagen; man glaubte, er habe sich getödtet; aber er verbarg sich neun Jahre in Schlupfwinkeln; er und seine Gemahlin Epponina legen große Beweise der Standhaftigkeit ab. Durch diese Schlacht der Sequaner legt sich die Hitze des Krieges; die gallischen Städte kommen zum Besinnen und berathschlagen, ob sie die Freiheit oder den Frieden wählen sollen.

Dieser glückliche Fortgang des Civilis bekam bald eine andere Wendung. Kaum war die Ruhe in Italien hergestellt, als die Römer die ernsthaftesten Maasregeln trafen, den Rheinstrom zu behaupten. Die siegreichen Legionen, die sechste und achte, die ein und zwanzigste der Vitellianischen, die zweite von den Neuangeworbenen wurden über die appeninischen und kottianischen Alpen, ein Theil über das grajische Gebirge geführt; aus Britannien wurde die vierzehnte, aus Spanien die sechste und zehnte Legion gerufen; ein furchtbares Heer versammelte sich; Schrecken verbreitete sich über Gallien. Tullius Valentinus, das Haupt der Trevirer, rieth zum Kriege; aber Julius Auspex, das Haupt der Remier, rieth zur Unterwerfung. Uneinigkeit entstand, ehe das römische Heer ankam; Civilis verfolgte in den Belgischen Abwegen den Labeo. Classicus genoß im Schooße des Müßiggangs der eingebildeten Herrschaft; Tutor vergaß, das obere Rheinufer und die Alpen zu rechter Zeit zu besetzen. Unterdessen drang die ein und zwanzigste Legion und Sextilius Felix durch die Schweiz herab. Tutor verstärkte das Triersche Heer durch Vangioner, Karakater und Triboker, er zwang die von den Legionen durch Verheissungen und Drohungen. Diese machten die Kohorte,

wel-

welche Sextilius Felix vorangeschickt hatte, nieder; aber giengen bald wieder zu den Römern über. Tutor vermied Mainz und kam unter Begleitung der Trevirer nach Bingen, wo er sich hielt, weil er die Brücke über den Fluß Nava abgebrochen hatte; aber die Sextilischen Kohorten fanden einen Ort, wo sie durchwaten konnten, griffen ihn an und schlugen ihn in die Flucht. Die Trevirer geriethen in Schrecken, legten die Waffen nieder und wünschten ein Bündniß mit den Römern zu schließen; die Legionen, welche von Bonn und Neuß in das Land der Trevirer geführet waren, legten freiwillig dem Vespasian den Eid der Treue ab. Das alles geschah in Abwesenheit des Valentinus; als dieser ankam, brachte er alles in Unruhe und in die größte Gefahr; die Legionen flohen in das Land der Mediomatriker, die mit den Römern im Bunde standen. Valentinus und Tutor brachten die Trevirer aufs neue zu den Waffen, tödteten die Unterfeldherren Herennius und Numisius, und wüteten fürchterlich.

So war der Zustand des Krieges, als der Oberbefehlshaber Petilius Cerialis mit dem Heere nach Mainz kam, durch dessen Ankunft die Hofnung wieder auflebte. Voll Begierde, eine Schlacht zu liefern, verachtete Cerialis die Feinde und entflammte die Soldaten zu einem blutigen Treffen. Die in Gallien geworbenen Soldaten schickte er in ihre Städte zurück, mit der Versicherung, die Legionen seyen hinlänglich, das Reich zu beschützen; die Bundsgenossen könnten sicher seyn, zu den Beschäftigungen des Friedens zurückkehren, das römische Heer würde den Krieg schon endigen. Dies vermehrte den Gehorsam der Gallier, sie bequemten sich leichter zu den Schatzungen und zu den Kriegsdiensten.

sten. Civilis und Classicus, so bald sie vernahmen, daß Tutor geschlagen, die Trevirer niedergehauen, und alles für die Römer günstig ausgefallen wäre: so geriethen sie in Furcht, sammelten in Eile ihre zerstreute Mannschaft, und ermahnten den Valentinus, keine Hauptschlacht zu wagen. Desto schneller schickte Cerialis einige in das Land der Mediomatriker, welche auf einem kürzeren Wege die Legionen gegen den Feind führten. Er selbst zog die Legionen, die zu Mainz waren und die er mit sich gebracht hatte, zusammen, und kam nach dreimaliger Veränderung des Lagers zu Rigodulum an. Dieser Ort, welcher durch die Berge, durch die Mosel, durch Gräben und Steine befestigt war, hatte Valentinus mit Trevirern besetzt. Alles dieses schreckte den römischen Feldherrn nicht; er gab Befehl zum Angrif, die Trevirer wurden geschlagen, und Valentinus gefangen. Am folgenden Tage zog Cerialis in die Pflanzstadt der Trevirer; „dies, so schrien die Soldaten, ist die Vaterstadt des Classicus und Tutors, durch deren Bosheit die Legionen eingeschlossen und niedergehauen wurden; Cremona in Italien ist vernichtet, weil es die Sieger nur eine Nacht aufhielt, und diese Stadt an den Gränzen Deutschlands, welche über die den Heeren abgenommenen Waffen und Ermordung der römischen Feldherren frohlockt, steht noch; die Beute mag in den öffentlichen Schatz kommen, uns ist es genug diese aufrührische Stadt in Brand zu stecken und zu vertilgen.“ Cerialis besänftigt ihren Zorn. Der klägliche Anblik der Legionen, die aus dem Lande der Mediomatriker hergerufen wurden, rührte das ganze Heer; Cerialis beruhigte sie, und schrieb dem Schicksale zu, was durch die Uneinigkeit der Soldaten und Feldherren oder durch Betrug der Feinde geschehen war; er

rieth

rieth ihnen, diesen Tag als den ersten ihres Eides und ihrer Kriegsdienste anzusehen, und das Alte zu vergessen; er nahm sie auf in sein Lager, und befahl, daß keiner ihnen ihren Aufruhr und ihre Niederlage vorrücken sollte. An die Trevirer und Lingoner hielt Cerialis eine Rede: „Ich habe mich nie, so sprach er, in der Beredsamkeit geübt — allein höret mich, da der Krieg hier geendigt ist; die Römer sind in eure Länder gekommen, nicht aus irgend einer Begierde, sondern weil eure Vorfahren sie riefen, ihre Streitigkeiten beizulegen. Ihr wißt, in wie vielen blutigen Schlachten Rom eure Feinde schlug. Wir haben den Rhein besetzt, nicht um Italien zu schützen, sondern damit kein andrer Ariovistus sich der Herrschaft über die Gallier bemächtigte. Glaubt ihr dem Civilis, den Batavern, den Deutschen werther zu seyn, als eure Väter ihren Vorfahren? — — Ruhe will Rom euch geben; die Ruhe der Völker kann nicht ohne Waffen, die Waffen nicht ohne Sold, der Sold kann nicht ohne Schatzung bestehen; — euer Gold und eure Reichthümer locken die Barbaren — darum liebet den Frieden! —" Civilis und Classicus schrieben an Cerialis: „Vespasian ist gestorben, Rom und Italien abgemattet; die Namen des Mucianus und Domitianus sind eitel und kraftlos; will Cerialis die Herrschaft über Gallien antreten: so wollen wir mit den Grenzen unserer Städte zufrieden seyn; will er aber lieber eine Schlacht wagen, so werden wir auch diese nicht weigern." Cerialis antwortete nicht, schickte Brief und Ueberbringer an Domitian.

Civilis räth, noch nicht zu schlagen; sondern erst die Völker vom rechten Rheinufer, durch deren Kräfte

die Römer so oft erschreckt wären, abzuwarten; Tutor behauptet, durch das Zaudern wüchse die römische Macht; Classicus stimmt dem Tutor bei, Civilis mußte, so ungern er es auch that, ihnen nachgeben; alles was er thun konnte, bestund darin, die Römer so unversehens zu überrumpeln, daß Cerialis durch den nämlichen Boten die Nachricht von dem Gefechte und der Flucht der Seinigen erhielt. Civilis stellt seine Truppen in Schlachtordnung, die Ubier und Lingoner in die Mitte, die Bataver auf den rechten, die Brukterer und Tenchterer auf den linken Flügel. Zwischen den Bergen, der Straße und der Mosel begann der Angrif so plötzlich, daß Cerialis, welcher gerade die Nacht nicht im Lager zubrachte, in seinem Bette die Nachricht erhielt, daß gefochten würde, und die Seinigen überwunden wären. Civilis hatte das Lager bestürmt, die Legionen und die Reuterei geschlagen, die Brücke über die Mosel am jenseitigen Theil der Pflanzstadt besetzt. Allein Cerialis blieb unerschüttert, zog die Flüchtlinge mit eigner Hand zurück, stand mit unbedecktem Leibe vorne an, zwischen den Gewehren, bemächtigte sich der Brücke, eilte ins Lager, sah die Schaaren der bei Neuß und Bonn gefangenen Legionen zerstreut, die Fahnen verlassen, die Adler umringt, gerietet in Eifer, und sprach: „Nicht Flaccus, nicht Vocula ist es, den ihr verlasset. — — Geht, meldet dem Vespasian, oder weil es näher ist, dem Civilis und Classicus, daß ihr euern Feldherrn in der Schlacht verlassen habt. Es werden Legionen kommen, welche weder mich ungerochen, noch euch ungestraft lassen werden.“ Diese Rede wirkte; neuer Muth beseelte die Geflohenen; den Siegern entfiel der Muth, und sie nahmen die Flucht. Die Deutschen hatten sich

zu

zu früh an das Plündern gegeben; statt den Feind zu verfolgen, wollten sie nur Beute machen. Civilis, Tutor, Classicus fochten wie die Löwen; aber die Ankunft der ein und zwanzigsten Legion raubte ihnen den Kranz des Sieges.

Die Einwohner der Agrippinensischen Pflanzstadt baten um Hülfe, und erboten sich, die Gemahlin und Schwester des Civilis nebst der Tochter des Classicus, die ihnen als Pfänder des Bündnisses gelassen waren, auszuliefern. Die in den Häusern zerstreuten Deutschen hatten sie schon ermordet; sie mußten also die Rache des Civilis fürchten, und um Hülfe bei den Römern bitten, ehe Civilis sich verstärkte und Köln angrif. Civilis hatte wirklich die Absicht, Köln einzunehmen; seine muthigste Kohorte, die aus Chauken und Friesern bestund, lag zu Tolpiacum (Zülpich) an den Gränzen des Agrippinensischen Gebiets, hatte nichts gelitten, und war stark genug, Köln zu erobern. Aber er bekam die traurige Nachricht, daß auch diese Kohorte durch den Betrug der Agrippinenser wäre aufgerieben worden; sie hatten sie durch reichliches Essen und Trinken in den Schlaf gebracht, die Thüren verschlossen, Feuer hineingeworfen, und verbrannt. Für allen diesen Verlust wurde Civilis doch in etwa schadlos gehalten; ein Theil seines Heeres schlug die römische Flotte auf dem Rhein, ein andrer die Nervier, und Classicus schlug einen Theil der römischen Reuterei in die Flucht.

Civilis brachte nach der unglücklichen Schlacht bei Trier sein Heer wieder zusammen, bekam frische Hülfsvölker aus Deutschland, und setzte sich bei dem alten Lager (Santen). Er befestigte diesen Ort, führte einen

Damm durch den Rhein, und setzte alle umliegenden Felder unter Wasser. Cerialis, dessen Heer durch drei Legionen und viele Hülfstruppen verstärkt war, folgte ihm dahin. Beide Feldherren eilten zum Kampfe. Mitten im Wasser griffen sich die Heere an, wobei die Deutschen wegen ihrer leichten Kleidung und Fertigkeit im Schwimmen den Römern meistens überlegen waren; sie fochten nicht wie Landtruppen, sondern wie Seeleute zwischen den Gewässern; die Römer blieben oft in Sümpfen sitzen, welche den Deutschen bekannt waren. Diese kleinen Gefechte vermehrten nur die Begierde, eine Hauptschlacht zu wagen. Beide Feldherren reden zu ihren Heeren, und entflammen sie zum Kampfe. Die fürchterlichste Schlacht begann auf den Gefilden bei Santen. Der Sieg blieb zweifelhaft, bis ein batavischer Ueberläufer den Römern einen Ort zeigte, wo sie den Deutschen in den Rücken fallen konnten. Cerialis schickte mit dem Ueberläufer zwei Schwadronen nach dem äußersten Theile des Morastes, wo der Boden fest und die Gugerner, die da postirt standen, nicht auf ihrer Hut waren. Die Deutschen wurden umringt und geschlagen; sie flohen nach dem Rhein. An diesem Tag hätte der Krieg geendigt werden können, wenn die römische Flotte bei Zeiten gefolgt wäre, aber nicht einmal die Reuterei konnte ihnen nachsetzen, weil ein Platzregen fiel, und die Nacht einbrach.

Civilis zieht sich hierauf über den Rhein zurück in die batavische Insel, und überfällt von dort die Römer einigemale. Er hatte seine Völker so vertheilt, daß die Römer an einem Tage in verschiedenen Lägern, an vier Orten, nämlich zu Arenacum, Batavodurum, Grinnes und Vada gleich angegriffen wurden. Die Deut-

Deutschen werden zurückgeschlagen und in den Rhein getrieben. Civilis entkam mit Schwimmen, Tutor und Classicus, auf Kähnen. Beinahe hätten aber die Deutschen den Cerialis gefangen bekommen. Er war nach Neuß und Bonn gegangen, um das Winterlager zu besehen. Er kam zu Schiff zurück, die Soldaten auf dem Lande waren zerstreut, und die Wache sorglos. In einer dunkeln Nacht fielen die Deutschen in die römischen Verschanzungen, hieben schrecklich die Römer nieder; die durch Wunden aufgeweckten Soldaten suchten ihre Waffen, liefen durch die Straßen, wenige in ihrer Rüstung, die meisten mit den Kleidern unter dem Arm, und den entblößten Degen in der Hand. Cerialis war halb im Schlafe und fast nackend, wurde aber durch einen Irrthum der Feinde gerettet. Weil das prätorische Schiff sich durch seine Flagge auszeichnete, so glaubten sie, daß Cerialis auf demselben wäre und schleppten es mit sich fort. Cerialis aber hatte die Nacht anderswo, und wie die meisten glaubten, bei der Claudia Sacrata, einer ubischen Dame, zugebracht. Die Wächter entschuldigren ihre Unachtsamkeit mit der Schande des Feldherrn, weil er ihnen befohlen hätte, stille zu seyn, und ihn nicht in der Ruhe zu stören. Die Feinde fuhren bei hellem Tage mit den Schiffen zurück, widmeten das prätorische Schiff der Velleda zum Geschenk und führten es auf der Lippe ab.

Dem Civilis kam auf der Stelle die Lust an, eine in Schlachtordnung gestellte Flotte zu zeigen. Er besetzte alle Schiffe mit Soldaten, und bespannte die eroberten Schiffe mit bunten Feldkleidern, statt der Segel. Da, wo sich der Rhein durch die Mündung der Maaß in den Ozean ergießt, hatte er einen Ort ausgesucht, der einem

Meere

Meere ähnlich war. Die Ursache der Ausrüstung dieser Flotte war ausser der Eitelkeit diese, daß sie durch dieses Schrecken den Mundvorrath, der aus Gallien kam, auffangen sollte. Cerialis stellte ihm mehr aus Verwunderung als aus Furcht seine Flotte entgegen, die zwar nicht an Anzahl aber an Erfahrung der Steuerleute überlegen war. Dieser war der Fluß günstig, da jene vom Winde herumgetrieben wurde. Das einzige, was vorfiel, war, daß sie mit Pfeilen auf einander schossen und sich trennten. Civilis gieng über den Rhein, Cerialis verheerte die Insel der Bataver, ließ aber die Aecker und Landhäuser des Civilis unbeschädigt. Der Herbst nahete, Platzregen fiel, der Fluß trat aus, die niedrige Insel wurde überschwemmt und sahe einem Meere ähnlich; weder Flotte noch Lebensmittel waren vorhanden, das Lager stand in vollem Wasser.

Einige hielten den Cerialis schon für verloren und die deutschen Hülfstruppen brannten vor Begierde, ihn in dieser schlimmen Lage anzugreifen; allein Civilis ergriff diese Gelegenheit, einen ehrenvollen Frieden zu schließen. Cerialis schickte Bothen an die Batavier, ließ dem Volke Frieden und dem Civilis Verzeihung anbieten. Die Velleda und ihre Verwandten ermahnte er, diese Gelegenheit zum Frieden zu benutzen. Die Trevirer seyen niedergemacht, die Ubier unterworfen, den Batavern ihr Vaterland entrissen. Mit Drohungen verband er Verheissungen. Die Völker fiengen an, den Friedensvorschlägen Gehör zu geben, Civilis vernahm ihre Gesinnungen. Er suchte demnach eine Unterredung; die Brücke über den Fluß Vahal wurde abgebrochen, beide Feldherren traten

am

am Ende derselben zusammen; Civilis hielt folgende Rede: „Wenn ich mich bei einem Feldherrn des Vitellius vertheidigte, so verdiente meine Aufführung keine Verzeihung. Unter uns waren lauter Feindseligkeiten, die von ihm angefangen und von mir vermehret wurden. Gegen Vespasian habe ich immer Achtung und Ehrerbietung gehabt und da er noch eine Privatperson war, nannte man uns Freunde."

So weit erstrecken sich des Tacitus übriggeblibene Geschichtbücher; die Bedingungen des Friedens sind uns unbekannt geblieben. Die Batavor erneuerten ihre Bündnisse und die Römer hatten gelernt, ihnen mit mehr Achtung zu begegnen, da sie sahen, wie viel eine einzige Nation vermöge. Mächtig erwachte bei den Deutschen das Gefühl der Freiheit, sie hatten die Erfahrung gemacht, daß die Römer konnten überwunden werden; die Furcht, welche Germanicus nach der Varianischen Niederlage unter ihnen verbreitet hatte, verschwand, und man fühlte sich sicher vor den Römern.

Friede und Ruhe scheint unter der sanften Regierung des Vespasians, Titus und Domitians am linken Rheinufer geherrscht zu haben. Titus folgte seinem Vater im Jahr Christi 79, von ihm hat unser Rheinufer nichts anzuführen. Sein Bruder Domitian kam nach ihm, im Jahr 81, zur Regierung. Als Cäsar machte er einmal einen Zug nach dem Rheine. Beim Antritt seiner Regierung riß der Statthalter des Oberrheins, L. Antonius, durch seine Grausamkeit aufgebracht, die Regierung an sich. In einer einzigen Schlacht schlug ihn Germanus Appius und machte seinem Ehrgeiz ein Ende. Domitian geht selbst an den Rhein und spielt dieselbe Rolle, die ehemals Cajus

ge=

gespielt hatte; er sah keinen Feind, kaufte Haare und Kleidungen der Deutschen, gab sie als Zeichen der Bezwungenen und Gefangenen aus und hielt deswegen zu Rom einen Triumph. Um den Schimpf seiner Prahlereien in etwa gut zu machen, unternimmt er einen Zug gegen die Katten und andere Deutschen und schlug sie. Der Ehrenname Germanicus und ein zwiefacher Triumph wird ihm vom Senate bewilligt. Zum Andenken des Sieges ließ er eine Münze prägen, mit der stolzen Umschrift: Das besiegte Deutschland (Germania capta). Eigentlich aber wurde der Sieg mit Geld erkauft. So schimpflich es für die Römer war, den Frieden mit Geld zu erkaufen, so mußten sie es doch für diesmal thun.

Von keinen römischen Kaisern findet man am Rheine mehr Münzen, als von den erstern: Tiberius, Cajus, Claudius, Nero, Titus, Domitian. Einige, welche zu Gressenich, Breinich, Asciburgium, Santen, ausgegraben sind, und welche ich sah, waren theils von Silber, theils von Kupfer und führten folgenden Inschriften: das Bild der Kaiser, mit den Worten Julia Augusta, auf der Rückseite mit dem Worte Pudicitia; das Bild des Tiberius mit den Worten: Tiberius aug. p. M. Tri. XXV, auf der Rückseite bald die Buchstaben S. C. allein, oder ein Tempel mit dem Worte Germania, oder eine vestalische Jungfrau, mit dem Worte Vestalis, oder eine Waage, mit den Worten de Germania; die Münzen von Drusus und Germanicus, von Domitian u. s. w. enthalten auf der einen Seite die Namen der Imperatoren mit dem Zusatz: Germanicus, auf der Rückseite bald einen Tempel, bald eine Göttin, bald eine Waage, bald die bloße Worte S. C.

Ka-

Kapitel X.

Cornelius Tacitus.

Unter den Kaisern Vespasian, Titus, Domitian und Nerva wohnte am untern Rheinufer, vielleicht zu Santen, Cornelius Tacitus oder Cornelius, mit dem Zunamen, der Schweiger. Er war Statthalter unserer Gegend, wenn er nicht gar unser gebohrne Landsmann ist. Wohlthätiger strahlet sein Name im Tempel der Unsterblichkeit, als alle alte Namen der damaligen Kaiser und Heerführer. Durch seine Schriften hat er sich ein dauerhafteres Denkmal gesetzt, als Erz und Marmor seyn können. Zwar haben wir keine kriegerische Heldenthaten von ihm aufzuweisen; aber seine Geschichte verkündigt mehr, als aller Waffenruhm, seine Größe und seinen wohlthätigen Einfluß auf die Rheingegenden. Es ist bekannt, daß unter allen Geschichtschreibern keiner ist, der mit Tacitus verglichen werden kann. Er entreißt selbst dem vortreflichen Thucidides die Palme des Sieges. Bewundernswürdig ist seine gründliche und kurze Schreibart; sie enthält weit mehr Ideen als Worte; fast alle Worte sind Sinnsprüche. Die kurze Schreibart macht ihn oft dunkel; aber die Wichtigkeit der Sachen, die Wendung, die er ihnen giebt, die Farbe, womit er sie aufträgt, fesseln den ungeduldigen Leser. Aus den Griechen hat er sich den Thucydides, und aus den Römern den Salustius zum Muster gewählt; aber er übertrifft sie beide. Seine Jahrbücher sind itzt häufig übersetzt; aber alle Uebersetzer, ohne Unterschied, haben sich an ihm versündigt, und bei aller Mühe

wird

wird der beste Uebersetzer gestehen müßen, daß sein Original unerreichbar ist. Alle Auftritte sieht man mit hohen Farben von Tacitus gemalt; die Gedanken sind groß; die Sprache ist kraftvoll; jeder Ausdruck ist schicklich und weise gewählt; überall sind Bilder; alles, was er sagt, das sieht man; alles rührt bis ins Innerste.

Beweisen läßt es sich freilich nicht, daß Tacitus unser Landsmann ist; aber wahrscheinlich ist es. Die Kenntnisse, welche er von den deutschen Sitten und Gebräuchen überall an den Tag legt, sind zu tief, als daß er sie blos bei seinem Aufenthalt am Rheine gesammelt haben könnte. Eine gewisse Vorliebe für die Rheingegend, ein gewisser Patriotismus, der ihm angebohren seyn muß, athmet in allen seinen Schriften. Mit einem gewissen angebohrnen Hasse redet er von Tyrannen; der Geist der Freiheit, der alle Deutschen beseelte, ist bei ihm sichtbar; die Reinheit der Sitten, die Keuschheit, welche den Deutschen das Heiligste war, gilt ihm über alles. Es war damals Sitte, daß die vornehmeren Deutschen ihre Kinder nach Rom schickten, um sie daselbst in Künsten und Wissenschaften unterrichten zu lassen. Diese nach römischer Art gebildeten Deutsche traten in die Dienste der Römer, erhielten das Bürgerrecht und wurden zu den ansehnlichsten Posten erhoben. Tacitus war Aedil, Prätor und Consul gewesen; freilich eine Ehre, die nur den gebohrnen Römern zu Theil werden konnte; allein in den stürmischen Zeiten der Kaiser galt die alte Konstitution nicht mehr; die Kaiser handelten ganz willkürlich; Cajus Caligula wollte sogar sein Pferd zum Konsul machen. Nach seinem Consulat zu Rom scheint Tacitus als Stathalter an den Unterrhein gekommen zu seyn. Unter

ter der Regierung des Vespasians, Titus, Domitians und Nerva gieng Tacitus mit den Feldherren der römischen Heere auf dem freundschaftlichsten Fuße um, er genoß ihrer Hochachtung und Vertraulichkeit. Als Geschäftsmann konnte er die Begebenheiten aus ihren ersten Quellen herleiten; als Staatsmann die Hüllen der Verstellung aufdecken und die geheimste Triebfeder der Regierung erkennen; als großes Genie alles lebhaft und nachdrucksvoll vorstellen. Unerschütterliche Rechtschaffenheit, warmer Eifer für die Freiheit und Wohlfahrt des Staats, unbestechliche Liebe zur Wahrheit und Tugend sind unverkennbare Züge. Tacitus hat eine besondere Geschicklichkeit im Malen und eine imposante Kürze. Er erzählt nicht blos von Menschen, Leidenschaften, Tyrannen, Sklaven und Helden; sondern er mahlt sie; seine Bücher sind große Gemälde in dem reizendsten Kolorit der Farben aufgetragen. Die größten, erhabensten Gedanken legt er in die wenigsten Worte. In den Gemälden sind die feinsten Züge, und mit einem einzigen Pinselstrich giebt er dem vortreflichsten Gemälde die vollendetste Vollkommenheit oder die festeste und schönste Haltung. Jede Seite, sagt mit Recht Justus Lipsius, ja jede Zeile enthält Rathschläge, Vorschriften und Lehren; aber so kurz, so verborgen, daß ein hoher Grad des Scharfsinnes erfordert wird, sie zu entdecken; nicht alle Leser enhüllen den geheimnißvollen großen Sinn des Tacitus; es gehören Männer dazu, welche einen feinen Verstand, ein scharfes Urtheil besitzen, Männer von Kopf.

Aus dem Tacitus lernen wir diejenigen Oerter am Rheine kennen, welche sich schon damals zu berühmten Städten emporschwangen; aber daraus, daß er von eini=

einigen Oertern nichts erwähnt, kann nicht bewiesen werden, daß sie damals nicht vorhanden oder nicht berühmt waren. Tacitus wollte keine geographische oder topographische Nachrichten vom Rheine liefern, sondern blos die Geschichte erzählen; er erinnert also blos an solche Oerter, wo gerade damals etwas Wichtiges vorfiel. Folgender Oerter erwähnt Tacitus ausdrücklich: Argentoratum, Strasburg, Moguntiacum, Mainz, Bingium, Bingen, Confluentes, Koblenz, Antoniacum, Andernach, Rigomagum, Remagen, Altare Ubiorum, Godesberg, Bonna, Bonn, Colonia Agrippina, Köln, Castra Gelduba, Gelb, Duromagum, Dormagen, Tolpiacum, Zülpich, Marcodurum, Düren, Novesium, Neuß, Asciburgium, Aßberg, Castra vetera, Xanten, Castra ulpia, Alpen, Burginatium, Cranenenburg oder Kellen, Noviomagum, Nimwegen, Arenatium, Arnheim, Trajectum ad Rhenum, Utrecht, Trajectum ad Mosam, Mastricht, Colonia Trevirensis, Trier, Tabernæ Mosellanicæ, Berncastel. Aller dieser Oerter erwähnt Tacitus, weil sich hier in dem Kriege mit Claudius Civilis wichtige Auftritte ereigneten; er erwähnt ihrer im Vorbeigehen, ohne sie zu beschreiben, wahrscheinlich hatten sie damals schon eine solche Celebrität, daß jedermann sie kannte. Aus den ausgegrabenen Münzen und andern Denkmälern erhellet aber, daß ausser den genannten Oertern mehrere wichtige Städte und Lagerplätze am Rheine und in den Gegenden zwischen Maaß und Rhein müßen gewesen seyn. Unter diesen verdienen bemerkt zu werden: Gressenich, Breinich und die Ruinen einer schön geplasterten Straße, welche von Gressenich auf Mastricht geführet zu haben scheint. In dieser Gegend findet man in jeder Distanz von zwei Stunden die auffallendsten Spuren von dem

Auf-

Aufenthalt der Römer. Gressenich, itzt ein elendes Dorf, liegt eine Stunde von Stolberg nach Osten am Anfang der Gebirgskette, die sich mit den Ardennen vereinigt, in einem sanften weiten Thale. Hier sind die Spuren von etwa hundert römischen Gebäuden; außer den genannten Münzen von Tiberius, Nero, Titus und Domitian findet man ganze römische Mauern, Ziegel, ohngefähr zwei Fuß breit und drei Fuß lang, Reste von feinerem Küchengeschirr und einen gepflasterten Weg unter der Erde. Dieser Weg zeichnet sich im Sommer deutlich aus; das Korn, welches in der darüber liegenden Erde wächst, ist früher reif, und misräth in dürren Jahren; man darf nur auf diesem sich auszeichnenden Strich graben, wo man will, so findet man das Pflaster. Dieser Weg scheint von Weißweiler, einem Dorfe zwischen Aachen und Düren, auf Gressenich zu gehen, denn zu Weißweiler fand man noch vor kurzer Zeit einen Sarkophag mit einer Urne, welcher nach Trimborn, einem Landgute bei Aachen, gebracht, und in dem schön angelegten Garten aufbewahrt wurde. Bekannt ist es, daß die Römer ihre Todten an den Landstraßen begruben. Der gepflasterte Weg verliert sich eine Viertelstunde von Gressenich nach Westen in einen Hohlweg, welcher in das Stolberger Thal herabführt; aus dem Thale geht der Weg eine sanfte Anhöhe hinauf, welche wenigstens eine Viertelstunde breit, und auf den Seiten mit pittoreskern Felsen besetzt ist. Von dieser Anhöhe kommt man in ein Thal, welches von einem Bach, durchströmt wird; der Bach, Rüsbach genannt, schlängelt sich herab ins Stolberger Thal, und vereinigt sich mit dem dortigen Vichtbach. Am linken Ufer des Baches erhebt sich sanft ein Berg, auf dessen Höhe sich alles vereinigt, was den Kenner des Alter-

thums

thums reizen kann. Die Ruinen von mehr als tausend römischen Häusern, große Ziegel, feinere Geschirre, sind sichtbar. In einem großen Amphitheater ziehen sich die Häuserplätze, deren Steine von der Sonne weiß gebleicht sind, vor dem Auge des Zuschauers dahin. Am Abgange des Berges, nach dem Flüßchen herab, im Angesicht der Häuser sieht man einige vierzig Hügel, welche aus Schlacken bestehen, die beim Eisenschmelzen zurückbleiben; ein sicherer Beweis, daß hier die Römer ihre vornehmsten Eisenhütten hatten, wie dann auch noch die Gegend voll von Eisenstein ist. Es stehen jetzt zwei Bleihütten im Thal, welche die in den Hügeln befindliche Schlacken ausgraben, um das Bleierz flüssig zu machen. Ringsumher haben die Galmeigräber alles aufgewühlt, um den Galmei, den die Römer vielleicht nicht zu benutzen wußten, und liegen liessen *), aufzusammeln. Unter diesem Schutte hat man viele römische Münzen von Tiberius, Claudius, Nero, Titus und Domitian gefunden. Im Thale scheint ehemals ein See gewesen zu seyn, und am Flüßchen findet man die seltesten Petrefakten von Muscheln, Zweigen und Bäumen, Schnecken und anderen Thieren. Hier war es auch, wo ein Galmeigräber den römischen Herkules ausgrub. In dem Walde zwischen dem Rüßbach und dem Stolberger Vichtbach findet man zahllose, von Menschenhänden aufgeworfene Hügel, unter welchen man ausgebrante Holzkohlen antrift; ein sicherer Beweis, daß hier die Todten verbrannt und begraben wurden. Hier sind also vielleicht die sichtbarsten elyseischen Felder, die letzten aufbewahrten Spuren

von

*) Die Römer hatten freilich Messing; aber sie fabrizirten ihn nicht aus Galmei, sondern sie hatten eigene Messing-Bergwerke in Sicilien und anderen Gegenden.

von einem römischen Kirchhof. Ungefähr eine Viertelstunde von diesen römischen Ruinen auf der Höhe des Berges, welcher zwischen dem Münsterbach und dem Stolberger Vichtbach liegt, zeigt sich eine gepflasterte Straße; sie läuft zwischen Stollberg und Aachen nach Norden hin durch die sogenannte Probstei, einem dicken Wald an der Ostseite des ehemaligen Reichs von Aachen. Hier in der Probstei zeigen sich wieder die deutlichsten Spuren ehemaliger römischer Gebäude, eine Menge weißgebleichter Steine, großer Dachziegel, irrdener Küchengeschirre und römischer Münzen. In dem Walde sind die Spuren der Heerstraße noch sichtbar, sie scheint nach Mastricht zu führen.

Kapitel XI.

Nerva, Trajan, Adrian, Antonius Pius und Marcus Aurelius oder Antonius Philosophus.

Unter der Regierung dieser Kaiser, in einem Zeitraume von 84 Jahren, waren alle Ursachen vorhanden, und alle Bedingungen eingetreten, von welchen das Glück der Völker abhängt. Die höchste Gewalt wurde von den Machthabern nicht gemisbraucht, sondern zweckmäßig angewandt. Fünf Kaiser nach einander verbanden mit großen Regierungsfähigkeiten den guten und festen Willen, ihre Völker zu beglücken. Sie zogen über die wichtigsten Angelegenheiten einen Senat zu Rathe, der damals der Achtung werth war. Senat und Kaiser arbeiteten unabläßig mit vereinigten Einsichten und Kräften am Wohl des Ganzen. Es wurden gute Gesetze gegeben; die Gerechtigkeitspflege wurde ver-

bes-

bessert; dem Volke wurden keine neue Lasten aufgebürdet, vielmehr die alten vermindert; gemeinnützige Anstalten wurden getroffen; Künste und Wissenschaften befördert; — der größte Theil des Reichs genoß die Annehmlichkeiten der innern Ruhe und des äussern Friedens. Ehrenvollere Denkmäler, als gewonnene Schlachten, als eroberte Städte und marmorne Säulen, sind die Versorgungsanstalten für arme Kinder unter Nerva und Trajan; die Freiheit und Blüthe des Handels unter Trajan und Hadrian, der Tempel der Wohlthätigkeit und die Selbstbetrachtungen von Marcus Aurelius, die Post für Eilboten und Beamten und andere nützliche Einrichtungen.

Das menschliche Geschlecht hatte seinen Wohlstand der Weisheit des Augustus zu danken; die Weichlichkeit und Laster seiner Nachfolger sicherten die Ruhe des Reichs. Die ersten Kaiser, feige und tyrannisch, zeigten sich selten oder in einer lächerlichen Gestalt in den Provinzen oder an der Spitze ihrer Legionen. Eifersüchtig auf die glücklichen Expeditionen ihrer Feldherren, wollten sie ihnen keinen Triumph bewilligen. Die Generäle begnügten sich, die ihnen anvertraute Gränzen zu bewachen; ihre Pflicht sowohl als ihr Interesse verbot ihnen, Eroberungen zu machen, die ihnen eben so nachtheilig als den überwundenen Nationen seyn mußten. Germanicus, Suetonius, Paullinus und Agricola werden mitten im Lauf ihrer Siege zurückberufen; Corbulo wird zum Tode geschickt. Britannien war die einzige Provinz, welche die Römer in der Periode der ersten Kaiser eroberten. Nach einem Kriege von ungefähr 40 Jahren, unter der Regierung des Claudius, Nero und Domitian ist ein großer Theil der

In-

Insel unterjocht. Agricola wollte die Eroberung mit seinen deutschen und batavischen Truppen vollenden, und glaubte mit einer Legion Irland zu unterjochen; aber der wilde Domitian, der sich in seinem Pallast eingeschlossen hielt, während seine Legionen unter dem tapfern Agricola fochten, rief ihn zurück. Agricola will indessen die gemachten Eroberungen schützen und erbaut Redouten auf der kleinen Erdzunge zwischen England und Schottland; diese Fortifikation bekam eine regelmässigere Form unter Antonin dem Frommen, welcher eine Mauer von Steinen aufführte und sie mit einem Walle von Rasen befestigte. Die Nachfolger des Augustus blieben seinem politischen System, die Gränzen des Reichs nicht zu erweitern, getreu, und ihre Grausamkeit, ihre weichliche Lebensart bewahrten das große Gebäude der Monarchie. Ihre Tyrannei entstand selbst aus dem allgemeinen Geiste der Römer. Weil sie auf einmal unter eine willkührliche Regierung fielen und kein Zwischenraum zwischen dem Befehlen und Gehorchen bei ihnen war: so wurden sie zu diesem Uebergang nicht durch sanfte Sitten vorbereitet; das wilde Gemüth blieb; man gieng mit den Einwohnern so um, wie diese mit den überwundenen Feinden selbst umgegangen waren. Das beständige Anschauen der Zweikämpfe der Gladiatoren machte die Römer ohnehin wild und grausam. Claudius wurde in dem Grade blutdurstig, in welchem er die Wettstreite sah. Das römische Volk, die Plebejer haßten selbst die abscheulichsten Kaiser nicht. Seitdem das Reich nicht mehr in ihren Händen war und sie sich nicht mehr mit dem Kriege beschäftigten, waren sie unter allen Völkern die niederträchtigsten. Sie sahen den Handel und die Künste als Dinge an, die nur blos den Sklaven ge-

ziemten, und die Austheilung des Getreides verursachte, daß sie die Ländereien versäumten. Sie waren an Spiele und Schaubühnen gewöhnt, und seitdem sie keine Tribunen mehr zu hören und keine Obrigkeit mehr zu wählen hatten, so überließen sie sich ganz den Ergötzlichkeiten, um die Zeit zuzubringen. Caligula, Nero und andere wurden wegen ihren Thorheiten von den Plebejern geliebt und im Tode beweint. Diese Kaiser gaben dem Volke alles, was es liebt; sie verschwendeten für dasselbe alle Reichthümer des Reichs; das Volk genoß allein die Früchte der Tyrannei, weil es nichts zu verlieren hatte; nur die Reichen und Tugendhaften, welche den Unsinn der Kaiser nicht billigen konnten, wurden das Opfer der Thorheit. Zu den Zeiten der Republik war das römische Volk kriegerisch; die Heere, die man in der Stadt warb, übten sich in der Disciplin und waren die Tapfersten. In den bürgerlichen Kriegen des Vitellius und Vespasianus zitterte Rom vor dem ersten Haufen Soldaten, der sich der Stadt näherte. Vespasian war in der ganzen Zeit seiner Regierung einzig darauf bedacht, das Reich wieder aufzurichten, nachdem es von sechs Tyrannen nacheinander beherrscht war, die alle grausam, meistentheils wütend, blöden Verstandes und im höchsten Grade verschwenderisch waren. Titus war die Lust des römischen Volks; aber sein Bruder Domitian war eine Mißgeburt, grausamer und unversöhnlicher, als alle seine Vorgänger. Seine geliebtesten Freigelassenen und seine Gemahlin schaffen ihn aus dem Wege. Ehe sie aber die That vollbringen, sehen sie sich nach einem Nachfolger um und finden ihn in einem ehrwürdigen Greis, in dem Nerva. Eine Reihe der vortrefflichsten Kaiser folgt auf einander; das römische Reich besteigt den

den höchsten Gipfel des Glanzes; es ist ein Vergnügen, bei ihrer Geschichte zu verweilen.

Den Anfang macht M. Coccejus Nerva, der nach dem Tode Domitians im Jahr Christi 96 seine Regierung anfängt. Er stellt die Würde des Senats wieder her; weise Gesetze werden gegeben; die drückenden Abgaben gemildert. Das linke Rheinufer genießt der Annehmlichkeiten des Friedens; Versorgungsanstalten für arme Kinder werden getroffen; feierliche Stille verbreitet sich allenthalben; kein Ueberfall ist zu befürchten; wegen der Ruhe, die am Rheine herrscht, nimmt er mit dem vollesten Rechte den Ehrentitel Germanicus an. Er schickt den M. Ulpius Trajanus, einen Spanier von Geburt, als Statthalter an den Unterrhein, der zu Köln seinen Sitz hat und die löblichen Entwürfe Nervas zur Beglückung der Rheinbewohner ausführt. Nerva, vom Alter gebeugt, fühlet sich zu schwach, das Reich zu regieren, er adoptirt den Trajan und erklärt ihn zu seinem Nachfolger. Dieser kommandirt eine große Armee am Rhein; ohne sich in die Unruhen der Deutschen zu mischen, überläßt er sie ihren eigenen Uneinigkeiten. Um das Jahr 98 wurden die Brukterer von den Chamaven und Angrivariern angefallen; 60,000 Brukterer werden erschlagen und ihr Land wird von den Chamaven und Angrivariern eingenommen. Tacitus glaubt, die Brukterer wären hier ganz vertilgt, aber ihrer wird noch unter der Regierung des Honorius, als Einwohner am Herzynischen Walde gedacht. Bei dieser Gelegenheit lehrt uns Tacitus die Maximen der damaligen römischen Politik kennen. „Die Brukterer, so drückt er sich aus, sind nicht mehr. Mehr als 60,000 Menschen sind geblieben,

nicht unter der Macht der römischen Waffen, sondern nur um uns ein Schauspiel und ein Vergnügen zu geben. Wenn die fremden Völker uns nicht lieben können, mögten sie sich denn nur allezeit hassen! Wir können nicht besser thun, als diese Völker ihren eigenen Streitigkeiten überlassen." Von Rom aus schmeichelt man den deutschen Fürsten durch Geschenke. In den bürgerlichen Kriegen suchen die Faktionen die Hülfe der Statthalter. Trajan höret alle Klagen an, nähret die Uneinigkeit, und weiß alle Entwürfe zur Vereinigung durch geweckte Eifersucht zu vereiteln.

Zu Köln erhält Trajan im Jahr 98 die Nachricht von dem Tode Nervas; zu Köln vertauscht er die Insignien des Statthalters mit dem kaiserlichen Purpur und bringt noch einen Theil des folgenden Jahrs in Köln zu. Er ist der vollkommenste Fürst, der je am Rheinufer herrschte. Es war ein Glück, unter seiner Regierung geboren zu seyn; die Geschichte hat keinen edlern und ruhmwürdigern Regenten aufzuweisen. Er war ein großer Staatsmann, ein großer Held, mit einem guten Herzen begabt, das ihn stets zum Guten antrieb, und mit einem hellen Verstande, der ihn stets das beßte wählen ließ. Unter ihm blühet das Rheinufer empor; Handel, Fabricken, Bergwerke, Künste und Wissenschaften kommen unter seiner Leitung zu einer Höhe, die sie noch nie erreicht hatten; mehr als vierzig Handelsstädte sind schon am Rheine und immer erheben sich mehrere. Er schickte noch eine Legion an den Rhein, welche die unter dem Namen der dreißigsten oder Ulpischen oder Siegenden in der Geschichte bekannt ist. Demnächst schickte er noch eine Kolonie an den Unterrhein, welche Colonia Trajana genannt

wur-

wurde; sie ließ sich zwischen Santen und Kranenburg nieder, da, wo itzt das Dorf Kellen ist. Die Kastellen, Bollwerke, Forts, Brücken, Dämme und Kanäle am Rheine ließ er ausbessern, erneuern und vervollkommnen. Trajan hatte eine militärische Erziehung genossen, besaß die Talente eines Generals und zerriß das friedliche System seiner Vorgänger. Nach langen Jahren sahen die Legionen endlich einmal den Kaiser an ihrer Spitze. Trajan zog gegen die Dacier, eine kriegerische Nation jenseits der Donau, welche unter Domitian die Majestät Roms insultirt hatte. *) Decebal, ihr König, war ein würdiger Rival des Trajans. Fünf Jahre dauerte der Krieg, Trajan blieb Sieger. Dacien hatte 400 Stunden im Umfang, der Dniester, die Teiß, die Donau und das schwarze Meer wurde die natürliche Gränze dieser Provinz. Man sieht noch itzt die Spuren eines militärischen Weges von der Donau bis Bender; ein berühmter Platz in der neuern Geschichte, welcher die Gränze zwischen dem ottomannischen und russischen Reich macht. **) Trajan brannte vor Begierde, sich einen Namen zu machen. So lange das menschliche Geschlecht fortfahren wird, seine Verwüster zum ersten Range zu erheben und seinen Wohlthätern nur einen kleinen Tribut von Lobpreisung zu weihen, so lange wird der Durst nach militärischem Ruhm immer der Fehler großer Karaktere seyn. Die Lobeserhebungen Alexanders hatten in der Seele des Trajans eine gefährliche Emulation geweckt. Er führte den Entwurf Cäsars aus und schlug die Parther. Er durchlief die Ufer des Tigris von den Armenischen Gebürgen bis an den Persischen Meerbusen. Von allen römischen Generälen war er der erste und einzige, der

die-

*) Dio Cass. l. 67. **) Gibbons Geschichte, 1. Th.

dieses weite Meer befuhr und dessen Flotte die arabische Küsten zerstörten. Die Kaiserin Plotine weiß die Unentschlossenheit Trajans in dem letzten Momente seines Lebens für seinen Neffen Hadrian zu benutzen, und schiebt eine falsche Adoption unter. Trajan starb und mit ihm alle eroberten Provinzen.

Eine Stelle aus der berühmten Lobrede des jüngern Plinius *) auf den Trajan kann uns lehren, wie wenig die meisten Kaiser den Ehrennamen Germanicus verdienten, den sie zum Beweise ihres Sieges über die Germanier sich beilegten; wir sehen daraus, daß diese Titel und die gerühmten Siege über Deutschland meistentheils für Geld erkauft waren. Nun, — es ist Plinius, der hier redet, — nun hat sich Furcht und Schrecken und Unterwürfigkeit unter römischem Befehle über die Völker verbreitet. Sie sahen itzt an der Spitze des römischen Heeres einen aus jenen Veteranen, dem die mit Leichen besäeten Felder und die mit Blut gefärbten Meere den Namen eines Feldherren erworben haben. Itzt kaufen wir nicht mehr die Geisseln, sondern wir nehmen sie; auch erhandeln wir das Blendwerk eines großen Sieges nicht mehr mit unserm Schaden und mit unermeßlichen Schmeicheleien; die Völker suchen und bitten nun, und wir geben und versagen, nachdem es die Würde des Reichs erfordert. Diejenigen, die erhalten haben, was sie baten, danken uns, und diejenigen, denen wir ihre Bitten versagten, getrauen sich nicht zu murren. Und wie sollten sie es wagen, sie, die da wissen, daß du deinen Posten nie verlassen hast, auch dann nicht, da die Kälte die Ufer der Flüsse, wie Brücken mit einander verband, und die Flüsse auf ihrem gefrornen Rücken große Kriegsheere

in

*) Panegyr. 12.

in unsere Provinzen übersetzten; da die wilden Völker mehr durch ihren Himmel und ihre Witterung, als durch Spieße bewaffnet waren. So lange du in ihrer Nähe warest, hielten sie sich in ihren Schlupfwinkeln eingeschlossen, als wenn sich die Zeiten geändert hätten; hingegen streiften unsere Truppen an beiden Ufern herum, und bemächtigten sich derselben, wenn du es befahlst.

Im August des Jahrs 118 starb Trajan in Cicilien ohne Erben; ihm folgte Aelius Adrianus. Der süsse Frieden blieb am Rheinufer; Adrian selbst besuchte den Rhein, hielt sich einige Zeit an diesem prächtigen Ufer auf, besahe alle Rheinstädte, Flecken, Kastelle, ließ sie verschönern und erweitern. Er soll Cleve besucht, das dortige Kastell erweitert, und eine Kolonie dahin geführt haben. *) Er beförderte Handel, Fabriken, Künste und Wissenschaften. Eine Münze mit der Inschrift: die Ankunft des Kaisers in Deutschland, beweist, daß er sich am Rheine aufhielt. Ueberhaupt lief dieser Fürst alle Provinzen durch. Das Leben Adrians war eine beständige Reise, er liebte die Soldaten, kultivirte die Wissenschaften, und besaß die Talente eines Staatsmannes. Ohne auf das Klima und die Jahreszeit zu sehen, marschirte er zu Fuß und mit entblößtem Haupte in dem Schnee Calcedoniens und in die Ebenen Oberägyptens. Adrian, eifersüchtig auf Trajan, und zugleich zu den niedrigsten und erhabensten Gesinnungen fähig, konnte nicht mehr glänzen, als sein Vorgänger, und hielt sich zu schwach, die Eroberungen Trajans zu schützen. Er führte also das politische System des Augustus wieder ein; er verließ frei-

*) Hinsen, Erichius XX.

freiwillig die weiten Eroberungen, welche die Römer zwischen dem Rhein und der Donau gemacht hatten. Der Gränzgott Terminus, dessen Bild ein großer Stein vorstellte, hatte seine Stelle noch nicht der Majestät des Jupiters übergeben. Die Augurs legten dieses so aus, daß die Gränzen des Reichs noch müßten erweitert werden. Aber der Gränzgott mußte sich der Autorität Adrians unterwerfen, welcher allen Eroberungen Trajans entsagte. Er machte den Euphrat, die Donau und den Rhein zu den natürlichen Gränzen des römischen Reichs. Das rechte Rheinufer verließ er ganz, und erlaubte den deutschen Völkern, was sein Vorgänger ihnen nicht erlauben wollte, nämlich sich am rechten Rheinufer niederzulassen. Er erklärte diese Völker für Alliirte der Römer. Dies rührte sie, und flößte ihnen die größte Achtung und Liebe für Adrian ein. Ihre Verehrung gegen ihn war so groß, daß sie ihn baten, ihnen einen König zu geben. Er that es und gewann sich aller Völker Zutrauen. Er ließ zum Andenken dieser merkwürdigen Begebenheit eine Münze prägen mit der Inschrift: Exercitus germanicus, die deutsche Armee. Köln blieb die Hauptstadt des untern oder zweiten Germaniens; Mainz die Hauptstadt des obern oder ersten Germaniens; Trier die Hauptstadt Belgiens. Mit vollem Rechte nahm er den Ehrentitel: Germanicus (der Deutsche) an, theils weil er dem Trajan in allen Titeln und Würden folgte, theils weil er sich um Deutschland verdient gemacht hatte. In den letzten Tagen seiner Regierung wurde Adrian grausam, er ließ vier konsularische Senatoren ermorden, weil sie des kaiserlichen Purpurs würdig schienen. Er adoptirte den Lucius Verus, aber ein frühzeitiger Tod entriß diesen jun-

gen

gen Cäsar, der einen Sohn hinterließ, dessen Erziehung Adrian seinen Nachfolgern anvertraute; dieser junge Prinz wurde hernach von Antonin dem Frommen adoptirt, und theilte mit Marcus Aurelius die kaiserliche Würde; mit allen Lastern besaß er eine schöne Tugend, nämlich eine blinde Nachgiebigkeit und Unterwerfung unter die Weißheit seines Kollegen. Adrian adoptirte und erklärte zu seinen Nachfolgern die beiden Antonins, deren Tugend er bemerkt hatte.

Die beiden Antoninen, M. Antoninus Pius und Marcus Aurelius Verus oder Antoninus Philosophus, regierten ein halbes Jahrhundert, in den Jahren 138 bis 192 mit Weisheit. Sie sind die vortrefflichsten Regenten, welche die Geschichte kennt, und ein Muster der Regentenkunst. Unter Antonin dauerte die Ruhe und der Friede fort, welche unter Adrian geherrscht hatten; die sanfte Ruhe des Antoninus Pius ist eben so merkwürdig, als die unermüdete Thätigkeit seines Vorgängers. Das friedliche System des Augustus wurde geliebt; die ganze Welt mußte sich überzeugen, daß Rom allen Eroberungen entsagt habe, und nur durch Liebe und Gerechtigkeit herrschen wollte. Vierzig Jahre lang wurde dieses System beobachtet; keine Feindseligkeit, die nur dazu dienen konnte, die Legionen in Uebung zu erhalten, wurde angefangen. Die ganze Welt war ruhig; der römische Name wurde geehret; oft unterwarfen sich die Barbaren willig den Entscheidungen der Kaiser. Die Quader, ein deutsches Volk an den Ufern der Donau, gegen Böhmen hin, baten, wie ehemals andere Deutschen unter Hadrian, von Antonin einen König, den er ihnen gab. Verschiedene Münzen mit der Inschrift:

schrift: Rex Quadis datus (der König den Quadern gegeben) bezeugen diese Thatsache. Bekannt ist die Mauer auf der Erdzunge zwischen England und Schottland, welche Antonin erbauen ließ, und unter dem Namen: Antonins Mauer noch genannt wird. Am Rheine benutzte man die Stille des Friedens zur Kultivirung des Landes, zur Anbauung neuer Häuser, zur Beförderung der Künste und Wissenschaften. Die Schule der trajanischen Kolonie soll unter Antonin abgebrannt, und hernach wieder hergestellet seyn. In diesem langen Frieden gieng die militärische Disciplin und Uebung fast ganz verloren; man glaubte in diesem ewigen Frieden, keiner Legionen mehr zu bedürfen. In den Lagerplätzen starben die Soldaten, und man dachte nicht daran, neue zu werben. Hiezu kam noch eine epidemische Seuche, welche Tausende von Menschen hinraffte. Italien und die Provinzen waren so verwüstet, daß ganze Städte, Flecken und Dörfer ohne Ackerbau wüste lagen.

Diese traurige Lage suchten die Barbaren zu benutzen; alle Deutschen, selbst Sarmaten giengen eine allgemeine Verschwörung gegen Rom ein. Aber Marcus Aurelius, tritt als Retter des Reichs auf; er verkaufte seine besten Meublen, ließ Sklaven und Missethäter enroliren, und übernahm selbst das Kommando. Nach einigen blutigen Feldzügen blieb er Sieger. Die Quader und Markmänner, eine Kolonie von den Ufern des Rheins in Böhmen und Mähren, hatten das Signal zum Aufruhr gegeben, und sie wurden das Opfer; die Blüthe ihrer Jugend mußten sie hergeben; der Kaiser gebrauchte sie als Soldaten, und dämpfte

da

da den Aufruhr ganz. *) Die übrigen wurden nach Italien versetzt, um die öden Felder und Dörfer anzubauen.

Vom Jahre 169 an regiert Marcus Aurelius allein; nichts ist vermögend, den ersten Antonin in Vergessenheit zu bringen, als sein Nachfolger Marcus Aurelius. Ein heimliches, wonnevolles Vergnügen durchströmt jeden, wenn man von diesem Kaiser redet; nicht ohne eine Art von Begeisterung kann man die Biograpie dieses musterhaften Regenten lesen. Sein Anblick, der Glanz seiner Weisheit und Tugend fesselte den Antonin so sehr, daß er ihn zu seinem Nachfolger erklärte. Antoninus Pius hatte zwei Söhne, aber er zog diesen seiner Familie vor, er gab ihm seine Tochter, und trug dem Senate auf, ihm das Prokonsulat und Tribunat zu geben. Marcus Aurelius achtete den Antonin als seinen Wohlthäter, liebte ihn als Vater, und gehorchte ihm als Souverän. Mit Recht wird Antonin ein zweiter Numa genannt. Der nämliche Eifer für Religion, Gerechtigkeit und Frieden karakterisirt den Antonin und Numa, die Tugend des Marcus Aurelius Antoninus schien strenger und unnatürlicher. Sie war die Frucht der Erziehung, eines tiefen Studiums und

*) In diesem Kriege soll auch das Wunder geschehen seyn, welches viele, die gern die schwächsten Beweise ergreifen, für die Göttlichkeit der christlichen Regierung anführen. Die Quader und Markmänner hatten den Kaiser in eine dürre Gegend gelockt, ihn umringt, und suchten ihn durch Durst und Hunger aufzureiben. Die Noth der Römer war auf das äußerste gestiegen; da warfen sich die Christen, die beim Heere waren, auf die Erde, und baten um Regen. Plötzlich entsteht ein Gewitter; die Soldaten laben sich am wohlthätigen Regen, stärken sich zum Kampf, und schlagen die Feinde. Daher soll die Legion, Fulminatrix genannt seyn.

und einer unermüdeten Wachsamkeit. Im zwölften Jahre seines Alters umfaßte er das strenge stoische System, um seine Leidenschaften zu zügeln. Die Selbstbetrachtungen des Marcus Aurelius, welche größtentheils im Tumult des Feldes aufgesetzt sind, sind bis zu uns gekommen, und des Nachdenkens und der Nachahmung der Weisesten würdig. Oft vergaß der Fürst seine Würde, vertauschte den kaiserlichen Purpur mit dem philosophischen Mantel, und gab öffentliche Vorlesungen über die stoische Philosophie. Sein Hörsaal war voll der edelsten und besten Männer; die stoische Philosophie hob sich sichtbar, bekam immer mehr Ansehen, verdrängte fast alle andere Sekten. Es war, als wenn die menschliche Natur ihre äußersten Kräfte anspannte, diese Sekte zu empfehlen, und in der That haben wir dieser Philosophie die besten Kaiser zu danken. Vor und nach dem Marcus Aurelius gab es keinen Kaiser, wie er war. Sein Leben war das Schönste, welches die Grundsätze Zenos hervorgebracht haben. Streng gegen sich selbst war Marcus Aurelius, nachsichtsvoll gegen anderer Schwäche; er theilte überall Wohlthaten und Gerechtigkeit aus; er beweinte den Avidius Cassius, der in Syrien revoltirte, und sich das Leben nahm; gern wollte er ihn sich zum Freunde machen, und milderte die Strafe seiner Theilhaber beim Senate. Der Krieg war in seinen Augen die Seuche des menschlichen Geschlechts, aber er scheute sich nicht, an der Spitze der Legionen das Vaterland zu vertheidigen. Acht strenge Winter hindurch kampirt er auf dem Eise der Donau. Das Glück seiner Regierung ließ die Römer eines eigensinnigen Tiberius, eines rasenden Caligula, eines schwachen Claudius, eines grausamen Nero, eines brutalen Vitellius vergessen, der in sieben Monaten 130 Millio-

nen

nen für seine Tafel verschwendete. Während achtzig Jahren konnte sich Rom unter den löblichen Kaisern erhohlen. *)

Außer den vielen Münzen und Denkmälern, welche das linke Rheinufer von den beiden Antoninen und ihrem Kollegen Lucius Verus aufzuweisen hat, ist die Landstraße von Koblenz nach Köln merkwürdig, die dem Ufer abgewonnen ist. Als dieselbe im Jahr 1768 aus Befehl des Kurfürsten von der Pfalz widerhergestellt wurde, fand man einen römischen Wegstein, der folgende wohlerhaltene Inschrift hatte:

IMP. CAES.
M. AVREL. ANTO
NINO AVG. PONT.
MAX. TR. POT. XVI.
COS. III. ET
IMP. CAES.
L. AVREL. VERO AVG.
TR. POT. II. COS. II.
A COL. AGRIPP.
M. P. XXX.

Dieser Stein ist in das Antiquitätenkabinet nach Manheim gebracht worden; anstatt dessen sieht man itzt einen Obelisk mit folgender Inschrift: Viam sub M. et L. Vero impp. anno Ch. CLXII munitam Carolus Theodorus Elector Pal. Dux Bav. Jul. Cl. M. refecit et ampliavit An. MDCCLXVIII Curante Jo. Lud. Comite de Goldstein pro principe. **)

Be=

*) M. Gibbon histoire de la décadence etc. Tom. I. C. 3. Die Verf. der hist. August., Eutropius, Dio Cassius, Julius Capitolinus.

**) Voyage sur le Rhin, depuis Mayence jusqu'à Dusseldorf. Tom. II. pag. 33.

Bekannt ist das Itinerarium Antonini, wo die Legionen benannt, und die Entfernung der Oerter angegeben sind. Peutinger, Altingius, Cluverius, Cellarius, Dithmarus, Bertius und andere haben ganze Abhandlungen darüber geschrieben. Als Beispiel mag Folgendes dienen: Novesio Leg. V ala. Gelduba Leg. IX ala. Golone Leg. IX ala. Veteris Leg. XXI. Castra ulpia Leg. XXX. Burcinatium Leg. IV ala. Arenatium Leg. X ala. In einem alten Itinerario wird die Entfernung A Lugduno Argentoratum, von Leiden nach Straßburg, M. P. CCCXXV gerechnet.

Kapitel XII.

Gestalt des linken Rheinufers unter den Antoninen.

Das römische Reich hatte unter den Antoninen den weitesten Umfang und den höchsten Gipfel seines Glanzes erhalten; das große Gebäude der Monarchie stand in seiner vollen Stärke da; nach und nach wird dieses stolze Gebäude erschüttert nnd stürzt zuletzt unter seiner eigenen Größe zusammen. Das linke Rheinufer war schon zwei hundert Jahren ein Theil und die Gränze dieses Reichs. In dieser merkwürdigen Periode hatte sich seine Gestalt ganz verändert; nach namenlosen Drangsalen blühte es itzt mächtig empor; allgemeiner Wohlstand lachte an des Rheines köstlichem Ufer. Die Züge der Roheit und Wildheit hatten sich verloren; Sitten, Gebräuche, Sprache, Religion und Verfassung hatten sich geändert. Alles war römisch geworden.

Der

Der Ackerbau, den man vormals am Rheine vernachläßigte, wurde itzt über alles geliebt. Wälder waren umgehauen und in Kornfelder verwandelt; Haiden waren urbar gemacht; Sümpfe und Seen abgeleitet und in Wiesen verwandelt; die Erde und das Klima hatten eine gewisse, sanfte Milde angenommen. Die Produkte der glücklichsten Klimate waren an den Rhein geführt, und wilde Völker hatten sie anbauen gelernt. Fast ist es unmöglich, alle Pflanzen und Thiere, welche aus Italien, Asien und Aegypten an den Rhein gebracht worden sind, zu nennen. Die Blumen, Kräuter und Früchte, welche itzt in unsern Gärten wachsen, sind größtentheils aus fremden Gegenden, wie oft ihr Name anzeigt. Die Aepfel Italiens, die Kirschen, Aprikosen und Pfirsiche aus Epirus, und von den Küsten des schwarzen Meeres, blüheten am Rheine. Zur Zeit Homers wuchs der Weinstock ohne Kultur in Sicilien; aber Wein wußte man nicht zu bereiten. Tausend Jahre nachher konnte sich Italien rühmen, die köstlichsten Sorten von Wein zu besitzen. Von da kam dieses schöne Gewächs an den Rhein; aber zu den Zeiten des S t r a b o war die Kälte zu stark, um die Trauben reifen zu lassen. Doch dieses Hinderniß verschwand, und die Kultur des Weins scheint in Bourgogne und an der Mosel und an dem Rhein so alt zu seyn, als das Zeitalter der Antoninen. Die Kultur des Leinen oder Flachses kam aus Aegypten nach Gallien und an den Rhein und wurde nach und nach der Reichthum unserer Gegend. Der zahme Klee wurde allgemein in Italien und in den Provinzen gebaut, besonders der Luzerner, der seinen Ursprung und Namen aus Medien zog. Er vermehrte Vieh und Heerden. Allgemeiner Ueberfluß herrschte; Columella giebt uns

in

in seinem vortrefflichen Werke eine Beschreibung von dem blühenden Zustand der Agrikultur in Spanien und Gallien unter der Regierung des Tiberius; blühender noch waren die Saatfelder des Rheins unter den Antoninen. *)

Nicht mehr, wie ehemals, lebte der Rheinbewohner von wilden Früchten und Kräutern. Er bereitete seine Speisen nach römischer Art. Das Brodbacken hatte er bald von den römischen Soldaten gelernt; erst bediente man sich der Handmühlen zum Mehl machen; aber unter den Antoninen hatte man schon große Mühlen, die von Pferden gezogen wurden. Die Agrikultur ist der Grund der Manufakturen, weil die Kunst nur die natürlichen Produkte verarbeiten kann. Bei den Römern war eine ganze Welt von Arbeitern zu den Bedürfnissen der Reicheren, zur Bereitung ihrer Kleider, Tafeln, Wohnungen und Möbeln beschäftigt. Die Begüterten benutzen ihren Reichthum zur Eleganz und Größe. Luxus kann nicht in den Gränzen des Staates bleiben; die entferntesten Gegenden müßen ihre Produkte dazu hergeben. Die Gebüsche Scythiens; der Ambra des Baltischen Meeres; die Teppiche Asiens, die Gewürze Arabiens, die Seide, Steine, Perlen, Rauchwerke der entferntesten Gegenden trugen das Ihrige zu dem Luxus bei, der schon am Rheine herrschte. Eine Flotte von 120 Schiffen kam alle Jahre zur Zeit der Sommerwende von den Küsten Ceylans und der Malabaren durch das rothe Meer nach Aegypten; die reichen Ladungen wurden durch Kameele vom rothen Meere bis an den Nil gebracht; von da giengen Schiffe bis nach Rom und von Rom brachten die Kaufleute

die

*) Gibbon histoire, Tom. I, C. 2.

die Produkte der entferntesten Gegenden an den Rhein. Seide, glänzende Steine, Perlen, Rauchwerk für Tempel und Leichenfeste kamen an den Rhein. Gold und Silber floß dagegen aus Italien und den Provinzen an fremde Nationen. Der Senat klagte darüber, daß die Reichthümer für den Schmuck der Weiber unter Freunden und Feinden zerstreut würden. 16 Millionen wurden blos zu dem Luxus dieser Art verbraucht. *)

Die Liebe zu den Wissenschaften ist beinahe vom Frieden und Reichthum unzertrennlich; sie wurde gepflegt unter Adrian und den Antoninen und verbreitete sich durch das ganze Reich. Die Rhetorik war bekannt im entferntesten England; die Ufer des Rheins und der Donau erschallten von den Gesängen Homers und Virgils. In der trajanischen Kolonie am Rheine, unterhalb Santen, blühete eine der vortrefflichsten Schulen. Die schwächsten Männer des litterarischen Verdienstes wurden königlich bezahlt. Herodes Atticus gab einem Sophisten Polemon für drei Declamationen 124,005 Gulden **). Die Antoninen besoldeten die Professoren ohne Unterschied fürstlich; die Professoren der Rhetorik, Politik und Philosophie hatten eine jährliche Besoldung von 9000 Gulden. ***) Die Feldherren und Kaiser selbst verbreiteten in den Provinzen die Liebe zu den Wissenschaften; sie selbst strebten nach der Würde und dem Namen eines Philosophen. Drusus machte sich am Rheine verdient um Künste und Wissenschaften, errichte-

te-

*) Tacit. ann. III, 52.

**) Philostrat. l. 1. p. 558.

***) Dio Cass., Juvenal., Longin. 45. p. 229.

tete zu Lyon ein Institut, und Marcus Aurelius hielt als Kaiser Vorlesungen über die stoische Philosophie.

Eine Menge großer Handelsstädte blühete schon unter den Antoninen am Rheine. Gallien zählte in allem 1200 Städte, und das linke Rheinufer 50 große Handelsstädte; unter diesen waren Strasburg, Worms, Speyer, Mainz, Bingen, Koblenz, Trier, Andernach, Remagen, Bonn, Köln, Dormagen, Neuß, Asciburgium, Santen und Kellen die berühmtesten. Sie hatten größtentheils die Einrichtung, welche Rom und andere italienische Städte hatten. Einige waren Municipalstädte, die nach ihrer Weise sich regieren, einrichten und leben konnten, und den Schutz der Römer bei ihren Anordnungen fordern durften. Andre waren Pflanzstädte, von römischen Kolonisten angelegt, oder mit ihnen vermischt. Alle aber hatten bald römische Form und Einrichtung. Sie waren römische Bürger, und genossen alle Vorrechte derselben, konnten nicht ohne Bewilligung des Volks mit knechtischen Strafen belegt, nicht mit Ruthen gestrichen, nicht ans Kreuz geschlagen, nicht ins Gefängniß geworfen, nicht zum Tode verurtheilt werden; sie konnten Erben eines andern römischen Bürgers seyn, und Testamente nach römischen Gesetzen machen, sie konnten eine Stelle in den Legionen und eine Stimme in den Comitien erhalten; sie durften Jemand an Kindesstatt aufnehmen und die Toga tragen. An ihren Duumviren und Decurionen, oder an ihren Statthaltern und Prokonsuln und Generälen hatten sie die Konsuls und den Senat, welche die souveräne Gewalt hatten, und die Insignien der öffentlichen Majestät trugen, nämlich prætextam, sellam curalem; zwölf Lictores mit Büschelruthen, eine Leibwache von Soldaten, und etliche Bediente begleiteten sie.

sie. Das Volk war in Tribus, Centurien und Curien getheilt, hielt seine Comitien oder Zusammenkünfte, um obrigkeitliche Personen zu wählen oder Gericht zu halten oder Gesetze und Schlüsse zum gemeinen Besten zu machen. Das Marsfeld zu Paris und Trier ist noch ein Beweis davon. Sie hatten, wie die Römer ihre Censoren, welche alle fünf Jahre eine Musterung anstellten, um den Tribut nach eines jeden Vermögen zu ordnen, und um die Kriegstüchtigen zu bezeichnen; sie wachten über die Tempel, die Landstraßen, öffentlichen Einkünfte und das Betragen der Bürger; wenn ein Bürger z. B. um mehrerer Freiheit willen, ohne Weib lebte, oder seine Güter nicht bauete, oder unerzogene Kinder hatte, oder ein weichliches, lasterhaftes Leben führte: so konnten die Censoren sie strafen; Müßiggänger und Lasterhafte strichen sie von den Listen der Bürger aus, nahmen ihnen alle bürgerliche Freiheit, und stießen sie aus den Tribus heraus. Sie hatten ihre Prätoren, welche über die Bewahrung der Gesetze und bürgerlichen Rechte zu wachen hatten; Jedermann mußte ihnen gehorchen; sie giengen daher auch mit der Pracht eines Konsuls, nur daß sie statt der zwölf Lictoren nur sechs hatten. Sie hatten ihre Tribunen, welche das Volk gegen alle Bedrückungen der Obrigkeit schützen mußten; ohne ihre Einwilligung galten keine Schlüsse, keine Gesetze, ihr Haus stund Tag und Nacht offen, damit Jeder dahin als zu einer Freistätte fliehen konnte. Sie hatten ihre Quästoren und Aedilen, die ersteren hatten die Aufsicht über die öffentliche Gelder und die Macht am Leben zu strafen; die letzteren hatten die Aufsicht über öffentliche Gebäude, über die Betrügereien der Kaufleute und Handwerker, über Wucher, schädliche Spiele und Aus-

schweifungen. Sowohl Municipal- als Pflanzstädte hatten bald die römischen Gesetze und Gerichte am Rheine: die Gesetze der zwölf Tafeln, deren zehn von Athen gehohlt, und zwei von dem Dezemviren hinzugethan waren. Nach diesen wurde in geistlichen und weltlichen Sachen gesprochen. Fälle, welche nach den zwölf Tafeln nicht konnten entschieden werden, wurden von den Tribunen oder dem Senat entschieden; den Schluß der ersteren nannte man Plebiscitum, den anderen Senatus consultum. Die Gerichte wurden bald öffentlich von acht Inquisitoren, welche man Quæstores parricidii nannte, gehalten, welche über Befehlshaber und öffentliche Beamten richteten; bald wurden sie besonders von den Prätoren über die Händel der Bürger gehalten. Bei Hauptverbrechen versammelte sich das Volk in den Comitien; wenn z. B. eine obrigkeitliche Person einen römischen Bürger knechtisch behandelte, ihn mit Ruthen peitschen, oder ans Kreuz schlagen, oder ins Gefängniß werfen ließ, welches Crimen perduellionis hieß, und das größte Verbrechen war, wodurch das römische Recht auf das entsetzlichste verletzt wurde; das Volk richtete über den Verbrecher in den Comitien.

Alle diese Städte waren durch Chausseen und Kanäle miteinander und mit der Hauptstadt verbunden. Von Leiden führte eine gerade Straße längs dem Rheine bis in die Schweiz hinauf, und von da bis nach Rom. Berühmt ist die römische Straße von Köln nach Koblenz, und von Bacharach über den Hundsrücken, um deren Wiederherstellung sich der verstorbene Kurfürst Karl Theodor verdient gemacht hat. Berühmt sind so viele andere Ueberbleibsel von gepflasterten Straßen in allen Gegenden des Rheinufers; sie sind das Werk der

Le-

Legionen, die sich mit diesen nützlichen Arbeiten beschäftigten, damit Müßiggang sie nicht zu Ausschweifungen verleitete. Der Kanal, der die Mosel mit der Saone verband, der drusische Kanal, der Kanal der die Maaß mit dem Rheine verband, und so viele andere sind Beweise von den Vereinigungen, welche damals zwischen den Städten am Rheine waren. Die Landstraßen jener Zeit beschämen alle Anlagen dieser Art in unsern Zeiten. Man zog die Straßen in gerader Linie von einer Stadt zur andern, ohne Rücksicht auf das Eigenthum eines Bürgers oder auf Hindernisse der Natur zu nehmen; man durchstach die Berge und große Bögen trotzten den reißenden Strömen. Um das Pflaster recht zusammen zu halten, faßte man die Straßen mit Bänken von Marmor und Pfählen von gehauenen Steinen ein. Einige, welche ziemlich dick waren, ragten zwei Schuh aus der Erde hervor, und dienten den Reisenden auszuruhen oder zu Pferd auf- und abzusteigen; andere waren größer und stunden eine Meile weit von einander, in Gestalt kleiner Säulen, auf welchen die Entfernung der Oerter von einander eingehauen war; alle Wege waren in Milliarien getheilt; daher entstund die Gewohnheit lapidem pro miliari oder einen Gränzstein für eine Meile zu setzen. Kein Land in unsern Tagen kann solche Wege aufweisen, als den Appischen und Flaminischen. Der Appische Weg führte von Rom bis nach Brundisi, und war gleichsam eine Brücke, vom tyrrhenischen Meer bis zum adriatischen, acht und achtzig Meilen weit; er war fünf und zwanzig Schuh breit, mit großen Quaderstücken von Marmor gepflastert. Der flaminische Weg erstreckte sich von Rom bis Aquileja mit lauter Quaderstücken gepflastert; Flaminius ließ ihn anlegen, um den Soldaten Arbeit zu geben.

Mit

Mit Recht sagt Isidorus, daß man auf den römischen Wegen von allen Theilen der Welt zu Fuß, zu Pferd und mit Wagen nach Rom und von da zurückkehren, und von allen Orten her bequemlich Waaren herbeiführen könnte. Ordentliche Posten waren angelegt, um dem Souverän aus allen Theilen seines weiten Gebietes geschwinde Nachricht zu geben. In einer Distanz von zwei Stunden unterhielt man vierzig Pferde; dreißig Stunden konnte man bequem in einem Tage machen. Um so zu reisen, mußte man vom Kaiser autorisirt seyn.

Blühend war in diesen Zeiten die Schiffart auf dem Rheine. Außer den Schiffen der Ubier und andrer Völker unterhielte der Staat eine eigene Flotte auf dem Rheine, theils um die Ufer zu sicheren, theils um Getreide aus Britannien und andern Gegenden den Rhein heraufzubringen. Zwei Flotten, jede von 150 Segel, kreuzten im Mittelmeer; in sieben Tagen konnte man von Rom bis an die Herkulessäulen, und in neun bis Alexandrien in Aegypten kommen. Eine eigene Flotte gieng beständig den Rhein herauf und herab, diese Schiffe wurden Lusoria genannt; künstlich ausgegrabene Häfen zu Mainz und Köln und andern Oertern schützten sie vor dem Eise. Eigene Fruchtschiffe versorgten die Hauptstadt und Provinzen mit Getreide. Aus Aegypten allein bekam Rom jährlich zwanzig Millionen Malter, und aus Afrika doppelt so viel Getreide.

Römische Monumente, welche fast alle zerstöret sind, zeugen noch von dem Glanze des Rheinufers in neuen Zeiten. Viele wurden auf Kosten des Staats errichtet und zum öffentlichen Nutzen bestimmt. Drusus, Germanicus und andere Statthalter des linken

Rhein=

Rheinufers verewigten ihr Andenken durch viele Monumente; die Verschwendung der ersten Kaiser, eines Tiberius, Nero, Claudius, Vitellius ließ Spuren am Rheine zurück; die Oekonomie des Vespasians war eine Quelle des Glanzes; die Werke des Trajans tragen das Bild seines großen Genies; die öffentliche Monumente des Adrians zieren alle Provinzen des Reichs; er selbst war Künstler, und liebte alles, was den Glanz der Monarchie erhöhet. Die Antonine, immer mit der Wohlfahrt des Staats beschäftigt, belebten die Künste, welche sie für das Glück des Volks hielten. Bewundernswürdig sind die Ueberbleibsel von Tempeln, Märkten, Bädern und Amphitheatern und Wasserleitungen. Der Tempel auf dem Capitolium zu Rom faßte 80,000 Menschen, die Vergoldung des Gewölbes und der Wände kostete sieben Millionen Thaler; der Tempel des Friedens von Vespasian war noch größer, 300 Schuh lang und 200 breit. Die Bäder waren so groß, daß Tausende von Menschen auf einmal sich baden, und ein jeder seinen eigenen Sitz von Marmor haben konnte. Jedes Bad konnte eine ordentliche Stadt seyn. Die Schauplätze waren so groß, daß ein ganzes Heer darin stehen konnte, ganze bewaffnete Flotten sah man darin scharmuziren. Das Amphitheater von Pompejus faßte 50,000 Personen; das von Scaurus hatte 160 Säulen, 3000 metallene Statuen, und faßte 80,000 Menschen. Der Circus Maximus hielt drei Stadien in der Länge und vier Jugera in der Breite. Die Cloaken oder unterirrdische Kanäle, durch welche der Unrath der Stadt abgeleitet wurde, waren so weitläuftige Gewölbe, daß man mit einem geladenen Mistwagen hineinfahren konnte. Die Wasserleitungen oder Kanäle, durch welche das Wasser

mei-

meilenweit über Berge und Thäler geführt wurde, waren so weit, daß ein Mann zu Pferde hindurchreiten konnte. Auf den Bergen bildeten sie ganze Seen, in Marmor eingefaßt. Oft schwebten diese Wasserleitungen meilenweit auf steinernen Bögen. Man denke nicht, daß Rom allein dergleichen Wunder aufzuweisen habe; die Wasserleitungen zu Mainz, zu Santen, die von Köln nach Trier, die Bäder zu Wisbaden und andere Monumente am Rheinufer beweisen, daß die Römer auch hier solche Denkmäler sich errichteten. Alles, was die Römer thaten, gieng ins Große; sie legten es darauf an, sich unsterblich zu machen, und der Bewunderung der Nachwelt wie Halbgötter zu erscheinen. Die Brücke, welche Cäsar zu Andernach über den Rhein baute, ist nach seiner eigenen Beschreibung ein Denkmal römischer Baukunst. Wenn es wahr ist, daß der Schwanenthurm zu Kleve von Julius Cäsar, und der Granusthurm an der östlichen Seite des Rathshauses zu Aachen von einem Granus erbaut ist: so sind sie ein bleibendes Monument römischer Kunst und römischen Geschmacks. Der Granusthurm zu Aachen soll eben so viel Fuß in der Erde, als in der Höhe über der Erde haben. Die römischen Palläste hatten den Umfang einer großen Stadt mit Gärten; Alleen, Hallen, Bäder, Wasserleitungen, Springbrunnen, Wasserfälle, Amphitheater, und andere zum Vergnügen bestimmte Plätze waren darin angebracht. Ihre Zahl stieg in Rom an 780, unter welchen Neros göldenes Haus sich auszeichnete. Sollten nicht auch Palläste am Rheine gewesen seyn? Sollten die Statthalter zu Mainz, Köln und Santen, Agrippa, Drusus, Tiberius, Vinucius, Lentulus Getulius, Lucius Verus und andere nicht Palläste angelegt haben?

Soll-

Sollten die Kaiser, welche zu Köln den Purpur nahmen und einige Zeit daselbst residirten, nicht Palläste gebaut haben? Die Wasserleitung und der Eichelstein zu Mainz, die Ruinen zu Trier, Köln, Xanten, Asciburgium u. s. w. sprechen dafür. Noch hat man nicht alle römische Ueberbleibsel entdeckt; täglich findet man ihrer noch; die entdeckte römische Stadt bei Neuwied ist Zeuge davon. Ueberall, wo die Kaiser sich aufhielten, machten sie sich durch prächtige Anlagen beliebt. Julius Cäsar, da er noch eine Privatperson war, ließ, als er das erstemal Aedil wurde, auf dem Theater alles von Silber machen; Nero bedeckte den Schauplatz und das große Theater ganz mit Gold. Die Gladiatorspiele wurden oft in den Provinzen gehalten; unter Trajan erschienen an einem Tage 10,000 Gladiatoren auf dem Schauplatz, wo sie sich mordeten. Das Beispiel der Kaiser wirkte auf die Bürger. Bis in die entferntesten Provinzen errichteten Privatleute Monumente zum öffentlichen Nutzen. Die Inschrift zu Alecantera in Portugall zeugt, daß die Brücke über den Tagus auf Unkosten einiger Staaten Lusitaniens gebaut ist. Bürger die eben nicht die reichsten waren, strebten nach der Ehre, Monumente zu errichten, die die Aufmerksamkeit der Fremden an sich zögen. Oft überstieg die Baulust alle Gränzen, die Statthalter mußten sie zurückhalten. Plinius redet davon. Herodes Atticus, dessen Familie durch Baulust gesunken war, fand in seinem alten Hause einen großen Schatz, wovon nach den Gesetzen ein Theil dem Kaiser gehörte, der damalige Kaiser Nerva schenkte ihm seinen Theil und machte ihn zum Präfekt von Asien; hier legte der reiche Mann die kostbarsten Monumente an, eine große Wasserleitung, wozu er die geschicktesten Meister aus Griechenland kommen ließ, inwendig ganz

von

von Marmor; seiner Gemahlin Regilla vermachte er ein Theater, welches seines Gleichen im Reich nicht hatte; er errichtete das Odeum für Konzerte und Tragödien, ein Theater zu Korinth, eine Rennbahn zu Delphis, warme Bäder und tausend andere Monumente, auf welchem noch Herodes Atticus Namen glänzt. *) Der größte Theil der römischen Monumente war dem Publikum gewidmet, Amphitheater, warme Bäder, Hallen, Säulen; griechische Mahler und Bildhauer verschönerten sie; hier sah man die Gemälde von Schlachten und Eroberungen; dort die Thaten der Helden und Triumphbogen. In Fresco und mit Wasserfarbe mahlten die Römer auf eine bewundernswürdige Art; am bewundernswürdigsten ist die Bildhauerkunst der Alten.

Römische Sitte, Lebensart und Kleidung verdrängte bald die alte germanische und gallische in den großen Städten am Rheine. Die Tagesbeschäftigungen, die Besuche, die gesellschaftlichen Zusammenkünfte auf den Marktplätzen, die Ehrenbezeugungen, welche die Statthalter genossen, die Unterredungen und Spaziergänge, die Feste, die Belustigungen, die Mahlzeiten waren bald auf römischen Fuß eingerichtet. Gegen den Luxus in Gastereien eifern die Fannischen und Licinischen Gesetze, die Censoren, die stachlichten Gedichte der Poeten, die scharfen Reden der Philosophen und besonders des Seneca. Man erstaunt über die Verschwendung, die uns Tacitus, Plinius, Seneca und andere römische Geschichtschreiber erzählen. Die Mahlzeiten des Hortensius, Lucullus und Philippus stiegen an die 5000 römische Thaler. Lucullus hatte viele Speisesäle, wovon

*) Gibbon hist. Tom. I. c. 2.

von jeder den Namen einer Gottheit führte, und den Bedienten ein Merkmal war, wie aufgetischt werden sollte. Die Speisesäle des Nero waren mit elfenbeinenen Blättern ausgetäfelt, die sich in Angeln herumdreheten und bald diese, bald jene Bilder vorstellten; durch kleine Kanäle an der Decke regneten Blumen und wohlriechende Essenzen auf die Gäste; Tafel und Tischgeschirr war von purem Golde, die Tapeten von goldenen und silbernen Stoffen mit Edelgesteinen besetzt, die Matratzen von Haasenhaaren und Daunen. Zu Köln schwelgte der Kaiser Vitellius nach dem Bericht des Tacitus im Schoose des Ueberflusses. Er speißte alle Tage drei bis viermal und erleichterte sich den Magen durch Erbrechen, damit er beständig mehr essen konnte. Welch eine Schande, spricht Seneca, sie erbrechen sich mit Fleiß und lassen dem Magen keine Zeit, Speisen zu verdauen, welche sie doch von allen Enden der Welt herbringen ließen. Cato klagt, eine Stadt könne nicht bestehen, wo ein Fisch mehr koste als ein Ochs. Man bezahlte oft einen Fisch mit 300 Thalern. Ueber die Unmäßigkeit im Trinken klagte Plinius eben so laut; sie soffen in Einem fort, bis sie den Wein von sich gaben und fiengen dann von frischem an. Zwischen dem Wechseln und Auftragen der Schüsseln wurde mit Würfeln gespielt. Nero setzte auf einen Wurf 14,000 Thaler; Claudius hörte gar nicht auf zu spielen, er spielte sogar, wenn er im Wagen fuhr. Suetonius sagt von Octavian: er wurde zweimal zur See überwunden und verlor seine Schiffe, er will doch einmal gewinnen und spielt also beständig mit Würfeln. Plinius legt dem Trajan ein schöneres Lob bei: Wir speisen, schrieb er, alle Tage mit dem Kaiser, er bewirthet uns mäßig, giebt bisweilen Musik und Schauspiele; aber öfter er-

gö=

götzen wir uns an angenehmen Erzählungen. — Die gewöhnliche Kleidung der Römer, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts, war die Toga, ein rundes, weites Kleid, das vorn bis auf den Gürtel offen stand und keine Aermel hatte; sie bedeckte den ganzen Leib; an der linken Schulter war sie aufgehenkt, so daß der rechte Arm und die rechte Schulter frei blieben; sie war nach dem Stande und Vermögen eines jeden lang und kostbar. Horaz spottet über einen Reichen von schlechtem Herkommen, daß er eine Toga, sechs Ellen lang, trüge, womit er die Gassen fegte. Man faltete die Toga auf mancherlei Art zusammen, damit sie nicht auf die Erde hienge, und legte sie über den Arm vor die Brust; wenn man etwas arbeiten wollte, so warf man sie auf den Rücken. Quintilian beschreibt in seiner Anweisung zur Beredsamkeit den jungen Rednern die Art, wie sie ihre Toga beim öffentlichen Vortrage zu halten haben. Hortensius zog seine Toga vor dem Spiegel an, und gab sich eben so viel Mühe, die Falten der Toga recht schön zu legen, als den Periodenbau seiner Rede zu ordnen. Die Feldherren trugen eine Togam pictam oder palmatam, eine gemahlte, von Purpur, mit goldenem Laubwerk nach Palmenart, gestickt; die Könige hatten eine gestreifte Toga von Purpur mit scharlachenen und weißen Streifen, sie hieß Trabea; die Prætexta oder verbrämte Toga war mit einem Purpurstreif eingefaßt; diese trugen die Obrigkeit und Priester. Junge Söhne von gutem Hause trugen die Toga mit einer goldenen Kugel, die an einem Halsbande hing. Im zwölften Jahre legten sie das Kinderkleid, welches Alicata chlamys, eine Weste mit allerlei Figuren war, ab, und legten die Prætextam oder verbrämte Toga an; sie trugen diese, bis sie das

männ=

männliche Kleid, Togam virilem, anlegten, welche weiß und ohne Zierrathen war. Statt der Togen trug man hernach Mäntel. Unter der Toga und unter dem Mantel trug man eine Tunica, ein Unterkleid, welches bei Männern bis an die Kniee, bei Weibern bis an die Fersen reichte; man legte sich die Tunica vermittelst eines Gürtels an, bald enger, bald weiter und gürtete sie bald höher, bald tiefer; in den Gürteln konnte man Geld bei sich tragen. Unter der Tunica trugen die meisten Römer noch ein anderes Unterkleid von Wolle, welches gleichsam ihr Hemde war. Von den Galliern entlehnten die römischen Soldaten eine Art von Reiseröcken, Sagum, welche sie über den Brustharnisch zogen. Bei dem Kriegskleide trugen sie eine Tunica, welche hart am Leibe anlag und bis an die halbe Oberschenkel gieng; demnächst kleine Hosen. Meistentheils giengen die Römer mit blosem Kopfe, ohne Hüte; oft bedeckten sie sich mit einem Zipfel der Toga oder bei schlechtem Wetter mit einem Hute. Haar und Bart ließen die Römer erst wachsen, bald hernach ließen sie sie schneiden, kräuseln und mit wohlriechenden Essenzen bestreichen. Kaiser Adrian hatte viele Warzen am Kinn, ließ also den Bart wachsen und brachte diese Mode bei den Römern wieder auf, die nach seinem Tode wieder abgeschafft wurde. Junge Leute banden, wie das weibliche Geschlecht, die Haare hinterwärts in einem Knoten, bis sie das männliche Kleid anlegten. Den ersten Bart weihete man einer Gottheit; im zwanzigsten Jahr ließ man ihn abschneiden. Dies war ein Festtag. Philosophen ließen den Bart wachsen. Zur Zeit der Kaiser trug man schon Perücken; ein kahler Kopf hieß ungestaltet. Ohrgehänge waren Sitte bis auf Kaiser Severus. Statt der Strümpfe umwan-

den

den die Römer ihre Beine mit Streifen von gewissen Zeugen. Sie trugen nicht immer Hoosen, nur bei der Kriegskleidung oder wenn sie ritten, trugen sie Hosen, wie unsere Schlafhosen. Einige Schuhe waren wie Halbstiefel, die mit Riemen zugeschnürt wurden; andere waren Sohlen, mit Riemen über dem Fuße zugebunden. Das römische Frauenzimmer hatte eine ganze Welt von Kostbarkeiten, mundum muliebrem, Gold, Silber, Kleinodien, Edelgesteine, Armbänder, Halsbänder, Ohrgehänge; nur die gerühmte Cornelia hielt ihre Kinder für ihren Schmuck und ihre Kleinodien. Eine Menge Bedienten war zum Putz der Weiber thätig. Der Kopfpuz war oft einem Gebäude ähnlich, das sich in Locken, Tressen, Schleifen und Spangen stufenweise erhob. Zuweilen gaben sie ihrem Kopfputze ein kriegerisches Ansehen, z. B. die Gestalt eines Helmes oder Schildes. Sie hatten ganz fertige Kopfzeuge, Perüken oder Haartouren; eine Art von Mützen, Mitra, welche mit zween Zipfeln an den Backen zusammenfiel. Ein breites Band, womit das Frauenzimmer das Haar einschlang und in Knoten schlug, wurde als ein Zeichen der Schaamhaftigkeit und Tugend angesehen, Ovid nennt es Insignia pudoris. Das Modehaar war damals das weiße, man salbte es mit Essenzen, um es glänzend zu machen; man streute zuweilen Goldstaub darauf, damit es glänzte. Schminke war gewöhnlich bei den Römern, Ovidius und Plinius beschreiben uns viele Arten derselben. Die Zähne wurden mit Milch und andern Materien gewaschen; die Farbe der Kleider war weiß und purpurfarbig, so auch die Farbe der Schuhe. Plinius spottet über die Menge der Ringe, welche das römische Frauenzimmer an allen Fingern trug. — Das ehelose Leben riß bei den Römern

mern so ein, daß die Censoren und Kaiser Gesetze deswegen ergehen ließen; Augustus, Claudius und andere Kaiser legten allen Unverheiratheten eine Geldstrafe auf und gaben den Verehelichten große Belohnungen. Die Ehescheidungen waren so gewöhnlich, daß Seneca sagt: es hätte einige gegeben, welche die Jahre nicht mehr nach der Regierung der Consuln, sondern nach der Zahl ihrer geschiedenen Ehemänner, gezählt hätten. Cato trat seine Gemahlin, Marcia, dem Hortensius ab; er hatte schon Kinder mit ihr, und als Hortensius sie von ihm begehrte, war sie schwanger. Hortensius starb, setzte die Marcia, zum Nachtheile seines Sohnes, zur Erbin seines großen Vermögens ein, und Cato nahm sie aufs neue zur Gemahlin. Gegen Ehebruch und Hurerei, welche in jenen Zeiten alle Gränzen überschritten, mußten die Kaiser Geldstrafen, Staupenschläge, Verweisungen und Kastrirungen verordnen. Aber ihre Gesetze wirkten wenig. Cicero verstieß seine Terentia, weil sie hitzig, herrschsüchtig und verschwenderisch war; er heirathete die Publicia und schied sich von ihr, weil sie seiner Tochter Tullia zu hart begegnete. Augustus verstieß seine Gemählin Scribonia an dem Tage, da sie ihm die berufene Julia gebahr; er heirathete die Livia, des Tiberius Nero Gemahlin, die schon im sechsten Monate schwanger war. — Die Gewalt der Väter über ihre Kinder war unbegränzt; sie konnten sie ins Gefängniß, in Ketten und Bande legen, stäupen lassen, aus dem Lande verweisen, verkaufen und tödten. Die Gewohnheit, Kinder auszusetzen, war überall im Schwange; Lykurg hatte sie in Sparta durch ein Gesetz eingeführt. Plutarch erzählt, schwache, häßliche und ungesunde Kinder habe man in einen Abgrund, unten an einem gewissen Berge, geworfen. Die

Vä-

Väter hatten das Recht, ihre Kinder zu enterben. Wir haben, sagt Seneca, der väterlichen Gewalt ein heiliges Ansehen gegeben, weil es für das gemeine Wesen unentbehrlich war, ihre Kinder zu erziehen. Doch finden wir, daß einige Väter wegen der Strenge über ihre Kinder, vor dem Senat angeklagt wurden. Man schickte die Kinder in die öffentlichen Schulen, eigene Sklaven, welche Pädagogi hießen, führten sie hin und blieben bei ihnen. Der Censor Cato unterrichtete seine Kinder selbst im Lesen und Schreiben, in der Grammatik, in den Rechten und im Fechten; Augustus lehrte seine Enkel schreiben und lesen und rechnen; die beiden Grachen verdankten ihrer Mutter Cornelia ihre Beredsamkeit. Wenn die jugendliche Unterweisung vollendet war: so bekam der Jüngling das männliche Kleid und wurde auf den großen Platz geführt, wo die Versammlungen des Volkes, die Reden und gleichsam die öffentliche Schule der Regierungsgeschäfte und Staatsangelegenheiten gehalten wurden; er lernte hier Rechtsgelahrtheit, Philosophie, militairische Wissenschaften. Man schickte die jungen Römer nach Massilia (Marseille), wo die Grammatik, Redekunst, Dichtkunst, Arznei, Mathematik, Historie und Astronomie am beßten gelehret wurde. Tacitus hielt es für sein größtes Glück, daß ihm diese Stadt zur Schule gedient hatte. Ihre letzte Uebung erhielten sie in den Gerichtsstätten, wo sie den Rechtsreden der berühmtesten Redner zuhörten und sich darnach bildeten. — So gewöhnten sie sich zu Gerichtssachen und zur Advokatenberedsamkeit. Im Anfange mußten die Patrone ihren Klienten ohne Bezahlung vor Gericht dienen. Die größten Männer traten als Beschützer der Unschuld und Tugend auf und widmeten ihre Talente ihren Mitbürgern unent-

ent-

entgeldlich; sie errangen sich dadurch die Achtung des Volks und dessen Stimmen zu Aemtern und Ehrenstellen. In der Folge machten die Klienten ihren Patronen gewisse jährliche Geschenke; davon wurde ein solcher Mißbrauch gemacht, daß die Tribunen des Volks ein Gesetz auswirkten, welches alle Belohnung und alles Geschenk den Patronen untersagte. Als aber die Kaiser dem Volke das Recht nahmen, obrigkeitliche Personen zu wählen: so mußten die Privatleute zur Vertheidigung ihrer Rechte Bürger von Talenten und Beredsamkeit aufsuchen, die sich darauf legten und eine gewisse Besoldung dafür bekamen. Das war der Ursprung des Advokatenstandes. Claudius gab am ersten ein Gesetz, welches den Advokaten erlaubte, 350 Thaler anzunehmen; nahmen sie mehr, so verfielen sie in die Strafen, welche auf das Geldpressen gesetzt waren. Unter dem Trajan ergieng ein Rathsbeschluß, nach welchem die Prozessirenden, ehe man ihnen in ihren Rechtssachen dienen durfte, einen Eid schwören mußten, daß sie ihren Advokaten kein Geld gegeben oder versprochen hätten. Doch sagt Tacitus: „Sie handeln ohne Scheu mit ihren Diensten, und ihre Treulosigkeit ist bei ihnen eben so feil, als was öffentlich auf dem Markte verkauft wird.“ Nach Juvenals Beschreibung brüsteten sich die Advokaten, wenn sie vor den Gerichten erschienen, in schönen Sänften, kostbaren Kleidern und mit Bedienten um sich her; im Reden wandten und dreheten sie die Finger so künstlich, daß ihre vielen Ringe blizten, blos damit sie für reich angesehen und desto reichlicher bezahlt würden. Sie hatten ihre eigenen Gebäude, in welchen sie ihre Sachen vertheidigten; diese Gebäude sind unter dem Namen Basilicæ bekannt. Sie hatten die Form un-

unserer alten Kirchen, deren viele zur Zeit Constantins aus den alten Basiliken entstanden sind. Auf dem Chor saßen die Richter, in dem Schiff stunden die Zuhörer, auf der Kanzel redete der Advokat. In Rom waren der Basiliken, worin Gerichte gehalten wurden, über zwanzig von ungemeiner Größe und für ganze Nationen.

Kapitel XIII.

Sklaverei, Auflagen, Werbungen und Miliz am linken Rheinufer unter den ersten Kaisern.

Sklaven waren im Schooße aller Provinzen; sie mußten die allgemeine Last tragen. Diese Unglücklichen waren jeder Despotie ausgesetzt und gemeiniglich Gefangene, die größtentheils freigeborne Menschen, im Ueberfluß erzogen und in Schlachten und Seeräubereien zu Gefangenen gemacht waren; sie wurden zum Nutzen des Siegers verkauft. Tausende unserer Rheinbewohner wurden als Sklaven nach Rom verkauft, mußten Gladiatoren oder Aufwärter der Buhlerinnen abgeben. Verzweifelung gab ihnen oft die Waffen in die Hand, sie droheten der Republik den Umsturz. Die Zahl der Sklaven war größer, als die der Bürger. Man wollte sie einmal durch eine besondere Tracht auszeichnen; aber man sah ein, wie gefährlich es sey, sie ihre eigene Anzahl kennen zu lehren. Es gab Zeiten, wo jeder Soldat sieben Sklaven hatte, die er zu seinem Vortheil verkaufen konnte. Man weiß, wie weit die Rechte des Herren über die Sklaven sich erstreckten. Die Schändung beider Geschlechter machte

einen Theil derselben aus. Man denke sich einen freien Menschen, der zu den allerverächtlichsten Arbeiten gezwungen, seine Frau und seine Kinder dahingebracht sieht, die viehischen Begierden eines übermüthigen Herren zu befriedigen. Vedius Pollo ließ um eines zerbrochenen Glases willen, in Gegenwart des Augustus, einen Sklaven den Seeungeheuern vorwerfen, die er in einem Teiche unterhielt. Einige mußten am Tage, mit Eisen an den Füßen, das Feld bauen, und bekamen nichts zur Nahrung als Brod, Salz und Wasser; des Nachts lagen sie in Gefängnissen, worein nur von oben ein wenig Licht fiel; andere Sklaven wurden gelinder behandelt und zu Bedienungen des Hauses gebraucht. Sie waren Thorhüter, Stallknechte, Nachtreter, Sänftenträger, Salber, Bader, Vorschneider, Schreiber u. s. w. Plinius erzählt, er habe Römer gekannt, welche nicht zum Gebrauch, sondern blos zur Pracht 10 bis 20,000 Sklaven besaßen. Ohne zu übertreiben, kann man annehmen, daß die Zahl der eigentlichen Sklaven weit größer war, als die der Bürger und Domestiken. In Paris zählt man 43,700 Domestiken aller Art, welches nur den zwölften Theil der Stadt beträgt. Edle Römer gab es, welche sich ein Verdienst daraus machten, das Loos dieser Unglücklichen zu erleichteren. Atticus gab den jungen Sklaven, welche Neigung für Wissenschaften zeigten, Unterricht. Fast alle freie Künste und Mechanik wurde in den Häusern der reichen Senatoren getrieben. Der größte Theil der Mediziner in Rom bestund aus Sklaven, die für die Gesundheit ihrer Herrschaft Sorge tragen mußten. Der Kaufmann und Fabrikant hielt es vortheilhafter, seine Arbeiter zu kaufen als zu miethen. Auf dem Lande betrachtete man die Sklaven als die wohlfeilsten und

 nütz=

nützlichsten Ackergeräthschaften. Antonins Gesetze umfaßten auch Sklaven. Das Recht, sie am Leben zu strafen wurde aufgehoben, die unterirrdischen Gefängnisse wurden zerstört und Befreiung wurde ihnen versprochen, wenn sie eine edle That verrichteten.

Schrecklich waren die Auflagen und Erpressungen, unter welchen das linke Rheinufer in den Zeiten der römischen Kaiser, unter der Tyrannei der Prokonsuln, Prätoren und Quästoren, seufzte. Diese Leute waren die Regenten des linken Rheinufers und wahre Spionen, die oft im Mißverständniß, zum Schaden des Volks regierten. Der angeführte Licinius ließ sich von den Galliern in einem Jahr einen Tribut von 14 Monaten statt 12 bezahlen, und bot dem August diese Erpressung mit dem Beweise an, daß es gut sey, die Gallier um ihr Geld zu bringen. Die Reisen der Kaiser nach Gallien und dem Rheine hatten oft keinen andern Zweck, als Gelderpressung. Caligula hatte den vom Tiberius geraubten Schatz von 66 Millionen römischer Thaler durchgebracht, und reiste an den Rhein, um sie zu ersetzen. Er ließ sogar die Möbeln seiner Schwester von Rom nach Lyon kommen und die Gallier mußten sie um einen theuern Preiß kaufen. Unermeßliche Summen schleppten die Statthalter nach Rom. Arm kamen sie an den Rhein und im Ueberfluß zogen sie wieder ab. Das gab oft Anlaß zu Aufruhr. Claudius Civilis nahm daher seinen wichtigsten Grund, seine Bataver gegen die Römer zu empören. „Wird uns, sprach er zu ihnen, im heiligen Walde, wird uns von diesen Römern noch als Bundsgenossen und Freunden, oder nicht viel mehr als dienstbaren Knechten begegnet? Ihren Beamten und Statthaltern sind wir ausgeliefert, die, wenn

un-

unser Raub und unser Blut sie gesättiget hat, von andern abgelößt werden, welche dieselbe Gewaltthätigkeit nur unter andern Namen erneuern. Geschieht es ja endlich einmal, daß uns Rom einen Oberaufseher sendet, so drückt er uns mit einem prahlerischen theuern Gefolge und noch unerträglicherem Stolze.“ Man hielt keinen für reich, der nicht auf seine Unkosten ein Heer von vierzig tausend Soldaten unterhalten konnte. Die Kaiser erhoben den Zehnten von den Früchten der eroberten und veräusserten Ländern, unter dem Namen der Decumana; einen Fünften von allen nicht gesäeten Produkten, Holzungen, Waldungen und Weinbergen; eine Landtaxe nach Morgen, unter dem Namen Jugeratio; Zölle, Ein- und Ausfuhrgelder. Den vierzigsten Pfenning von verkauften Gütern; Weidegelder unter dem Namen Pastio; eine Kopfsteuer, Capitatio; den zwanzigsten Theil von Testamenten und Vermächtnisse; den fünf und zwanzigsten Theil von verkauften Sklaven. Ausser den gewöhnlichen Abgaben waren noch freiwillige Geschenke, welche jährlich den Statthaltern gebracht werden mußten, und goldene Kronen, die den Triumphirenden zur Freudenbezeugung gebracht wurden. Diese Geschenke wurden mit der Zeit zu einem Tribut und oft schickte man statt der Kronen, Gold, welches Coronarium genannt wurde. Cäsar allein erhielt von den überwundenen Völkern 822 goldene Kronen, deren jede zehn Pfund, folglich zusammen 30,000 Pfund Gold machten. Als der Kaiser Claudius Großbrittannien überwunden, ließ er unter andern Kronen eine von 700 Pfund, die ihm Spanien schenkte und eine andere von 900 Pfund sehen, die ihm Gallien geschenkt hatte. Alles dieses war noch nicht hinreichend den Goldhunger der Römer zu stillen;

len; sie nahmen auch die Reichthümer der Erde und hohlten die Schätze aus den Gründen der Bergwerke. Gold, Silber, Eisen, Erz, Allaun, Schwefel und Salz ließen sie aus den Bergen hohlen. Italien war fruchtbar an Metallen; allein nach der Aussage des Plinius verbot der Senat, sie zu graben, weil er es für unerlaubt hielt, um des Goldes willen, der Mutter die Eingeweide auszunehmen. Aber in den Provinzen benutzte man die Bergwerke desto besser. Viele tausend Sklaven brauchte man zu diesen Arbeiten, welche, weil man die Bergkunde noch nicht so, wie itzt, verstand, größtentheils in den Bergen lebendig begraben wurden; bald kamen diese unglücklichen Arbeiter von giftiger Luft, bald von Hunger, bald von zu großer Anstrengung, bald von dem Einsturz der Minen, bald auf eine andere Art um. Blos in den Bergwerken am Rheine arbeiteten beständig 40,000 Menschen. Die Gesetze der Antoninen waren auch in dieser Absicht wohlthätig; sie verminderten die Abgaben und schränkten die Gewalt der Statthalter ein.

Eben so drückend waren die Werbungen am Rheine. „Die Werbungen sind wieder nahe, sprach Claudius Civilis, welche Kinder von Eltern, Brüder von Brüdern auf ewig reißen und eure kraftvolle Jugend der römischen Unzucht überliefern.“ Das Blut unserer Väter floß nicht blos am Rheine bei den Einfällen der Feinde in ihre Länder, sondern es floß auch an den Ufern der Themse, des Euphrats und des Nils; auf den Pharsalischen und Numantischen Gefilden und in dem mörderischen Treffen bei Actium. Cäsar rühmt sich, gegen drei Millionen Menschen gefochten zu haben; gleich bei seiner Ankunft am Rhein errichtete er ein

eig-

eignes Corps aus den Rheinbewohnern, die ihm auf den Pharsalischen Gefilden den Sieg über Pompejus errangen. Die Schlachten und Siege des Cäsars und Octavians versetzten alle Familien am Rheinufer in Trauer. Bedauernswürdig war das Loos unserer Väter unter der abscheulichen Regierung des Tiberius, Caligula, Claudius und Nero. Der Tod des Nero führte Krieg und Zerrüttung in Italiens Schooß zurück, und die Schlachten, welche Otho, Vitellius, Vespasian und Galba sich lieferten, überströmten aufs neue jene Felder mit Blut, welche seit der Schlacht bei Mantua von dem Getöse der Waffen nicht erschollen waren. Die jüdischen Kriege unter Vespasian, Trajan und Adrian, wo eine halbe Million Juden das Leben verlor, kosteten den Rheinbewohnern ihre kraftvollesten Streiter. Diese schreckliche Wunde der Menschheit wurde durch Titus sanfte Regierung nicht geheilt; Domitians Grausamkeit befleckte den römischen Thron, und Trajan, dessen Tugend und Güte die Wonne der Menschheit war, störte durch seinen militärischen Enthusiasmus die Heiterkeit der schönen Tage. Die Gesetze der Antoninen trockneten die Thränen der Trauernden, die im melancholischen Schatten der Eichen am Rheine weinten. Verfall der Tapferkeit kam, die das Auge des Zeitalters nicht sah. Ein langer Frieden, eine einförmige Regierung führte ein langsames Gift in alle Theile des Staats. Die Seele verlohr ihre Kraft, ihre Energie, das Feuer des Genies, den militairischen Geist. Der Rhein gab den römischen Legionen Kraft und Soldaten. Diese Einwohner behielten immer ihre persönliche Tapferkeit, obgleich ihre Freiheitsliebe verloren gieng. Mit Freuden zogen sie nach Rom und ihre Anführer begnügten sich mit dem Titel des römischen Bürgers und dem Glanze des Hofes.

Un=

Unsere Rheinbewohner waren in ordentliche Legionen formirt, die ungefähr aus 6 bis 7000 Mann bestunden. Bei dem Fußvolke waren vier Klassen: Velites waren die untersten, gering an Jahren und Vermögen, ohne Feldzeichen, dienten zur Ausfüllung der Compagnien, zur Recognoscirung der Wege und zum Scharmutzieren; Hastati, Principes und Triarii machten die eigentliche Miliz aus, waren auf einerlei Weise bewafnet, mit einem eisernen Helm, einem langen Schilde, einem Küraß von eisernen Schuppen und Stiefeln von Blech, mit einem Spieß und einem zweischneidigen Degen. Die Reuterei hatte Sturmhauben, Kürasse und Schilder von Leder, Lanzen, Degen, Bogen und Pfeile; sie ritte ohne Sättel und legte blos ein Stück Tuch auf den Rücken des Pferdes. Ausserdem hatten die Römer noch eine geringere Sorte Militz, Accensi hinzugefügt, Rorarii. die leicht scharmutzierten, Balearii, Schleuderer, die einen Hagel von Steinen warfen. Die Legion bestund aus zehn Kohorten Fußvolk und sechs Turmis Reuterei; jede Kohorte aus drei Drittel Fußgänger, die sie Manipulos nannten; jeder Manipulus bestund aus zwei Rotten; jede Rotte hatte 66 Fußgänger, einen Centurio und Fähndrich; also waren in jeder Kohorte sechs Centurionen oder Hauptleute und sechs Fähndriche, zwei Hastati, zwei Principes und zwei Triarii und in jeder Legion sechszig. Die Reuterei wurde in Turmas getheilt; mit jeder Kohorte verband sich eine Turma aus 60 Pferden, deren in der ganzen Legion 600 waren. Die erste von den zehn Kohorten hatte unter ihrem Panier 1105 Fußgänger und 132 Reuter, sie hieß Cohors millenaria und führte den Adler der Legion mit den Bildnissen der Kaiser. Statt der Cohors millenaria kam unter

Sci-

Scipio dem Afrikaner die Cohors prætoria, die aus lauter Freunden und Freiwilligen bestunde, weil sie sich niemals von dem Prätor oder Imperator entfernte. August legte neun Cohortes prætorianæ an, die erst die Stütze, hernach der Untergang der Kaiser wurden. Jede andere Cohors hatte nur 550 Fußgänger und 66 Reuter. Die Feldzeichen waren der A d l e r, der W o l f, das w i l d e S c h w e i n und den M i n o t a u r. Alle Feldzeichen wurden hernach abgeschafft, nur der Adler blieb. Das Heer der Reuter hatte eine kleine Standarte, einen viereckigten Flor an einem Spieß, mit dem Namen des Feldherrn. Die Manipuli steckten erst eine Handvoll Gras als Feldzeichen auf eine Stange, daher der Name Manipuli, hernach steckten sie eine silberne Hand auf einen Spieß. Ausser den Waffen trugen die Soldaten allerhand nöthige Werkzeuge, Sägen, Aexte, Sicheln, Körbe, Gürtel, Ketten und Kochtöpfe. In fünf Stunden marschierten sie fünf Meilen. Die Disciplin war strenge: Diebstahl wurde mit dem Tode bestraft; Beute durfte nur auf Befehl des Heerführers gemacht werden und wurde unter alle vertheilt; Falscher Eid und Desertion wurden mit dem Tode bestraft. Große Belohnungen erwarteten die Soldaten. Unter August bekam jeder Soldat täglich zehn Aß oder Kreuzer, unter Domitian drei Goldgülden, die Offiziere bekamen doppelt und vierfach; sie bekamen Frucht und Salz, und Handmühlen, das Korn zu mahlen; sie backten das Brod nicht in Oefen, sondern auf glühenden Kohlen oder heißer Asche; sie assen nicht, wenn es ihnen einfiel, sondern wenn mit der Trompette das Zeichen dazu gegeben wurde. Soldaten, die sich auszeichneten, bekamen vom Obersten einen Spieß ohne Eisen oder eine köstliche Schaale oder ein Armband, oder eine Kette oder Fahnen von

Gold

Gold oder Silber. Die Belohnungen, die am meisten gesucht wurden, waren die Kronen, deren es mancherlei gab: die Civilis oder bürgerliche, von Eichenblättern wurde dem gegeben, der einen Feind umgebracht und zugleich einem Bürger das Leben gerettet hatte; die Obsidionalis war eine Belohnung für den, welcher Belagerte rettete; sie war von schlechtem Grase. Muralis gehörte dem, der am ersten die feindliche Mauer bestieg, Castrensis oder Vallaris für den, der am ersten ins feindliche Lager drang, beide waren von Gold, und der Figur nach unterschieden; Navalis war für den, der zuerst auf das feindliche Schiff sprang, und Rostrata für den, der eine ganze Seearmade überwand, beide waren kostbar und von Gold. Plinius hält die Corona obsidionalis für achtungswürdiger, ob sie gleich nur von bloßem Gras geflochten war. Diese Belohnungen wirkten mächtig auf die Soldaten, und machten, daß sie Wunder von Tapferkeit verrichteten. — Die Offiziere hatten ebenfalls ihre Belohnungen zu erwarten. Der erste Centurio, Primipilus genannt, trug den Adler, das Feldzeichen der ganzen Legion, und hatte eine jährliche Besoldung über 300 Goldgülden. Jeder Centurio wählte sich einen Lieutenant, Succenturio oder Optio genannt, und zwei Fähndriche. Nach den Centurionen kamen die Tribuni, deren jeder 1000 Fußgänger kommandirte; sie waren über die Centuriones gesetzt; bei der Reuterei hießen die Centuriones Decuriones, und die Tribuni hießen Præfecti. Nach den Tribunen kamen die Legati oder Generallieutenante; sie waren stets um den Feldherrn, und wenn sie dessen Stelle vertraten, so hatten sie auch die Lictores und andere Insignien des Feldherrn vor sich. Der Feldherr oder Imperator hatte nicht blos das Commando über

das

das ganze Heer, sondern war auch Augur. Ohne vorhergegangenes Augurium streiten, hieß: inauspicato fechten, und wurde im Falle eines unglücklichen Ausganges den Feldherren sehr übel ausgelegt. Diejenige, die unter ihren eigenen Auspiciis kämpften, hatten Ansprüche auf den Triumph. Die Belohnungen der Kriegshäupter waren: Supplicatio, eine Ehre, die der Senat dem siegenden Feldherrn bewilligte; die Tempel wurden geöffnet, das Volk zog in Prozessionen dahin, und stattete im Namen des Feldherrn, der dann den Titel eines Imperators bekam, den Göttern mit Gebet und Opfern Dank ab; Cäsar genoß diese Ehre, als er Gallien besiegt hatte; ein fünfzehn tägiges Dankfest wurde ihm bewilligt. Der Triumph war die höchste Ehre, die der Feldherr geniessen konnte, die Armee, der Senat und das Volk erkannte sie ihm zu; außerhalb der Stadt wurde der Feldherr vom römischen Volk eingehohlt; eine Menge Wagen, Pferde, Waffen und Beute der Besiegten wurden zuerst geführt, dann kamen die gemahlte und geschnitzte Bilder der besiegten Städte, Flüsse und Landschaften, darauf Soldaten mit den geschenkten goldenen Kronen, darauf gekrönte Ochsen zum Opfer. Das prächtigste waren die Gefangene in Ketten, die Hauptleute mit Fahnen, Könige und Fürsten, alle gebunden, zuletzt kam der Triumphirende gekleidet in Gold und Purpur, gekrönt mit Lorbeeren und Oelzweigen, einen Szepter in der Hand, auf einem hohen Wagen von vortrefflichen Pferden gezogen. Den Wagen des Triumphirenden begleiteten Soldaten, welche Kronen aufhatten, und die Ehre des Ueberwinders in Hymnen sangen; die Menge des Volks stimmte ein; der Zug gieng nach dem Capitolium, wo dem Jupiter ein Ochse und den übrigen Göttern goldene Kronen

ge-

geopfert wurden. Gastmahle und Feste beschlossen den Triumph; Tausende und Millionen Geschenke wurden unter die Menge geworfen. Ovatio war ein kleiner Triumph, wobei ein Schaaf statt eines Ochsens zum Opfer gebracht wurde; der Triumphirende war, statt in Purpur, weiß gekleidet; ritt, statt auf einem Wagen zu sitzen, war mit Myrten statt der Lorbeeren gekrönet. Statuen, Tropheen, Säulen, Obelisken, Triumphbögen wurden den Siegern errichtet. — Die Rheinbewohner lernten durch beständigen Gebrauch und Umgang mit den Römern, ihnen endlich die Kriegskunst ab, womit diese die Welt bezwungen hatten, und wodurch sie selbst der römischen Herrschaft ein Ende machen konnten.

Kapitel XIV.

Einführung des Christenthums am Rheinstrome.

Aus einer Stelle des Irenäus *) und aus einer andern des Tertullianus **) läßt sich schließen, daß das Christenthum schon im zweiten Jahrhundert am Rheinstrom eingeführt gewesen sey. Bey der Kirchenversammlung, die im Jahr Christi 344 oder 347 zu Sardica gehalten wurde, erschienen Bischöfe von Mainz, Worms, Speyer und Strasburg; ein Beweis, daß zahlreiche und blühende christliche Gemeinen am Rheine müssen gewesen seyn; wenn auch die angebliche Kirchenversammlung zu Köln vom Jahre Christi 344 nicht erwie-

*) Irenæus cont. hæres. lib. I. cap. X. pag. 48.

**) Tertullianus advers. Judæos lib. VII. p. 212. Edit. Regal.

wiesen ist. Die trierschen, kölnischen und Lütticher Annalen erzählen, daß das Licht des Evangeliums schon frühe an den Ufern der Maaß, der Mosel und des Rheins leuchtete; wenn es auch nicht alle Spuren des Götzendienstes vertrieb: so soll doch die Morgenröthe des Christenthums schon lieblich geschimmert und nach und nach die heidnischen Irrthümer überwunden haben. Im 52ten Jahre nach Christi Geburt, so sagen jene Annalen, erhielten Maternus, Eucharius und Valerius von dem Fürsten der Apostel, Petrus, den Auftrag, nach Gallien zu gehen, und das Evangelium zu predigen. Sie kamen zuerst nach Trier, verkündigten Christum; Eucharius ward Vorsteher der kleinen Gemeine und nach Eucharius übernahm Valerius die Aufsicht. Beide starben; Maternus übernahm die Sorge der durch Verfolgungen gedrängten Kirche; die bürgerlichen Kriege, welche Claudius Civilis unter Galba, Vitellius und Vespasian führte, machten den Verfolgungen der Christen ein Ende. Maternus gieng weiter an den Rhein zu den Ubiern, und stiftete zu Köln ein Bisthum. Der Ruf seiner Heiligkeit verbreitete sich unter den Tongern ungefähr um das Jahr 101. Zu Advatuca oder Attuaticum, der Hauptstadt der Tongrer, stiftete Maternus ebenfalls eine Kirche, geht von da nach Mastricht, Namür, Huy und andern Gegenden des Tongrer Gebiets, bringt zahllose Menschen an der Mosel, der Maaß und dem Rhein zum Christenthum, stirbt als hundertjähriger Greis, und wird zu Trier neben Eucharius und Valerius begraben. Die Reihe der Bischöfe geht nun nach einander fort; Navitus, Marcellus, Metropolis, Severinus u. s. w. folgen aufeinander.*) Mit der zwei und

*) Knippenberg hist. eccles. Geld. lib. I. cap. 1.

und zwanzigsten Legion, welche in Syrien bei der Eroberung Jerusalems unter Titus gedient hatte, und welche die vierzehnte Legion, die von Mainz nach Britannien zog, ablößte, soll Crescenz nach Mainz gekommen, und der erste Lehrer des christlichen Glaubens und Bischof daselbst gewesen seyn. So zählen auch Strasburg, Worms und Speyer von dieser Zeit die Reihe ihrer Bischöfe. Obwohl viele Legenden, welche vielleicht die Eitelkeit, der Geiz oder der Aberglaube diktirten, keinen historischen Glauben verdienen. Die furchtbare Inquisitionen wußten die Zweifel der profanen Kritiker zu entfernen, welche die Anekdote von Joseph von Aramathia, von Dionysius Areopagita und von Jakobus, die als christliche Missionarien Spanien, Gallien und England durchlaufen haben sollen, nicht glauben wollten *). Allein das Stillschweigen der ersten christlichen Lehrer ist noch kein Beweis, daß das Christenthum nicht so frühe ausgebreitet sey; die Vertauschung der Celtischen Sprache mit der lateinischen ist wohl die Ursache, warum in den drei ersten Jahrhunderten kein Kirchenlehrer am Rheine und in Gallien Schriftsteller wurde. Sicher waren im zweiten Jahrhundert christliche Gemeine am Rhein. Die reichen Provinzen vom Euphrat bis Jonien waren der Schauplatz der Apostel; ihr ausgestreuter Saame wuchs mit unbegreiflicher Schnelligkeit. Man kennt die blühenden Gemeinen aus der Apostelgeschichte und der Offenbarung Johannes; Creta, Cypern, Thracien, Macedonien, Corinth, Sparta, Athen hatten blühende christliche Gemeinden; Antiochien allein zählte 100,000 Christen. Der Clerus in Rom bestund aus

*) Treflich schreibt darüber Schrökh in seiner Kirchengeschichte, 1ter Thl.

aus einem Bischof, sechs und vierzig Priestern, sieben Diakonen, sieben Unterdiakonen, zwei und vierzig Acolyten und fünfzig Leser, Exorcisten und Pförtnern. Die Zahl der Armen stieg auf 1500. Sicher mußten viele Soldaten, Kaufleute und andere das Christenthum über die Alpen an den Rhein bringen, wenn auch die eigentlichen römischen Missionarien nicht eher, als im zweiten Jahrhundert an den Rhein kamen.

Aber nicht die erhabene Sittenlehre, nicht die Verehrung Gottes im Geist und in der Wahrheit, nicht die Philanthropie und Toleranz, welche Christus gelehret hatte — nicht das wahre Christenthum kam an den Rhein, sondern ein Gewebe aus Judenthum und Heidenthum, und was noch trauriger ist, mit der abscheulichsten Intoleranz. Die bekehrten Judenchristen blieben halsstärrig bei ihren Ceremonien, und wollten sogar, daß die bekehrten Heiden sie annehmen sollten; sie beriefen sich darauf, daß Jesus selbst beschnitten sey, daß er das Pascha feierte, und die Abgaben an den Tempel entrichtete. Die Kirche zu Jerusalem gab den Juden aus Vorsicht nach; die fünfzehn ersten Bischöfe der Jerusalemschen Kirche waren beschnittene Juden, und vereinigten das Gesetz Mosis mit der Lehre Jesu. Die erste Tradition einer Kirche, welche vierzig Tage nach dem Tode ihres Stifters gegründet war, und eben so viele Jahre unter der Aufsicht der Apostel regiert wurde, mußte nothwendig als das Model des orthodoxen Glaubens betrachtet werden. *) Lange vermengten die Römer die Christen mit den Juden. Suetonius und Dio nennen die Christen immer Juden, und

*) Mosheim de rebus christianis ante Constantinum handelt unvergleichlich diese Materie ab.

und wenn Tacitus einmal das Wort Christen gebraucht, so spricht er davon, als von einer jüdischen Sekte. Die Christen selbst nahmen zwar zu der Apostel Zeiten, zu Anthiochien, den Namen Christen an; aber diese Benennung wurde erst lange hernach allgemein gebräuchlich. Sie nannten sich Jessaer, von Jesse, dem Vater Davids, oder vielmehr von Jesus; Therapeuten, Gläubige, Auserwählte, Betrachtende. Einige nannten sich Fische, entweder, weil sie durch die Taufe gezeugt, oder widergeboren waren, oder von den Anfangsbuchstaben der griechischen Worte ιησȣς χϱιςος Θεȣ ὑιος Σωτηϱ (Jesus Christus Gottes Sohn Heiland), welche das Wort Ιχθυς (Fisch) ausmachen. Hernach, als zahlreiche und vermögende Gemeinen in den großen Städten anwuchsen, verminderte sich die Achtung gegen Jerusalem; die Apostel erlaubten den, aus den Heiden Bekehrten, die Last der mosaischen Gebräuche abzuwerfen. Die bekehrten Juden, oder wie man sie in der Folge nannte, die Nazarener, missbilligten diese Toleranz, und formirten eine eigene Sekte. Bei der Zerstörung Jerusalems flohen die Nazarener jenseit des Jordans in das Städtchen Pella, behielten den Titel Jerusalemsche Kirche, giengen oft zur heiligen Stadt, und hoften sie bald wiederhergestellt. Unter Adrian rebellirten sie, der Kaiser strafte sie mit Strenge, und baute auf dem Berge Sion eine neue Stadt unter dem Namen Aelia capitolina und legte römische Besatzung hinein. Die Nazarener wurden proscribirt; um dem Schwerdte zu entgehen, wählten sie Marcus, einen Prälaten aus dem heidnischen Stamme zu ihrem Bischof Auf sein Zureden verließ der größte Theil das Mosaische Gesetz, gieng in die Adrianische Kolonie und vereinigte sich mit der katholischen Kirche. Die noch übri-

übrigen, die den lateinischen Bischof nicht anerkennen, werden der Ketzerei beschuldigt, bleiben in Pella, verbreiten sich um Damaskus und bildeten eine Kirche zu Beroea, itzt Aleppo in Syrien; sie erhielten den Namen Ebioniten oder Arme. Man warf die Frage auf, ob diese Ebioniten, die das Gesetz Moses mit der Lehre Jesu beobachteten, selig werden könnten? Die Menschlichkeit des Justinus Martyr bejahete sie; aber der heilige Justinus mußte die Meinungen der Orthodoxen sammeln, und diese sprachen den Ebioniten nicht blos die Seligkeit, sondern auch die Menschlichkeit, Gastfreundschaft und bürgerliche Pflichten ab. Die Ebioniten wurden nun auf immer von den Christen getrennt; von allen christlichen Kirchen hielt blos die Abyssinische oder Aethiopische Kirche die Mosaischen Gebräuche bei. Das Jüdische würde ganz vom Christlichen abgesondert seyn, wenn nicht die Gnostiker aufgetreten wären. Diese machten zu auffallende Einwendungen gegen die Autorität Moses und die Propheten. Die Polygamie der Patriarchen, die Galanterie Davids, das Serail Salomons, die grausame Eroberung Kanaans, die Zerstörung so vieler Völker, die Ermordungen in dem alten Testament, die blutigen Opfer, die kindischen Gebräuche, die irrdischen Belohnungen und Strafen, welche die Mosaische Religion lehrte, kamen den Gnostikern als ungöttlich, entehrend und zerstörend für Sittlichkeit und Tugend vor. Sie machten die Erzählung der Schöpfung, die Ruhe Gottes nach sechs Tagen, die Rippe Adams, den Baum der Erkenntniß und des Lebens, die redende Schlange, die verbotene Frucht und andere Dinge lächerlich. Die Gnostiker stellten den Gott der Israeliten als ein abscheuliches bübisches Wesen vor, das dem Irrthum,

der Partheilichkeit, der Rache und andern Leidenschaften unterworfen war; sie hielten die jüdische Religion für eben so criminel als die Idolatrie. Aber sie glaubten an die Sendung Jesu, betrachteten Gott als eine Essenz zwischen Gott und Dämon, verehrten Christum als den ersten Ausfluß aus Gott, der erschienen sey, die Menschen von den Irrthümern zu befreien. Die Gnostiker zeichneten sich durch ihre Politesse, Kenntnisse und Reichthümer aus; sie nannten sich Gnostiker oder Aufgeklärte, um ihre Superiorität zu erkennen zu geben; oder dieser Name wurde ihnen Ironisch von ihren Feinden gegeben. Die Sekte bestund ganz aus Heyden und hatte ihren Ursprung in Syrien und Aegypten, wo das Klima Geist und Körper zu Betrachtungen stimmt. Die Gnostiker fügten dem Christenthum bald ihre erhabenen aber dunkeln Lehren aus der orientalischen Philosophie und Zoroasters Religion bei, nämlich die Ewigkeit der Materie, die geheimnißvolle Hierarchie der unsichtbaren Wesen. Die Einbildungskraft verwirrte sie, sie theilten sich in mehr als fünfzig besondere Sekten, wovon die Basilianer, Valentinianer, Marcioniten und Manicheer die vornehmsten sind. *) Einige Kirchenlehrer hatten die Unvorsichtigkeit, die Sophismen dieser Sekte anzunehmen; nur sorgten sie für die Aufrechthaltung des alten Testaments und so blieb vieles vom Judenthum bei den Christen.

Am Rheine herrschte allenthalben Heidenthum und zwar doppeltes Heidenthum, das alte Gaulische, oder Germanische, und das Römische. Die alten Celtischen oder Gaulischen Religionsbegriffe hatten freilich unter der

*) Man lese über diese verwickelte Materie Mosheim, Leclerc, Beausobre, Schröckh und Gibbon.

der Regierung Roms ihr Interesse verloren, als der Donner Wodans nicht mehr in den heiligen Hainen des linken Rheinufers gehört wurde; zudem waren die Druiden, welche beständig Aufruhr predigten, von den Römern proscribirt: allein sie waren mit ihren Göttern in Wälder geflohen und behaupteten auf dem Lande ihr ganzes Ansehen. Diese gedrängten Leute hörten mit Freuden die Stimme des Christenthums und amalgamirten es, so gut sie konnten, mit dem Druidensystem. Sie glaubten an Christum und behielten ihren Gott in der Gestalt eines Wolfs oder als Berggeist oder als Dämon der Stürme; sie erwiesen ihren kleinen Götzen dieselbe Verehrung, wie die Römer ihren Penaten oder Hausgöttern; sie waren Christen, gerade wie die amerikanischen Wilden, die der unwissendste unserer Missionarien zu Tausenden bekehrt, oder wie die gemeinen Russen, welche bei allem Christenthume ihre Hausgötter paradiren lassen, oder in einem Stiefel ihren Gott mit sich herumtragen. In den Städten hatten römische Religionsbegriffe die alten verdrängt. Sie hatten, wie in Italien, ihre Templa, Fana, Delubra, Aedes, Aediculæ, Sacellæ, Aræ und Lucus, welche Musik, Mahlerei, Bildhauerkunst, Beredsamkeit und Poesie schmückten; sie hatten ihre Götter, wie die Römer und wie Cicero sie in drei Klassen theilt. Die ersten sind Dii majores und Majorum gentium, welche die höchsten Regenten der Welt und bei mehreren Völkern bekannt waren, zwölfe waren männlichen und acht weiblichen Geschlechts, Janus, Saturnus, Juno, Vesta, Minerva, Ceres, Diana, Venus, Mars, Mercurius, Jupiter, Neptunus, Vulcanus, Apollo, Genius orcus, Liber, Tellus und Luna; die Bildnisse der zwölf Vornehm-

nehmsten waren von Gold und an öffentlichen Oertern aufgestellt. Die zweite Klasse machten die Semidei oder Indigetes (quasi in Diis agentes) aus, die der Geburt nach Menschen, aber durch ihre Verdienste göttlicher Ehre werth waren, diese hießen Hercules, Bachus, Aesculapius, Castor, Pollux und Quirinus. Die dritte Klasse enthielt Göttinnen, welche Tugenden waren, und die Sterblichen bis zu den goldenen Sternen leiteten, als Pietas, Sapientia, Fidelitas, Concordia, Pudicitia, Victoria. Außer diesen hatten sie Deos minores, gemeine Götter oder semi homines, halbe Menschen; diese waren die Dii rustici, Götter der Wälder, Felder, Flüsse, Brunnen und Meere; die Dryaden, Oreaden, Hamadryaden, die man allenthalben hinstellte; die Laren oder Penaten Hausgötter, Hüter der Häuser und Stuben; zu ihren Füßen setzten sie einen Hund als getreuen Philax des Hauses. *) Sie hatten ihre allgemeinen Feste, ganz heilige, welche sacri und halb heilige, welche intercisi genannt wurden. Die Gleichheit des menschlichen Geschlechts feierte man in den Saturnalien; die Stiftung Roms in den Lupercalien, von der Wölfin, welche den Romulus säugte; man feierte das Andenken der Verstorbenen; die Grenzsteine des Eigenthums; das Glück des Ganzen in der Feier des Janus; die Rubigalien den fünf und zwanzigsten April für das Feld, die Floralien für die Blüthe, die Vinalien u. s. w. Die Thoren wurden mit Laub, Blumen und Lorbeeren, die Köpfe mit Guirlanden von Blumen geziert. Die Opfer waren theils Oblationes von geschlachteten Thieren mit Salz und geröstetem Mehl

*) Ueber diese Götter kann man nachlesen, Rosinus, Dempterus, Syntagma Lilii Gyraldi, Boccatius, Pictor und vorzüglich Ramler.

Mehl bestreut, dies Opfer hieß Immolatio; theils Libationes von Wein und Milch, mit Kronen, Singen und Tanzen; theils Ambarvalia für Felder und Erndte, man zog um die Früchte herum; theils Expiatoria für die Sünden, Purgativa und Lustralia; theils Epulæ, Mahlzeiten in den Tempeln der Götter, deren Statuen den obersten Platz unter den Eingeladenen hatten, statt der Stühle hatte man Bette, daher sie auch Lectisternia heißen, die Epulones oder Gäste waren die Procuratores. Nach diesen Mahlzeiten kamen die Spiele im Circus maximus, Springen, Laufen, Ringen, Wurfspieß zielen, werfen mit dem Discus oder Rotella, Fechterspiele aller Art, unter Menschen, Elephanten, Löwen und andern wilden Thieren; Turniere, Naumachiæ oder Seeschlachten, scenische Spiele, Komödien, Tragödien, Satyren und Mimi oder Gebehrdenspiele. Alle Feste, die Megalesischen, der Cybele zu Ehren, die Cerealischen der Ceres zu Ehren u. s. w. hatten ihre Spiele. Die Ludi maximi wurden gehalten zum Andenken der Sabinischen Weiber, die geraubt wurden; die Ludi plebeji zum Andenken der Freiheit, da die Könige fortgejagt wurden; die Ludi votivi zum feierlichen Gelübde bei wichtigen Unternehmungen. Die berühmtesten waren die Ludi seculares, welche alle hundert Jahre gefeiert und durch einen eignen Herold in vorgeschriebenen Formeln angekündigt wurden. Die Kaiser thaten noch die Decennales, Vicennales und Tricennales hinzu. Sie hatten ihren Pontifex maximus, ihre vier Pontifices majores aus den Patriciern, ihre vier Minores aus dem Volke. Jeder Gott und jede Göttin hatten ihre eigenen Ministri oder Priester; Luperci, Priester des Pans, Potitii und Pinarii, Priester des Hercules; Galli, Priester der Cybele;

Duum-

Duumviri, Priester der Sibyllinischen Bücher; Epulones, Aufseher der Göttermahlzeiten. Die angesehensten Priester waren die Flamines, welche den Namen von dem Flammeo, der Mütze oder dem kegelförmigen Hut, den sie auf dem Kopfe trugen, hatten. Der erste unter ihnen hieß Flamen dialis, er trug ein weißes Käppchen und durfte eine Sellam curulem haben. Salii, Priester des Mars, trugen gemalte Röcke, eine kupferne Platte auf der Brust, in der Hand die Ancilia, geheiligte Schilde, deren eins zur Beschützung Roms vom Himmel gekommen war, und giengen singend und tanzend durch die Stadt. Bellonarii, Priester der Bellona, opferten der Göttin ihr eigenes Blut, indem sie sich mit dem Degen in die Armen und Schultern hieben. Die Auguren waren die wichtigsten Personen und hatten den mächtigsten Einfluß auf das Volk, denn sie allein waren Ausleger des Willens der Gottheit. Bei wichtigen Unternehmungen erklärten sie aus himmlischen Zeichen und aus dem Fluge der Vögel den Willen Gottes, und von ihnen hieng es ab, ob etwas durchgehen sollte oder nicht. Sollten Comitien gehalten, ein Krieg angefangen werden u. s. w., so stieg der Augur im priesterlichen Habit auf einen hohen Hügel; er zeichnete mit dem Lituo (ein kleiner Stab ohne Knoten, der am Ende krumm gieng, wie die Hirtenstäbe unserer Prälaten) den Tempel ab, nämlich die vier Gegenden der Welt, indem er sich mit dem Gesichte gegen Morgen kehrte; dann fieng er seine Auguria an; beobachtete das Wetterleuchten, die Blitze, den Donner, ob sie gerade oder zirkelrund, gleich oder ungleich an der Zahl, zur Rechten oder zur Linken waren, daher das bekannte Intonuit lævum gebraucht wurde. Bald beobachtete er die Vögel, die Rabe, Krähe und

Nacht-

Nachteule hießen Oscines, er merkte, ob ihr Geschrei hell und klar oder rauh und grob war; bei Adlern, Geiern und Sperbern merkte er auf die Anzahl, ob sie gleich oder ungleich war, auf den Flug, ob er zur Rechten oder zur Linken, mit ausgebreiteten oder schlagenden Flügeln gieng. Bald beobachtete er die Hüner, die er dazu in Käfigen nährte, ob sie hurtig oder mit Unlust assen, ob sie die Körner wieder auflasen, die ihnen abfielen. Bald beobachtete er die wilden Thiere, wenn auf dem Wege ein Wolf, Fuchs, Hase, Wiesel oder so was lief und zwar von der linken Seite; so befahl der Augur, den Weg nicht fortzusetzen, weil ein Unglück kommen werde. Bald beobachtete der Augur fremde und ungewöhnliche Begebenheiten, das Heulen der Hunde, unbekannte nächtliche Stimmen, Mißgeburten, Stein- und Aschenregen und dergleichen Monstra, Ostenta und Prodigia. Das Kollegium der Auguren zu Rom bestund aus neun, vier aus dem Adel und fünf aus dem Volke. Den Auguren gleich waren die Haruspices, welche auch Wahrsager waren, aber die zukünftigen Begebenheiten nicht vom Himmel oder den Vögeln, wie die Auguren, sondern in dem Inwendigen der Opfer suchten. Ehe sie das Opfervieh schlachteten, gaben sie acht, ob es willig oder unwillig zum Altar gieng; wenn es geschlachtet war, beobachteten sie die Eingeweide, besonders die Leber und das Herz, ob alles gesund, roth und saftig war; mangelte etwas daran: so war dies ein Vorbote von Unglück; so beobachtete man auch die Flamme beim Opfer, ob sie gerade in die Höhe stieg oder sich an den Seiten ausbreitete. Eine der berühmtesten römischen Göttinnen war die Göttin Vesta, welche Aeneas aus der Asche von Troja gerettet, nach Italien gebracht und in die

Stadt

Stadt Lavinium, die er bauete, gesetzt hatte; sein Sohn Ascanius brachte sie nach Albalonga, und Numa Pompilius brachte sie nach Rom, baute ihr einen besondern Tempel und verordnete ihr Opfer. Weil man unter dem Namen Vesta das Feuer erkannte und anbetete, welches das mächtigste unter allen Elementen ist, aber nichts aus sich selbst erzeuget: so sagten man, Vesta wäre eine Göttin und Jungfrau und zu ihrem Gottesdienste wurden keine andere Personen von Numa bestellt als einige Jungfrauen, welche nach der Vesta, Vestales genannt wurden. Damit sie ganz rein und unbefleckt waren, wählte sie der Oberpriester aus solchen, die erst zehn Jahre alt, von angesehenen Aeltern und von vollkommenen Gliedern waren. Sie mußten dreißig Jahre im Tempel bleiben; in den ersten zehn Jahren lernten sie die Gebräuche, die Göttin zu verehren; die andern zehn Jahre verrichteten sie den Gottesdienst und die letzten zehn Jahre unterrichteten sie die Personen, die in ihren Orden traten. Diese dreißig Jahre durch mußten sie ihre Jungfrauschaft auf das heiligste bewahren; nach deren Verlauf aber durften sie sich verheirathen, wenn sie wollten. Ihr Amt bestund darin, daß sie wechselsweise Tag und Nacht das heilige Feuer bewahrten, welches daher das ewige Feuer genannt wurde. Man hielt dieses Feuer für das Leben und die Seele des Reichs; die Jungfrau, die es ausgehen ließ, wurde von dem Oberpriester auf das erbärmlichste gepeitscht. Ausser dem heiligen Feuer mußten sie das Palladium, eine Statue der Pallas, die auch von Troja gekommen war, bewahren. Diese wurde an den geheimsten und sichersten Oertern verwahrt; niemand bekam sie zu sehen als die Jungfrauen, die sie zu gewisser Zeit mit Opfern ehrten. Beschwerlich

lich war die Lebensart dieser Jungfrauen, allemal mußten sie die dritte Nacht wachen; aber dafür genossen sie auch große Ehre. Wenn eine von ihnen durch die Stadt gieng, so gieng allezeit ein Lictor vor ihr her, zur Sicherheit und zum Staat; wenn ihr Consulen oder Prätoren begegneten: so giengen diese ihr aus dem Wege. Wenn ihr von Ungefähr ein Verbrecher entgegen kam, den man zum Tode führte, so konnte sie ihn frei machen. Sie giengen gekleidet wie die Priester, aber wohlriechende Salben, Blumen, Putz und Weichlichkeit war ihnen verboten. Ueberall öffentlich und privatim wurden sie hoch geehrt, man hielt es für ein Sacrilegium, ihnen etwas abzuschlagen. Verletzung ihrer Jungfrauschaft wurde auf das härteteste gestraft. Der Oberpriester nahm die Schuldige, zog ihr die priesterlichen Kleider aus, ließ sie mit Leichengepränge in einer verschlossenen Sänfte auf den Markt bringen, und begleitet von ihren Eltern und Verwandten auf das Campum sceleratum führen; hier wurde eine Grube gemacht, und die Unglückliche lebendig begraben. Dies war so ungefähr die Religion des römischen Heidenthums. Man ziehe eine Parallele, zwischen diesem und dem Christenthum, und man wird vieles davon noch finden. *)

Es

*) Diese gedrängte Uebersicht, die ich aus ganzen Quartanten gesammelt, oder wenn man lieber will, abgeschrieben habe, wird einen hinreichenden Begrif geben können. — Das Wort: Heide ist ein Popanz für gemeine Christen; es kommt einige Jahrhunderte nach Christum erst auf; Paganus, von Pagus Dorf, weil die Götzendiener aus allen Städten verbannt, ihre Zuflucht zu den Dörfern nahmen, weil Constantin alle nicht christliche Soldaten in ihre Dörfer zurückschickte, und die Bauern am längsten Götzendiener blieben.

Es entstand freilich ein Krieg zwischen den beiden mächtigen Rivalen, dem Heidenthum und dem Christenthum. Die Christen zeigten den größten Abscheu gegen die unreine Welt und den Götzendienst. Die Feste, die Friedensschlüsse, die Schauspiele wurden von den Christen für Werke des Teufels gehalten; alle Künste und Professionen schienen ihnen von dem Gift der Idolatrie angesteckt; die Musik, Mahlerei, Beredsamkeit, Poesie, Homer, Virgil, ja die griechische und römische Sprache schienen ihnen Organe höllischer Geister; die Verzierungen mit Lorbeeren und Guirlanden waren ihnen Fallstricke des Belzebubs. Tertullian vertheidigt die kühne That eines Soldaten, der seine Krone von Lorbeeren wegwarf, und sich und seine Brüder in die größte Gefahr stürzte. Aber gerade die unschuldigsten Gebräuche der Römer verabscheuten die Christen, und die übrigen nahmen sie an. Durch ihre Halsstärrigkeit ziehen sie sich Verfolgungen zu, die sich bis an den Rhein verbreiteten. Bekannt sind die Märtyrergeschichten, welche in Folianten aufgezeichnet zu Antwerpen herausgekommen sind. Die trierischen, kölnischen und lüttichschen Annalen; die Archiven von Mainz, Worms und Speier sind voll von Märtyrerkronen, welche den in Verfolgungen Getödteten geflochten sind. Die Hauptverfolgungen werden wir hernach unter den folgenden Kaisern finden; allein wenn es auch Verfolgungen am Rhein unter den ersten Kaisern gegeben: so mußten sie unter der weisen Regierung des Nerva, Trajans, Hadrians und der beiden Antoninen aufhören, und der herrschende Friede unter diesen Kaisern muß zur Ausbreitung christlicher Meinungen viel beigetragen haben. Der Feldherr in Obergermanien zu Mainz, Avidius Severus, der im Jahre 102 an die Stelle des vortreff-

treff-

trefflichen Appius dahin kam, soll bei dem ersten Quinquenalfest des Trajans die Verfolgung der Christen durch die Ermordung des mainzischen Bischofs Crescens angefangen haben; aber Trajan gebot dem fanatischen Eifer Mässigung. Unter ihm, seinem Nachfolger Hadrian und Antonin dem Guten war sanfter Friede, die müßigen Soldaten legten häufige Maiereien an, die sie als kaiserliche Güter besassen. Marcus Aurelius begünstigte durch eine weise Staatsverwaltung diese Ruhe und diesen Flor. Aufidius Victorinus, ein weiser Oberfeldherr am Rheine, wußte den Rhein zu schützen. Als aber die aufkeimende christliche Gemeinen so blühend wurden, daß den Anhängern des alten Glaubens bange ward, und die Christen als Atheisten und Gotteslästerer verdächtig gemacht wurden: so mußten die Statthalter der Wuth des Pöbels nachgeben, und häufige Ermordungen der Lehrer und Vertheidiger des Christenthums sollen in Strasburg, Worms, Speier, Mainz, Trier und Köln die Folge gewesen seyn; öffentlicher Aufstand zur Vertilgung der Christen soll ausgebrochen seyn.

Kapitel XV.

Commodus, Pertinax, Julianus, Severus, Caracalla, Macrin, Heliogabel, Alexander Severus, Maximin.

Unwürdige Regenten bestiegen den Thron, entweiheten das Heiligthum der Gesetzgebung, schwächten die Gewalt des Staats durch Uneinigkeit und Partheien. Vergebens sehnte sich das kommende Zeitalter nach der Regierung eines Titus, eines Trajans und der Antoninen

ninen. Aber unser Rheinufer blühete noch eine Reihe von Jahren im Schooße des Friedens der Kultur entgegen. Auch nach dem Tode des Mark Aurels im Jahr 180 dauerte die sanfte Ruhe am ganzen Rheinstrome fort. Zwei Jahre hernach, als der Feldherr Victorinus aus Mainz zum Konsulate abgerufen war, fiengen die Friesen am Niederrhein einen kurzen Krieg an, dem der Präfekt Albinus ein Ende machte; sein Name erscholl groß unter den Römern und Deutschen; siegreich kehrten die Legionen in ihre Garnisone und Mayereien zurück. Im Jahr 187 kam Septimius Severus als Oberfeldherr an den Rhein, wo er das ganze Gebiet gegen die Feinde Roms zu schützen wußte, bis er sich nach der Ermordung des Pertinax mit Hülfe seines mächtigen Heeres zum Kaiser aufwarf, und seinen Nebenbuhler Albinus im Jahr 198 glücklich besiegte. Wenn nicht die Verschwendung des römischen Hofes, besonders unter Commodus, und die Kriege im Orient unsere Rheinbewohner mit übermäßigen Auflagen belastet hätten: so würde nichts mehr zur Zufriedenheit, zum Flor der Kultur, der Industrie und des Handels zu wünschen gewesen seyn. Das war der einzige Fehler des Mark Aurels, daß er zu nachsichtsvoll gegen seine Gemahlin Faustina und seinen Sohn Commodus war. Seine Nachsicht überschritt hier die Grenzen der Tugend, und stürzte Millionen ins Elend. Faustine, Tochter des Antonins, und Gemahlin des Marcus Aurelius, ist eben so berühmt durch ihre Schönheit, als durch ihre Galanterie. Die hohe Simplicität des Philosophen hatte nicht genug Reiz für sie; sie buhlte um Liebhaber, und machte dabei nicht einmal einen Unterschied des Standes. Ihre Liebhaber, die niedrigsten Unterthanen, erhob Mark Aurel zu an-

sehn-

sehnlichen Aemtern, und unempfindlich bei den Ausschweifungen seiner Gemahlin behielt er Achtung und Zärtlichkeit gegen sie bis ins Grab; er dankte den Göttern, daß sie ihm eine so sanfte, schöne und liebenswürdige Gattin geschenkt hätten; er ließ sie vom Senate für eine Göttin erklären, und in Tempeln mit den Attributen der Juno, Venus und Ceres ehren; junge Eheleute begaben sich an ihrem Vermählungstage an ihren Altar, und legten ihre Wünsche der keuschen Göttin dar. Noch unverzeihlicher war die Indulgenz des Mark Aurels gegen seinen Sohn Commodus; er ließ ihn freilich durch geschickte Männer des Throns würdig erziehen; aber die Erziehung hatte nicht die Kraft, die Natur zu verbessern. Vergebens theilte er mit ihm die kaiserliche Würde; er erlebte bald die Reue seines Schrittes. Commodus war der erste Porphyrogenitus, geboren, während sein Vater auf dem Thron war. Freude jubelte der ganze Staat ihm entgegen, ägyptische Medaillen wurden auf seine Geburt geschlagen. Mitten unter den Zurufungen des Senats und der Armee folgte er seinem Vater. Beim Tode seines Vaters brach er den Schwur, das Kommando der Armee, und die Kriege selbst zu führen. Eine Menge junger Huren, die der Vater entfernt hatte, erschienen im Lager, lockten ihn nach Rom, welches ihn, als einen neunzehnjährigen Fürsten voll Hoffnung empfieng. In den ersten drei Jahren herrschte noch der Geist des Vaters in der Regierung. Umgeben mit Venschwendern übergab er sich allen Vergnügungen, und ein Angriff von Meuchelmördern machte ihn grausam. Er gieng Abends aus seinem Pallast zum Amphitheater; in einem dunkeln Gange stürzt ein Meuchelmörder mit dem Degen in der Faust auf ihn, und schrie:

„Sie-

„Sieh den, den der Senat dir zuschickt.“ Der Stich fehlte, der Meuchelmörder wird gefangen, und bekennt, daß Lucilla, die Schwester des Commodus und Wittwe von Lucius Verus ihn dazu gewaffnet habe. Claudius Pompeianus, ihr zweiter Mann, wußte nichts von dieser schwarzen That; Lucilla wird exilirt, und hernach mit dem Tode bestraft. Die Reden des Meuchelmörders liessen tiefe Eindrücke in der Seele des Commodus, er faßte einen unversöhnlichen Haß gegen den Senat; die blühendsten Familien stürzte er in Trauer und die abscheulichsten Kreaturen erhob er zu den ersten Stellen. Die Legionen murreten, forderten die Absetzung des abscheulichen Perennis; Anarchie drohete; die Desertionen wurden häufig bei den Truppen; machten die Strassen unsicher. Maternus sammelt diese Bande, errichtet eine Armee und verwüstet die reichsten Städte in Spanien und Gallien. Die Präfekten am Rheine rückten gegen ihn an, allein Maternus befiehlt seinen Leuten, sich zu zerstreuen, und sich durch die Alpen nach der Hauptstadt zu begeben, um Commodus bei dem Fest der Cybele zu stürzen. Der Plan war gut angelegt; schon bedeckten diese Banden die Straßen Roms; aber man entdeckte ihn, und er mislang. Ein Sklave, Namens Cleander, wird Minister, verkauft öffentlich die Würden der Konsuln, Patricier, Senatoren und Präfekten; raubte die Provinzen, und sammelte unermeßliche Schätze. Verblendet durch die Geschenke, welche der geschickte Höfling dem Commodus zu Füssen legt, übersieht er die himmelschreiende Raubsucht; das Volk wird getäuscht durch Anlegung von Bädern, Gängen, durch öffentliche Gebäude und Schauspieler. Die Blutsceenen werden darüber vergessen; allein Cleanders Tyrannei ließ die Regierung Perennis zurückwünschen.

schen. Müde der Unterdrückungen des Ministers stürmt das Volk gegen einen Pallast in der Vorstadt, wo der Kaiser sich aufhielt. Die Luft erschallt von dem Geschrei: „Gieb uns den Kopf Cleanders, des öffentlichen Feindes.“ Cleander, der die prätorianische Garde kommandirte, ließ ein Korps Kavalerie gegen das Volk anrücken; aber die Kohorten der Stadt kamen dem Volke zu Hülfe, schlugen die Prätorianer zurück, und kamen von neuem an den Pallast. Commodus wußte von Nichts, und wäre das Opfer der Wuth geworden, wenn ihn nicht zwei Weiber gerettet hätten. Fadilla, seine ältere Schwester, und Marcia, die Liebste seiner Konkubinen, laufen mit zerstreuten Haaren und Thränen zu ihm, mahlen ihm die Wuth des Volks, die Laster des Ministers. Aufgeschreckt durch diese Gefahr läßt Commodus den Kopf des Ministers den gierigen Blicken der Menge aussetzen, und dieses Schauspiel besänftigte das Volk. Aber alles dies brachte den Commodus nicht zum Besinnen, er lebte fort in seinem Serail von 300 schönen Weibern, und in einer gleichen Anzahl von jungen Knaben. Die alten Historiker errötheten nicht, die schändlichsten Spuren zu beschreiben, welche die Decenz unserer Sprache verbietet. *) Er schämte sich nicht, als einer der niedrigsten Gladiatoren im Circus mit wilden Thieren zu kämpfen. Mit Indignation sah das Volk dieses Betragen. Marcia, seine Favoritin rettet das Land von diesem Ungeheuer; als er einst müde von der Jagd zurückkam, und Wein for-

*) Sororibus suis constupratis, ipsas Concubinas suas constuprari sub oculis suis jubebat. Nec irruentium in se juvenum carebat infamia, omni parte corporis atque ore in sexum utrumque pollutis. hist. Aug. p. 47. — Gibbon hist.

forderte, so gab sie ihm Gift. In der Betäubung schickt sie einen robusten jungen Mann, einen Fechter von Profession in seine Stube, und läßt ihn ohne Widerstand erwürgen.

Die Verschwornen wählten Pertinax, einen Senator, dessen Verdienst die Dunkelheit seiner Geburt verbarg. Er war eines Zimmermanns Sohn, und hatte alle Aemter durchlaufen, er war nämlich 1) Centurio, 2) Präfekt einer Kohorte, 3) Präfekt einer Eskadron Kavalerie, 4) Kommissair der Wege, 5) kommandirte er die Flotte auf dem Rheine, 6) war er Aufseher in Dacien mit 36,000 Livres, 7) Kommandant der Veteranen einer Legion, 8) Senator, 9) Prätor, 10) Kommandant der ersten Legion, 11) Konsul, 12) Kommandant der Armee, 13) Legat und 14) Präfect. Das waren die Stufen, die jeder der Ordnung nach durchlaufen mußte. Unschuld, Gerechtigkeit, Klugheit zeichnete ihn aus, er war noch der einzige übriggebliebene Minister von Marcus Aurelius. Mitten in der Nacht weckte man ihn, und sagte, der Präfekt der Prätorianer warte am Thore auf ihn; mit standhafter Resignation nahm er sie auf, und bat, die Ordres ihres Herren zu vollziehen. Statt des Todes bot man ihm die Krone des Reichs an. In der Stadt verbreitet sich das Gerücht, Commodus sey am Schlage gestorben, und Pertinax auf dem Thron. Die Soldaten schwören ihm Treue, begleiten ihn mit Lorbeeren in den Händen, und mit lauten Jubel in die Versammlung des Senats, die civile Autorität realisirt die Einwilligung der Truppen. Pertinax war bescheiden, verbot seiner Gemahlin allen Aufwand, und glaubte die Jugend seines Sohnes zu verderben, wenn er ihn zum Cäsar erhob; er

gab

gab ihm eine strenge Erziehung; er rief die Opfer aus dem Exil zurück, und suchte die Wunde des Staats zu heilen. Die Finanzen weckten seine ganze Aufmerksamkeit; nur 180,000 Gulden fand er im öffentlichen Schatz und hinterließ durch seine Oekonomie 500 Millionen; er verminderte die Auflagen; erleichterte den Handel; das Volk sieht die Tugenden des Marcus Aurelius an ihm, und liebt ihn. Aber der schwelgende Soldat, der an der Freigebigkeit der verschwendenden Kaiser Vergnügen fand, haßte die Oekonomie des Pertinax. Letus unterhält das Misvergnügen; am dritten Tage der Regierung des Pertinax bemächtigen sich die Prätorianer eines Senators und bieten ihm dem kaiserlichen Purpur an, aber dieser schlägt die gefährliche Würde aus. Hernach will Sosius Falco, ein Consul, in Abwesenheit des Pertinax, den kaiserlichen Thron kaufen; aber der Fürst erscheint und der Plan mislingt. Alle diese verunglückten Versuche entflammten nur die Wuth der Prätorianer und am 28ten Mai, 86 Tage nach Commodus Tode bricht der Aufruhr gegen Pertinax aus; 300 Soldaten marschieren am hellen Mittag mit den Waffen in der Hand und mit Wuth im Gesichte zum kaiserlichen Pallast, dessen Thore von ihren Kameraden geöfnet werden. Pertinax hält es unter seiner Würde, sich zu verstecken oder zu entfliehen; er geht den Verschwornen entgegen, und erinnert sie an die Heiligkeit ihres Eides. Der ehrwürdige Anblick des Kaisers, seine Entschlossenheit, seine feste Stimme erschütterte die Aufrührer und ließ sie ohne Bewegung stehen. Ein Barbar, geboren in unsern Gegenden, im Lande der Tongrer, itzt Lüttich *) bringt ihm den ersten

Stich

*) Dieser Soldat gehörte wahrscheinlich zu der Compagnie der kaiserlichen Reutergarde, die man größtentheils im

Stich bei; Pertinax fällt, bedeckt mit tödtlichen Wunden; sein Kopf wird abgehauen, auf die Spitze einer Lanze gesteckt und im Triumph in das prätorianische Lager getragen, im Angesicht eines traurernden und mit Indignation erfüllten Volks.

Die Licenz der Prätorianer oder kaiserlichen Garde war auf das äusserste gestiegen. Dieses Korps machte etwa 15000 Mann aus und jagte der Hauptstadt, welche wenigstens eine Zahl von sechs Millionen Bürger, ohne die Knechte und Fremden, enthielt, Schrecken ein. Ihre Einrichtung kam vom Augustus, der für seine Person fürchtete, er akkordirte ihnen doppelten Sold und größern Rang als den übrigen Truppen. Damit ihr erster Anblick das Volk nicht erzürne, ließ er nur drei Kohorten in der Stadt und die übrigen waren in den benachbarten Städten zerstreut. Nach fünfzig Jahren glaubte Tiberius schon alles unternehmen zu können und rief das ganze Korps zu sich; sie blieben immer in demselben Lager, welches mit der größten Sorgfalt auf den Spitzen der Berge befestigt war. Ein noch fatalerer Schritt war es, als die Kaiser die Prätorianer in ihren Pallast und in den Senat führten. Hier lernten die Soldaten die Laster und Schwächen ihrer Herren kennen, sie fühlten ihre Macht, die den Souverän und den Senat schützte. Nur Schmeicheleien und Geschenke konnten sie ruhig erhalten. Die alten Legionen, welche aus ächten römischen Bürgern bestunden und ihr Wahlrecht und die Freiheit zu behaupten hatten, waren nicht mehr. Die Prätorianer hatten die

Herzogthum Geldern, Cleve und Jülich hob. Diese Einwohner zeichneten sich durch Schwimmen, Tapferkeit und Reiten aus Tac. lib. V, Gibbon hist. Tom. II, c. IV.

die Heiligkeit des Throns durch die Ermordung des Pertinax verletzt; sie verletzten zuletzt die Majestät des Volks. Ihr Lager war ohne Chef; Letus, welcher den Aufruhr erregt hatte, war der öffentlichen Indignation preisgegeben. In dieser Verwirrung schickte Sulpicianus, Gouverneur der Stadt, nach dem Lager, um den Aufruhr zu stillen; aber durch das Geschrei der Aufrührer, die den Kopf des Pertinax auf einer Stange trugen, wurde er übertäubt. Die Garde lief über den Wall und bot den Thron öffentlich feil. Diese Feilbietung verbreitete in der ganzen Stadt Schmerz, Schaam und Unwillen. Endlich kommt die Feilbietung zu den Ohren eines Didius Julianus, eines reichen Rathsherrn. Sein Weib, seine Tochter und Domestiken überreden ihn, daß er des Thrones werth sey. Der Alte machte sich zu dem Lager, wo Sulpicianus den Frieden vermittelte. Sulpicianus bietet jedem Soldaten 5000 Drachmen, ohngefähr 3680 Livres; Julianus bietet 4600 Livres, gleich wird er mit dem Purpur bekleidet, vom Senat anerkannt und in den kaiserlichen Pallast geführt. Die Armeen in Britannien, am Rheine, in Syrien u. s. w. erklären sich wider Julian. Clodius Albinus, ein Adelicher, Pescennius Niger, von geringer Abkunft, und der Feldherr am Rheine, Septimius Severus, werden von ihren Legionen zum Kaiser ausgerufen. Ihre Stärke war sich ziemlich gleich; jeder stand an der Spitze von drei Legionen und vielen Hülfsvölkern. Septimius Severus bricht mit seinem mächtigen Heere von Mainz auf, kommt seinem Nebenbuhler Albinus zuvor, erscheint vor Rom; Julian läßt die Stadt vertheidigen; die Prätorianer zittern vor den Legionen; Julian wird von den Prätorianern verlassen und in

den Bädern seines Pallastes ermordet den 2ten Juni 193. Severus rächt den Tod des Pertinax; ehe er in die Stadt rückt, befiehlt er den Prätorianern, vor der Stadt auf einem großen Platz in ihrer Uniform, ohne Waffen, zu erscheinen; sie gehorchen; gleich schließt ein Detaschement von der Illyrischen Armee einen Kreis um sie; Widerstand oder Flucht war unmöglich, die Prätorianer erwarten mit bangem Schweigen ihr Urtheil. Der Kaiser stieg auf ein Tribunal, warf den Rebellen ihre Untreue vor, kassirt sie mit Schande, läßt ihnen ihre schönen Kleider ausziehen, jagt sie fort und verbietet ihnen bei Todesstrafe, in einer Distanz von dreißig Stunden vor der Hauptstadt zu erscheinen. Der Leichenzug des Pertinax wird mit allem Pomp gefeiert. Severus besiegt in Zeit von vier Jahren alle seine Nebenbuhler, verzeiht 35 angeklagten Senatoren, aber 41 andere ließ er mit Weibern und Kindern grausam hinrichten. Weise und gerecht war übrigens seine Regierung; Glück und Talenten setzen ihn in die Reihe der ersten Regenten. Friede und Ruhe herrschte in seinem weiten Gebiete; die Reputation des römischen Namens wurde wieder groß. Er hatte eine größere Menge Goldes als Niemand vor ihm, und eine so starke Armee, daß ihm keine Macht widerstehen konnte. Mit seinem Sohne durchreiste er die Länder am Rheine, stillte die Unruhen in Britannien und führte auf der Erdenge daselbst eine Mauer von 130 Milliarien von Meer zu Meer, so daß Britannien in zwei Theile getheilt wurde. Aber ein tödliches Gift nagte an der Quelle des Staats, Severus hatte nicht das kühne Genie des ersten Cäsars oder die tiefe Politik des Augustus, um die Insolenz der siegenden Legionen in Ordnung zu halten; er mußte der Eitelkeit der Soldaten

schmei-

schmeicheln, erlaubte ihnen, goldene Ringe zu tragen, im Lager mit ihren Weibern zu leben, und erhöhete den Sold unmässig; die Disciplin verfiel, neue Prätorianer werden errichtet, militärischer Despotismus unterdrückt den Senat; Severus stirbt in dem Feldzuge wider die Calcedonier in Britannien.

Caracalla und Geta, die unwürdigen Söhne des Kaisers Severus, besteigen den Thron. Mit einem siegreichen Feldzug gegen die Parther und Britannier und mit Grausamkeit gegen seinen Bruder beginnt Caracalla seine Regierung. Seinen Bruder Geta ermordet er in den Armen seiner Mutter, und den vortrefflichen Rechtsgelehrten Papinian läßt er hinrichten, weil er den Brudermord missbilligte. Caracalla regiert allein; unter ihm beginnen die Allemannen Feindseligkeit gegen Rom. Zwischen dem Rhein, dem Mayn und der Donau entstand ein furchtbarer Völkerbund. Ehemals war dieser Landstrich der schauerliche Wohnsitz der Sueven, welche beim Anzuge Cäsars die Ubier und alle benachbarten Völker so sehr ängstigten. Nach ihrer Auswanderung liessen sich daselbst die Gallier nieder, welche immer noch Unterthanen der Römer blieben, und ihnen den Zehnten ihrer Felder abgaben. Unter Caracallas Regierung vereinigten sich mehrere Stämme Germaniens mit ihnen, um die Römer fortzujagen. Dieser aus Abentheurern aller Art zusammengerafte Haufe nannte sich Allemannen, gleichsam eine Armee aus allerlei Mannen. Fürchterlich waren sie durch ihre Menge, noch fürchterlicher durch ihre Tapferkeit. Sie fielen über den Mayn in das Land der Katten und über den Rhein in Helvetien, und verheerten so gar die Gränzen des Lugdunensischen Galliens.

Wie

Wie eine fürchterliche Gewitterwolke zogen sie sich am rechten Rheinufer vom Mayn bis gegen Basel zusammen, und droheten ihre Blitze in die ruhige Gegenden des linken Rheinufers zu schleuderen. Caracalla rüstet sich zum blutigen Kampf, läßt seine Legionen vom linken Rheinufer auf das rechte übersetzen, am Mayn kömmt es zur blutigen Schlacht im Jahr 217; Caracalla siegt, und stolz auf diesen in allem Betracht glorreichen Sieg ist er der erste Kaiser, der sich den Namen Allemannicus beilegt. Besiegt waren diese Völker nicht, aber sie hatten doch einige Ruhe nöthig, um sich zu erhohlen. Caracalla geht nach dem Orient; in Mesopotamien wird er von dem Obristen seiner Leibwache, Macrin, erstochen. Die Usurpationen des Macrins, und die Thorheiten seines Nachfolgers Heliogabels verdienen keiner Erwähnung; den ersteren ermorden die Soldaten mit seinem Sohne Diadumenus, nachdem beide kaum ein Jahr zusammen regiert hatten. Der letztere wurde mitten in seinen Thorheiten von der Leibwache erstochen, durch die Stadt geschleppt und in die Tiber geworfen.

Mainz wird nun der Schauplatz der Kaisermörder. Alexander Severus, ein talentvoller und löblicher Mann wird Kaiser. Unter ihm sammeln sich die Allemannen, ziehen in ungeheurer Anzahl über den Rhein, verjagen die Legionen, und zerstören die blühenden Städte an diesem köstlichen Ufer. Alexander vernimmt diese Verheerung in Antiochien, und eilt von siegenden Legionen begleitet nach Gallien. Vor ihm flohen die wilden Horden auf das rechte Rheinufer, und die gedrängten Städte in unsern Gegenden athmen wieder freier. Schon macht Alexander Anstalten, auf

einer

einer bei Mainz, an der sogenannten Heidenfahrt, angelegten Schifbrücke in Germanien einzufallen; Legionen und Hülfstruppen brennen vor Begierde, sich zu rächen an den stolzen Allemannen. Auf einmal glaubt Alexander erst den Weg der Güte einschlagen zu müssen; er schickt Gesandten, um Frieden zu vermitteln. Der Friede kömmt zu Stande oder wird vielmehr schimpflich erkauft. Hierüber wird die Armee aufgebracht; sie schreit über Entehrung der römischen Waffen, und ermordet den feigen Alexander mit seiner Mutter Mammea und allen seinen Anverwandten zu Mainz im Jahr 235. Die Armee grüßt auf der Stelle ihren Feldherrn Maximinus Thrax zu Mainz als Kaiser. Dieser große, starke, schöne Mann, aus Thracien gebürtig, hatte sich vom Hirtenstande emporgeschwungen, und war ein tapferer General. Maximin eröfnet gleich den Feldzug gegen die Allemannen; vor dem Feuereifer der Römer flohen die bestürzten Allemannen, ihr Land wird verheeret, ihre hölzernen Dörfer werden niedergebrannt, ihre Früchten weggenommen. Aber weder Wälder noch Sümpfe konnten die Fliehenden schützen vor der Rache der Legionen; eine völlige Niederlage erlitten die Allemannen, siegend zogen die Legionen in Mainz, Köln, Santen und andere Garnisonplätze ein. Alexander sagt in seinem Bericht an den Senat, er habe das Land 150 Stunden weit verwüstet, und 40,000 allemannische Dörfer niedergebrannt. Dieser harte Verlust demüthigte diese wilden Völker; Ruhe und Sicherheit herrscht am Rheine. Mit Recht wurden auf diese große Begebenheit Münzen geprägt, welche hie und da noch immer ausgegraben werden; sie haben die Inschrift: „Der deutsche Sieg, Victoria germanica.“ Mit Recht erhielt auch Maximin den schönen Ehrentitel Germanicus.

Aber

Aber noch weit wichtigere und bewundernswürdigere Dinge sollen sich unter Maximin ereignet haben, von welchen wir den Beweis den Städten überlassen müssen, auf deren Boden sie sich zugetragen haben sollen. Die Stadt Cleve rühmt sich, den Maximin zum eigentlichen Erbauer zu haben; sie rühmt sich, von ihm eine vortreffliche Schule erhalten zu haben. Doch das ist noch das wenigste. Zu Köln ereignete sich eine Begebenheit, welche den Ruhm der Heiligkeit bis auf den heutigen Tag verewigt hat. Die heilige Ursula, so sagen die Legenden, kam unter der Regierung Maximins, im Jahr 236, mit 11,000 Jungfrauen den Rhein herab. Der Bischof Iriatus hatte sie zu Rom getauft, und zog wider den Willen des Consistoriums mit ihnen nach Köln. Sie starben alle eines Märtyrertodes, und ihre Gebeine heiligten die Stadt. Man lese darüber Baronius, Usserus und Spanhemius; und über die Kaiser dieses Zeitraums, die Verfasser der Historia Augusta, Aelius, Lampridius, Vopiscus, Eutropius, Herodianus und Zosimus.

Kapitel XVI.

Ursprung der Franken, Gordian und Philipp.

Die Geschichte der römischen Monarchie wird fast nichts anders, als eine Geschichte von Usurpationen, Rebellionen, ewigen Metzeleien, Tiranneien und bürgerlichen Kriegen. Die Konfusion der Zeit und der Mangel der Materien setzt die Historiker in Verlegenheit; unvollkommene, dunkle, widersprechende Nachrichten umgeben sie. Wer den Gang der menschlichen Leidenschaften nicht kennt, kömmt nicht fort. Die Licenz der

Soldaten dauert fort; sie hassen den Maximin, erschlagen ihn und seinen Sohn Maximus, den er zum Cäsar oder Nachfolger ernannt hatte, im Lager zu Aquileja, und werfen ihre Leichname den Hunden vor, welche sie durch die Straßen der Stadt schleppen. Drei Gordiane, Großvater, Vater und Sohn, werden zu Kaiser ausgerufen; der Senat setzte den Balbinus und Pupienus dem Maximin entgegen. Ewige Massacres wüthen unter den Rivalen, vier regieren nur einige Monate, Gordianus der jüngere oder III behält den Platz. Die Stimme der Geschichte, welche oft nichts anders ist, als das Organ des Hasses oder der Schmeichelei, rühmt diesen Kaiser. Unter ihm treten zwei furchtbare Feinde gegen die Römer auf, nämlich die Franken am Rhein, und die Perser am Euphrat.

Gelehrsamkeit und Genie haben sich fast über der Untersuchung des Ursprungs der Franken erschöpft. Die Nachkommen der Franken bilden eine der größten und aufgeklärtesten Nationen, und verdienen in aller Rücksicht die Aufmerksamkeit des Forschungsgeistes. Zu den Erzählungen der Leichtgläubigkeit sind die Systeme der Einbildungskraft noch hinzugekommen. Man hat diesen Weltbezwingern *) schon Panonien, Gallien und Dännemark oder einen andern Theil des nördlichen Deutschlands zum Ursitz gegeben. Endlich verwarfen die sinnreichsten Kritiker die vorgegebenen anderungen und eingebildeten Eroberungen, und nahmen eine Meinung an, welche wegen ihrer Einfachheit allein die die wahre zu seyn scheint. **) Nach dieser Gelehrten Ver-

*) Gregor. Tour. lib. II, 9.

**) Gibbon hist. Tom. II. C. X. Cluv. germ. antiq. III. C. 20.

Vermuthung vereinigten sich die alten Bewohner zwischen der Lahn, der Weser und dem Niederrhein, wahrscheinlich unter der Regierung Gordians gegen das Jahr 240, und bildeten einen, dem allemannischen ähnlichen Völkerbund unter dem Namen Franken oder Freye. Der westphälische Kreis, die Landgrafschaft Hessen, das Herzogthum Braunschweig und Lüneburg waren das Vaterland der tapfersten Völker, der Chauken, der Cherusker, der Tenchterer, Sigambrer und anderer. Alle diese besondern Namen verschwanden; ein einziger Name war für Alle; eine Ligue, ein Band machte sie zu einer Nation. Liebe zur Freiheit war die herrschende Leidenschaft Aller, und ihr Name: Franken drückt Freiheit aus. Sie verdienten diesen Namen, sie nahmen ihn an, und wußten diesen ehrenvollen Titel zu behaupten. Eine stillschweigende Uebereinstimmung und wechselseitige Vortheile gaben die ersten Gesetze der Union; Erfahrung und Klugheit verstärkte sie. Im dritten Jahrhundert wird der Name Franken oder freie Menschen am ersten gehört, und in unserm Jahrhundert ertönt er noch in voller Kraft. Unter Gordian kommen sie am ersten über den Rhein, streifen in ganz Gallien herum, nahmen dreißig blühende Städte am Rhein ein; aber zu Mainz stellen sich ihnen die römischen Legionen entgegen, und schlagen sie mit Verlust zurück.

Einen eben so fürchterlichen Feind erhielt Gordian an den Persern. Auf den Trümmern der gestürzten asiatischen Reiche erhob sich glänzend die persische Monarchie unter Artaxerxes. Unbekannt, wer sein Vater sey, giebt er sich für einen Abkömmling der persischen Könige aus, und fordert den Thron; in

drei Schlachten schlägt er den König der Parther Artabanus, und nahm ihm Krone und Leben; er reformirt die Religion der Magier, welche die Revolutionen der Arsaciden verdorben hatten; die Verehrer Zoroasters waren in mehr, als siebenzig Sekten vertheilt, die mehr, als 80,000 Priester hatten; diese werden alle vereinigt; erkennen alle die zwei Principien des Zoroasters, das Licht und die Finsterniß, Ormud und Arihmann; sehen Fasten und Cölibat als Verbrechen, hingegen Kinder zeugen, Bäume pflanzen, das Land fruchtbar machen, als die höchste Tugend an. Das Reich blüht, zählt 554 Städte, 60,000 Dörfer und vierzig Millionen Seelen; aber die Natur hat keinen Hafen gegraben; Handlung und Ackerbau können keine Fortschritte machen. Trajan hatte vierzig Jahre Ruhe von den Persern errungen. Der furchtsame Macrin erkaufte den Frieden mit vierzig Millionen; aber Marcus Aurelius Severus und sein Sohn errichteten in Armenien, Mesopotamien und Assyrien Siegeszeichen. Seleucien, auf der Westseite des Tigris, fünfzehn Stunden nach Norden von dem alten Babylon, bildete eine eigene Republik, einen Senat von 300 Edeln, und eine Bürgerschaft von 600,000 Seelen. Auf dem östlichen Ufer des Tigris, eine Stunde von Seleucien, blühete Ctesiphon, eine große Stadt, sie umfaßte 35,000 Mann Kavallerie, 150,000 Mann Infanterie, 150,000 Esel, Pferde und Elephanten, 50,000 Kameele und 400,000 Menschen. Alle diese Städte nehmen die Römer fort. Oshroene, ein kleiner, aber wichtiger Staat im nördlichen und fruchtbarsten Theil von Mesopotamien zwischen dem Tigris und Euphrat, wird ebenfalls erobert. Edessa, sieben Stunden über dem Tigris, ist die Hauptstadt, und

wird von den Römern eingenommen; mitten im Lande legen sie Festungen an, und eine Garnison in den wichtigen Platz Nisibis. Während der Regierung des Commodus will es sich von der Römer Herrschaft losreissen; aber die feste Politik des Severus hält es im Zaum. Der treulose Caracalla endigt die leichte Eroberung; ihr letzter König Abgarus wird in Ketten nach Rom geführt, sein Reich, eine römische Provinz, und seine Hauptstadt, eine römische Colonie. Artaxerxes fordert die asiatischen Provinzen von den Römern zurück; ein blutiger Krieg entsteht, Alexander Severus rühmt sich des Sieges; aber mit Schande bedeckt führte er den Rest seiner übriggebliebenen Legionen nach Rom zurück. Artaxerxes starb, sein Sohn Sapor erbte die Staaten seines Vaters und seinen Haß gegen die Römer. Gordian ist der erste, welcher die schwere Hand Sapors fühlt, welche noch furchtbarer wüthet gegen seinen Nachfolger. In dem Feldzuge gegen den persischen König Sapor wird Gordian von den Soldaten ermordet.

Marcus Julius Philippus Arabs, auf dessen Anstiften Gordian gemordet wurde, wird von den Legionen in Persien im Jahr 244 zum Kaiser ausgerufen; im folgenden Jahre theilt er die Regierung mit seinem Sohne. Am Rheine blühen die Tage der Ruhe und des Friedens. Das Glänzendste in seiner Regierung ist die Feier der secularischen Spiele. Tausend Jahre hatte Rom gestanden; daher verordnete der Kaiser (248) ein großes Jubiläum.

Kapitel XVII.

Decius, Ursprung der Gothen, Gallus, Hostilianus, Valerian.

Seit den Secularischen Spielen, welche mit so großem Pomp unter Philipp celebrirt wurden, bis zum Tode Gallienus, im Jahr 248—268, verwüsten zwanzig Jahre Trübsale das römische Reich. Die Provinzen waren den Einfällen der Barbaren ausgesetzt und seufzten unter dem Despotismus militärischer Tyrannen. Ewige Ermordungen, Kaprisen der Armeen, beständige Revolutionen lösen alle Bande. Die Moesischen Truppen rebelliren gegen Philipp im Sommer des Jahrs 249; die Offiziere wollten Marinus, einen subalternen Offizier, auf den Thron erheben; der Kaiser zeigt die Revolution dem Senate an; Decius zeigte Entschlossenheit und stellt die Revolution als vorübergehende Kleinigkeit dar; seine Prophezeihung trifft ein; der Kaiser hierüber gerührt, trägt ihm die Stillung des Aufruhrs auf; die Moesische Legion legt ihm den Purpur oder den Tod vor; die Veteranen schlagen sich zu ihm; Philipp wird getödtet und Decius ist Kaiser. Unter ihm erhebt sich ein neuer mächtiger Feind, die Gothen, gegen welche er seine Legionen führen muß.

Der Ursprung der Gothen ist durch sie selbst glänzend beschrieben. Der gelehrte Cassiodorus, erster Minister am Hofe zu Ravenna, hat uns die Geschichte der Gothen in zwölf Büchern hinterlassen, welche Jornandes sehr unvollkommen epitomirte. Alle Tropheen der Scythen werden den Gothen zugeschrieben. Aus

der

der großen Halbinsel Skandinaviens kamen sie herab. *) Mit einer Anzahl Schiffe fuhren sie von Carlscrona nach Pommern, welches 34 Stunden sind. Um die Zeiten Antonins sind die Gothen an der Mündung der Weichsel etablirt und bauten lange hernach die Städte Thorn, Elbing, Königsberg und Danzig. Nach Westen verbreiten sich die Vandalen längst dem Ufer der Oder und der Meerseite von Mecklenburg und Pommern. Eine auffallende Aehnlichkeit in Sitten, Religion und Sprache zeugt, daß die Vandalen und Gothen ursprünglich eine große Nation ausmachten. Diese scheinen in Ostgothen, Westgothen und Gothen abgetheilt gewesen zu seyn. Die erste Kolonie, welche aus Schweden auszog, bestunde aus drei Schiffen. Eins, wel-

*) Die Schweden eignen sich den alten Ruhm der Gothen zu; zu Upsal stand noch am Ende des eilften Jahrhunderts ein Tempel der Gothen, der alles Gold von ihren ehemaligen Seexpeditionen enthielt; unter groben Bildern verehrte daselbst der Aberglaube die Gottheiten des Krieges, der Zeugung und des Donners. Alle neun Jahre wurde ein Fest darin gefeiert und neun Thiere von aller Art, selbst die Menschenart nicht ausgenommen, wurden mit großer Pracht geopfert und ihre blutigen Körper in einem heiligen Haine nahe am Tempel aufgehangen. Ingot, König der Schweden, zerstörte diesen Tempel 1705, und vier und zwanzig Jahre hernach erhob man eine Kathedralkirche auf den Ruinen. Die Spuren dieses Kultus sind in der Edda, welche in Island gegen das 13te Jahrhundert verfertigt wurde; die Schweden und Dänen studieren die Edda als die kostbarsten Reste der Poesie. Odin ist die Hauptperson darin, der der Gott und Gesetzgeber Skandinaviens ist. Er unterjochte die zahlreichen Stämme am Baltischen Meere und verbreitete eine Religion, für die er willig starb. In voller Versammlung der Schweden und Gothen gab er sich neun tödtliche Wunden und sprach: „Ich gehe, ein Fest der Helden in dem Pallast des Kriegsgottes zu bereiten."

welches nicht gut segelte, blieb zurück auf der Fahrt und die Equipage, welche hernach eine große Nation bildete, bekam den Namen Gepiden oder Zauderer. Der Unterschied unter den Vandalen wird stark bezeichnet durch die unabhängigen Namen der Heruler, Burgundier, Lombarden und einer Menge anderer kleiner Staaten, welche hernach die große Monarchie ausmachten. Von Preußen verbreiten sich die Gothen in der Ukräne und kündigen unter Alexander Severus durch öftere Einfälle in Dacien ihr Daseyn an; auf ihrem Marsch wächst ihre Anzahl; die bravsten Vandalen wollten ihren Ruhm mit ihnen theilen; die Heruler und Burgundier stritten unter den Fahnen der Gothen. Der Borysthenes oder Dniester, dieser große Fluß, welcher die Ebenen Polens und Rußlands durchwässert, diente ihnen zur Richtschnur und verschaffte ihnen während des Marsches Wasser und Waiden für ihre Heerden. Ohne an die Mächte zu denken, die sich ihnen widersetzen könnten, kommen sie an die Ufer des schwarzen Meeres und an die Karpatischen Gebürge; die Blüthe der Völker, wohin sie kommen, vereinigt sich mit ihnen. Die schönen, fruchtbaren Gefilde, die sanfte, milde Luft, die Schönheit des Viehes, der Ueberfluß des Wildpretts und der Fische, die zahllosen Bienenstöcke an den Ufern des Dniesters in der Ukräne hatten nicht genug Reiz für die Gothen; die römischen Felder und Palläste lockten sie an sich. Sie fallen in Dacien, eine neue, kaum von den Römern unterworfene Provinz an den Ufern der Donau. Mit Verachtung durchlaufen sie diese Provinz, setzen über die Donau und erscheinen vor den Mauern von Marcianopolis, der Hauptstadt des zweiten Moesien, welche Trajan seiner Schwester zu Ehren hatte bauen lassen. Die Einwohner

ner hielten sich für glücklich, ihre Güter und Personen mit Geld loskaufen zu können. Mit reichen Geschenken ziehen die Gothen ab. Unter dem Decius gieng der Gothen König, Eniva, zum Zweitenmal über die Donau und verwüstete Moesien. Im Jahr 250 bricht Decius auf, um seine Macht zu zeigen. Er findet die Gothen beschäftigt mit der Belagerung von Nicopolis; bei seiner Annäherung ziehen sie sich zurück, aber mit dem Vorsatz, eine wichtigere Eroberung zu vollenden, Philippopolis, eine Stadt in Thracien, welche der Vater Alexanders am Fuße des Berges Hemus hatte bauen lassen, anzugreifen. Decius folgte ihnen in beschwerliche Gegenden; plötzlich wendet sich Eniva gegen ihn, schlägt ihn und plündert das Lager. Decius war der erste, der floh, Philippopolis wird weggenommen, 100,000 Menschen verlieren dabei das Leben. Indessen war Decius groß im Unglück, sammelte seine Kräfte, besetzte die engen Pässe und schloß die Gothen völlig ein. Schon bitten die Gothen um Frieden, wollen die Beute und Gefangenen abgeben, wenn man ihnen einen freien Abzug gestattete. Decius schlug alle Anerbietungen aus und erwartete mit Ungedult den Augenblick, seine und der römischen Waffen Ehre zu rächen. Die Schlacht beginnt unter den Mauern einer unbekannten Moesischen Stadt. Die Gothen formiren eine Schlachtordnung von drei Linien, die Fronte ihrer dritten Linie ist durch einen Morast gedeckt. Gleich im Anfang der Schlacht wurde der Sohn des Decius, ein junger Fürst von den schönsten Hofnungen und mit dem Purpur bekleidet, von einem Pfeil durchbohrt und fiel tod zu den Füßen seines betrübten Vaters. Aber Decius faßt Muth und spricht zu seinen Waffenbrüdern: „Der Verlust eines Soldaten kümmer-

mer-

mert die Republik wenig." Schrecklich war die Bataille, Schmerz, Wuth und Verzweiflung fochten; endlich wird die erste Linie der Gothen durchgebrochen; die zweite, welche zu Hülfe eilt, hat das nämliche Schicksal; nur die dritte Linie blieb in Ordnung, um den Uebergang über den Morast streitig zu machen. Decius hatte die Unvorsichtigkeit, ungeachtet des Morastes den Feind forciren zu wollen; plötzlich wendet sich das Glück, alles ist wider die Römer, ihre Armee wird in den Morast begraben und den Leichnam des Kaisers konnte man nicht wiederfinden. So starb Decius im fünfzigsten Lebensjahr, ein schöner Mann, ein vollkommener Kaiser, thätig im Kriege und leutselig im Schooße des Friedens.

Gallus wird im Jahr 251 Kaiser. Die Niederlage in Moesien schlug auf einige Zeit die Insolenz der Truppen nieder; sie nahmen willig die Decrete des Senats an, der vom Decius wieder in seine Rechte eingesetzt war. Aus gerechter Achtung gegen den Decius erhob man seinen Sohn Hostilian auf den Thron; aber die eigentliche kaiserliche Autorität hatte Gallus, der den jungen Fürsten leiten sollte. Man findet am Rheinufer einige Münzen von Hostilianus mit der Inschrift: Victoria germanica (deutscher Sieg). Die erste Sorge des Gallus war, die Illyrischen Provinzen von den Gothen zu befreien; er kapitulirt und verspricht einen jährlichen Tribut, worauf die Gothen abziehen. Dies hielt der Senat für schimpflich. Hostilian wird von der Pest hingeraft und Gallus des Todes schuldig erklärt.

Das fatale Geheimniß des Reichthums und der Schwäche des Reichs war der Welt geoffenbaret. Neue

Schwärme von Barbaren zogen in das schöne Illyrien und verbreiteten Schrecken bis ins Capitolium. Ein Gouverneur Panoniens und Moesiens übernahm die Vertheidigung des Staats. Aemilian sammelt seine Legionen, schlägt die Barbaren und jagt sie über die Donau. Das zum Tribut bestimmte Geld giebt er den Soldaten und diese riefen ihn als Kaiser aus. Gallus will dagegen kämpfen, aber er wird im Jahr 253 mit seinem Sohne Volusian ermordet.

Valerian war am Rheine und schützte unser Ufer vor den Einfällen der Barbaren. Er war ein Freund des unglücklichen Gallus und von ihm mit dem Ehrentitel Censor geschmückt. Er soll dem gedrängten Gallus Hülfstruppen aus Gallien und Deutschland zuführen. Valerian unternimmt es, und als er zu spät kam, will er wenigstens den Tod des Fürsten rächen. Er flößt den Truppen Aemilians, die in der Ebene von Spoleto kampiren, Respekt ein. Valerian war alt, weise, hoher Geburt, beliebt, empfieng von der Armee den Titel Imperator und vom Senate den Titel Augustus. Während seiner Abwesenheit vom Rheine benutzen die Franken diese Gelegenheit und fallen in die reichen Städte am Rheine und in Gallien; die Allemannen fallen unser Rheinufer von einer andern Seite an; die Gothen, die Perser und andere Stämme fielen das Reich im Orient an; alles ist den Einfällen der Barbaren unterworfen. Das Gefühl des Alters und der Schwäche läßt den Valerian einen Gehülfen wählen; er wählte unglücklicherweise seinen Sohn, Gallienus, einen entnervten Wollüstling. Drei Jahre regieren sie zusammen, und Gallienus acht Jahre allein. Valerian unternimmt es, den Orient zu ret-

ret-

retten. Glücklich ist er gegen die Gothen. Die Illyrischen Bauern und Generäle schützten ihre Länder gegen dieselben; aber die Gothen werden von den Bewohnern des Taurischen Chersonneß, welcher nach Mithriades den Römern unterworfen war, gerufen, und der Bosphorus öfnet ihren Eroberungen neue Wege. Sie rüsten eine Flotte aus und fallen die reichen Seestädte an; sie überfallen in der Nacht die Stadt Trebisonde, die Adrian mit einem künstlichen Hafen versehen hatte und in welcher die Schätze der ganzen Provinz gehäuft lagen; unermeßliche prächtige Beute erfüllt ihre ganze Flotte, die ganze Provinz von Pontus wird verwüstet. In einer zweiten Expedition liefen sie durch das mittelländische Meer nach Chalcedon und plünderten große Schätze; zwanzig Stunden weiter lag Nicomedien, die alte Hauptstadt von Bithynien, sie und ganz Bithynien ist ein Raub der Feinde. In einer dritten Expedition segelten sie mit 500 Segeln ins Egeische Meer; Athen wird erobert, der prächtige Tempel zu Ephesus, der sich siebenmal aus den Ruinen erhoben hatte, wird verbrannt, 127 Jonische marmorne Säulen, mit den prächtigsten Gemälden, wurden zerstöret. Ihre Flotte wird verbrannt, aber die Gothen ziehen zu Lande aus Griechenland nach dem Bosphorus. — Unglücklich zog Valerian gegen den persischen König Sapor, den er nahe an den Mauern Edessas findet; Sapor schlägt ihn und nimmt ihn gefangen. Man behauptet, Valerian sey in Eisen, mit dem königlichen Purpur angezogen, der Menge zum Spott gezeigt worden, und so oft der König zu Pferde stieg, soll er dem Valerian auf den Hals gestiegen seyn. Valerian unterlag dieser Schmach und starb; Sapor soll dessen Haut haben ausstopfen lassen, die viele Jahrhunderte in den

berühmtesten Tempeln Persiens hieng. Man hat Ursache, an dieser Anekdote sehr zu zweifeln; aber wahr ist, daß Valerian in ewiger Gefangenschaft blieb.

Kapitel XVIII.

Der kaiserliche Hof am Rhein und zu Trier. Gallienus, Salonin, Posthumus, Tetricus.

Die glänzendste Periode für das linke Rheinufer fängt von der Zeit an, als die occidentalischen Kaiser ihren Sitz hier aufschlagen. Freilich ist der Anfang stürmisch; aber nach und nach zeigen sich die römischen Waffen in ihrer vollen Kraft; die Nähe der Kaiser schreckt die Barbaren zurück; Ruhe und Majestät glänzt über blühende Länder; Ackerbau, Handel, Industrie, Künste und Wissenschaften kommen auf und berühmte Denkmäler des Alterthums zeugen noch von dem Sitz der Kaiser. Strasburg, Mainz, Trier und Köln genießen die Ehre, eine Kaiserstadt zu seyn. — Während der Abwesenheit Valerians erheben sich zwei mächtige Feinde gegen Rom am rechten Rheinufer, die Allemannen am Oberrhein und die Franken am Unterrhein. Beide fallen zu gleicher Zeit in die schönen und reichen Städte des linken Rheinufers. Valerian übergiebt seinem Sohne Gallienus das occidentalische Kaiserthum; der kaiserliche Hof des Gallienus wird zu Trier aufgeschlagen. Als dieser Fürst und sein junger Sohn Salonin am Hofe zu Trier die ganze Majestät des Thrones zeigen, sollen sich die römischen Waffen unter Posthumus ausgezeichnet haben. Die untreue Sprache der Panegyriker und die Medaillen reden von einer langen Reihe von Siegen; Titeln, Statuen und Trophéen

pheen zeugen von der Reputation des Posthumus, welcher oft der Sieger Germaniens und Befreier Galliens genannt wird. Aber eine einfache Thatsache stürzt diese Monumente um. Der Rhein war eine zu schwache Barriere gegen die Franken; ihre Verwüstungen erstrecken sich von diesem Fluß bis an die Pyrenäen. Sie überstiegen diese Berge, welche die Natur ihnen gesetzt zu haben schien. Nie war Spanien den Invasionen der Deutschen ausgesetzt gewesen; aber unter Gallienus wird es der Schauplatz der Verwüstung. Tarragonien, die blühendste Hauptstadt einer ruhigen Provinz wird fast ganz zerstört. Noch zur Zeit des Droses im 5ten Jahrhundert riefen elende Hütten, mitten unter den Ruinen einer großen Anzahl herrlicher Städte, die Wuth der Barbaren ins Gedächtniß. Als im Lande alles geplündert war, bemächtigten sie sich der spanischen Häfen und giengen nach Mauritanien, wo sie gleichsam aus dem Himmel gefallen zu seyn schienen. — Zu gleicher Zeit fielen die Allemannen in Gallien und Italien ein. Diese stolzen Krieger, anfänglich erschrocken über die unermeßlichen Zurüstungen Alexanders Severus, respektirten die Waffen seiner Nachfolger. Aber immer bereit, sich über die Gränzen des Reichs zu stürzen, vermehrten sie die allgemeine Unordnung, welche nach dem Tode des Decius Rom zerriß. Die reichen gallischen Provinzen fühlten ihre Wuth und dieses Volk hob zuerst den Schleier, welcher der ganzen Welt die Schwäche Italiens verbarg. Ein zahlloses Korps gieng über die Donau, rückte durch die Rhätischen Alpen in die Ebenen der Lombardei und pflanzte seine Fahne im Angesicht der Hauptstadt auf. Diese Gefahr und Beleidigung entflammten den Gemeingeist der Senatoren, da die Kaiser entfernt waren.

der

Der Senat sammelte die Prätorianer und Plebejer und stellte eine furchtbare Armee auf; hierdurch erschrocken giengen sie wieder über den Rhein in Germanien. Gallienus untersagte den Senatoren die Kriegsdienste, statt ihren Heroismus zu beleben, worüber sie sehr zufrieden wieder zu ihrem Luxus, zu ihren Komödien und Bädern eilten. Ein Schriftsteller redet von einem andern Einfall der Allemannen, der aber rühmlich für Gallienus gewesen seyn soll. Bei Mayland soll Gallienus mit 100,000 Römern 300,000 Allemannen geschlagen haben. Aber dieser erstaunenswürdige Sieg rührt sicher von der Leichtgläubigkeit der Historiker oder der Ruhmsucht des Gallienus her. Gallienus wandte ganz andere Waffen an, die Wuth der Germanier zu dämpfen. Er heirathete die Pipa, Tochter des Königs der Markomannen, deren Schönheit ihn fesselte; er gab dem Vater eine ansehnliche Besitzung in Pannonien. Aber das stolze Rom respektirte nicht die Heirath mit einer Barbarin und die Gemahlin des Gallienus mußte den schimpflichen Titel einer Concubine führen. — Fast auf gleiche listige Weise besiegte Gallienus die Franken, er kaufte den Frieden und die Sicherheit des Rheinufers von den Franken und da er sich nach diesem Vertrag den zügellosesten Ausschweifungen überließ und die Provinzen den schwachen Händen seines Sohnes Salonin übergab: so wurden die Gallier der Herrschaft dieses Kindes bald überdrüssig, brachten den jungen Salonin um und wählten Posthumus an dessen Stelle. Schon unter Valerian war dieser tapfere Mann Dux oder Statthalter von Gallien und im Jahr 265 wurde er eigener Gebieter am Rheine. Er jagte die Germanier gänzlich über den Rhein und legte zu mehrerer Sicherheit am rechten Rheinufer viele Festungen

gen an. Er trug davon den Titel Wiederhersteller Galliens; einige Münzen von ihm haben diese Inschrift und verewigen sein schönes Verdienst um das Rheinufer.

Posthumus wird in die Reihe der dreissig so genannten Tyrannen gesetzt. Als nämlich die Zügel des Reichs in so schwachen Händen waren, erhob sich eine Menge Usurpatoren gegen die Söhne Valerians, welche die Verfasser der Historia augusta mit den dreyßig Tyrannen Athens vergleichen. Eine Parallele, die lächerlich ist, denn jene dreißig Personen machten den atheniensischen Rath aus, welche die Stadt unterdrücken wollten, und diese waren nur Nebenbuhler. Ihre Zahl ist ohnehin nicht gleich oder man müßte Weiber und Kinder mitrechnen. Eigentlich waren nur neunzehn: Cyriades, Macrin, Balistes, Odenatus und Zenobia im Orient; in Gallien und den westlichen Provinzen waren Posthumus, Lollienus, Victorinus und seine Mutter Victoria, Marius und Tetricus; in Illyrien und an der Donau, Ingenuus, Regilia und Aureolus; in Thessalien: Pison; in Achaien Valens; in Aegypten Aemilianus; in Afrika Celsus. Das Leben und der Tod aller dieser Prätendenten ist in der Dunkelheit vergraben. Viele waren Muster schöner Regenten, durch Verdienste unter Valerian emporgestiegen. Ihre Geburt war dunkel, von Bauern geboren zeichneten sie sich durch Muth und Entschlossenheit aus; im Kriege entwickelten sie ihr Genie, und die kriegerische Laufbahn leitete sie zum glänzendsten Ruhm. Unter allen ist nur ein Senator: Tetricus; Pison allein ist von Adel und aus dem Blute des Numa. Nur die damalige Lage

der

der Dinge konnte sie zur Rebellion zwingen; die Generäle Valerians konnten nicht einem weichlichen Sohne dienen; der Thron der Welt hatte keine Treue, und Verrätherei war Patriotismus. Oft zwang sie Furcht und Ehrsucht zur Usurpation; sie fürchteten den Argwohn des Gallienus und die Launen der Armee legten ihnen den Purpur oder den Tod vor. Alle sterben eines unnatürlichen Todes. Domestiken oder Soldaten stürzten sie. Diese prekären Monarchen erhielten die Huldigung der Schmeichler, aber das Gesetz sanktionirte sie nicht. Italien, Rom und der Senat nehmen immer die Partei des Gallienus. Nur Odenat macht eine Ausnahme. Odenat, einer der ersten und reichsten Senatoren zu Palmyra, schickte dem Sapor, als er alles besiegte, Geschenke und Briefe. Sapor ließ die Geschenke in den Euphrat werfen und rief: „Wer ist dieser Odenat? Will er seine Strafe mildern, so komme er und werfe sich zu meinen Füssen und erscheine gebunden vor uns.“ Dies machte Odenat zum Helden, er sammelte eine Armee und wußte den Sapor zu besiegen. Gallienus erkennt die Tapferkeit des Odenats und der Senat giebt diesem Palmyrener den Titel Augustus und ihm folgt in der Regierung seine Wittwe Zenobia.

Köln ist der Schauplatz des Aufruhrs und des Mordens. Der Sohn des Gallienus, Salonin, wurde zu Köln von Posthumus getödtet, und Posthumus, der werth war diese Provinz zu regieren, wurde zu Köln von den Bewohnern des Unterrheins als Augustus gegrüßt. Lollienus oder Aelianus nahm zu Mainz den Purpur. Weil Posthumus den Truppen die Plünderung nicht erlaubt, wird er ermordet, nachdem er

sie-

sieben Jahre mit Ruhm regiert und die Rheinufer geschützt hatte. Victorinus, der edelste Fürst regiert eine kurze Zeit und wird zu Köln ein Opfer einiger eifersüchtiger Ehemänner. Seine Mutter Victoria regiert unter dem Namen des Marius und Tetricus und nach ihrem Tode Tetricus allein. Die ausschweifende Licenz der Truppen vermogte den Kaiser Tetricus nach einer kurzen löblichen Regierung, dem Kaiser Gallienus seine traurige Lage zu entdecken und sich ihm zu unterwerfen. Gallienus kam, und Tetricus gieng, als er seine Truppen auf einem beschwerlichen Terrain postirt hatte, mit seinen Freunden zu ihm über; seine zügellose Armee sieht sich verlassen. Bei Challon in Champagne kommt es zum blutigen Treffen, die Hülfstruppen aus Franken und Batavern werden über den Rhein gejagt; Tetricus erhielt seinen Pallast zu Rom.

Unter Valerian und Gallienus wird das Reich von Tyrannen, Soldaten und Barbaren gedrückt. Fürsten aus dem martialischen Illyrien retten es. In einem Zeitraum von dreißig Jahren triumphiren Claudius, Aurelian, Probus, Diocletian und seine Kollegen. Ein weibischer Tyrann macht endlich Helden Platz. Gallienus war verhaßt, die Armee an der Oberdonau übergiebt ihrem Chef Aureolus den Purpur; dieser geht über die Alpen und nimmt Mayland weg. Gallienus hierüber entrüstet, wird Soldat, schlägt den Aureolus, und nimmt Mayland weg; zu Köln wird Gallienus erstochen, und Claudius zum Kaiser ausgerufen. Aureolus wird zum Tode verurtheilt, Claudius, ein großer Fürst, wird Widerhersteller der Ruhe. Er schlägt die Gothen zurück, 15,000 bleiben auf der Stelle. Nach zwei Monaten einer glänzenden Regierung stirbt er zu

Sir-

Sirmium an dem Saufluß, und empfiehlt Aurelian als Nachfolger. Aurelian war Tribun der sechsten Gallischen Legion, die in Mainz in Besatzung lag, und hatte durch Besiegung der heranstürmenden Allemannen schon Ruhm erworben. Als Kaiser demüthigte er die Barbaren verschiedenemal, und stellte Sicherheit und Ruhe am Rheine her. Er zog hierauf gegen Zenobia, die Fürstin Palmyrens. In den ungebauten Wüsten Arabiens hat die Natur einige fruchtbare Gegenden hingestreut, die, wie Inseln im Meere schwimmen. Hier lag das berühmte Palmyra, welches von der Menge Palmen seinen Namen erhielt; ein temperirtes Klima, ein fruchtbarer Boden, rieselnde Quellen und Bäche, die Lage zwischen dem persischen Meerbusen und dem Mittelmeer machte sie blühend; die Parther und Römer erklärten sie für neutral; nur Trajan unterjochte sie. Aber 115 Jahre genoß sie Frieden, und in dieser schönen Zeit erhoben sich die Tempel, Hallen, Palläste, Säulen, deren Ruinen uns Volney beschrieben hat. Aurelian belagert Palmyra. Zenobia, die berühmte Königin Palmyrens, deren Genie die romanhaften Thaten der Semiramis übertraf, die schöner als Cleopatra war, und den erhabenen Longin um sich hatte, floh auf einem Dromedar, und ward eingehohlt. Aurelian erhielt zu Rom den Triumph: zwanzig Elephanten, vierzig königliche Tiger, über zwei hundert andere rare Thiere, sechzehn hundert Gladiatoren, Schätze, Waffen und Fahnen des Orients, die Gesandten Aethiopiens, Arabiens, Baktrianens, Indiens, Chinas, eine lange Reihe gefangener Gothen, Vandalen, Sarmaten, Franken, Gallier, Syrier und Aegypter gehen voran. Aller Augen waren auf den Rheinkaiser Tetricus und die Königin des

Ori=

Orients gerichtet; der erste mit seinem Sohne, mit der Würde des Augustus in Purpur; Zenobia in Ketten, aber mit Edelgesteinen behangen, ihr Sklave trug die goldenen Ketten, die um ihren Hals hiengen; sie gieng zu Fuß vor dem Wagen her, auf welchem sie als Siegerin in Rom einzufahren dachte. Der Triumphator saß auf einem Wagen von vier Hirschen gezogen, und von vier Elephanten begleitet. Die Vornehmsten des Senats, des Volks und der Armee schlossen den feierlichen Zug. Die Luft erschallte von dem Jubel der Menge. Gnädig war Aurelian gegen Tetricus und Zenobia. Er schenkte der Zenobia ein schönes Landgut an der Tiber; sie nahm römische Sitten an, und ihre Töchter heiratheten vornehme Senatoren. Tetricus und sein Sohn wurden ihrer Würde entsetzt; sie bauten sich einen schönen Pallast auf dem Berge Cölio, und ladeten, als er fertig war, ihren Sieger zum Abendessen ein. Aurelian sah da in einem Saale ein Gemählde, welches die Abentheuer seiner Nebenbuhler darstellte; sie waren gemahlt, als böten sie dem Kaiser eine Bürgerkrone mit dem Zepter über Gallien an. Aurelian ließ die größten Geschenke unter den Truppen vertheilen, und der größte Theil der Beute wurde in die Tempel gebracht. Der Sonnentempel allein empfieng mehr als 1500 Pfund Gold. Er marschirt wieder nach dem Orient, die stolzen Perser zu besiegen. Aber seine Grausamkeit fand ihr Grab; Aurelian war der Sohn eines Bauern und auch unter dem Purper behielt er das Herz eines Bauern und Soldaten; die süssen Empfindungen waren ihm fremde; die vornehmsten Familien stürzte er in Trauer. Zwischen Byzanz und Heraclea stirbt er unter der Hand des General Mucapor.

Ka=

Kapitel XIX.

Tacitus, Probus, Diocletian.

Tacitus, ein Senator, von 65 Jahren wird nach einem Interregno von acht Monaten Kaiser. Die Alanen, ein scytisches Volk, hatten mit Aurelian eine Allianz geschlossen, um mit ihm gegen die Perser zu ziehen. Als sie kamen, war der Kaiser todt; sie sahen dies als Treulosigkeit an, und zündeten die blühendsten Städte und Dörfer in Klein Asien an. Tacitus bewilligte ihnen, was Aurelian ihnen versprochen hatte, und so giengen sie wieder in ihre Wüste zurück. Tacitus starb nach einer Regierung von acht Monaten in Cappadocien; Klima, Alter und Verdruß war Ursache seines Todes. Sein Bruder Florian nimmt der Purpur, ohne die Einwilligung des Senats abzuwarten. Probus rächt die Autorität des Senats. Florian und seine kaiserlichen Kinder müssen in den dürftigsten Privatstand herabsteigen. Probus hatte von der Pike an gedient und war von der untersten Stufe unter Valerian und seinen Nachfolgern als General gestiegen. Während des Todes Aurelians und des Interregnums hatten die Allemannen und Franken ihre Einfälle mit erneuertem Muthe wiederhohlt, sich größentheils des oberen und niedern Germaniens bemächtigt, und siebenzig blühende Städte eingenommen. Probus eilte an den Rhein, tödtete 400,000 Feinde, nahm siebenzig der genommenen Städte wieder weg, jagte die Franken in ihre Moräste zurück, überwand die Burgundier, einen Stamm der Vandalen, welche die Gegend von der Oder bis an die Seine verwüsteten; jagte die Lygier, Völker in Polen und Schlesien, die nach Tacitus Bericht alles

schwarz

schwarz bemahlten, aus Gallien. Zwar akkordirte ihnen Probus einen ehrenvollen Abzug, aber durch Krankheiten und Märsche geht die Nation zu Grunde, ihr Name verschwindet aus der Geschichte. Seit der Expedition des Maximins hatten die römischen Generäle blos defensive gegen die Germanier gehandelt; aber Probus gieng über den Rhein, und seine unüberwindlichen Fahnen glänzten an den Ufern der Elbe und des Neckars. Neun ihrer vornehmsten Fürsten warfen sich vor ihm nieder; Probus fordert die Gefangenen und den Raub aus den Provinzen zurück, und sie müssen neuen Tribut an Korn, Heerden und Pferden versprechen. Probus zog eine Mauer vom Rhein durch Schwaben (welches seit Augustus wüste lag, und von einer gallischen Kolonie war angebauet worden) bis an die Donau; die Eroberung von China und Britannien hat gelehret, wie wenig eine solche weite Fortifikation zu vertheidigen möglich ist, wenige Jahre nachher durchbrachen die Allemannen diese Mauer. Unter den Friedensbedingungen, welche Probus machte, war, daß die Barbaren sechzehn tausend ihrer schönsten jungen Leute an die gallische Armee abgeben mußten. Probus vertheilte sie zu fünfzig Mann unter die Nationaltruppen. In den erschöpften Provinzen setzte er neue Kolonien von Gefangenen und Flüchtlingen. Ein großer Theil Vandalen wurde nach Britannien geschickt, und ein großer Theil Franken und Gepiden an die Ufer des Rheins. Viele von den Franken versetzte er nach Thracien um die Ufer des schwarzen Meeres. So dachte Probus die mächtigen Franken auf immer wehrlos zu machen, und sie gegen andere Feinde, gegen die Alanen zu seiner Vertheidung zu gebrauchen. Allein der dortige Himmel und Boden gefiel ihnen nicht, die Franken ergriffen

die

die Waffen, und unternahmen in der Verzweiflung ein Wagestück, welches Europa noch in Staunen setzt. Sie brachten Fahrzeuge zusammen, schiften durch die Meerenge und den Hellespont, stiegen an den Küsten Griechenlands und Afrikas verschiedenemale ans Land, zerstörten und plünderten dort die reichsten Städte. Sie kamen nach Sicilien, eroberten das berühmte Syracus, an welchem ehemals die ganze Macht der Athenienser scheiterte. Von Sicilien fuhren die Franken bis an die Herculessäulen, schiften Spanien und Gallien vorbei durch den brittischen Kanal, und stiegen an den Küsten Frieslands und Bataviens aus. Ihr Beispiel entflammte ihre Mitbürger, die den Weg zu den Reichthümern der Welt fanden.

Auf einmal weht die Fahne des Aufruhrs an allen Enden des Reichs vor den Augen des Probus. Saturnin schwingt sie in dem Orient, und kaum ist dieser Aufruhr gestillt, so rebellirt das ganze Rheinufer und Gallien unter Proculus und Bonosus, der erstere ist berühmt durch seine Galanterie *), und der letztere durch seinen Trunk. Probus besiegt sie Beide. Deswegen wurde ihm, wie dem Aurelian der glänzendste Triumph bewilligt. Er führte eine strenge Disciplin ein, und beschäftigte seine Soldaten am Rhein und in Gallien und Aegypten mit Ausgraben der Kanäle, Pflanzung der Bäume, Weinberge und Aufführung der Gebäude; sie mußten Sümpfe austrocknen, und in der größten Sonnenhitze arbeiten. Darüber erzürnt, ersta- ihn die Soldaten im Jahr 282.

Ca-

*) Vopiscus in hist. aug. p. 246 spricht abscheulich von ihm. Sieben hundert sarmatische Jungfern machte Proculus gefangen, und sagte: Ex his una nocte decem inivi; omnes tamen, quod in me erat, mulieres intra dies quindecim reddidi.

Carus, ein Oberster der Garde, wird als Kaiser ausgerufen, er bestrafte die Mörder des Probus, ob er gleich selbst Theil am Morde hatte. Er war sechzig Jahr alt, und nahm seine Söhne Carinus und Numerianus zu Mitregenten an. Dem Senate zeigte er seine Erhebung in einem kalten Briefe an, und wartet nicht auf dessen Sanction, daher schließt Julian ihn und seine von Söhne von der Reihe der Kaiser aus. Seine Söhne Carinus und Numerianus herrschen im Occident zu Trier, Köln und Mainz, stillen verschiedenemale den Aufruhr, und schlagen die Deutschen zurück. Ihr Vater herrscht in Orient, schlägt die Sarmaten, nimmt Persien, Mesopotamien, Seleucien und Ctesiphon ein; aber sein Tod zerstreute alle Fantome des Glanzes, er stirbt, entweder an einer Krankheit, oder vom Blitz oder vom angelegten Feuer in seinem Zelte. Seine beiden Söhne folgen ihm. Carinus bleibt im Occident zu Trier, ist dem Luxus und der Weichlichkeit ergeben, und feiert nur Schauspiele. Sein Bruder herrscht im Occident, und wird in Chalcedonien todt gefunden, vielleicht an einer natürlichen Krankheit, vielleicht ermordet von der Armee.

Diocletian wird von der Armee zum Kaiser ausgerufen; er bezeugt seine Unschuld, und klagt den Aper als Mörder des Numerians an, er stößt ihm den Degen in die Brust.

Kapitel XX.

Maximian, Carausius, Constantius Chlorus.

Die Regierung Diocletians und seiner Mitregenten ist voll Merkwürdigkeiten für unser Rheinufer.

Die

Die wichtigsten Begebenheiten ereignen sich hier; nach Trier kömmt der ordentliche Sitz der occidentalischen Kaiser, und prächtig glänzet die Majestät der Kaiser in dieser ganzen Gegend. Der erste Akt der Regierung Diocletians war die Erhebung des Maximians zum Mitregenten, der im Occident, zu Trier, seinen kaiserlichen Hof hatte. Maximian war ohne Erziehung, kannte blos den Krieg; er befreite Gallien von den Bauern, welche unter dem Namen Bagaudes *) die Provinz zerstörten. Das Feudalsystem ist eigentlich Celtisch. Als Cäsar Gallien unterjochte, waren schon die Klassen: Geistlichkeit, Adel und Volk. Die Unruhen von der Regierung Gallienus bis an die Regierung Diocletians kamen von den unterdrückten Bauern. Ueberall erhoben sie sich, alles wurde Soldat, die Dörfer waren verlassen, die Städte offen. Die Bauern forderten ihre natürlichen Rechte mit der wildesten Grausamkeit. Der Adel floh in die Festungen, und die Bauern regierten; aber ihre Macht hatte ein Ende bei Annäherung der römischen Legionen. Der Sieg war leicht, und die Strafe grausam. Der Lobredner Eumenius sagt bei Gelegenheit der vielen zerstörten schönen Städte: „Die Stadt, die berühmte Stadt der Clever, berühmt wegen ihres Brudernamens ist nun auf das schrecklichste verwüstet, vergebens rief sie die Römer um Hülfe an.“ Die Gegenwart Maximians schreckte keineswegs die Burgunder und Allemannen ab, über den Fluß zu gehen; sie kamen in ungeheuern Schwärmen über den Rhein. Mehr die Klugheit, als der Muth Maximians besiegte sie; er wußte dieser zahllosen Armee

mee

*) Bagaudes heißt so viel, als Rebellen, ist ein Celtisches Wort von Bagad, welches eine stürmische Versammlung andeutet.

mee die Lebensmittel abzuschneiden; erst durch Hungersnoth und nachher durch die Pest aufgerieben, bitten sie um Frieden. Maximian geht im Jahr 286 über den Rhein, und zwang selbst die Franken, Frieden zu bitten.

Um diese Zeit machte Carausius, ein menapischer Bürger von geringer Herkunft, aber hohem Muthe sich berühmt. Er that viel zum Vortheil Maximians, aber dieser schöpft Verdacht auf den unternehmenden Geist des Menapiers, und befiehlt ihn zu morden. Carausius flieht nach Britannien, welches ihm leicht war. Denn seit der glücklichen Kühnheit der Franken unter Probus hatten die Niederlande leichte Fahrzeuge, und verwüsteten die Küsten. Der Kaiser mußte, um sie im Zaume zu halten, eine Flotte ausrüsten, und gab dem Carausius das Kommando darüber. Diese Gelegenheit benutzt der Menapier, geht mit der Flotte nach Britannien, gewinnt die Legionen und die Insel, und legt sich den kaiserlichen Purpur an. Er macht ein Bündniß mit den Franken, beherrscht den Ocean, die Mündungen der Seine, der Maaß und anderer Flüsse, und verwüstet die Küsten bis an die Herkulessäulen. Der Kaiser, seiner Flotte beraubt, konnte ihm nicht beikommen. Nach langen Mühen bringt Maximian eine Flotte zusammen; aber Carausius ist den römischen Soldaten auf dem Meere gewachsen. Maximian und Diocletian sind gezwungen, Frieden zu machen, und dem Carausius den Purpur zu lassen. — In diesem ersten Kriege gegen Carausius soll sich die Begebenheit mit der thebäischen Legion zugetragen haben. Diocletianus, so erzählen die Legenden, schickte die thebäische Legion unter Anführung des Mauritius nach Gallien, um von Maximian gegen Carausius gebraucht zu werden.

Maximian sah, daß diese Legion aus lauter Christen bestund, und suchte sie zu vertilgen; zuerst nimmt er den zehnten Mann heraus, hernach erschöpft er sie in verschiedenen Schlachten, schickt einige Cohorten an den Niederrhein, verfolgt sie, und läßt die Cohorten unter Cassius und Florentius zu Bonn, die unter Gereon zu Köln, und die unter Victor zu Santen morden. Helena, Mutter des Kaisers Constantins, soll die Leichname haben aufheben, und an den Orten des Kampfs, gleichsam als Tropheen, drei Basiliken mit kaiserlicher Pracht haben aufführen lassen, nämlich zu Bonn, Köln und Santen, wo große Steine noch das Andenken dieser Märtirer verewigen.

Diocletian und Maximian nehmen wieder ihre Mitregenten an, und theilen das Reich in vier Theile. Constantinus Chlorus bekömmt Spanien, Gallien und Britannien; Galerius die Ufer der Donau; Maximian Italien und Afrika und Diocletian Aegypten und Asien. Alle regieren als Souveräne, aber sie stunden sich einander bei; Alle verdankten dem Diocletian ihre Erhebung. Constantinus Chlorus hat seinen kaiserlichen Hof zu Trier. Am Rheine verdrängen ihn die Germanier, und verfolgen ihn bis Langres; hier setzt sich Chlorus und schlägt die Germanier im Jahr 301 so sehr, daß ihrer 60,000 auf dem Schlachtfelde blieben. Hierauf unternimmt Chlorus den Krieg gegen Carausius, nimmt ihm unvermuthet alle seine Schiffe zu Boulogne und alle Hülfe an den Küsten. Hierüber erschrocken, verrathen ihn seine eigene Freunde; Carausius wird ermordet durch den Allectus seinen ersten Minister. Aber der Meuchelmörder hatte nicht Talent genug, seine Würde zu behaup-

haupten. Mit Schrecken sieht er die entgegengesetzten Ufer des Continents mit Waffen, Truppen und Schiffen bedeckt. Endlich greift Chlorus Britannien an, durch Hülfe eines Nebels segelte er der Flotte des Allectus vorbei, und landete am westlichen Ufer. Der Usurpator erwartet in der Gegend von London den Angrif. Der Streit war bald durch den Tod des Allectus entschieden; Britannien ist wieder eine römische Provinz.

Vom Nil bis zum Atlas war alles unter den Waffen. Diocletian siegt, wohin er kömmt; ihm und dem Maximian wird der Triumph bewilligt. Maximian nimmt seinen Sitz zu Mayland; Chlorus residirt zu Trier; ein Circus, ein Pallast, ein Theater, ein Münzhof, Bäder, Hallen, Statuen und Wasserleitungen zierten diese Hauptstädte. Diocletian schlägt seinen Sitz zu Nicomedien, auf den romantischen Gefilden Bythiniens, auf. Neue Garden werden errichtet; der Magistrat wird verändert; Consuln, Proconsuln, Censorn und Tribunen werden abgeschaft; das Wort Imperator bedeutet, statt General, Alleinherrscher. Das Wort Dominus und Dux wird eingeführt. Die Feldherrn, welche über die Sicherheit der Gränzen wachten, wurden Duces genannt, sie waren über die Tribunen, verwalteten ihr Amt lebenslang, und besassen, so wie ihre Soldaten, die Ländereien, welche zunächst an die Barbaren gränzten, als freie erbliche Lehen, unter dem Namen Beneficia. Diocletian nahm das Diadem, und führte persische Sitten ein. Das Diadem war ein breites Band mit Perlen besetzt, welches den Kopf des Kaisers umgab. Er erhöhete die Abgaben, und stieg im ein und zwanzigsten Jahre seiner Regierung von seinem Thron. In einer großen Ebene, drei Meilen

von Nicomedien, an den Küsten Bithyniens in klein Asien, gieng diese wichtige Ceremonie vor. Er gieng darauf nach Salonichi *) seiner Vaterstadt, brachte seine Zeit mit Wissenschaften, mit Pflegung und Bebauung des Gartens zu. Misvergnügen über seine Gemahlin und seine Kinder beugte ihn ins Grab. Maximian resignirte ebenfalls zu Mayland auf seine Würde. Mächtige Rivalen kämpfen um die Herrschaft; Constantin bleibt Sieger.

Kapitel XXI.

Constantin der Große. Die Sarmaten.

Das Theilungssystem Diocletians brachte nach seiner Abdankung acht Jahre lang Unruhen; fünf bürgerliche Kriege zerrissen das Reich; nach der neuen Konstitution mußte Constantius Chlorus und Galerius folgen, sie nahmen auch den Purpur und den Titel Augustus. Chlorus, der älteste, erhielt den Vorsitz und die Departemente Galliens, Spaniens und Britanniens. Er herrschte mit Mässigung, Sanftmuth und einfacher Sittsamkeit. Unsere Rheinbewohner liebten

den

*) Salonichi war die Hauptstadt Dalmatiens, 200 römische Meilen von Aquileja und 270 von Sirmium, der Residenz Illyriens. Jetzt trägt ein elendes Dorf seinen Namen; bis ins sechzehnte Jahrhundert zeugten noch Ruinen von Marmorsäulen und einem Theater von seinen ehemaligen Glanz. Sechs oder sieben Meilen von der Stadt baute Diocletian einen Pallast auf einen Boden, wo Fruchtbarkeit, reine Luft und herrliche Aussicht alles verschönerte. Der Pallast war viereckigt mit sechzehn Thoren, 560 Fuß hoch. Die Stuben hatten weder Fenster noch Kamine, das Licht kam von oben, und Röhre brachten frische Luft hinein. Zahllose Inseln sah man schwimmen auf dem Meer.

den liebenswürdigen Regenten, als den verdienstvollesten; sie zitterten nur vor der schwachen Gesundheit des Kaisers und seinen noch jungen Kindern, die er mit einer zweiten Gemahlin, einer Tochter Maximians gezeugt hatte. Sein Mitregent im Orient, Galerius, machte einen auffallenden Kontrast, seine Reputation in den Waffen, sein Glück im persischen Kriege hatten ihn stolz gemacht, und seine ehrsüchtigen Plane blickten deutlich bei der Ernennung der Cäsars hervor. Als Constantius Chlorus und Galerius zum Range der Augusten erhoben waren, forderte die Constitution zwei neue Cäsaren. Constanz und Galerius hatten schon Kinder, und diese mußten natürlich mit dem Purpur bekleidet werden. Allein der sanfte Chlorus wollte sein Recht nicht durch die Waffen geltend machen. Galerius wählte zwei Cäsaren, die seinem Ehrgeiz entsprachen. Der eine war der Sohn seiner Schwester, Daza, oder wie man ihn hernach nannte, Maximinus, und bekam Aegypten und Syrien. In dem Augenblik geht Severus nach Mayland, wo der sterbende Maximian ihm die Würde des Cäsars, und den Besitz Afrikas und Italiens überläßt. Indessen vereiteln innerhalb achtzehn Monaten zwei Revolutionen die ehrsüchtigen Plane des Galerius. Der junge Constantin wird zum Cäsar erhoben, und die glückliche Revolte des Maxentius entriß dem Galerius Italien und Afrika.

Im Jahr 306, im July, starb Constantius Chlorus im Pallast zu York; die Expedition in die britannische Insel und ein kleiner Sieg über die Barbaren Caledoniens war die letzte That seiner schönen Regierung. Die Kern der Truppen und ein zahlreiches Korps Allemannen, unter ihrem Chef Crocus, war dem Constanz

in

in Britannien gefolgt. Die Anhänger Constantins streuen die größten Lobsprüche aus, um den Soldaten eine hohe Idee von ihm beizubringen. Der ränkevolle Constantin zeigt sich den Soldaten nicht eher, bis sie gestimmt sind, ihn als Augustus auszurufen. Der Thron war sein Wunsch und der einzige Zufluchtsort gegen die Nachstellungen des Galerius. Aber er schlägt anfangs die Würde aus, um nicht als Usurpator angesehen zu werden, und nimmt sie nicht eher an, bis er an die orientalischen Fürsten geschrieben, den Tod seines Vaters bekannt gemacht und die Zudringlichkeit der Soldaten geschildert hatte. Galerius, der anfänglich wüthete, und die Deputirte mit dem Briefe verbrennen wollte, fürchtete die Macht Constantins, er ertheilte ihm den Namen Cäsar und die Provinzen jenseit der Alpen. Severus behielt den Posten des Augustus, und Constantin wartete geduldig die Gelegenheit ab, sich zu dieser Würde zu erheben. Sterbend hatte der alte Constanz dem ältesten Sohne Constantin das Reich, aber auch die heilige Sorge aufgetragen, für die sechs jüngeren Geschwister von der zweiten Gemahlin zu wachen.

Rom ist misvergnügt über Galerius, welcher den Bürgern der Hauptstadt Abgaben auflegt, wovon sie 500 Jahre frei gewesen war. Ohnehin war Rom beleidigt, daß Mayland und Nicomedien zu Hauptstädten erwählt waren. Maxenz, der Sohn des Kaisers Maximians, hatte die Tochter des Galerius zur Gemahlin; man machte ihm begreiflich, itzt sey es Zeit, seine Rechte als Cäsar geltend zu machen. Mit ihm sind die prätorianischen Garden, sie ermorden ihren Obristen, und rufen Maxenz als Kaiser aus. Severus eilt nach

Rom,

Rom, aber er findet die Thore der Stadt verschlossen, und die Mauren mit Vertheidigern besetzt; der unglückliche Severus eilt nach Ravenna, aber durch Vorspiegelung des Maximians kapitulirt er; er wird zum Tode verurtheilt, und die Execution ihm selbst überlassen; er öfnet sich die Adern, und stirbt 307 im Februar. Maximian giebt seine Tochter Fausta dem Constantin, und mit ihr zugleich den Titel Augustus im May des Jahrs 307. Zu Arles wird die Heirath mit aller Pracht vollzogen. Galerius fällt in Italien ein, um den Tod des Severus zu rächen, und die Römer zu strafen; aber seine Truppen werden mit Geld bestochen, er muß abziehen. Licinius wird zum Range des Augustus erhoben, und erhält die illyrischen Provinzen. Maximin, hierüber eifersüchtig, fordert ebenfalls diese Würde, und Galerius gab sie ihm. Das römische Reich sieht sich itzt im Jahr 308 zum ersten und letztenmale von sechs Kaisern beherrscht. Im Occident stellen sich Constantin und Maxenz, als respektirten sie ihren Vater; im Orient hatte Licinius und Maximin alle Achtung für ihren Wohlthäter Galerius. Ruhe bleibt eine Zeitlang bis zum Tode der ältesten Souveräne.

Maximian stirbt eines unglücklichen Todes. Sein Sohn Maxenz konnte den Stolz des Vaters nicht ertragen, die Truppen sind mit ihm. Maximian retirirt nach Illyrien, aber Galerius zwingt ihn, diese Gegend zu verlassen, Der Hof Constantins zu Trier war seine letzte Zuflucht. Der ränkevolle Constantin heuchelte alle Achtung für seinen Schwiegervater, und die Kaiserin Fausta empfieng ihn mit aller Zärtlichkeit einer Tochter. Hier hätte er seine Tage in Ruhe zubringen können; aber wollte herrschen. Constantin war an den

Ufern

Ufern des Rheins, um einen Einfall der Franken zurückzuschlagen. Das Gerücht wird verbreitet, Constantin sey geblieben. Maximian, der dieses falsche Gerücht verbreitet hatte, bemächtigt sich des Schatzes zu Arles und des Throns. Constantin eilt vom Rheine an die Seine, erscheint mit unbegreiflicher Geschwindigkeit und einer überlegenen Macht zu Arles. Maximian flieht nach Marseille. Constantin folgt, die Soldaten übergeben ihm die Stadt und den alten Maximian. Er wird zum Tode verurtheilt und die Execution ihm selbst überlassen; er öfnet sich die Adern, und stirbt im Februar des Jahrs 310. Galerius hatte den Plan zu einer Universalmonarchie aufgegeben, und lebte auf den bithynischen romantischen Küsten zu Nicomedien ruhig, er ließ Kanäle in Pannonien ableiten, und krönte seines Lebens Abend mit Urbarmachung der Länder. Er starb an einer langen und grausamen Krankheit, welche die Christen als gerechte Strafe des Himmels ausgeben; sein Leib war mit Beulen bedeckt, in welchen zahllose Insekten lebten. Im Pallast zu Nicomedien endigte er seine harte Laufbahn. Maximin und Licinius sammeln ihre Truppen und theilten seine Staaten. Licinius bekam die europäischen, Maximin die asiatischen Provinzen. Der Hellespont und der thracische Bosphorus machen die Gränzen; die Ufer der Flüsse werden mit Soldaten besetzt.

Constantin regierte zu Trier vom Jahr 306 bis 312. Es ist angenehm, unter den vielen Lastern dieses Fürsten, am Rheine einige seiner Tugenden zu sehen. Zwar ist seine Regierung auch am Rheine nicht ohne Flecken, aber die Tage, die er hier verlebte, sind die unschuldigsten und tugendhaftesten. Er besuchte im

sechs-

sechsten Jahr seiner Regierung die gallischen Provinzen, sah das Elend der Stadt Autun, wo das Land ohne Kultur lag und eine Menge Menschen im Elend lebte; Constantin linderte das Elend, erließ die Abgaben und schenkte Summen zur Aufhelfung. Seine Gegenwart schützte die Provinzen gegen barbarische Einfälle. Er schlug verschiedenemale die Allemannen und Franken, nahm zuletzt ihre Heerführer Askarich und Ragays gefangen; aber er hatte die schändliche Grausamkeit, sie mit mehreren tausend andern im Amphitheater zu Trier von wilden Thieren zerreißen zu lassen. Sie, diese Unglücklichen, beschämten durch ihren Muth, selbst unter den Klauen der Bestien die Unmenschlichkeit der Tyrannen. Zum Andenken dieses Sieges setzte Constantin die berühmten fränkischen Spiele ein, die noch lange hernach vom 14ten bis zum 20ten July gefeiert wurden. Er besserte die Festungen am Rheine aus, unterhielt eine Flotte auf dem Rheine und schreckte durch mächtige Zurüstungen die Barbaren von allen Unternehmungen auf das linke Rheinufer ab. Um seine noch wankende Macht zu befestigen, schmeichelte er den Unterthanen seines Reichs, die fast alle Christen müßen gewesen seyn, durch Annahme des Christenthums und täuscht sie gar durch eine wunderbare Erscheinung eines Kreuzes, die ihm den Sieg versprach, wenn er unter dem Zeichen des Kreuzes fechte. Im Jahr 310 wagten viele germanische Nationen einen Angriff auf das linke Rheinufer; aber Konstantin täuschte sie durch eine Kriegslist und schlug sie. Im Jahr 313 giengen die Franken aufs neue über den Rhein; aber auch diesmal erlitten sie eine schreckliche Niederlage; Konstantin entehrte seinen Sieg durch Grausamkeit, er ließ wieder die Gefangenen im Amphitheater zu Trier unmenschlich ermorden.

Vie=

Viele Denkmäler verewigen das Andenken des Aufenthalts Constantins. Zahllose Münzen werden an allen Orten mit seiner Inschrift ausgegraben. Cleve soll schon unter seinem Vater Constans wieder erbauet und die Moenianische Schule von ihm wieder hergestellt seyn. Eumenius war nach seinem eigenen Bericht Vorsteher dieser Schule, mit einem Gehalt von 6000 Thaler. Die bekanntesten Denkmäler von Constantin am Rheine sind die zwei prächtigen Brücken, welche er über den Fluß schlagen ließ; die eine zu Köln, wovon noch die Ruinen bei niedrigem Wasser sichtbar sind, die andere da, wo sich der Rhein in zwei Arme theilt. Constantinus hatte die Franken und Allemannen seine Ueberlegenheit genug fühlen lassen und nun suchte er sie zu seinen Absichten zu benutzen. Julian macht ihm den Vorwurf, er habe zuerst die Barbaren erhöhet und zu den wichtigsten Kriegs- und Staatsämtern erhoben. Er hatte wirklich eine Menge Franken und Allemannier um sich. Der allemannische König Eurob machte ihm am meisten Muth zu seinen Unternehmungen gegen Maxentius, und der Franke Bonnitus war einer seiner besten Generäle, die ihm die grösten Dienste bei den bürgerlichen Kriegen leisteten.

Der Karakter Constantins verliert fast alle edle Züge, so bald er sich vom Rheine entfernt. Wäre er an den Ufern gestorben: so müßte ihn die Geschichte in die Reihe der größten Regenten setzen. Augustus, der Tyrann der Republik wird zuletzt der Vater des Vaterlandes; Constantin, der Held und das Idol des Volks, wird ein despotischer, grausamer Monarch. Im Jahr 312 insultirt Maxenz den Constantin und fordert die occidentalischen Provinzen. Constantin führt seine

seine gallischen Legionen über den Berg Cenis in die Ebenen Italiens, in drei schrecklichen Bataillen zu Turin, Verona und Rom schlägt er den Maxenz, der in der Tiber ertrank. Die Söhne Maxenz und alle Anhänger desselben läßt Constantin ermorden, aber als das Volk mehrere Opfer fordert, so weist er es ab und verkündigt eine allgemeine Amnestie. Spiele, Feste, Triumphbogen empfangen ihn zu Rom. Mit Licinius macht er eine Allianz und giebt ihm seine Schwester Constantia zur Gemahlin. Mitten in der öffentlichen Freude hört er die Nachricht von einem Einfall der Franken, er eilt an den Rhein und Licinius eilt an die Ufer des Thracischen Bosphorus, wo Maximin, der Souverän Asiens, mit einer Armee von 60,000 Mann Italien bedrohete. Licinius schlug ihn, Maximin starb zu Tarsus und der Orient erkennt den Licinius als seinen Erretter. Grausam handelt der Sieger, die zwei Söhne des Licinius, einen von acht, den andern von sieben Jahren, Condidianus, einen natürlichen Sohn des Galerius, Freund und Wohlthäter des Licinius, die Gemahlin Maximins und die Tochter Diocletians, die Kaiserin Valeria läßt er hinrichten.

Constantin und Licinius herrschten nun allein und Rivalität entzweite sie. Nach zwei Bürgerkriegen und vielen schrecklichen Bataillen bleibt Constantin Sieger und Alleinherrscher. Licinius wird ermordet. Crispus, ein Sohn Constantins von seiner ersten Gemahlin Minervina, ist Beherrscher oder Cäsar am Rhein, schlägt die Barbaren verschiedenemale zurück; viele Münzen mit seinem Namen verewigen seine Regierung am Rheine. Crispus war einer der größten Feldherren. Lactanz, der beredteste Lehrer unter den Christen hatte

ihn

ihn unterrichtet, die Regierung Galliens, die ihm im siebenzehnten Jahr anvertraut war, gab ihm früh Gelegenheit seine militärischen Talente zu entwickeln; in dem Kriege mit Licinius hatte Crispus mit der Flotte im Hellespont seinem Vater die wichtigsten Dienste gethan. Das Volk verehrte den Crispus als einen Liebling des Himmels. Statt sich darüber zu freuen, erwacht die Eifersucht des Constantinus; er erhebt den Bruder, der noch ein Kind war, zum Cäsar und läßt den Crispus, ungeachtet der Thränen und Bitten seiner Mutter, hinrichten, mit ihm wird Licinius Cäsar und seine Mutter, die Gemahlin Fausta und die Mutter Constantins, Helena, ermordet.

Mit der Gründung der neuen Hauptstadt Constantinopel verband Constantin auch eine neue militärische und bürgerliche Verfassung. Die Politik Diocletians wird befolgt. Das jährliche Consulat wurde ein Geschenk des Kaisers; die Minister und Günstlinge des Kaisers erhielten den Namen Patricier; die Prätorianer wurden abgeschaft; die Präfekten erhielten die Verwaltung der Justitz und Finanzen; das Reich wurde in 116 Departemente getheilt, 3 wurden durch Proconsuln, 37 durch Consularen, 5 durch Correctoren und 71 durch Präsidenten regiert. Die Gouverneurs waren mit dem Schwerdt der Gerechtigkeit bewafnet, um Friede und Ordnung zu erhalten; aber sie konnten nicht zur Todesstrafe oder zu Exil bestimmen, dies war dem Präfekt vorbehalten. Die Sicherheit der Personen und des Eigenthums sollte so gesichert werden. Die Eingebornen einer Provinz konnten nicht zur Verwaltung derselben gebraucht werden, damit ihre Redlichkeit nicht bestochen würde. Die Verwalter wurden

aus Rechtsgelehrten genommen. Die Legionen werden reducirt; die fremden Hülfsvölker gelangen zu den ersten Stellen; bei 10,000 Hofspionen mußten alles berichten, was im weiten Gebiete vorgieng und brachten die Unschuldigsten in Verdacht; die Auflagen wurden unter allerlei Namen erhöht. Die grausame Gewohnheit, neugeborne Kinder auszusetzen oder sterben zu lassen, wozu oft die schweren Abgaben zwangen, wurden abgeschaft. Der Weiber- und Mädchenraub, welcher gebräuchlich war, wird abgeschafft; wer ihn begeht, muß sterben. Die Tortur wird eingeführt. Das Loos der Sklaven wurde gemildert.

Die letzten 14 Jahre Constantins wurden durch Rebellionen getrübt und fast hätte der alte Kaiser seinen ganzen Ruhm verloren. Die Sarmaten, ein wildes, barbarisches Volk auf den Ebenen zwischen der Donau und der Wolga, führten das Leben der Vagabunden; ihre wandelnden Städte waren Karren, mit Zelten bedeckt und von Ochsen gezogen; ihre vergifteten Pfeile, Wurfspieße und Köcher, ihr langer Bart, ihre flatternden Haare, ihr furchtbarer Anzug flößte Schrecken ein. Der zärtliche Ovid, der an die Ufer des schwarzen Meeres verwiesen war, beschreibt die Sitten der Geten und Sarmaten. Schon unter Augustus hatten sie die Dacier auf die Höhe gedrängt, wo die Vandalen, von den Gothen gedrängt, sie aufnahmen und einen König wählten. Die Gothen wollten ihr Gebiet vom Pontus Euxinus bis an die Gränzen Germaniens ausdehnen. Die Sarmaten flehten die Römer um Schutz. Constantin erklärt sich für sie, aber der Gothen König Alaric schlug den Constantin. Eine

zweite

zweite Bataille stellt den Ruhm der römischen Waffen wieder her; die Gothen flohen; Constantin macht eine Allianz mit den Bewohnern der Crim, verfolgt die Gothen bis in ihre Wälder, 100,000 kommen um und Alaric machte Frieden, gab seinen ältesten Sohn als Geißel. Die Bewohner des Chersones belohnte Constantin mit Ehrenbezeugungen, Statuen, Freiheit von Zoll und Abgaben und glaubte die Sarmaten hinreichend belohnt durch die Befreiung von der Gefahr. Die Sarmaten hierüber aufgebracht fallen im Bunde mit Gerberic, dem König der Gothen und Wisumar, dem König der Vandalen, die Römer an; aber eine entscheidende Bataille erndtete die Blüthe der Sarmatischen Jugend weg. Die übrigen Sarmaten zogen das Exil der Sklaverei vor, flohen hinter die Sarmatischen Gebürge zu den Quadern und wurden aufgenommen. Ein noch größerer Theil erflehete den kaiserlichen Schutz und erhielten hinlängliches Land in Panonien, Thracien, Macedonien und Italien; ihre Zahl stieg an 300,000. Constantins Ruhm stieg aufs höchste. Die Gesandten Aethiopiens, Persiens und Indiens wünschten ihm Glück und brachten Geschenke von köstlichen Steinen, fremden Thieren und Statuen aus China und Coromandel. Zehn Monate nach dieser pompösen Zeremonie endigte er sein thatenvolles Leben in der Vorstadt Nicomediens, wohin er sich, um seine Gesundheit zu stärken, begeben hatte, und wurde zu Constantinopel begraben. Die Natur hatte den Geist und den Körper Constantins mit den vortreflichsten Geschenken ausgerüstet. Eine hohe Taille, majestätischer Anstand, große Stärke und Geschicklichkeit, frugale Sitten, Liebe zu den Wissenschaften, Heldenmuth und

Po-

Popularität zeichneten ihn aus. Er starb im 66ten Jahr seines Lebens. *)

Kapitel XXII.

Constantin II. am Rhein.

Eine fast allgemeine Verwirrung und schreckliche Ermordungen folgten auf den Tod Constantins. Ein Sohn, Constantin II., regierte in Gallien, der andere, Constans, in Italien und Afrika, und der dritte, Constantius, im Orient. Der Bischof von Nicomedien übergab dem letztern eine Todtenliste als letzten Willen des Vaters. Er verkündigte, daß die Brüder ihn hätten vergiften wollen; alle Entschuldigungen dieser unglücklichen Brüder waren vergebens, die Soldaten wurden ihre Richter und Henker. Alle Gesetze der Gerechtigkeit wurden bei der Ermordung verletzt, welche die zwei Onkeln und die sieben Vettern traf. Dem allgemeinen Morde entgiengen nur die zwei jüngsten Kinder des Julius Constantius, nämlich Gallus und Julian. Die drei Brüder regierten nun und würdigten den Senat, von ihm den Titel Augustus anzunehmen im Jahr 337. Am Rheine schlug Constantin II. die Allemannier und Franken zurück, beruhigte sie bald durch seine Macht, bald durch Geld. Zu Autun hatte er seine Residenz und seine Gunstbezeugungen gegen die Germanier erregten unter den Gaulen ein Mißvergnügen. Magnentius, ein ehrgeiziger Soldat von barbarischem Geschlecht wird durch das

*) Seine Lebensbeschreibung findet man bei Sextus Rufus, Socrates, Sozomenes, Zosimus, Ammianus Marcellinus, Aurelius Victor, Eutropius, Eusebius u. s. w.

das öffentliche Geschrei ermuntert, die Ehre des römischen Reichs zu retten. Marcellinus veranstaltet seine Geburtsfeier zu Autun, wo der kaiserliche Hof damals war. Mitten im Fest und in der Nacht erscheint Magnenz mit dem Purpur und dem Diadem; die Verschwornen grüßen ihn als Kaiser, bemächtigen sich des Pallastes, des Schatzes und der Stadt. Constant war auf der Jagd, bekommt Nachricht von der Revolution und flieht nach den Pyrenäen. Aber er wird eingehohlt von der Kavallerie und ermordet. Die zwei Präfekten von Gallien und Italien erkennen die Autorität des Magnenz. Mit einer Armee von Spaniern, Gaulen, Franken und Sachsen rückt er mit unbegreiflicher Schnelligkeit in die fruchtbaren Ebenen von Nieder-Panonien, da, wo die Sau, Drau und Donau ein großes Amphitheater bilden; hier rückt ebenfalls Constanz heran, um den Tod seines Bruders zu rächen und den Usurpator zu strafen; aber die Armee Magnenz war furchtbar. Der Sommer verstreicht mit verschiedenen Scharmützeln und Evolutionen, endlich kömmt es zur Schlacht bei der Stadt Mursa, itzt Esseck, in neuern Zeiten berühmt durch die Brücke über die Drau und die umliegenden Moräste. Vor der Stadt stellen sich beide Armeen in Schlachtordnung; ungeduldig stunden sie den ganzen Morgen unter den Waffen; Constanz hielt eine ermunternde Rede an seine Armee, floh in eine Kirche, wo er den ganzen Tag im Gebete mit dem Bischof zubrachte. Aber seine Generäle zeichneten sich aus durch ihre geschickte Manövres; sie griffen den linken Flügel des Magnenz an, rückten mit der Kavallerie queer vor, umrangen plötzlich den rechten Flügel, der dem Ungestüm ihres Angrifs nicht widerstehen konnte. Aber Magnenz schloß seine Truppen mit großer

Ge-

Geschicklichkeit bald wieder, und seine gallischen und germanischen Soldaten behaupteten durch ihre Unerschrockenheit die Ruhe der Römer. Der Angriff wurde allgemein mit abwechselnden Erfolg. Die Kavallerie des Constanz entschied den Sieg. Magnenz floh, verfolgt von der Kavallerie bis an die Alpen; er nahm seinen Sitz zu Aquileja und wollte den Uebergang über die Berge und Moräste, welche den Zugang auf Venedig sperrten, streitig machen; aber die Römer haßten ihn wegen der Grausamkeit, die sein Minister Nepotian, ein Sohn der Eutropia und Neffe Constantins, mit der Armee von Sklaven und Gladiatoren ausübte; die Römer öffnen dem Constans die Thore und der Usurpator floh nach Gallien. Aber die Geduld der Gallier war erschöpft. Trier, der Sitz des prätorianischen Gouvernements gab das Signal zum Aufruhr, schloß seine Thore dem Decentius, der den Titel des Cäsars von seinem Bruder erhalten hatte. Von Trier gieng Decentius nach Sens, hier sammelte er eine kleine Armee; aber die Schlacht am Berge Seleucus bei der Dauphiné ließ dem Magnenz nicht die geringste Hofnung, er erstach sich selbst. Seine Anhänger wurden grausam gestraft; die Unschuldigsten wurden dem Exil, der Confiscation, der Tortur und dem Tode überliefert; Constanz kannte kein Mitleiden.

Kapitel XXIII.

Julian, der Retter des Rheinufers.

Constanz vereinigte die getheilten Provinzen des Reichs unter seiner Alleinherrschaft; aber er war ein schwacher Fürst. Eunuchen herrschten an seinem Hofe,

drückten und raubten die Provinzen. Die Quader, die sich mit den Sarmaten vereinigt hatten, die Perser, die entferntesten Stämme, die sich in Klein-Pohlen und hinter den Karpatischen Gebürgen befanden, beunruhigten das Reich. In dem Kriege mit diesen Völkern vergaß Constanz den Rhein. Ein zahlloser Schwarm Franken und Allemannen gieng über den Rhein und haußte barbarisch. Sechszig blühende Städte, Strasburg, Worms, Speier, Mainz, Köln, Trier, Santen, Cleve und andere zahllose Städte und Dörfer wurden verwüstet. Diese Barbaren, ihren alten Gebräuchen getreu, schlossen sich nicht in Städte ein, sie bewohnten die Ufer des Rheins, der Maaß und Mosel und kannten zur Zeit der Gef[illegible] keine andere Festungen als Bäume, welche sie abhaueten und queer über die Wege legten. Die Allemannen ließen sich im Elsas und Lothringen nieder; die Franken nahmen die Insel der Bataver und ganz Brabant ein, welches man damals Toxandrien nannte und als die Wiege der Franken-Monarchie betrachtete. *) Von der Quelle des Rheins bis zu seiner Mündung hatten die erobernden Deutschen bis auf vierzig Meilen gegen Westen in Gallien sich verbreitet. Ganz Gallien war verwüstet, alles war eingeschlossen in den Städten; die Legionen ohne Geld, ohne Waffen und Disciplin zitterten vor ihrer Ankunft.

In diesem gefährlichen Zeitpunkt wählte man Julian, einen jungen Fürsten ohne Erfahrung zur Rettung Galliens. Julian war noch allein übrig von der

*) Toxandrien scheint von dem Toxandria des Plinius herzukommen, welches ein Land voll Bäumen und Morästen bezeichnet und sich von Tongern bis an den Zusammenfluß der Wahl und der Maaß erstreckte.

der zahlreichen Nachkommenschaft des Constantius Chlorus. Gallus, sein Bruder, war noch kürzlich enthauptet, und auch Julian wäre in sein Schicksal verwickelt worden, wenn nicht die standhafte Freundschaft der Eusebia ihn gerettet hätte. Durch ihre Vermittelung wurde er feierlich vom Kaiser zum Cäsar erklärt und nun als Regent nach Gallien geschickt. Der General Sylvanus der die Einfälle der Barbaren in Gallien hindern sollte, nahm zu Köln den Purpur an der Spitze der Legionen und drohete Mayland zu belagern. Nach 28 Tagen wurde er erstochen. Julian geht nach Gallien, bringt zu Vienne den Winter zu, belagert Autun, kömmt nach Rheims, wo sich alle Truppen versammelten; von da marschirt er gegen den Feind; die Allemannen fielen in der Nacht die römische Arriergarde an und hieben zwei Legionen nieder. Julian schlug sich in blutigen Gefechten bis Köln durch; als er die Ruinen Kölns betrachtete, sank er in tiefes Nachdenken. Zu Sens war das Hauptquartier des Winterlagers, eine Menge Germanier umlagert ihn; nur sein Genie rettete ihn nach 30 Tagen. In der zweiten Campagne des Jahrs 357 machte Julian einen ordentlichen Plan, die Feinde auf immer zu demüthigen. Marcellus, General der Kavallerie wurde zurückberufen, Severus kam an seine Stelle. Julian drang an der Spitze der Veteranen und Rekruten kühn in den Aufenthalt der Germanier; von der andern Seite sollte Barbario, General der Infanterie mit 30,000 Mann zu Basel über den Rhein gehen. Auf diese Weise wären die Barbaren zwischen zwei Armeen gekommen; aber dieser Plan wurde durch die Unfähigkeit oder geheime Instruktion des Barbario vereitelt, der sich als einen Feind Julians und als einen Alliirten der Barbaren

zeigte. Er ließ einen Trupp Feinde vor seinem Lager hin- und zurückgehen und die Schiffe und Provisionen der Gallischen Armee verbrennen. *) Die Germanier verachteten einen Feind, der sie nicht angreifen durfte und der schimpfliche Rückzug des Barbario raubte dem Julian die gehofte Hülfe. Julian sah sich in einer Lage, wo er nicht ohne Gefahr bleiben und nicht ohne Schande weichen konnte. Julian machte Friede mit dem allemannischen Heerführer Wadomar, der im Breisgau herrschte; er verjagte die Germanier von den Rheininseln.

Nichts ist merkwürdiger in der Campagne des Jahrs 357 als die blutige Bataille bei Strasburg. Die Allemannen, befreit von der Furcht vor einem Einfalle, machten Anstalten, den jungen Römer zu züchtigen, der ihnen den Besitz eines Landes streitig machen wollte, das sie erobert hatten. Sie wandten drei Tage und drei Nächte dazu an, ihre Armee über den Rhein zu führen. Der wilde Chnodomar, der sich siegreich einer großen Lanze gegen den Magnenz bedient hatte, war der Anführer des Vortrabes; sieben Könige und zehn Fürsten vom königlichen Geblüte, eine zahllose Menge vom alten Adel und 35,000 der tapfersten Germanier folgten dem wilden Chnodomar. Die Hofnung des Sieges wurde ihnen durch einen Deserteur noch gewisser, der ihnen sagte: Julian habe nur eine schwache Armee von 13,000 Mann, und seine Stellung ohngefähr 20 Meilen von ihrem Lager zu Strasburg. Julian war entschlossen, sein ganzes Glück in einer allgemeinen Schlacht zu wagen; er marschierte mit seinen Le-

*) Sie sollen sogar bis Lyon vorgerückt seyn. Gegen sie baute Julian die Festung Zadern.

Legionen in zwei geschlossenen Kolonnen, die Kavallerie zur Rechten, die Infanterie zur Linken. Als er den Feind gewahr wurde: war der Tag schon so weit fortgerückt, daß er die Bataille bis den folgenden Tag verschieben wollte, um seine Truppen durch Nahrung und Ruhe zu stärken; aber er mußte dem Muthe und dem Geschrei der Soldaten nachgeben. Die Bataille begann, die Trompetten schmetterten, Kriegsgeschrei erschallte, ein Getümmel erhob sich auf den Ebenen, beide Armeen rückten mit gleichem Ungestüm gegen einander. Julian kommandirte selbst den rechten Flügel und setzte sein Vertrauen auf seine Schützen und Kurassiere, aber die Glieder wurden in der Verwirrung von Kavallerie und Infanterie zugleich zerrissen, und er sah mit dem tiefsten Schmerz 600 seiner besten Kurassiere fliehen. Julian vergaß seines eigenen Lebens, warf sich ihnen in den Weg, hielt ihnen ihren alten Ruhm vor und führte sie mit neuem Muthe gegen die siegenden Feinde. Der Kampf war blutig und hartnäckig. Die Germanier hatten das Uebergewicht an Stärke, die Römer an Disciplin, und diese half ihnen siegen. Die Römer verloren vier Tribunen und 243 Soldaten; weit größeren Verlust hatten die Germanier, 6000 blieben auf dem Platz, noch mehrere ertranken im Rheine. Chnodomar selbst mit drei andern Fürsten wurden gefangen; Julian behandelte sie menschenfreundlich, schickte sie nach Rom, aber Chnodomar starb aus Verdruß.

Glänzender noch ist die Campagne Julians im folgenden Jahre 358 am Niederrhein. Kaum hatte dieser große philosophische Feldherr die Allemannen aus den Provinzen des Oberrheins verjagt: so wandte er seine Waffen gegen die Franken, besonders gegen den Fran-

ken-

kenstamm der Salier und Chamavier, welche nahe am Ozean auf den Gränzen Galliens und Germaniens wohnten und unstreitig die zahlreichsten und tapfersten Barbaren waren. Sie liebten den Krieg mehr wie den Frieden, sie betrachteten ihn als die Ehre und das Glück des menschlichen Lebens. Ihre Seele und ihr Körper war durch beständige Uebung abgehärtet. Der Schnee des Winters habe so viel Reiz für sie, als die Blumen des Frühlings: so schildern die römischen Schriftsteller sie. Im Monat Dezember, nach der Schlacht bei Strasburg, griff Julian 600 Krieger dieser Nation an, die sich in zwei Kastelle an der Maas geworfen hatten. *) Mitten in dieser harten Jahreszeit hielten sie eine Belagerung von 54 Tagen aus. Von Hunger auf das äusserste gebracht, übertreten sie das erstemal das Gesetz, entweder zu sterben oder zu siegen. Mit unzähliger Mühe bringt sie Julian zur Uebergabe und schickt die Gefangenen unmittelbar an den Hof des Kaisers Constanz, der sie als ein köstliches Geschenk annimmt und sie unter den Kern seiner Truppen steckt. Dieser Widerstand von einer Handvoll Franken ließ den Julian die Schwierigkeit seiner Unternehmung fühlen. Seine Geschwindigkeit setzte die Barbaren in Erstaunen; er befahl seinen Soldaten, sich auf 20 Tage mit Zwieback zu versehen, und pflanzte seine Zelten vor Tongern auf, als die Barbaren ihn noch zu Paris glaubten. Ohne den Franken Zeit zu lassen; verbreitete er seine Legionen von Köln bis an den Ozean und durch das Schrecken und den glücklichen Erfolg seiner

*) Ammianus und Libanius sprechen gar von 1000; das Castellum Menapiorum, welches Julian belagerte, ist ohne Zweifel das schon oft genannte Dorf Kessel zwischen Venlo und Roermond.

ner Waffen brachte er die wildesten Stämme dahin, seine Gnade zu erflehen. Die Chamavier zogen sich willig in ihre Wohnungen jenseits des Rheins zurück; aber die Salier behielten ihre alten Wohnungen in Toxandrien als Unterthanen und Bundsgenossen der Römer. Der Traktat wurde feierlich beschworen und Inspekteurs ernannt, unter den Franken zu residiren und die Bedingungen des Friedens auszuführen. Man erzählet folgende Anekdote, die den Karakter Julians schildert. Als die Chamavier Frieden baten, forderte Julian den Sohn ihres Königs als Geissel; ein dumpfes Schweigen, durch Thränen und Seufzer unterbrochen, mahlte den Schmerz der Barbaren. Ihr Anführer, ehrwürdig durch seine silberweißen Haare, beweinte in einer pathetischen Rede seinen persönlichen Verlust als ein allgemeines Unglück. Während die Chamavier zu den Füßen des Thrones liegen, erscheint der junge Prinz vor ihm, dessen Tod beweint wird. Kaum ist das Freudengeschrei gestillt, so hält Julian eine Rede und sagt: „Betrachtet diesen Prinzen, der euch Thränen kostete; das ist euer Fehler, daß ihr ihn verloren habt; Gott und die Römer geben ihn euch wieder. Ich werde ihn bewachen, ich werde seine Jugend erziehen als ein Monument eurer Tugend und als Preis eurer Aufrichtigkeit. Wenn ihr die Treue verletzet, die ihr mir geschworen habt, so werden die Waffen der Republik eure Treulosigkeit an dem Schuldigen, aber nicht an dem Unschuldigen rächen." Die Barbaren giengen gerührt und voll Verwunderung weg.

Es war für Julian nicht genug, die Barbaren Germaniens aus Gallien verjagt zu haben, er wollte auch dem berühmtesten Cäsar gleich seyn. Nach seinem Beispiele komponirte er auch seine Kommentarien des galli-

gallischen Krieges. *) Cäsar erzählet mit Stolz, er sey zweimal über den Rhein gegangen; Julian konnte sich rühmen, daß er, ehe er den Titel Augustus annahm, die römischen Adler in drei glorreichen Expeditionen jenseits des Rheins gepflanzt habe, nämlich im Jahre 357, 358 und 359. Die Bestürzung der Germanier nach der Schlacht bei Strasburg, machte ihm zu dem ersten Versuche Muth, und der Widerstand der Truppen wurde bald durch seine Beredsamkeit besiegt. Die Flecken an beiden Seiten des Mayns, welche im Ueberfluß von Korn und Heerden blüheten, empfanden alle die Uebel, die ein feindlicher Ueberfall mit sich führt. Die vornehmsten Häuser, mit römischer Eleganz aufgeführt, wurden ein Raub der Flammen; Julian rückte bis 10 Meilen vor, wo ein düstrer, undurchdringlicher Wald, unterirrdische Höhlen und tiefer Schnee ihn aufhielten. Julian baute das alte Trajanische Kastell, welches die Germanier geschleift hatten, wieder auf und bewilligte ihnen einen Waffenstillstand von 10 Monaten. Er gieng darauf nach Paris. Diesen Ort liebte er vor allen und wählte ihn zu seiner Residenz. Seine Zeit brachte er mit Anstalten zu, um die unglücklichen Gallier und Rheinbewohner von den ungeheuren Auflagen des Präfekten Florenz zu befreien; er übernahm selbst die Aufhebung der Kontributionen in Belgien unter dem Beding, daß kein Agent des Präfekten einen Fuß in das Land setzte. Die von den Mißhandlung der geldsüchtigen Prasser befreiten Belgier bezahlten gern die mäßige Steuer, die er forderte und welche die Volksschinder mit aller Brutalität nicht schnell und in so ansehnlicher Summe erhalten konnten.

Nach

*) Libanius, der vertrauteste Freund Julians giebt deutlich zu verstehen, daß sein Held eine Geschichte für gallische Feldzüge geschrieben habe.

Nach Endigung des Waffenstillstandes unternahm er die zweite Expedition über den Rhein, um den Suomar und Ortarius zwei Könige, die in der Schlacht bei Strasburg mit gestritten hatten, zu demüthigen. Sie mußten alle römischen Gefangenen wieder herausgeben und das den Galliern Geraubte ersetzen. Seine dritte Expedition war noch glänzender und nützlicher. Die Germanier hatten alle Kräfte gesammelt und wollten die Brücken über den Rhein zerstören, um den Römern den Uebergang zu erschweren; eine geschickte Diversion vereitelte ihren Plan. 300 leichtbewafnete Soldaten giengen in 40 kleinen Fahrzeugen still den Fluß hinauf und landeten nahe an dem Posten der Feinde. Die barbarischen Chefs lagen in sicherer Trunkenheit und waren beinah in ihren nächtlichen Festen überrascht. Die ganze Armee folgte. Ohne die Schrecken und Verwüstungen zu wiederhohlen wird es genug seyn zu sagen, daß Julian sechs der mächtigsten allemannischen Königen Friedensbedingungen vorschrieb; dreien unter ihnen erlaubte er, die unter den Römern herrschende strenge Disciplin und den Pomp des römischen Lagers zu sehen. Im Gefolge von 20,000 erlößten Gefangenen gieng Julian über den Rhein zurück, und endigte einen Krieg, der ihm unvergängliche Lorbeeren brachte.

Nach dem Kriege widmete Julian seine Muße den edelsten Geschäften. Die verwüsteten Städte ließ er aufbauen und wichtige Posten zwischen Mainz und der Mündung des Rheins anlegen. Von den sieben Posten sind Bingen, Andernach, Bonn und Neuß bekannt, die drei andern: Tricesima, Quadriburgium und Castra Herculis existiren nicht mehr; aber auf dem Platz von Quadriburgium scheint Schenken-

ken-

kenschanz zu liegen. Der Eifer Julians beschleunigte das Werk und sein Eifer theilte sich den Truppen so mit, daß die Hülfsvölker, welche von der Arbeit nicht wollten ausgenommen seyn, die schwersten unternahmen und sie eben so fertig als die römischen Soldaten ausführten. Nicht blos sorgte Julian für die Sicherheit des Volks und der Legionen, sondern auch für ihre Subsistenz. Der Ackerbau war durch den Krieg aufgehoben, aber die väterliche Sorge Julians belebte ihn. Sechs Schiffe mit Korn beladen ließ er aus Britannien kommen und vertheilte sie in den Städten. Die Siege Julians verschafften der Rheinschiffahrt die Sicherheit, welche Constanz vergebens durch einen jährlichen Tribut erkaufen wollte. In den Winterquartieren beschäftigte sich Julian mit der bürgerlichen Administration und zog die Geschäften der Obrigkeit Denen eines Generals vor. Als sich der stolze und entnervte Präfekt Florenz beim Kaiser über die Tugend des Julians beschwerte: so wollte ihm der Kaiser Vorwürfe machen; aber mit Wärme und Freimüthigkeit erkärte sich Julian: „Ist es einem Schüler des Aristoteles und Platos möglich, anders zu handeln? Darf ich die mir anvertrauten unglücklichen Unterthanen verlassen? Muß ich sie nicht schützen gegen unbarmherze Räubereien? Gott wird mich schützen! Wenn man mich verdammt, so wird mich mein Gewissen trösten. Wenn man mir einen Successor schicken wird: so eile ich, mich ohne Reue zu unterwerfen.“ Julian fuhr fort, Gallien zu schützen, Friede und Ruhe zu befestigen, die Städte wieder herzustellen, Industrie und Ackerbau zu beleben, Manufakturen und Handlung blühend zu machen, Künste und Wissenschaften zu befördern, die Gesetze zu handhaben und die Stellen mit ehrwürdigen und redlichen Männern zu besetzen. Julians Regierung glänzt am Rhein

als

als Stern der ersten Größe. Noch mehr verdankt ihm Paris, welches seine gewöhnliche Residenz war. Diese prächtige Stadt war damals eine Insel in der Seine und hieß Lutecien. Das Klima, die Sitten dieser Gegend erinnerten Julian an seinen Aufenthalt in Asien.

Während die Römer unter der schändlichen Tyrannei der Eunuchen seufzten, erschallte das ganze Reich von den Thaten Julians an den Ufern unsers Rheins. Die Barbaren zitterten vor ihm; prächtige Städte, Gebäude, Statuen, Monumente stiegen empor. Die Soldaten genossen die Ehre des glücklichen Erfolgs mit ihm. Aber der Hof des Constanz sah mit niedriger Eifersucht auf den jungen Helden herab und betrachtete den Freund des Volkes als den Feind des Hofes. Die Eunuchen stellten ein lächerliches Bild von Julian auf, bezeichneten den philosophischen Krieger als einen Affen, der den Purpur angelegt habe. Die bescheidenen Depeschen, welche Julian an den Hof schickte, wurden als Fabeln eines wortreichen Pedanten verschrieen. Der Glanz seiner Siege und der laute Jubel des ganzen Volks brachte diese entnervten und entmannten Tadler zum Schweigen. Aber der Kaiser hatte den niedrigen Ehrgeiz, seinem ehrenvollen General die Krone des Verdienstes zu entreißen. In den Briefen, welche nach der damaligen Gewohnheit mit Lorbeeren geziert in die Provinzen geschickt wurden, um die Siege bekannt zu machen, war der Name Julians mit Fleiß ausgelassen und Constanz als Sieger gerühmt. Aber dieses lächerliche Benehmen konnte weder das Publikum lange täuschen, noch der Eitelkeit des Kaisers ein Genüge leisten. Innig überzeugt, daß der Ruhm Julians ihm die Liebe der Römer erwarb und umgeben mit Schmeichlern, die das Ende Julians wünschten, zitterte der feige Constanz vor dem

gro=

großen Julian. Mit List will man ihn entwaffnen und zu Grunde richten.

Die gallischen Legionen wurden zu dem Ende im April 360 abgerufen, unter dem Vorwande, die Unruhen des Orients zu stillen. Man will diese getreue Legionen dem Julian abnehmen und sie gegen Persien gebrauchen. Als Julian zu Paris an dem Wohl Galliens arbeitete, meldete man ihm die Ankunft eines kaiserlichen Kommissärs und Tribunen, welche ihm den Befehl zeigten, daß vier ganze Legionen, die Celten, Heruler, Petulanten und Batavier gleich die Fahne Julians verlassen und aus den andern Legionen 300 der jüngsten und stärksten Soldaten heraustreten und sich gleich in Marsch nach Persien setzen müßten. Julian sah und beweinte die Folgen dieser übereilten Befehle. Der größte Theil dieser Truppen war unter der Bedingung angeworben, daß man sie nicht über die Alpen führen wollte. Die Ehre und das Wort Julians waren Bürge dieses militärischen Traktats, und eine Folge gewaltsamer Treulosigkeit mußte die Legionen reizen. Die Legionen, die ihr Vaterland liebten, und besonders die Gallier am Rheine, die die Ufer schützen wollten, widersetzten sich gleich der Abreise, stellten vor, daß alles vergossene Blut nun umsonst verschwendet sey; man würde die Rheingegenden nun wieder überfallen und verwüsten. Julian war sich hier selbst überlassen; die ränkevollen Eunuchen hatten seinen besten Freund, den Salluste, weggeschafft; der General der Kavallerie, Lupicinius, war in Britannien gegen die Pikten und Schotten; Florenz war nach Wien, den Tribut zu sammeln. Nach einem heftigen Kampfe war Julian gezwungen, zu erklären, daß der Souverän allein über das allgemeine Wohl entscheiden müße. Er un-

unterzeichnete die Befehle des Kaisers und die Truppen mußten sich in Marsch setzen. Die verschiedenen Korps rückten trauernd an den bestimmten Versammlungsort, durchbrachen mit Mühe die Menge der versammelten zitternden Bürger; man hörte von allen Seiten Schluchzen und Seufzen; die Weiber der Soldaten liefen herzu mit ihren Kindern auf dem Arm; sie weinten laut. Diese Szene rührte den Julian; er bewilligte eine Anzahl Karren, Weiber und Kinder wegzubringen und suchte die Befehle zu mildern, deren Härte er fühlte. Aber die Soldaten ließen ihr Mißvergnügen blicken, daß sie sich von ihrem geliebten General trennen sollten. Der Schmerz der gewaffneten Menge verwandelt sich bald in Wuth, das Murren wird zum Geschrei, der Aufruhr bricht aus. Die Tribunen publizirten ein Libell, welches die Demüthigung des Cäsars, das Unglück der Armee und die verächtlichen Laster der asiatischen Tyrannen mit den lebhaftesten Farben schilderte. Die Abgesandten des Kaisers standen bestürzt und drangen in den Fürsten, die Abreise zu beschleunigen; aber unvorsichtigerweise verwarfen sie den Rath Julians, die Truppen nicht durch Paris marschieren zu lassen, weil gefährliche Folgen daraus entstehen könnten.

Sobald man die Ankunft der Truppen ankündigte, bestieg Julian das Tribunat, welches er vor den Thoren der Stadt hatte errichten lassen, und hielt eine studierte Rede. Er erhob die Thaten der Legionen und wünschte ihnen Glück, daß sie bald unter den Augen eines mächtigen und großmüthigen Monarchen dienen und Lorbeeren einsammeln würden. Die Soldaten wollten ihren geliebten General nicht durch Geschrei unterbrechen, aber auch nicht ihren Befall heucheln, sie giengen zu ihren Quartieren. Julian traktirte einige der

vor-

vornehmsten Offiziere und bezeugte seinen Schmerz, daß er ihnen ihre Siege nicht belohnen könne. Voll Schmerz und Ungewißheit giengen die Offiziere zurück, beweinten die Härte des Schicksals, sich von ihrem Vaterlande und ihrem General trennen zu müßen. Ein einziges Rettungsmittel wird vorgeschlagen und allgemein bewilligt. Die Soldaten von Wein und Freiheit am Abend vor ihrer Abreise entflammt, kamen in Menge, mit Degen bewaffnet, in die Vorstadt, umgaben den Pallast Julians und ließen den Platz vom Geschrei: Julian sey Kaiser, erschallen. Der Fürst, unterbrochen in seinen tiefen Betrachtungen durch das tumultvolle Geschrei ließ die Thoren des Pallastes sperren und verbarg, so lange er konnte, in dem Dunkel der Nacht seine Würde. Aber beim Anbruch des Tages drängen die Soldaten, empört durch seinen Widerstand, in den Pallast, brachten ihn auf das Tribunal und grüßten ihn als Kaiser. Julian beschwor sie, auf ihr Unternehmen Verzicht zu thun, schalt ihre Untreue und versprach, wenn sie zu ihrer Pflicht zurückkehrten, die Verzeihung des Kaisers ihnen zu vermitteln. Aber die Soldaten erkannten ihren Fehler, rechneten mehr auf die Gnade Julians als des Constanz; ihr Eifer wurde Ungeduld, ihre Ungeduld Wuth; Julian mußte wählen, entweder als Kaiser zu regieren oder zu sterben. Man hob ihn auf ein Schild unter dem Zuruf der ganzen Armee; ein reiches militärisches Band diente statt des Diadems; Julian war Kaiser im Occident.

Gleich schickte er eine Gesandschaft an Constanz mit der Nachricht von dem, was vorgefallen, bezeugte seine Unschuld vor Jupiter, Mars, Minerva und allen Göttern, wollte den Bürgerkrieg verhüten; bezeugte, er wolle sich begnügen mit dem ruhigen Gallien; verspricht jähr=

jährlich eine Anzahl spanische Pferde zu liefern, die Armee zu rekrutiren und einen Präfekten anzunehmen. Während der Gesandschaft an den Kaiser zeigte es sich schon, wie nöthig die Legionen am Rheine waren; Julian muß eine fünfte Expedition gegen die Germanier am rechten Rheinufer im Jahr 360—361 unternehmen. Die grausame Verfolgung der Faktion des Magnentius hatte Gallien mit Vagabunden angefüllt, denen Julian eine Amnestie ankündigt und sie aufnahm. Zu Cleve warf Julian eine Brücke über den Rhein und züchtigte einen Stamm der Franken, die Attuarier, welche die Gränzen verwüstet hatten. Nach dem Siege über diese Völker untersuchte er alle Festungen am Rheine von Cleve bis Basel und besonders die Kantone, welche die Allemannen verwüstet hatten. Er kam durch Besanzon und wählte Vienne zu seinem Winterquartier. Wandomar, ein zweideutiger Karakter, der in römische Dienste getreten war, war der einzige Fürst, welcher die Aufmerksamkeit Julians verdiente. Auf einem anstellten Feste nahm ihn Julian gefangen, schickte ihn nach Spanien und brachte seine Länder zum Frieden.

Unterdessen kam die Gesandschaft an Constanz zurück; der von Julian angebotene Traktat war verworfen. Der Kaiser wütete, die Prinzessinn Helene, Gemahlin Julians suchte ihn zu besänftigen, aber vergebens. Lange werden fruchtlose Unterhandlungen gepflogen; Constanz ist noch durch viele feindliche Einfälle verhindert, sich gleich an Julian zu rächen, er setzt seinen Marsch gegen die Perser fort und fordert von Julian, auf den Titel Augustus zu resigniren. Julian beschloß, Glück und Leben dem Spiele des Krieges zu überlassen, die ganze Armee schwor, ihn zu vertheidigen. Julian mußte schleunige Maaßregeln treffen; auf-

ge-

gefangene Briefe zeigten, daß sein Rival die Barbaren reitze, die occidentalischen Provinzen anzufallen. Die Lage der zwei Magazinen, eins am Constanzer See, das andere an den Cottianischen Alpen, zeigten den Marsch und die Zahl der Armee. Die Armee bricht auf, Julian theilt sie bei Basel in drei Kolonnen. Nevilla, General der Kavallerie, führte ein Korps von 10,000 Mann in die Provinzen Rhätien und Norica; eine andere Division folgt durch die engen Pässe der Alpen unter Jovian und Jovinian; Julian behielt für sich den schwersten Posten, zog mit 3000 Freiwilligen durch den Schwarzwald an die Quelle der Donau; sie marschieren immer in Schlachtordnung. An der Donau bemächtigt sich Julian einer Flotte und schiffte seine Truppen hinab in Panonien, neunzehn Meilen von Sirmium. Alles stund erstaunt über die Ankunft Julians, alle Städte nahmen ihn mit Freuden auf. Auf Postwagen mußte Constanz seine Macht dem Julian entgegen schicken. Aber Julian wird nicht in die grausame Nothwendigkeit gesetzt, die er so pathetisch beweint; das Blut der Unterthanen befleckte nicht seine Macht. Der Tod des Constanz rettete das römische Reich von den Uebeln des Bürgerkrieges. Der Kaiser ungedultig, das Vergnügen der Rache zu schmecken, war mit einem kleinen Fieber bei Annäherung des Winters von Antiochien gereist. Die Ermüdung der Reise und die Bewegung des Gemüths vermehrten es, er starb auf der Reise den 13ten November 361.

Ende des ersten Theils.



